







VOM WERDEN DER NATIONEN

VON

MAX LENZ

„In den Nationen selbst erscheint die Geschichte der Menschheit.“ *Ranke.*



MÜNCHEN UND BERLIN 1922
DRUCK UND VERLAG VON R. OLDENBOURG

KLEINE HISTORISCHE SCHRIFTEN

BAND I.

Conrad Varrentrapp

zum Gedächtnis.



Vorwort zur ersten Auflage.

Von den hier vereinigten Schriften ist bereits ein Dutzend als »Ausgewählte Vorträge und Aufsätze« in Arnold Reimanns Deutscher Bücherei (Bd. 18) erschienen. Diese werden darin, nachdem sie in drei starken Auflagen verbreitet wurden, nicht mehr ausgegeben werden, so daß die vorliegende Sammlung für sie die vierte Auflage bedeutet. Maßgebend für die Auswahl war jetzt wie früher der Gesichtspunkt, nur dasjenige zu geben, was einen weiteren Leserkreis gewinnen kann. Ausgeschlossen blieben darum Polemik und Spezialuntersuchung; auch da, wo von diesem Grundsatz abgewichen ist (Nr. 3, 10, 23), darf wohl nach der Natur des Stoffes ein allgemeineres Interesse vorausgesetzt werden. Fortgelassen sind ferner mehrere Aufsätze, die bereits in Sonderausgaben erschienen sind, sodann solche, die eins der Themen dieser Sammlung zum zweiten Male behandelt haben oder, wie ein längerer Aufsatz über Marie Antoinette (in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. 78), unvollendet blieben; während noch andere, die nach Inhalt und Anlage wohl hineingehört hätten, gestrichen wurden, weil der Band zu sehr anzuschwellen drohte.

Den Anstoß zur Veröffentlichung gab mein Freund Arnold Reimann, der mir bereits die ältere Sammlung für seine Deutsche Bücherei abgewann, und der, wie früher, so auch jetzt die Last der Korrekturen in liebenswürdigster Bereitwilligkeit auf sich genommen hat.

Berlin, im November 1910.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Dem mehrfach von meinen Rezensenten ausgesprochenen Wunsch, die Sammlung meiner kleinen historischen Schriften noch durch andere bereits gedruckte Vorträge oder Aufsätze ergänzen zu wollen, kann ich leider nur in beschränktem Umfang nachkommen. Denn sie in die vorliegende Reihe einzuschieben machten äußere Gründe unmöglich, und sie anzuhängen verbot sich bei den meisten deshalb, weil dadurch die innere Einheit gestört wäre, welche die Sammlung haben soll. Nur bei den beiden Stücken, um die ich heute das Buch vermehre, war dies möglich. Denn die Rede über Rankes biographische Kunst und die Aufgaben des Biographen knüpft an den Anfang an und schließt so die Kette, welche das Ganze bildet, während die Ansprache an meine Berliner Kommilitonen bei ihrem Festkommers zu Ehren unseres Kaisers am 18. Juni dieses Jahres, dem Tage von Waterloo, wohl als Epilog des Buches gelten darf.

Berechtigter vielleicht und jedenfalls erfüllbar war der Wunsch, dem ich gern nachkomme, nicht bloß das Jahr, sondern auch die Stelle, an der jeder Beitrag zuerst veröffentlicht wurde, anzugeben. Es erschienen: Nr. 1 in der »Gartenlaube«; 2 im »Hamburger Korrespondenten«; 3 in der »Historischen Zeitschrift«; 4 in der »Deutschen Wochenschrift«; 5 in den »Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte«; 6 in der »Nationalzeitung«; 7 und 9 in der »Deutschen Gedenkhalle«; 12 in der »Schlesischen Zeitung«; 25 in der »Allgemeinen Deutschen Biographie«; 33 in den »Berliner Akademischen Nachrichten«. Aus den »Preußischen Jahrbüchern« stammen 10, 11, 13, 14, 19, 24; auch die beiden Universitätsreden 8 und 32 sind dort der weiteren Öffentlichkeit zunächst zugänglich gemacht worden, sowie die Akademierede über Wilhelm I. (26) in der »Cosmopolis«.

15, 20, 21, 28, 30 standen ursprünglich in der »Woche«; 16, 18 und 29 wieder in der »Cosmopolis«; 17, 22 und 27 in »Velhagen und Klasings Monatsheften«; 23 und 31 in der »Deutschen Rundschau«.

Vor drei Jahren, als das Buch erschien, konnte ich es noch dem Manne, dessen mir und vielen teuren Namen das erste Blatt trägt, in die Hände geben, als meinem Lehrer und Freunde, von dem ich schon auf der Universität in Bonn und dann erst recht als junger Dozent in Marburg gelernt hatte. Vieles von dem, was darin steht, haben wir in zwölfjährigem gemeinsamen Wirken, in täglichem Umgang durchgedacht und durchgesprochen; und wenn uns dann das Leben auseinandergeführt hat und auch die Anschauungen nicht in allem und jedem die gleichen geblieben sind, so bin ich doch, wie seiner Freundschaft, so der gemeinsamen Grundansicht über das Wesen und die Ziele unserer erhabenen Wissenschaft gewiß geblieben. An jene Zeiten sollte den Lebenden dies Buch erinnern. So möge es in der neuen Gestalt dem Gedächtnis des treuen und tapferen Mannes gewidmet bleiben.

Berlin, im Oktober 1913.

Max Lenz.

Inhaltsverzeichnis.



Leopold Ranke.

(1885).

Das erste Buch, das Leopold Ranke geschrieben hat, öffnete ihm, dem Dreißigjährigen, mit einem Schlage die Schranken der akademischen Laufbahn, der sein stilles Sehnen und Hoffen galt, und die allein ihm die Muße und Bewegungsfreiheit geben konnte, die zur Tat strebenden Kräfte seiner genialen Natur in ungestörter Forscherarbeit breit zu entfalten. Bis dahin war er ein der gelehrten Welt so gut wie unbekannter Gymnasiallehrer zu Frankfurt a. O. Hier hatte er jenes Werk aus der sonst nicht benutzten Bibliothek eines Professor Westermann herausgearbeitet; ohne Honorar zu empfangen, hatte er es Georg Reimer zum Druck übergeben. Das Buch verschaffte ihm alsbald Namen und Stellung. Wenige Monate später, Ende März 1825, ward er als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Berlin berufen, in den Kreis der Savigny und Hegel, an die Universität, welche, wie er selbst rückblickend gesagt hat, »noch unmittelbar in jenem Geiste, in welchem sie gestiftet worden war, lebte, in der Vereinigung der preußischen Strenge und Zucht mit der Vielseitigkeit und Tiefe der deutschen Nation«: in dem Kampf der beiden Parteien, welche damals in allen Disziplinen miteinander rangen, der philosophischen und historischen, hat er dann über zwei Menschenalter hindurch als Vorkämpfer der historischen Richtung für die politische Historie hier im Zentrum der deutschen Wissenschaft und Staatsidee gewirkt. Entfernte er sich von Berlin, so geschah es fast immer, um neue Schätze aus den Archiven der Staaten, deren Leben er erforschte, zusammenzutragen. Sonst

aber, bis zu einem Alter, wo er das Ziel, welches der Psalmist setzt, längst überschritten hatte, lebte er ganz daheim unter seinen Büchern, in der Wohnung, die seit Jahrzehnten seine Arbeitsstätte war, in immer gleich geregelter und unermüdlicher Tätigkeit, zurückgezogen von dem Getriebe der Welt, dem er doch mit freier und lebendiger Aufmerksamkeit folgte — und unter dem Blicke des Greises entrollten sich noch einmal die allgemeinen Geschicke; aus den echtesten Quellen schöpfend, durchschritt er mit jugendlicher Kraft, ja mit stürmischem Eifer den Kreis der Nationen, in deren »lebendiger Gesamtheit« das allgemeine Leben hervortritt, die Geschichte der Menschheit erscheint.

Alle Welt spricht davon, daß Leopold Ranke die moderne historische Methode ausgebildet oder doch wenigstens auf die mittlere und neuere Geschichte übertragen habe; vier Generationen deutscher Forscher nennen ihn darin ihren Meister. Er selbst aber ist nicht in dieser historischen Methode groß geworden: Historiker von Fach ward er erst mit dem Buch, in dem er die Bahnen seiner Lebensarbeit und die nicht zu vertilgenden Grundlinien der deutschen Geschichtswissenschaft gezogen hat. Weltgeschichtlich allerdings waren die Ereignisse, welche die Jahre seiner Ausbildung begleiteten. Geboren in der Zeit, wo das vulkanische Feuer, welches den morschen Staatsbau des alten Frankreichs verzehrt hatte, in furchtbaren Ausbrüchen über die Grenzen hinwegschritt (zu Wiehe im Unstruttal am 21. Dezember 1795), erlebte er elf Jahre später, wie die revolutionäre Lava seine thüringische Heimat erreichte: die Donner der Schlacht von Jena dröhnten aus der Ferne dumpf an das Ohr des Knaben; er sah die Fliehenden, die Verwundeten, wie sie in dem Hause der Eltern kurze Rast und Erquickung fanden, und wie dann die übermütigen Sieger raubend den friedlichen Ort durchzogen.

Als der Vater ihn auf die Schule nach Pforta brachte, stand Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht; und eben war die Übermacht des Gewaltigen auf den Feldern von Leipzig zerbrochen worden, als der Jüngling in derselben Stadt wieder von dem Vater bei seinen Universitätslehrern eingeführt wurde. Hier

studierte er, während auf den Schlachtfeldern jenseits des Rheins wie durch die Verhandlungen von Wien und Paris die Karte Europas umgestaltet wurde, und mußte zusehen, wie sein Heimatland von Sachsen losgerissen und Preußen zuerteilt ward; und er hatte kaum seine Studien beendigt, als die vaterländische Romantik der deutschen Bursche sich in dem Enthusiasmus des Wartburgfestes Luft machte.

Doch dürfte man nicht glauben, daß Ranke durch die elementaren Kräfte, welche in dieser Epoche zum Durchbruch kamen, und von denen jene Feier ein weithin wirkender Nachhall war, unmittelbar gepackt und beeinflußt wäre. Friedlichere Geister haben sein Leben gestaltet. In den patriarchalisch engen Verhältnissen eines kursächsischen Landstädtchens wuchs er auf. Einige Edelleute, die Offiziere einer Husarenschwadron, die Pfarrer und wenige Beamte, dazu etwa noch Rektor und Apotheker, das waren die Honoratioren des Ortes. Zu ihnen gehörte Gottlob Israel Ranke, der als Anwalt und Gerichtsdirektor dreier adliger Familien wirkte. Noch steht das Wohnhaus, nahe der Stadtmauer, dort wo die Ranke'gasse sich zum Riesbach hinabsenkt, an dessen umbuschten Ufern in den Frühlingsnächten ein Heer von Nachtigallen schlägt. Ein stattliches Anwesen, mit Hof und Garten, Stall und Scheuer; denn zu ihm gehörte ein Landgütchen, der »Berg«, welches der Vater durch seinen Knecht, den treuen Dietsch, bewirtschaften ließ. Der Geist der Arbeit und Pflichttreue, des Frohsinns, der Wahrhaftigkeit waltete in dem Hause. Der Ernst des Vaters, die Milde der Mutter begegneten sich in der gleichen Liebe zu den aufblühenden Kindern.

Ein sonniger Glanz des Glückes, selten vom Kummer getrübt, lag über diesen Jahren im Elternhause gebreitet. Lebendige Religiosität, in den alten strengen Formen erhalten und genährt, durchdrang das Ganze. Mit ungemeiner Sorgfalt widmete sich der Vater der Erziehung seiner Knaben; staunend bemerkte er die Begabung und Schwungkraft des Erstgeborenen, den selbständigen Sinn, mit dem dieser das Heilsame und Rechte erkannte. Früh gab er ihn aus dem Hause. Zunächst nach Kloster-Donndorf, das nur eine Stunde weit auf einer Höhe vor dem Walde

liegt. Oft noch sah Leopold hier die Seinen. Wenn er dann dem Bruder Heinrich auf dem Heimwege das Geleite gab, erzählte er ihm wohl mit wundervoller Lebendigkeit von den Geschichten des trojanischen Krieges, die er in der Klasse gelernt hatte: der hellenischen Vorwelt »silberne Gestalten« umfingen da die jugendlichen Seelen. Doch auch die Geister einer großen nationalen Vergangenheit weben über den frischen Wiesen, den wogenden Kornfeldern der Güldenen Aue, über dem raschen tiefen Strom, der sie durchzieht, über den prächtigen Laubwäldern, die das Gelände ihrer Berge krönen: sie umschwebten den Knaben, wenn er auf oder, wie man dort sagt, in dem »Berge« stand (denn es war ehemals ein Weinberg), unter dem uralten Birnbaum, der seit tausend Jahren, hieß es, seitdem die christliche Gesittung hier gepflanzt ward, seine schweren Fruchtzweige über diesen Abhang breitete. Das sind die Gefilde, die Wälder, wo nach der Überlieferung König Heinrich der Sachse am liebsten geweilt und gejagt hat. Flußaufwärts sucht das Auge jenes Ritteburg, auf dessen Feldern wohl der König die Magyaren schlug; dort im Pfarrhause hat die Wiege von Rankes Vater gestanden. Weiterhin, in mäßiger Entfernung, wölbt sich der turmgekrönte Gipfel des Kyffhäusers. Im Osten aber, eine gute Stunde unterhalb Wiehe, erinnert wieder Memlebens schöne Ruine an die Todesstunde des Sachsenkönigs. Die Schatten des Begründers unseres alten Reiches und seines glänzendsten Helden walten über diesem Tale.

Auch auf der Pforte umgaben den Knaben, der hier zum Jüngling heranreifte, die begrenzten Verhältnisse des heimatlichen Lebens. Die Anstalt zeigte noch ganz den Charakter, der ihr eingepflanzt war, humanistischer Schulung und konfessionell gebundener Religiosität: die Lehrer, an ihrer Spitze der gestrenge Rektor Ilgen, sämtlich Theologen und gewiegte Lateiner; einer unter ihnen trug gar noch Zopf und Perücke: Hausordnung und Unterricht waren in klösterlicher Gemeinsamkeit straff geregelt. Aber in den engen Formen pulsierte doch wieder jugendlich frisches Leben, gezügelt nur durch die pflichtstrengen Vorschriften, angespornt durch die wetteifernde Gemeinschaft des Umgangs und

der Arbeit, und durch das eifrigste Studium des klassischen Altertums mit Idealität und Schönheitssinn erfüllt. Die großen Weltbegebenheiten berührten freilich nur mit leichtem Wellenschlage die klösterlichen Mauern. Selbst als der sächsische Boden unter den ersten Schlägen der großen Erhebung erdröhnte, und der Sturm hart an der Gemarkung des Klosters vorüberzog, konnten sich die Jünglinge schwer von dem inneren Widerstreit lösen, in den sie die Haltung ihres Landesherrn bringen mußte, der auch damals noch sein Geschick mit dem Napoleons verknüpft hatte. Erst die Leipziger Schlacht nahm von den jugendlichen Gemütern den Bann, unter dem ihr nationales Empfinden gehalten war.

So wirkte denn auch auf der Universität vor allem der Geist des Altertums auf Ranke ein. Hatte er aber in Pforta sich besonders mit den griechischen Tragikern beschäftigt, so zog ihn in Leipzig vornehmlich Thukydides an. Es war, wie er sagt, der erste große Historiker, durch den er in der Tiefe ergriffen wurde; mit äußerstem Fleiße habe er in seiner kleinen Stube in der Hainstraße sich der Lektüre desselben hingegeben. Nächst ihm habe er Niebuhrs Schriften mit nicht geringerem Eifer zu studieren begonnen. Eine andere Richtung habe ihn bald darauf zu den Werken Luthers geführt, durch die er keinen geringen Impuls erhalten habe. Der antike und der zeitgenössische, kritische Historiker also, welche mit staatsmännischem Blick und in einer klassischen Form die Geschichte von Hellas und von Rom schrieben, und Thüringens größter Sohn, der deutsche Reformator, der auf dem ewigen Grunde des Evangelium die Scheidung des Weltlichen und Geistlichen vollzog, »der das große Gespräch begann, das die seitdem verflossenen Jahrhunderte daher auf dem deutschen Boden stattgefunden hat« — das sind die drei Geister, denen Ranke die Grundelemente verdankt, aus denen sich seine historischen Studien auferbaut haben. Nach ihnen nennt er als vierten Fichte, den sittlich-kühnen Denker, dessen religiös-ethische und national-politische Ideen, wie sie an Luther erinnern, so auch mit Rankes Auffassung sich innerlich nah berühren.

Wie hätte aber Ranke, von diesen Heroen der Klarheit und der Kraft geleitet, sich in den phantastischen Nebeln der Ro-

mantik verlieren mögen, welche damals Kunst und Leben, Literatur und Politik mit strebender Unruhe erfüllte! Daß er sie begriffen hat, dafür zeugen seine Werke; niemand hat ihren Geist in Vergangenheit und Gegenwart wärmer, glänzender, wahrer geschildert. Aber sie vermochte ihn nicht mehr zu übermannen. Da sie in der Vollkraft ihrer berauschenden Blüte stand, trat er ihr klaren Auges, mit der überlegenen Objektivität des Historikers entgegen. Gerade in den Jahren ihrer Herrschaft, eben in Frankfurt, schrieb er jenes erste Werk, welches in Kritik und Auffassung bereits den vollen Stempel seines Geistes trägt, die »Geschichte der romanischen und germanischen Völker«.

In dem Titel ist schon der Grundbegriff, in dem alle Werke Rankes gedacht sind: die Einheit der romanischen und germanischen Nationen, im Gegensatz zu den bisher vorherrschenden Anschauungen: einer allgemeinen Christenheit, der Einheit Europas, endlich auch der analogsten, einer lateinischen Christenheit; denn zu dieser gehören auch slawische, lettische, magyarische Stämme, welche eine eigentümliche und besondere Natur haben. In der Völkerwanderung ward jene Einheit begründet, in dem Zusammentreffen der nationalen, staatlichen und kirchlichen Kräfte, welche auf dem Boden des westlichen, des lateinischen Imperium lebten. In dem Kreise dieser Völker wuchs fort, was sich von den Kulturelementen der alten Welt durch jene Jahrhunderte der Stürme hindurch gerettet hatte; sie haben in der päpstlichen und der kaiserlichen Gewalt, in ihren kirchlich-politischen Kolonisationen, in allen Formen ihrer staatlichen, geselligen und kirchlichen Organisation, in allen Äußerungen ihres künstlerischen und literarischen Geistes gemeinsam die mittleren Jahrhunderte erfüllt und gestaltet. Die fremden Nationen an den Grenzen werden abgewehrt oder unterworfen und assimiliert, aber auch dann sind sie nur nebengeordnete, dienende Glieder: Träger der welthistorischen Entwickelung bleiben die sechs Nationalitäten, in welchen die romanischen und germanischen Elemente unter dem Vorwalten des einen oder des andern gemischt sind, eine in Kampf und Verkehr unablässig bewegte, hin- und herflutende, schließlich

doch fortschreitende Gemeinschaft. Indem Ranke in der Einleitung jenes Buches diese Einheit durch die Geschichte des Mittelalters hin verfolgte, faßte er als besondere Aufgabe nur die Epoche ihrer Zertrennung ins Auge, welche das neue Weltalter bedingte: die Ausbildung des spanisch-habsburgischen und des französischen Machtsystems sowie die Spaltung durch die Reformation war das Thema; der erste Gang dieser Entwicklung, bis 1535, sollte betrachtet werden; was zunächst erschien, umschloß die 20 Jahre von 1494 bis 1514, »gleichsam den Vordergrund der neueren Geschichte«.

Das Buch blieb in dieser Form Fragment und hat daher in dem Kreise der Rankeschen Werke eine Stellung für sich. In Kraft und Fülle der Anschauung, in der lebensvollen Darstellung steht es einzig da; eine Gestalt z. B. wie Savonarola ist mit einer Schärfe der Linien und einer Leuchtkraft der Farben geschildert, welche unmittelbar an den künstlerischen Konfrater des feurigen Prädikanten, an Fra Bartolomeo erinnert. Doch fehlt es nicht in Sprache und Gruppierung an Elementen der Gärung, welche besonders durch die literarischen Vorbilder und die Materialien der Forschung bedingt waren; mit deren Erweiterung, mit der wachsenden Erkenntnis mußten sie sich abklären; der Grundbegriff selbst gestaltete sich unter dem vergrößerten Gesichtskreise umfassender. Den Übergang bemerken wir nach Form und Inhalt in dem zweiten Buch, »Die Osmanen und die spanische Monarchie im 16. und 17. Jahrhundert«, das als erste Abteilung eines umfassenderen Werkes, »Fürsten und Völker von Südeuropa« in der gleichen Epoche, 1827 zur Ausgabe kam; wie es denn auch bereits aus archivalischen Quellen geschöpft ist. Die »Geschichte der Päpste« sodann, noch als Ausführung jenes Gesamttitels gedacht, nach der Rückkehr von der epochemachenden italienischen Reise (1831) vollendet, zeigt das volle Gepräge der Meisterschaft. Staunend bemerken wir, daß Ranke in dieser Höhezeit seines Schaffens, in den Jahren, wo er die »Historisch-politische Zeitschrift« herausgab (1832 bis 1836), seine Lebensarbeit in ihrem vollen Umfange erfaßt und vorgezeichnet hat.

Das Fragment über die »Großen Mächte«, welches den zweiten Band jenes Unternehmens eröffnete, enthält, wenn wir von der Weltgeschichte absehen, deren Vollendung Ranke leider vom Geschick nicht gegönnt worden ist, das Programm aller späteren Werke, ja mehr als dies: einzelne Gedanken darin harrten vergebens der Ausführung. In Verbindung gebracht mit den Grundlinien der früheren Arbeiten, steht in diesem Aufsatz die Entwicklung der europäischen Großmächte, des Systems und seiner Glieder, so wie Ranke es später ausgeführt hat, in voller Deutlichkeit vor Augen: das Frankreich Ludwigs XIV., katholisch und national, monarchisch zentralisiert und doch feudalistisch geartet, uniform und stets doch voller Gärung, nach Glanz und Herrschaft begierig; ihm gegenüber das protestantisch-nationale, germanisch-maritime England, in dem gewaltigen Ringen seiner beiden aristokratischen Parteien, die doch immer einen durch das nationale Interesse und die populäre Tendenz bestimmten, legal umschriebenen Kreis innehalten, in deren politischem Wettstreite erst der Strom der englischen Nationalkraft weltgestaltend hervortritt; Österreich sodann, wirtschaftlich und national so vielgestaltig und doch religiös wie politisch so stabil, katholisch-deutsch, wohlbewaffnet, voll unversiegbarer Lebenskräfte; Rußland, wie eine Naturgewalt plötzlich und furchtbar sich erhebend: die griechisch-slawische Macht, jetzt erst europäisch; Preußen endlich, in dem die deutsch-protestantischen Überlieferungen einen späten Anhalt und Ausdruck fanden, nachdem Schweden zusammengebrochen war. Wir lesen da bereits, was alle folgenden Bände ausführlich beweisen, wie modern diese vier letzten Mächte sind, nicht bloß der Staat Peters des Großen und die norddeutsche Großmacht, sondern auch das parlamentarische Großbritannien und die scheinbar älteste, legitimste Monarchie, das erst durch die Eroberung Ungarns konstituierte Österreich: ihre Ausbildung ist die Summe der hundert Jahre von der »glorreichen« bis zum Ausbruch der großen Revolution, das Resultat die Verdrängung Frankreichs von der Stellung, die es bis 1688 errungen hatte. Und unter dem Einfluß dieser Kraftgruppierung zeigen nun auch die Literaturen, die

religiösen und philosophischen Systeme, die rechtlichen und politischen Theorien, die ganze Sitten- und Empfindungswelt, alles, was man Kultur des 18. Jahrhunderts nennt, ihre zersetzenden wie ihre positiven Tendenzen! Ausführungen, welche aber keineswegs in so blassen Linien der Abstraktion gegeben werden, sondern mit der Fülle des Details, plastischer Anschauung, schärfster persönlicher Zeichnung. Auch über die Revolutionsepoche selbst ergreift Ranke das Wort; und was er in seinen späteren Werken darüber ausgeführt hat, originale bahnbrechende Gedanken, über den explosiven Charakter der Bewegung, die Notwendigkeit ihres Kampfes mit den umgebenden Mächten, des Zusammenbruches der mechanisierten Staatsgebilde des Kontinentes unter dem Stoß jener eisernen, in vulkanischen Gluten geschmiedeten Gewalt — das alles stellt er hier auf wenigen Seiten augenscheinlich dar. Die Stärke Frankreichs beruhte in der nationalen Einheit, in der Zentralisation aller Kräfte, die es in der Zertrümmerung selbst durchführte. So konnte es für Europa — und damit tritt die Abhandlung schließlich in unser eigenes Jahrhundert — keine Rettung geben, ehe es »dieser Forderung der Weltgeschicke Genüge zu leisten, die schlummernden Geister der Nationen zu selbstbewußter Tätigkeit aufzuwecken begann«. Das ist die Aufgabe, in deren Lösung wir noch begriffen sind.

Kein Historiker, kein Politiker auch sollte es versäumen, diese Abhandlung, und zugleich die letzte jenes Bandes, das »Politische Gespräch«, wieder und wieder zu lesen. Beide enthalten die Summe der neueren Geschichte und damit auch die Grundlage, auf der alle Politik sich bewegen wird. Alles aber ruht auf dem obersten Begriff der romanisch-germanischen Nationen und der Verkörperung ihres Wesens in dem System ihrer Staaten.

Gerade daß Ranke als Staatsmann schreibt, hat man ihm gern zum Vorwurf gemacht. Daraus leite sich sein Talent ab in der Entwirrung diplomatischer Truggewebe, überhaupt die Meisterschaft in der Behandlung aller auswärtigen Politik, aber auch ein Mangel an Verständnis populärer Strömungen, der inneren Entwickelung, Empfindungskälte gegenüber den sittlichen Forderungen, welche der strebende, reifende, fortschreitende Volksgeist

an die Regierung stelle: Vorwürfe, welche, wie man sieht, dem Begriff des Staates den der Regierung unterstellen und dann einen Unterschied konstruieren zwischen Staat und Volk, Regierung und Regierte jedoch einander so entgegensetzen, daß diese als die Regulatoren der ersteren in bezug auf die sittlichen Ziele und Mittel des staatlichen Lebens erscheinen. Das aber ist nicht, was Ranke meint. Sowenig wie allerdings nach seiner politischen Überzeugung die Regierung eine leere Form, der kraftlose »Indifferenzpunkt« im Gewoge der Parteien und ihrer Theorien sein soll, sondern eine lebenerfüllte Macht, »eine Wesenheit, ein Selbst«, ebensowenig ist ihm der Staat ein von der Nationalität lösbares Gebilde, Produkt allgemeiner Theorien, hergeleitet aus der philosophierenden Konstruktion eines Vertrages, sondern ein Lebendiges, Innerlich-Wachsendes, eine machtvolle Gemeinschaft, »moralische Energie«, enger gemeinhin als die Nation, aber ruhend auf ihrem Grunde, solange noch Leben darin ist. Wie sollte eine solche Individualität nicht auch nach äußerer Entfaltung streben! Da aber begegnet sie im ganzen Umkreis anderen Gebilden, analog und doch wieder eigentümlich geartet, Modifikationen der Nationalität, lebensvoll, strebend wie sie selbst. So müssen denn alle miteinander ringen. »Denn der Kampf,« sagt ‚Heraklit', »ist der Vater aller Dinge.« Dennoch aber bleiben sie, eben in ihm, in Aktion und Reaktion, eine lebendige Gemeinschaft. Denn sie stehen gemeinsam unter den Abwandlungen der großen Verhältnisse, als ein Abglanz des Ewigen überschattet von dem gewaltigen Schicksal, das in ihrem Dasein an dem lebendigen Kleide der Gottheit wirkt.

Wenn Ranke vornehmlich die auswärtige Politik ergründet hat, so ist auch das nur wieder eine Folge seiner Fragestellung: das erste Ziel mußte auf die Entwickelung des Systems, also auf den Zusammenhang und Kampf seiner Glieder gerichtet sein. Gerade darin offenbart sich am deutlichsten, wie sehr innere und äußere Entwickelung sich bedingen; niemals aber begreift unser Historiker die auswärtige Politik eines Staates anders, denn als seine Kraftentwickelung innerhalb seines Umkreises.

Man redet so oft von Rankes Objektivität. Diese besteht eben in jener Auffassung vom Staate und ist nur eine andere Form seines Forschungsprinzipes, das, wenn man es auf seinen Grund prüft, die mit philosophischem und religiösem Tiefsinn erfüllte, freiheitliche, universale, das heißt wissenschaftliche Anschauung der historischen Erscheinungen sein will. Diese zu sehen und zu schildern ist die Aufgabe: »die Begebenheit selbst in ihrer menschlichen Faßbarkeit, ihrer Einheit, ihrer Fülle«. Alles hängt von dem obersten Gesetze ab: die sorgfältigste Erforschung des Einzelnen und die kühne, unbeirrte Erfassung des Ganzen; die Würdigung der Grundkräfte, wie alle Schätzung der Persönlichkeit; denn »die großen Begebenheiten reißen Gemüt und Handlungsweise gewaltsam sich nach«, nur unter den Schicksalsmächten ihrer Epoche können wir die Individuen begreifen.

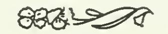
Und nun dürfen wir wohl auch nicht mehr von der Teilnahmlosigkeit oder der verstandesmäßigen Technik dieser objektiven Forschung sprechen, die sich in einer gewissen Kälte der Darstellung zeige. Der Schaden wäre schließlich zu ertragen, wenn nur das Prinzip gewahrt würde: »strenge Darstellung der Tatsachen, wie bedingt und unschön sie sei, ist ohne Zweifel das oberste Gesetz.« Für uns Jüngere übrigens ist ein Mangel an patriotischer Empfindung, wenn wir nur eben das Prinzip wahren, nicht mehr zu befürchten, nachdem sich die nationalen Gärungen unter der Doppelwirkung wissenschaftlicher Erkenntnis und politischer Tat im nationalen Staate abgeklärt haben: sie ist die Lebensluft, in der wir atmen; wie sollte sie also nicht auch unsere Versuche, die Vergangenheit neu zu denken, beleben! Nimmermehr aber dürfen wir darum für die Darstellung versäumen, was wir für die Forschung fordern: beides hängt unlöslich zusammen; gemeinsam erst macht es einen Widerglanz der Weltereignisse möglich. Denn nur eben dies ist unsere Aufgabe, nicht Ausübung des Weltgerichtes, das Gottes ist und jenseits der Geschichte liegt. Wohl aber können wir die »göttlichen Geheimnisse« ahnend fassen, wenn wir ihre irdische Erscheinung zu erkennen trachten. Mögen wir unsere Seele dafür empfänglich stimmen! Allzuviel nur des Persönlichen wird ja an den Gebilden unserer Erkenntnis

haften bleiben, da sie durch unsere Persönlichkeit hindurchgehen. Unsere Seele ist nun einmal der Spiegel, in den die Urgestalten hineinfallen, aus dem sie wiederkehren müssen. So besitze sie also die kristallene Klarheit der Wahrhaftigkeit! Sollten wir aber nicht hoffen dürfen, daß die Bilder um so schärfer, farbiger, beseelter erscheinen werden, je heller ihre Spiegelfläche ist?

Freilich ist die Aufgabe für uns eine andere geworden als für den Begründer unserer Wissenschaft. Er konnte in stürmischer Bewegung die großen Linien ziehen, die Fundamente legen des Bildersaales der Zeiten. Er hat dann auch die Mauern, Pfeiler, Hallen errichtet und eine Fülle des Schmuckes hinzugetan; an allen Wänden prangen seine Gestalten. Wir können nur weiter daran bauen und schmücken. Zahllos aber sind die Geschlechter, welche über den Erdball dahingingen, unermeßlich ist die Summe ihres Wollens, ihrer Arbeit, ihres Glückes und ihrer Schmerzen. Soviel davon auch klanglos untergegangen ist, unendlich bleibt immer noch die Fülle des Erkennbaren. Uns mag nun wohl besonders die innere Geschichte der Nationen interessieren, die literarische, die wirtschaftliche Bewegung und so fort; aber wir wollen nicht wähnen, daß wir von neuen Prinzipien her, jeder etwa für sich, das Weltganze und die Einzelerscheinungen begreifen können, sondern wollen zunächst den Meister verstehen lernen. In dem Maße wie unter uns die Erkenntnis seiner Prinzipien zunimmt, welche nicht die Schablonisierung liberaler oder konservativer Theorien, sondern die Feststellung historischer Kräfte sind und darum eine ewige Dauer haben werden wie Keplersche Gesetze, in dem Maße wird auch der Zusammenhang, der Überblick und die Gemeinsamkeit der historischen Arbeit wachsen, werden ihre Jünger, wie Ranke an seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum sagte, »gewissermaßen eine große Familie bilden, zusammengehalten durch den gemeinsamen Kultus der Wahrhaftigkeit«.

Damals (1867) hat er im Kreise der Freunde und Schüler selbst, »gewissermaßen als sein historisches Testament«, wie er sich ausdrückte, demutsvoll das Zukunftsideal deutscher Geschichtschreibung kundgegeben, welches ihm stets vorgeschwebt habe:

die Verbindung der nationalen, kraftvoll den Moment erfassenden Historie der uns benachbarten Nationen mit der universalhistorischen Betrachtung, die dem deutschen Genius gemäß sei: er blicke, wie Moses, in das gelobte Land einer zukünftigen deutschen Historiographie, wenn er es auch nicht betreten sollte. Halten wir mit ihm an der Hoffnung fest, daß wir ein noch höheres Ziel vor Augen haben, aber lassen wir von dem Wahn, daß wir es schon etwa gar erreicht hätten oder auf einer anderen Straße erreichen könnten, als die er gebahnt hat. Ist unsere Aussicht und somit Kraft und Wille auch begrenzter, so mögen wir uns damit trösten, daß wir auf dem rechten Wege, »der Wahrheit, die nur eine sein kann«, dahergehen.



Zum Gedächtnistage Johann Gutenbergs.

(1900.)

In dieser festesfrohen Zeit endlich einmal ein Tag, an dem es sich lohnt, vergleichend Rückschau zu halten, und der von uns heischt, daß wir in frohem Selbstbewußtsein des hohen Namens dankbar uns erinnern, dem er gewidmet ist! Es ist der Gedenktag eines deutschen Bürgers, und darum ziemt es sich, daß vor allem die Bürgerschaften in den Zentren deutscher Arbeit das Fest begehen; es ist die Erinnerung an die Siegeszüge des weltverbindenden Gedankens, und darum bedarf es bei dieser Feier nicht so sehr, wie an den Tagen nationaler Siege, der Teilnahme und pomphafter Manifestationen der staatlichen Organe. Und dennoch ist dieser schlichte Mainzer Bürger, dessen Leben in der Enge zweier deutscher Reichsstädte hinging, dessen persönliches Gedächtnis bald so sehr in den Schatten trat, daß erst mühsame Forschung aus dürftigen Urkunden es neu beleben konnte, dessen Züge wir nicht einmal kennen (denn alle Bilder, die wir von ihm haben, sind Phantasiewerk), ein Weltbezwinger gewesen, dessen Siege alle Eroberungen der Weltgewaltigsten hinter sich lassen, und das Blei der Lettern, die er goß, hat nach dem alten Worte wahrlich kräftiger gewirkt, als das der Kartätschen. Mit Recht rühmt sich unser Jahrhundert der Triumphe seiner Technik und läßt sich vor andern gern als das Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen feiern. Sie erst haben es ermöglicht, daß der Erdball den europäischen Nationen und wer ihres Geblütes ist, völlig untertan wurde. Alles, was an der herrschenden Zivilisation teilhaben, was sein Selbst behaupten will, muß sich ihnen unter-

werfen, die Naturvölker kaum erforschter Kontinente ebensowohl wie die Rassen von uralter Kultur; rascher als in irgendeiner früheren Epoche pulsiert unter dem Druck ihrer von außen stoßenden, unwiderstehlichen Kräfte das historische Leben; immer eiliger laufen in dem großen Gewebe die Fäden, immer neue treten hinzu, immer wirrer schießen sie durcheinander, und dennoch tritt uns immer einheitlicher und geschlossener das Ganze vor Augen. Aber was will das alles sagen gegen die Grundbedeutung, die Gutenbergs Erfindung gehabt hat, gegen den Umschwung des allgemeinen Lebens, der von dem Momente ab begann, als er im Sommer 1450, genau vor 450 Jahren, mit seinem Mitbürger, dem kapitalkräftigen Johann Fust, den Vertrag schloß, der es ihm ermöglichte, wie es in einem seiner Drucke heißt, die Bücher »nicht mit Hilfe des Schreibrohrs, des Griffels oder der Feder, sondern durch das wunderbare Übereinstimmen, Verhältnis und Maß der Matrizen und Formen zu drucken und zu vollenden«. Diese Erfindung war es, welche die europäischen Nationen mit dem vornehmsten Werkzeuge, um sich den Erdball zu unterwerfen, ausgerüstet hat, die allem, was sie schufen und vor sich brachten, erst die Möglichkeit, wenn nicht des Werdens, so doch des Wirkens gewährte; sie ist uns, wie jüngst treffend gesagt wurde, das geworden, was die Elemente für die Natur sind, etwas Unentbehrliches, ohne das zu leben wir uns gar nicht denken können[1]).

Auch der andere Bahnbrecher, der mit Johann von Gutenberg an den Pforten der neuen Zeit steht, der Entdecker der »Neuen Welt«, Christoph Columbus, er, der so viel Züge mit jenem gemein hat — den einsamen, grüblerisch-bohrenden Geist, den Eifer, der nicht ruht noch rastet, durch keine Enttäuschung sich beugen läßt, und so auch das tragische Entdeckerlos, den Undank der Welt und den Raub der Erfolge durch die Neider und Rivalen —, muß dennoch vor dem Pfadweiser in die Welt der Gedanken zurücktreten. Denn von allem andern abgesehen,

---

[1]) Meißner und Luther, Die Erfindung der Buchdruckerkunst, Leipzig 1900. Auch die anderen Zitate in diesem Essay verdanke ich diesem ausgezeichneten Buch.

wie lange doch hat es gewährt, bis die andere Hemisphäre in die allgemeine historische Bewegung hineingerissen wurde, und wie spät hat sie selbst sich rückwirkend zur Geltung gebracht! Die Inseln, die Colon entdeckte, und die Eroberungen der Cortez und der Pizarros haben auf die Politik Karls V. weniger Einfluß gehabt, als unsere Besitzungen in Afrika und der Südsee auf die unserer Regierung. Mochte er sich Herr beider Indien nennen, der Umkreis seiner Interessen beschränkte sich für Kaiser Karl wesentlich auf Europa; nicht einmal das Edelmetall der neuentdeckten Länder, das schon Columbus zu seiner verwegenen Fahrt anreizte, und das nach ihm immer neue Scharen von Conquistadoren über das Meer trieb, war für ihn wie für seinen Nachfolger von großer Bedeutung. Erst mit der Besiedelung des neuen Kontinentes durch die germanisch-protestantische Rasse, mit dem Eintritt Englands in den Kampf gegen Spanien und die ihm folgenden kolonisierenden Nationen beginnt die Rückwirkung; doch auch noch im 17. Jahrhundert wird die europäische Welt wesentlich durch die in ihrem Umkreis wirkenden Elemente bewegt, und neue Generationen mußten vorübergehen, ehe sich die Neue Welt von ihrer geistigen und selbst der wirtschaftlichen Abhängigkeit hat losreißen und originale Kräfte hat entfalten können. Die Erfindung Gutenbergs dagegen wirkte von Anfang an mit überwältigender Kraft. Seitdem die Schüler und Gesellen des alten Meisters, nach der Eroberung von Mainz durch Erzbischof Adolf (1462), in alle Welt zerstreut waren, eroberte die »deutsche Kunst« wie im Fluge alle Länder abendländischer Kultur; im dritten Jahrzehnt nach der Erfindung saßen schon deutsche Drucker und Buchführer, glücklicher als ihr Lehrherr, in Paris und Rom, in London und Toledo, in den Hauptstädten Italiens, überall im Reich und bis hinauf nach Dänemark und Schweden; auf 25 000 berechnet man heute die Zahl der Bücher, die noch im 15. Jahrhundert gedruckt wurden, auf 12½ Millionen ihre Exemplare. Dann aber, in dem neuen Jahrhundert, das den Sturz der alten Kirche sah, kamen erst die wahrhaft großen Erfolge. Für die Ausbreitung der neuen Ideen wurde die Entdeckung des Mainzer Bürgers der gewaltigste Hebel. Nur die Druckerpresse hat es er-

möglicht, daß die 95 Thesen Martin Luthers in 14 Tagen, »als ob Engel die Boten wären«, durch Deutschland getragen wurden; und sie war die Fackel, deren weithin zerstiebende Funken in den 12 Artikeln der rebellischen Bauern den ungeheuren Brand entfachten, der das Leben der Nation einen Moment mit Vernichtung bedrohte: als ob das pessimistische Wort, mit dem Luther sie nannte, wahr werden sollte, daß sie das letzte Auflodern der Welt sei vor ihrem Erlöschen. Aber zu gleicher Zeit öffnete sie tausend Wege, auf denen das Wort, an das der Reformator glaubte, in die Herzen seiner Deutschen einzog, und die Gedanken, die die Welt erneuert haben, Macht und Leben gewannen. So hat sie die Gedankenwelt jener Tage befruchtet und beflügelt, daß sie wie eine Windsbraut über alle Lande dahinfuhr, und ist eine Kraft geworden gleich groß zum Schaffen und zum Zerstören, wie alles, was Menschenwitz erfindet.

Nicht als ob die Reformation ausgeblieben wäre, wenn Gutenberg nicht gelebt hätte. Deren Ursachen liegen tiefer. Alle geistigen und politischen, wirtschaftlichen und sozialen Kräfte, die unaufhaltsam auf sie hinarbeiteten, waren bereits da, als jener über seine Erfindung sann, und reichen weit über seine Lebenszeit zurück. Er selbst aber blieb von dem neuen Geist, wie gewaltig dieser sich regen mochte, unberührt. Nehmen wir wahr, daß seine Erfindung in die Epoche fällt, da der Humanismus in Italien in seiner Vollkraft stand und nördlich der Alpen seine ersten Blüten trieb! Eben Gutenbergs Generation hat in unserem Vaterlande seine ersten Träger gestellt; und gerade in den Reichsstädten des Westens und Südens finden wir die frühesten Regungen des neuen Geistes auf deutschem Boden. Längst war die Opposition gegen Rom erwacht; ja, sie hatte sich niemals radikaler und in allen Schichten und Provinzen der Kirche allgemeiner gezeigt als in den Jahren seiner Jugend und Mannheit zur Zeit des Konstanzer und des Baseler Konzils; die Städte, in denen er wirkte, waren fast die Zentren dieses Widerstandes gewesen, und zu seinen Landsleuten zählten Männer wie Johann Wessel, die als wahrhafte Vorläufer Martin Luthers bezeichnet werden können. Aber nichts in seiner Arbeit und in dem, was

wir von ihm wissen, deutet darauf hin, daß er diesen Neuerern nahe gestanden hätte. Es ist wahr, das erste Buch, das er unter die Presse brachte, war eine lateinische Grammatik; aber es war der Donatus, das unzähligemale abgeschriebene Handbuch des Mittelalters, gegen dessen geistlose Methode alle Humanisten eiferten. Das zweite Druckerzeugnis, das seine Presse verließ, war ein Ablaßbrief, in dem ein geistlicher Rat König Lusignans von Cypern im Namen des Papstes allen den Christgläubigen die Vergebung der Sünden verhieß, die innerhalb dreier Jahre das Kreuz gegen Türken und Sarazenen nehmen würden. Es folgten eine Mahnung zum Kampf wider die Ungläubigen, Bibeldrucke, jedoch der Vulgata, des Textes der Kirche, Psalterium und Missale, scholastische Schriften theologischen oder juristischen Inhalts; aber der große Meister war längst aus seiner Werkstatt verdrängt, als Fust und Schöffer zum erstenmal ihr Glück mit einem klassischen Werk, den Officien Ciceros, versuchten. Wir erkennen, was diese ersten Drucker anstrebten, was Gutenberg selbst zum Erfinder gemacht hat: das, was alle Welt gebrauchte, wollte er ihr geben; nicht sowohl die Verbreitung der Ideen als die Befriedigung des Massenbedürfnisses war sein Ziel; wie es schon die Absicht der Briefmaler, der Holztafeldrucke und Blockbücher gewesen war, die vor oder auch nach der Entdeckung des Druckes mit den beweglichen metallischen Lettern sich auftaten. Nichts ist hierfür bezeichnender, als daß die ersten Einzelblätter des Holztafeldrucks Heiligenbilder waren — und Spielkarten. Überhaupt aber sind die Drucke, welche die Mainzer Presse verließen, ein redendes Zeugnis dafür, wie eng noch zu ihrer Zeit das deutsche Leben von den hierarchischen Formen umschlossen war, wie selten und ungehört die Humanisten und wie gering das Bedürfnis war nach reinen Quellen der Bildung. In Italien lebte der neue Geist schon weit über 100 Jahre; Schriftsteller hatten dort geblüht, zu denen alle Jahrhunderte seither mit Ehrfurcht emporschauen; alle Stufen von dem engen Anschluß an die mittelalterliche Weltanschauung bis zur zersetzenden Skepsis hatte der Humanismus dort bereits durchlaufen. Auffallend genug, daß die Italiener, die alle Klosterbibliotheken Deutsch-

lands nach den alten Codices durchstöberten und selbst so unermüdlich im Abschreiben der Klassiker und in der Füllung ihrer Bibliotheken waren, dazu Beobachter und Forscher von größter Sicherheit und feinster Spürkraft, unter denen die reichsten Künste, wenn nicht des Griffels, so doch des Pinsels und des Meißels blühten, und die mit einem Wort die Bahnbrecher der neuen Bildung waren, nicht dies gewaltigste Werkzeug zu ihrer Ausbreitung erfunden haben. Aber freilich, die italienische Bildung selbst war nur die einer Klasse, einer dünnen und von dem Körper der Nation fast losgelösten Schicht: ihre Träger hatten gar nicht das Bedürfnis, in die Tiefen herunterzusteigen; sie wollten weniger lehren als genießen; sie waren die feinste Blüte ihrer Nation, aber es fehlte der breite und tiefe Boden, in dem sie hätten Wurzel schlagen können. Und diese geistigen Aristokraten glaubten, da sie den Fürsten und Magistraten und endlich auch dem obersten Hirten der Christenheit und seinem ganzen Hof so nahe standen, daß sie die Masse übersehen und entbehren könnten. So mußten sie wohl absterben, sobald sich ihre Freunde von ihnen trennten und der Boden, der sie alle trug, sich wieder mit dem nie ganz überwundenen Geiste erfüllte, dem am Ende auch sie sich wieder unterwerfen mußten. In Deutschland hingegen war von jeher, wie in den Benediktiner- und Zisterzienserklöstern des Mittelalters, so jetzt in den Städten ein zunächst freilich engerer, in sich gekehrter, aber auf den Kern gerichteter, ernst und methodisch arbeitender Geist lebendig. Er ward auch dann nicht ertötet, als der volle Strom der italienischen Bildung vor allem doch wieder kraft der neuen Erfindung nach dem Norden hinüberdrang. Denn nun bemächtigte sich das literarische Italien der deutschen Kunst. Aldus Manutius errichtete in Venedig die Druckerei, aus der die Klassiker in Masse hervorgingen. Aus seinen schönen Ausgaben haben die Deutschen, mochten sie in ihren Städten bleiben oder in das gelobte Land der Bildung hinüberwallen, gelernt, bis der neue Geist in ihrem Vaterlande selbst erstarkt war und die deutschen Drucker die Klassiker unter ihre Presse brachten. Auch jetzt blieb den meisten der deutschen Humanisten der bürgerlich-beschränkte, methodisch-lehrhafte Sinn

eigen; von Anfang an richteten sie ihr Augenmerk auf die Belehrung des Volkes, auf die Errichtung und die Reform der Schulen. Und so erwuchs aus der Verschmelzung der von italienischem Geiste befruchteten Antike und des tiefsinnigen, auf die Quellen religiöser Bildung gerichteten deutschen Charakters die Reformation, die den Genius unseres Volkes zu seiner höchsten Entfaltung und zur universalen Erneuerung des christlichen Geistes geführt hat.

Johann Gensfleisch zum Gutenberg aber, der Mainzer Bürger, war ein Handwerker, und so ist auch seine Kunst ein Werkzeug geblieben. Die positive, frei wirkende, von innen her schaffende Kraft war nicht in ihm und seinem Werke, es müßte denn sein, daß die Massenwirkung, die es gehabt und von Anfang her angestrebt hat, selbst als eine positive Kraft gelten sollte. Aber der Geist, der die Tiefen bewegt, führt auf Quellen zurück, die jemseits aller Technik liegen. Das Altertum, das die Kunst des Druckens noch nicht kannte, hat dennoch in den Künsten und auf allen Gebieten des geistigen Schaffens Formen und Gedanken hervorgebracht, in denen wir noch heute unsere erhabensten Vorbilder verehren; und das 19. Jahrhundert, so glänzend und vielgepriesen es um seiner technischen Errungenschaften willen dastehen mag, hat nur Ursache, auf die vergangenen, so viel ärmeren und beengteren Zeiten, in denen aber der Geist seine mächtigen Flügel geregt hat, mit Ehrfurcht zurückzuschauen. Die Technik kann die Güter gewaltig vermehren, sie mag die Kräfte des Menschen in ungeahntem Maße beflügeln, aber sie vermag nicht aus eigener Kraft das Reich des Idealen zu gestalten. Ihre Kunst bewährt sich, um die Massen zu bezwingen, die Ideen zu verbreiten, Stärke in allen Sphären des Daseins zu erzeugen; aber dem Reiche der Ideen gegenüber ist sie an sich neutral: unermeßlich in ihrer Bedeutung als Hilfskraft, ist sie an sich selbst ohnmächtig, sobald es gilt, den Tiefen des Lebens nachzugehen. Sie kann schaffen, hemmen und zerstören, den Geistern des Fortschritts dienen und denen der Verneinung. All die assimilierende, völkerverbindende Kraft, die man ihr wohl zuschreiben möchte, ist nicht imstande gewesen, die Ideale des Weltfriedens und der

Humanität, die das 18. Jahrhundert hervorrief und predigte, zu erhalten: vielmehr haben alle Errungenschaften ihrer Art nur dazu gedient, den Streit, der die Welt erfüllt, unerbittlicher und ungeheurer zu machen als je und den nationalen Egoismus, der heute das Wort führt, mit immer stärkeren Waffen auszurüsten. Aber nicht auf Verbreiterung des menschlichen Wissens und Könnens, die nur zu leicht Verflachung wird, kommt es in letzter Linie an, sondern auf ihre Vertiefung. Und nur wer die Idee um ihrer selbst willen liebt, in den Studien wie im Leben, wird die Kraft ermessen können, die in der Tiefe ruht, und die zuletzt auch der Welt der Erscheinungen, dem Leben der Staaten und der Nationen wie jedem Einzeldasein zugrunde liegt und sie im Innersten zusammenhält.



Janssens Geschichte des deutschen Volkes.

(1883.)

»Ich vermiß mich nit, uber die hohen tannen zu fliehen;
verzweifel auch nit, ich müg uber das dürre gras kriechen.«
Martin Luther 1518.

»Denn es war alles ein einziges Gebilde, aus den Keimen, welche die früheren Jahrhunderte gepflanzt, eigentümlich emporgewachsen, in dem sich geistliche und weltliche Macht, Phantasie und dürre Scholastik, zarte Hingebung und rohe Gewalt, Religion und Aberglaube begegneten, ineinander verschlangen und durch ein geheimes Etwas, das allen gemeinsam war, zusammengehalten wurden, — mit dem Anspruch der Allgemeingültigkeit für alle Geschlechter und Zeiten, für diese und jene Welt, und doch zu dem markiertesten Partikularismus ausgebildet, unter allen den Angriffen, die man erfahren, und Siegen, die man erfochten, unter diesen unaufhörlichen Streitigkeiten, deren Entscheidungen dann immer wieder Gesetze geworden waren«: in diesen Zügen faßt Ranke das Gesamtbild der Weltverfassung welche durch Luthers Reformation zusammenbrach, in dem Augenblick zusammen, wo er sich der Darlegung der Kräfte zuwendet, welche die Zerstörung gebracht haben. Eines der wenigen Worte, die wir bisher von ihm über das Mittelalter besitzen: niemals ist dieses kürzer und erschöpfender charakterisiert worden. Keineswegs aber zieht Ranke sein Urteil von den Jahrhunderten ab, die wir als die Blüteepoche der mittelalterlichen Welt zu bezeichnen pflegen, sondern gerade von den Zuständen und Persönlichkeiten, in deren Mitte Luther aufgewachsen ist, zu denen er in den eng-

sten Beziehungen gestanden, mit denen verbündet oder kämpfend er die neuen Grundlagen des Daseins geschaffen hat. Wenn neuerdings mehrfach und durchaus richtig als Notwendigkeit betont worden ist, die Denk- und Lebensweise der vorreformatorischen Epoche zu ergründen, das bis an Luthers Auftreten unvermittelte Heranreichen des Mittelalters in Kultur und Politik zur Anschauung zu bringen, so wird, wer sich immer diese Aufgabe stellt, auf jene Skizze Rankes über die »religiöse Stellung des Papsttums« zurückgreifen müssen; er möchte wenige wesentliche Züge seinem Bilde hinzufügen können, welche dort nicht gestreift sind.

Das Buch, welches hier nochmals einer zusammenfassenden Besprechung unterzogen werden soll, gibt selbst dafür in seinem ersten Teil den besten Beweis. Denn wie verschieden auch der Standpunkt Janssens von dem Rankes sein mag — und es gibt keine feindseligeren Gegensätze —, welche Mühe von jenem angewandt sein mag, um die seiner Stellung angemessene Beleuchtung und Gruppierung der Tatsachen zurecht zu bringen, so lesen sich doch ganze Partien bei ihm wie Ausführungen jener Rankeschen Sätze: das scholastische Treiben z. B. an den Universitäten, die Statistik der Bautätigkeit, der Skulptur und Malerei, soweit sie noch auf dem Grunde mittelalterlicher Kirchlichkeit beruhten, und der Gebetbücher, die Schilderung der Pilger-, Wunder- und Reliquiensucht, von der alle Schichten der Nation beherrscht waren, und so fort.

Indem nun Janssen sich auf jeder Seite zu den Idealen dieser Epoche, wie er sie eben deutet, bekennt, sie als die sittliche und materielle Glanzzeit unseres Volkes bewundert, ihre Vernichtung durch Luther und sein Werk aber als das kläglichste Unheil, das uns jemals widerfahren ist, bejammert, können wir ihm gegenüber unmittelbar mit den Worten fortfahren, welche Ranke an jene Betrachtung vor bald fünfzig Jahren gehängt hat: »Ich weiß nicht, ob ein vernünftiger, durch keine Vorspiegelungen der Phantasie verführter Mann ernsthaft wünschen kann, daß dies Wesen sich so unerschüttert und unverändert in unserem Europa verewigt hätte: ob jemand sich überredet, daß der echte,

die volle und unverhüllte Wahrheit ins Auge fassende Geist dabei emporkommen, die männliche, der Gründe ihres Glaubens sich bewußte Religion dabei hätte gedeihen können.« Das gerade ist der Eindruck, den die Lektüre dieses Buches immer wieder erweckt: der Zweifel, ob der Verfasser an die Ideale, die er in der Vergangenheit findet, wirklich ernsthaft glaubt und seinen Lesern im Ernst den Glauben an seine Beweisführung zumutet; oder ob die Vorspiegelungen der Phantasie ihn so verführt haben, daß er nicht mehr imstande ist, das Wahre von dem Falschen und der Lüge zu unterscheiden und die Dinge zu sehen und zu schildern, wie sie gewesen sind.

Er selbst hat uns freilich laut genug den Ernst seines Glaubens und die Integrität seiner Forschung gepriesen: nur die Darstellung der Tatsachen sei seine Tendenz; gerade darum habe er diese allein sprechen lassen; jedes theologisch-polemische oder politisch-polemische Ziel habe er vollständig ausgeschlossen; jedes subjektive Urteil habe er, der Freund protestantischer Männer, der Eiferer für die gegenseitige Duldung der Konfessionen, der Schüler des protestantischen Historikers Böhmer, vermieden, und mit der ihm eigentümlichen Sanftmut vergelte er den Kritikern, die seine Ehre angegriffen haben, nicht Gleiches mit Gleichem[1]).

Aber gerade die Art, wie Janssen hier seine Verteidigung führt, verstärkt wieder den Eindruck, daß er es mit seiner Art, Geschichte zu schreiben, nicht ernsthaft meinen kann. Denn wie käme er sonst zu der Naivetät, in einer Sammlung von Buchausschnitten aus Quellen und Darstellungen verschiedenster Epochen den »objektiven Tatbestand« zu erblicken! Als ob der Bericht über die Tatsache diese selbst sei, oder als ob eine Häufung von Einzelheiten auch bei dem besten Willen zur Erkenntnis jemals eine Idee von dem Gesamtbilde geben könne! Hat Janssen auch nur einen Schimmer von dem Ernst historischer Methode, so muß er an jenem Ort unbedingt auf Leser gerechnet haben, welche nicht zu unterscheiden wissen zwischen den kümmerlichen Resten der Überlieferung und dem dahinter ruhenden Grunde der

---

[1]) An meine Kritiker, erster Brief.

Erscheinungen, welche nicht ahnen, daß die Sammlung jener die allererste Vorarbeit ist, daß die Arbeit beginnt, sobald wir durch ihre wirre und lückenhafte Hülle hindurch den Tatbestand zu entdecken suchen. Glaubt er aber in Wahrheit, daß die Unsumme seiner Anführungen »die reinen, objektiven Fakta« selbst sind, so stellt er sich damit eben das Zeugnis aus, daß er den Rudimenten der historischen Kritik ahnungslos gegenüber steht.

Übrigens kann niemand richtiger als er selbst seine Arbeitsweise bezeichnen. Was er gibt, ist in der Tat nur eine Auswahl von Daten, Exzerpten und Ausschnitten nach dem von Döllinger früher aufgestelltem Muster, welche ihm geeignet erscheinen, die ihm von seiner Weltauffassung diktierte Geschichtsbetrachtung zu belegen: so daß die Gegner derselben in jeder Weise diskreditiert, die Anhänger in jeder Weise herausgestrichen werden. Es fehlt nicht an eigenen Ausführungen; aber abgesehen davon, daß sich ihr Inhalt auf wenigen Seiten rekapitulieren läßt, werden sie auch äußerlich von dem fremden Material völlig überwuchert. Man wird gering rechnen, wenn man von den fast 1900 Seiten der drei Bände 14 bis 1500 auf Kosten der fremden Federn setzt.

Es versteht sich, daß auf ein solches Buch der Satz »in dem Stil der Mensch« nicht Anwendung finden kann. Denn dazu würde die Stileinheit gehören, während die Eigentümlichkeit dieses Schriftstellers gerade die Stilvielheit ist. Urkunden, Briefe, Zeitungen, Streit- und Lästerschriften, Chroniken des 16. und Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts haben ihm die Seiten füllen müssen. Im Gegensatz zu Döllinger hängt er die Zeugnisse nicht als Belegstellen Vorbemerkungen an, sondern setzt sie mitten in den Fluß der eigenen Erzählung, als Abschnitt, Satz, Satzglied, oft als einzelnes Wort. Meist sind es Zitate aus Schriftstücken der geschilderten Epoche selbst, doch wählt er auch gerne moderne Zeugnisse. Es ist die bunteste Gesellschaft, die zu uns redet, Papisten und Protestanten, Ausländer und Deutsche, Menschen des 16. und 19. Jahrhunderts, Verehrer der päpstlichen Unfehlbarkeit und die nach nichts als Wahrheit suchenden Vertreter der modernen Geschichtsforschung — sie alle müssen her-

halten, um die Wunderblüte des römisch-katholischen Deutschlands zu erheben und das Unkraut und Gift des lutherischen Schismas bloßzustellen. Kaum eine Seite wird statt dieses buntscheckigen Farbengewirres nur Janssens Feder zeigen. So sehr hat er sich von dem fremden abhängig gemacht, daß er selbst da, wo er keine Nebenabsichten verfolgt und ohne Mühe aus dem eigenen Sprachschatz ausreichende Wendungen schöpfen konnte, sich mit Gänsefüßchen vorwärts hilft[1]).

Niemand wird nun sagen dürfen, daß für eine Epoche so gewaltiger geistiger und politischer Umwälzungen, wie die von Janssen geschilderten hundert Jahre, 1500 Druckseiten eine große Vorarbeit darstellen, und daß die Literaturverzeichnisse, welche an der Spitze der Bände prunken, einen ungewöhnlichen Aufwand von Gelehrsamkeit bezeichnen. Die Verwertung von archivalischem Material ist für die vorliegenden Bände geradezu dürftig zu nennen; sie beschränkt sich auf wenige Aktenstücke aus den Frankfurter, Luzerner und Trierer Sammlungen. Wenn Janssen für die folgenden drei Bände 300 durchgearbeitete Konvolute zählt, so wird auch das auf Kenner geringen Eindruck machen: 300 Archive mit 30 000 Konvoluten möchten dem Umfange des Forschungsgebietes vielleicht genügen. Selbst wenn uns der ungeheure Stoff in der gedrängtesten Verarbeitung geboten wäre, dürften wir über den Umfang nicht erstaunen und nur in der Neuheit von Tatsachen und Auffassung das eigentümliche Verdienst zu suchen haben. Nimmt doch die Gedankenfülle, welche Ranke allein über die zweite Hälfte des Zeitalters in seiner Deutschen Geschichte ausgebreitet hat, kaum weniger Raum in Anspruch. Da nun aber bloß etwa der vierte Teil des Inhaltes auf Janssens eigene Rech-

[1]) Um die Bedeutung der Schlacht von Pavia zu kennzeichnen, schreibt er: »Auch für Deutschland war der Sieg bei Pavia ‚ein gar wichtig und erfolgreich Schlachtenglück‘ . . . Aber Karl war ‚von seinem Glücke in keinem Wege betaumelt‘ . . . Der Kaiser wollte die Gefangenschaft seines langjährigen Gegners nicht ‚zu dessen Vernichtung benutzen‘, sondern denselben nur so schwächen, daß er nicht fürder mehr als ‚Störenfried der Christenheit‘ die allgemeine Ruhe Europas gefährden könne . . . Aber die Furcht, daß Karl auch Mailand mit seinen Reichen vereinigen könne, ‚beherrschte die Seele des Papstes‘.« 3. Band, S. 1—4.

nung kommt, so hat er kaum etwas anderes als einen kurzen Abriß geben können, der äußerlich sogar von der betreffenden Partie in dem großen Weber übertroffen wird [1]).

Es ist die Skizze eines Zeitraums, der so vielseitig und gründlich durchforscht worden ist, wie kaum ein anderer der Geschichte: von dem Moment der Ereignisse ab bis auf unsere Tage mit stets neuem Interesse, denn noch heute wirkt die Scheidung der Geister, welche sich damals vollzog, hundertfach umgebildet und doch in den gleichen Grundformen, in dem Gesamt-

[1]) Ich würde auf diese augenfälligen Mängel des Werkes nicht so ausführlich aufmerksam machen, wenn die Gelehrsamkeit desselben bloß von den namenlosen Skribenten in Tages- und Unterhaltungsblättern betont wäre, von wo sie durch die Reklamen des Verlegers und der Parteipresse nach allen Seiten verbreitet sind und das urteilslose Publikum vielfach kaptiviert haben. Leider aber haben auch wissenschaftliche Zeitschriften und sogar gelehrte Werke diesem Buche die Ehre wissenschaftlicher Behandlungsweise zuteil werden lassen oder gar die Tiefe des Studiums und die Originalität und Kunst seiner Darstellung lobend hervorgehoben. Hier sei nur das Urteil Maurenbrechers in seiner »Geschichte der katholischen Reformation« 380 Anm. zu S. 62 zitiert: »Das Lob ausgedehnter Belesenheit und sorgfältiger Studien wird man dieser Darstellung nicht bestreiten dürfen, wenn man auch die einseitige Tendenz, der das ganze Unternehmen dient, nicht billigt. Ja, ich halte es geradezu für verdienstlich, daß J. die reformatorischen Bestrebungen vor Luther und die geistigen wie kirchlichen Zustände in Deutschland beim Ausgang des Mittelalters zu schildern versucht in völliger Selbständigkeit von dem Urteil der protestantischen Reformatoren: daß auf diese Weise die Dinge vielfach sich günstiger darstellen als in der bisher üblichen Beleuchtung, stimmt mit den Ergebnissen meiner eigenen Arbeiten überein. Aber J. übertreibt das günstige Bild, indem er alle Schatten unterdrückt oder abschwächt, alles Licht steigert und erhöht.« Wenn M. weiterhin meiner Anzeige in der H. Z. (37,523) ein »Übermaß der Polemik« vorwirft, weil ich es getadelt, daß J. nicht von Erasmus, Hutten, den epist. obsc. viror. und ähnlichem geredet habe: »es lag auf der Hand, daß nach J.s Plan alles das Vermißte dem 2. Bande vorbehalten sein mußte; und dort hat es seine Stelle gefunden« — so verkennt er den Sinn des betreffenden Satzes und der Anzeige überhaupt. Daß J. die sog. »jüngere Humanistenschule« aus seinem Werke heraustun würde, habe ich weder gesagt noch geglaubt, sondern nur ihre Entfernung aus dem Zusammenhang, in den sie gehören, bloßstellen, die Zerreißung der historischen Kontinuität nach willkürlichen Gesichtspunkten, eben den »Plan« J.'s charakterisieren wollen.

umfang des politischen und geistigen Lebens als der bestimmende Grundzug fort. Noch immer freilich befinden wir uns auch vor dieser Epoche in den Anfängen der Erkenntnis. Ist es richtig, daß die kombinierende Tätigkeit eigentlich erst beginnen sollte, sobald das gesamte auffindbare Material zur Hand ist, so brauchen wir nur auf die unermeßlichen Quellenschätze zu sehen, welche von jeder Forscherhand unberührt in allen Archiven Europas ruhen, um die Entfernung zu bezeichnen, in der wir noch heute vom Ziele stehen, und zu begreifen, daß alle zusammenhängenden Darstellungen nur vorahnende Versuche sein können, welche durch die Fülle der zukünftigen Detailuntersuchungen zu erproben und ohne Frage in tausend Einzelheiten, wie auch wohl in den Grundrichtungen selbst zu verbessern sind. Trotzdem aber brauchen wir uns nur den Reichtum der bisherigen Spezialforschungen über die Reformationszeit vorzustellen, um nur ein Beispiel zu nennen, die gewaltigen Aktenmassen, welche von Molini, Ribier und Brewer über den zweiten Krieg zwischen Karl V. und Franz I. zusammengebracht und teilweise schon detailiert verarbeitet sind, und hiermit die wenigen Exzerpte, aus denen Janssen das ihm passende Bild dieser Ereignisse zusammensetzt, vergleichen, um die Dürftigkeit seiner Sammelarbeit zu erkennen.

Den Lesern der Historischen Zeitschrift gegenüber wird es kaum mehr nötig sein, was an anderer Stelle immerhin noch einmal gesagt werden mochte [1]), auf die Unvereinbarkeit des Zieles, welches wir der Geschichte setzen, mit demjenigen hinzuweisen, nach dem ein Historiker wie Janssen durch seinen Glauben zu arbeiten gezwungen ist. Wenn er unser Forschungsprinzip für sich beansprucht, so tut er das aus Opportunitätsgründen, da man nun einmal heutzutage ohne dasselbe nicht gut bestehen kann. In Wahrheit würde er der Objektivität in unserem Sinne, selbst wenn er es wollte, gar nicht dienen dürfen, ohne seiner höchsten Pflicht untreu zu werden. Was diese aber darunter versteht, ist ganz kürzlich in dem hervorragendsten Organ seiner Quasi-Wissenschaft, dem Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, rund

[1]) Politische Wochenschrift 1882, 28. Oktober.

heraus gesagt worden: »Ein katholischer Autor muß es geradezu als seine strenge Pflicht erkennen, die prinzipiell allein richtige und deshalb objektive Auffassung der Kirche von der Glaubensspaltung zum klar betonten Grundgesetz der eigenen historischen Anschauung zu machen und von diesem Gesichtspunkte aus die kirchenpolitischen Vorgänge der Zeit maßvoll und gerecht in ihrem wahren Pragmatismus zu würdigen« [1]).

Wir selbst würden das Ziel der ultramontanen Geschichtsforschung nicht schärfer bezeichnen können: mit den Zielen Roms ist der Wille Gottes in der Weltentwickelung für jedes Jahr seit Christus umschrieben, und Aufgabe der Geschichte lediglich, die ewig gleiche Heiligkeit derselben durch die Jahrhunderte hindurch nachzuweisen und die häretischen Abweichungen von ihnen zu brandmarken. Die Erkenntnis ist nicht erst zu suchen. Der Wille Roms reguliert so Glauben wie Wissenschaft; diese hat nur zu beweisen, wovon jener befiehlt, daß es sei — wie Kardinal Manning sagte: »Die Dogmatik hat die Geschichte überwunden.«

Aus dieser prinzipiellen Differenz ergibt sich die Form der Kritik, welche wir einem solchen Gegner zuzuwenden haben. Sonst richtet sich diese in erster Linie mit an den Autor, den wir durch unsere Einwendungen zu überzeugen hoffen. Das ist bei Janssen nicht möglich, er müßte denn unsern Standpunkt annehmen; der Belehrung hätte die Bekehrung voranzugehen; sein Wollen, nicht sein Verstehen müßte sich ändern. Wie nutzlos aber eine Beurteilung in den gebräuchlichen Formen ihm gegenüber ist, hat die umfängliche Replik gezeigt, mit welcher er auf einige Kritiken hervorgetreten und worin er nur wieder zu seiner alten Darstellungsform zurückgekehrt ist; er wird, wenn er auf die zahlreichen Nachweisungen, die man darauf seinen Mißverständnissen und Umstellungen gewidmet hat [2]), ant-

---

[1]) Anmerkung der Redaktion zu einer Rezension von Lossens »Kölnischem Krieg«, worin dessen »ruhige Objektivität« lobend hervorgehoben war, 3, 707.

[2]) Vor allen Köstlin mit seiner gerade in ihrer Schlichtheit vernichtend wirkenden Kritik »Luther und Janssen. Der Reformator und ein ultramontaner Historiker.«

worten will, doch immer wieder zu seinen gewohnten Künsten greifen [1]).

Und so mag hier von der leichten Mühe, einzelne Unterstellungen und Verdrehungen nachzuweisen, abgesehen werden.

Wohl aber wird es sich, zumal dies sonst nirgends geschehen ist, auch an dieser Stelle lohnen, den Inhalt und Zweck der Ausführungen und Zwischenbemerkungen, mit denen Janssen seine Sammelstellen verbindet, ausführlicher zu besprechen, um so die Stellung des Buches in der historischen Literatur zu bezeichnen. Noch interessanter würde es hierfür sein, wenn wir zugleich den Zusammenhang der darin herrschenden Geistesrichtung mit derjenigen einer früheren Epoche, aus der sie sich entwickelt hat, nachweisen könnten; wenigstens eine Vergleichung beider soll in Kürze versucht werden.

Ein Rezensent der Antikritik Janssens hat seinem Werke eine gewisse Verhüllung des Standpunktes gemäß seiner eigenen Behauptung völliger Tendenzlosigkeit nachgesagt. Ich kann nicht finden, daß gerade dieser Vorwurf verdient wäre. Im Gegenteil, man kann die eigene Stellung kaum deutlicher bezeichnen, als Janssen es direkt und indirekt in jedem Absatz seines Buches tut. Gleich das Symbol, mit dem der Originaleinband geziert ist, der österreichische Doppeladler als das Wahrzeichen des deutschen Volkes, dessen Niedergang durch den Protestantismus geschildert wird, offenbart mit wünschenswertester Deutlichkeit die wissenschaftliche und politische Meinung des Verfassers: die Verehrung des Hauses Habsburg als Vormacht der römischkatholischen Gedanken, das ist der Grundakkord aller Ausführungen und Anführungen, dasselbe Thema, welches uns aus allen Geschichtswerken dieser Richtung, aus allen Jahrgängen der Historisch-politischen Blätter, aus allen literarischen und politischen Organen der Partei bis zum borniertesten Kaplanblatt herunter, in tausend Variationen ewig die gleiche Monotonie, entgegenklingt. Schade nur, daß der heutige Flug des Doppeladlers schon nicht mehr ganz die Richtung einhält, welche in

[1]) Das hat er, seitdem dies geschrieben wurde, in einem »Zweiten Wort an meine Kritiker« getan.

früheren Jahren den romantisch-katholischen Idealen eine reale Bedeutung gab.

Jedermann kennt die Idee des Imperiums, wie die Vorstellungen des Mittelalters sie geformt haben: vielleicht das wunderbarste Gebilde seiner Phantasie, in dem alttestamentliche und antike, mittelalterliche und moderne Elemente sich durchdringen: von jeher halb Traum, halb Wirklichkeit, niemals realisiert und niemals aufgegeben, ein Glaubenssatz nicht für die individuelle Erlösung, aber für das allgemeine Bewußtsein, soweit Roms Gebote galten. Nur in dieser Form ist jenem Zeitalter die Weltentwickelung überhaupt vorstellbar, in dem Rahmen der über alle nationalen Schranken hinausreichenden Monarchie, deren vier die Geschichte bis an das Weltende ausmachen, in deren vierter die Welt steht, an deren Grenze der jüngste Tag, das Weltgericht und die Welterneuerung gesetzt ist. Noch immer ist Schauplatz der Geschichte der alte orbis terrarum, die mappa mundi, die um das Mittelmeer gelagerte Welt, wie sie von Rom seit Augustus zusammengehalten, von den Barbaren des Nordens und Ostens zertrümmert worden ist, und deren Herstellung nun als das höchste politische Ideal gilt. Es gibt noch kein Europa; weder Rußland noch die um den Bosporus gruppierten Nationen gehören zu ihm; nur der Occident ist der Machtkreis des Imperiums, aber wo sich innerhalb desselben irgend überschüssige Kraft entwickelt, bietet sich ihr zur Deckung und Förderung dar die Monarchie. Neben und über ihr als Nebenbuhlerin die Kirche, die ihr feindlichste und innerlich doch verwandteste Gewalt: in denselben Grenzen sich ausdehnend, die gleiche Universalität, gleich absolute Ansprüche unermüdlich in der Propaganda wiederholend und behauptend, anknüpfend in der Geschichte an dieselbe Epoche, denselben Staat, dieselbe Stadt — Rom ist für beide Ausgang und Ziel der Herrschaft. Es erwacht wohl die Ahnung einer tieferen Begründung der politischen Gewalt, der Scheidung zwischen den Sphären des geistlichen und weltlichen Schwertes, aber auch sie knüpft nur wieder an die überlieferte Vorstellung an, die sie mit neuen hohen Phantasien umkleidet. Mögen dann diese aus den Regionen einer universal gestalteten prophetischen Poesie in

die Hörsäle der Universitäten und die Kanzleien der Regierungen hinabdringen, zu Programmen des politischen Handelns werden, so treten sie doch niemals aus den überlieferten Denkformen heraus. Daß die Wahl zum Imperium in den Händen der deutschen Kurfürsten ruhe, konnte deutsches Staatsrecht werden und die Anerkennung des Abendlandes finden, aber nirgends, auch in Deutschland nicht, kam man dahin, daß das Kaisertum nicht in Rom seine Vollendung finde: selbst die Imperialisten Ludwigs des Bayern setzen an die Stelle des Papstes und der Peterskirche doch nur wieder das römische Volk und das Kapitol. Nicht einmal die Neubelebung des antiken Geistes vermag den Bann zu brechen. Denn sie will nur wieder die Reinigung der vorhandenen abendländisch-römischen Kultur von den scholastischen Trübungen bedeuten; sie weiß nicht, daß das Geistesleben der römischen Zeit unvollkommener Abglanz einer höheren Bildung, selbst eine Renaissance ist; in unbestimmter Ferne, kaum gekannt, schimmern ihr die Koryphäen des hellenischen Geistes, und ganz verschlossen vollends bleibt ihr die Erkenntnis, daß auch das Griechentum national bedingt und nur die Fortbildung älterer Kulturen war. Obschon selbst bewußter Ausdruck nationalen Erwachens, wie jeder echte geistige Fortschritt, strebt die Renaissance doch über die nationalen Grenzen hinweg das allgemeine Ideal an, welches sie in der Römerkultur verwirklicht glaubt. Und so kann sie der politischen Einheit derselben so wenig feindlich sein wie ihr selbst: indem sie das Imperium zu antikisieren meint, umgibt sie es nur mit einem neuen phantastischen Schimmer, glaubt aber an seine Realität ebenso fest wie an die klassischen Ideale.

Diese so widerspruchsvolle und oft gewandelte Idee ist nun das politische Ideal, zu welchem Janssen sich bekennt und dessen Nachblüte unter dem Kaisertum Maximilians er bewundert, dessen Verfall unter Karl V. er beklagt. Auch er glaubt an seine Realität ebenso wie an seine göttliche Begründung, freilich nicht als Schüler Petrarcas und Dantes, aber als Zögling des hl. Thomas von Aquino. Seine historische Verwirklichung sieht er nach der Vorstufe unter Karl dem Großen in der Epoche, welche mit der

Kaiserkrönung Ottos des Großen anhebt und mit dem Untergang der Hohenstaufen abschließt. Das Kaisertum, so lauten seine Ausführungen, aus päpstlicher Verleihung entstanden, allzeit der freien Verfügung des Papstes anheimgegeben und an sich nicht einer einzelnen Nation gehörig, ist doch seit 962 wie durch ein vertragsmäßig zugestandenes Vorrecht an die Deutschen übergegangen. Seitdem war die jedesmalige Krönung gleichsam eine Besiegelung dieses Vertrages. Schutz der Kirche gegen Ungläubige, Irrlehrer und Schismatiker ist das Gelübde des Gekrönten, der durch den Nachfolger Christi auf Erden zu dem höchsten weltlichen Oberhaupte erhoben, der Eck- und Grundstein, gleichsam die Verkörperung der Idee alles rechtlichen Besitzes, aller irdischen Rechtsordnung wird, wie fern auch dem Gottesreich auf Erden der Gedanke liegen mag, neben sich noch ein gleichförmiges, alle Nationen unterwerfendes, alle Verschiedenheiten verwischendes Weltreich aufzurichten. Vielmehr ist eben die Erhaltung der nationalen Eigenarten, der volkstümlichen Sondergestaltungen, die Wahrung des Friedens und der Ordnung im Innern der Christenheit und ihre gemeinsame Betätigung im Kampf gegen alle Feinde des Kreuzes die gottgewollte Aufgabe des Kaisertums. Keine Nation konnte sich besser dazu eignen als die unsere, welche schon in sich selbst, in ihren einzelnen Stämmen gleichsam ein Volk von Völkern ist. Blinde Eroberungsgier lag so wenig in ihrem Wesen, daß sie trotz ihrer Übermacht die ganze weite Reichsgrenze gegen Frankreich von den Ausflüssen der Schelde bis zu denen der Rhone unverrückt bestehen ließ. Das Kaisertum einigte den Verband der Stämme, und der durch seine Romzüge erfolgte großartige Aufschwung des nationalen Bewußtseins führte zu jenen kühnen Unternehmungen auswärtiger Kolonisation, die selbst nach dem Verfall der kaiserlichen Macht noch länger als ein Jahrhundert fortdauerten. Doch wurden deshalb keineswegs die zum Reich gehörigen Slawen vergewaltigt, ebenso wie auch den romanischen Stämmen unter dem Imperium ihre Sonderentwickelung unbekümmert blieb. Um so besser konnten unter der kaiserlichen Schirmherrschaft die christlichen Völker ihre gemeinsamen Auf-

gaben nach außen erfüllen: gingen die Kreuzzüge auch nicht vorzugsweise auf das unmittelbare Eingreifen des Kaiserreiches zurück, so wären sie doch unmöglich gewesen, wenn nicht während derselben jenes für die Aufrechterhaltung der europäischen Staatenordnung eine sichere Bürgschaft geboten hätte. Der Grundgedanke der ganzen Kreuzzugspolitik, »Friede und Einigkeit unter den christlichen Völkern behufs Vereinigung ihrer Gesamtkräfte zum Kampf gegen den Glaubensfeind«, war nur durchführbar, weil die Macht und Festigkeit des Kaisertums jeden eroberungsgierigen Staat des Abendlandes, vor allen also Frankreich daran hinderte, die durch die auswärtigen Unternehmungen in Anspruch genommenen christlichen Völker in der Heimat zu bedrängen [1]).

Man muß es bedauern, daß Janssen die Allgemeinheit dieser Sätze nicht durch einige Beispiele illustriert hat, aus denen diese Verwirklichung der thomistischen Staatslehre im Mittelalter besonders hervorginge: dann möchten wenigstens den Lesern seines Buches, welche auf allgemeinere Bildung Anspruch machen, einige Bedenken an der Gelehrsamkeit und Originalität des Verfassers gekommen sein.

In erster Linie werden ihm wohl in seinem Geschichtsbilde die machtvollen Regierungen eines Ottos des Großen und Heinrichs III. vorgeschwebt haben — mithin die Zeiten, welche den Glanz der kaiserlichen Herrlichkeit auf dem dunkelsten Grunde römischer Verworfenheit wiederspiegeln. Er selbst datiert ja das Blütenalter der Menschheit von der Übertragung des Kaisertums an Otto I. und erinnert damit an den Sohn des Tyrannen Alberich, für den jener Akt die Vorstufe zum eigenen Fall wurde, und dem der Kaiser, da er ihn richtete, Verbrechen nachweisen konnte, welche damals und in allen Zeiten zu den verruchtesten gehört haben. Ohne Frage hat dann die Kraft und Zucht des deutschen Wesens in der »aufgelösten und verfaulten Kultur«, als deren Repräsentant Papst Johann XII. erscheint, wie ein erfrischender Luftzug gewirkt, aber ebenso gewiß ist es, daß die

[1]) 1, 421—423. 494 f. 501 f., alles wörtliche Anführungen.

Verstrickung des Sohnes Ottos in die italienische Politik dem rüstigen Vordringen des Deutschtums in den slawischen Gebieten unter den beiden Vorfahren eine furchtbare Katastrophe und einen durch fast zwei Jahrhunderte fortwirkenden Rückgang gebracht hat. Zu keiner Zeit ist das politische Ideal Janssens wörtlicher erfüllt gewesen als in den kurzen Jahren, wo Otto III. als »Knecht der Apostel« auf dem Aventin residierte, in dem starren Prunk byzantinischer Etikette, eng verbunden mit dem deutschen und mit dem französischen Papst und mit jenem slawischen Heiligen, gleich ihnen erfüllt von den Träumen einer neurömischen, universalen Theokratie und durchglüht von dem Feuer weltentsagender Askese und welterobernden Bekehrungseifers — und niemals ist der undeutsche Charakter des mittelalterlichen Kaisertums krasser zutage getreten als unter diesem Sohn einer griechischen Kaisertochter, welcher dem ungarischen und slawischen Volkstum auf Kosten der deutschen Herrscherstellung nationale Kirchenzentren schuf und trotzdem hinter dem sächsischen Erneuerer und dem fränkischen Begründer des occidentalischen Imperiums an universaler Macht ebenso weit zurückstand wie an persönlicher Kraft und nationaler Empfindung. Nur in größerem Stil wiederholt das 11. Jahrhundert dieselben Erscheinungen: glänzende Machtentfaltung des durch deutsche Kraft zusammengehaltenen Kaisertums neben tiefstem moralischem wie politischem Verfall der römischen Kirche: das Machtgebot des sittenstrengen, mit den romanischen Reformatoren verbündeten deutschen Herrschers führt in den kranken Leib der Papstkirche neues Leben: kaum aber fühlt diese sich erstarkt, so benutzt sie ihre Kraft, um die Laienärzte zu erwürgen. Will Janssen sich an der kirchlich-weltlichen Machtstellung Heinrichs III. patriotisch ergötzen, so muß er mit ihm und seinem Suidger von Bamberg das römische Sündenleben verdammen. Erhebt er hingegen, seiner Pflicht und Neigung gemäß, die pontifikalen Triumphe Gregors, Urbans und Paschals, so erwächst ihm die Aufgabe, die haltlose Schwäche der französischen Kaiserin, die ungetreue Vormundschaft der geistlichen, den Eidbruch der Laienfürsten, den Kampf und tückischen Verrat Konrads und Heinrichs V. gegen den kaiserlichen Vater

als Ausfluß römischen Gottessegens zu rechtfertigen. Oder er muß eben das ganze salische Jahrhundert als Ausnahmezustand aus seiner mittelalterlichen Weltordnung hinausweisen. Mit Heinrich V. rührt er aber schon an das neue Kaisergeschlecht, das nach ihm durch seine heidnisch-römische Auffassung des Kaisertums, seiner schismatischen und cäsaropapistischen Bestrebungen, die Italianisierung der Regierung, durch die Zertrümmerung der Stammesherzogtümer und die Beförderung der Territorialgewalten zum Schaden der eigenen Hoheitsrechte die Auflösung der wunderbaren Herrlichkeit eines römisch-deutsch-nationalen Weltstaates herbeiführte; beraubt sich mithin selbst, weit über ein Jahrhundert vor Thomas von Aquino, der Möglichkeit, in der großartigsten Epoche des Papsttums die Verwirklichung seines Staatsideals zu erblicken. Dieselbe Epoche brachte erst die gewaltige koloniale Ausbreitung der abendländischen Völkerfamilie, welche das Baltische und das Mittelländische Meer zu Binnenseen der romanisch-germanischen Nationen machte. Janssen versteht diese Bewegung nur unter dem Gesichtspunkt seiner kaiserlich-päpstlichen Verbrüderung, welche Europa befriedet und zum Kampf gegen die Heidenwelt vereinigt habe. Aber die Kreuzzüge, welche, aus einer elementaren Erschütterung der romanischen Welt hervorgegangen, niemals den immerwährenden Bürgerkriegen des Abendlandes ein Ziel setzten, wurden erst in der staufischen Periode Sache der deutschen Herrscher, und die nordöstliche Kolonisation entfaltete sich gerade unter der Ägide des deutschen Fürsten, der das Kaisertum unter Friedrich Barbarossa aufs tiefste gedemütigt hat. Mit rastloser Energie, im Kampf gegen die baltischen Heiden und dänischen Christen, von den Kaisern oft befeindet, selten gefördert, gewinnen die Deutschen die Mündungsgebiete der Ostseeströme; am Schluß des ersten Jahrhunderts gebieten sie von der Trave bis zur Newa: die Befestigung ihrer Herrschaft im Norden und Osten bringt aber doch erst die großartige wirtschaftliche Revolution im folgenden Jahrhundert, welche das alte Reich zersprengt, dem Leben der Nation hingegen einen nicht zu ermessenden Zufluß reichster, überall freilich territorial bedingter Kräfte zuführt.

Verzeihe man alle diese Wiederholungen aus der Schulstube. Aber es gibt hier keine andere Arena, auf der man diesem Historiker entgegentreten kann. Denn seiner christlich - germanischen Weltbetrachtung ist verborgen, was die gesamten historischen Wissenschaften seit fünfzig und mehr Jahren mit immer größerer Deutlichkeit erkannt und zum Gemeingut der Gebildeten gemacht haben: daß, wenn wir überhaupt von dem Übergewicht einer Nation in der Kultur des Mittelalters sprechen dürfen, dies nur von der französischen gelten darf. So lange wenigstens der Geist der Kreuzzüge lebendig blieb, erhielt auch das geistlich-ritterliche Wesen, das mit ihnen zur einheitlichen Lebensform der abendländischen Nationen emporwuchs, in Frankreich die neuen Antriebe und bewahrte überall die französische Färbung. Mit einem stets wachsenden Detail gewahren wir, wohin wir immer in Kultur und Politik blicken, dies Übergewicht des französischen Namens: die Ritterorden, die Kriegskunst, Waffenkunde, Turniere, Kleidermoden und alle Umgangsformen, der Bau der Burgen und der Kirchen, die Sprache und die Dichtung, kurz alle Lebensäußerungen der mittelalterlichen Blütezeit weisen in Ursprung und Ausbildung auf Frankreich hin und widerlegen die romantische Legende von dem christlich-germanischen Heldenzeitalter.

Dieser romanischen Kultur streift nun freilich die fortschreitende Erkenntnis ihres Wesens mehr und mehr den idealen Schimmer ab, mit dem die romantische Verehrung früherer Tage sie umwoben hat. Indem wir die Burgen aus den Trümmern, welche die poetische Verklärung des Mittelalters mit den Erinnerungen an die verklungene Herrlichkeit ritterlicher Weltfreude, keuscher Minne, inniger Religiosität zu beleben sucht, so rekonstruieren, wie sie an den militärisch stärksten Punkten, auf den steilsten Bergkegeln oder zwischen unnahbaren Sümpfen wirklich gestanden haben, so erkennen wir, wie eng und bedrückt, wie ganz auf Kampf und Herrschaft das Leben in ihnen gestellt war, wie entbehrungsvoll, rauh und begehrlich das Geschlecht gewesen sein muß, das in jenen rauchgeschwärzten, gegen Wind und Wetter offenen Hallen gehaust hat. Nur die hervorragendsten dieser

Bauten, die Fürstensitze, sind durch das Andenken an eine Dichtkunst geweiht, in der die Romantik die historische Verwirklichung ihres poetischen Ideals erblickte. Aber schon hier zeigen sich dem vorurteilslosen Blick Zustände, welche, besonders wo es den Dienst der »Frouwe Venus« angeht, sich als das gerade Gegenteil jener Vorstellungen und diese nur als Selbstbespiegelung in einer willkürlich konstruierten Vergangenheit offenbaren. Selten durchbricht einmal helleres Licht den Nebelschleier, der über den mittleren und unteren Schichten der Nationen ausgebreitet liegt; aber die dürftigen Notizen der Annalisten über die Verheerungen durch Hungersnot, Kälte, Überschwemmungen, Seuchen lassen uns das Elend der Massen ahnen und erklären mehr als alles andere die religiösen Erschütterungen, welche von Zeit zu Zeit den ganzen Organismus der abendländischen Christenheit wie Fiebergluten ergriffen.

Wie hätten aber die Generationen unter dem Druck solcher materiellen und geistigen Unkultur und Not die einheitlichen Gedanken der abendländischen Christenheit in dem Umfang, wie es die ultranomtanen Phantasien wähnen, erkennen und zur Richtschnur ihres Wollens und Vollbringens machen, jedem Druck von Rom her als einem sittlichen, religiösen und politischen Machtgebot mit willigem Gehorsam folgen können! In der Tat löst denn auch die aufklärende Geschichtsforschung die kirchlich-politische Einhelligkeit und die geistige Allmacht der Kurie in den mittleren Jahrhunderten mehr und mehr als ein phantastisches Nebelbild des neunzehnten auf. Der päpstliche Bann hat nicht bloß heute seine Schrecken verloren: er hat sie niemals in dem Maße, wie geglaubt ist, gehabt; seine Wirkung war allezeit durch Faktoren bedingt, deren Analogien den Vatikan auch heute noch stark machen; wo er nicht auf lokale Interessen, persönliche Leidenschaften, Begehrlichkeiten meist niedrigen Ranges stieß, da hat er auch im Mittelalter nicht gezündet. Schon tritt weit deutlicher als vordem der rivalisierende Einfluß der großen Mächte auf die römische Politik hervor. In der Staufenzeit vermag nur er das jähe Schwanken des päpstlichen Stuhles zwischen triumphierender Hoheit und unterwürfiger Ohnmacht zu erklären. Je

tiefer wir in das Getriebe der päpstlichen Diplomatie hineinsehen, so wie sie jetzt für die ersten Jahre Innozenz' IV. in seinem Registrum vorliegt, um so deutlicher erkennen wir, wie sehr die Kurie unter dem Druck der antikaiserlichen Parteiströmungen stand, statt daß sie dieselben beherrscht hätte. Ohne den Rückhalt an Frankreich hätte sie den Kampf niemals aufnehmen können, und ihre Katastrophe unter Bonifaz VIII. bewies, daß sie »das weltliche Schwert dem Kaisertum nur entrissen hatte, um es dem französischen Königtum auszuliefern«. Noch tiefer, in unbestimmtem Zwielicht, gewahren wir die mächtigen Unterströmungen der wirtschaftlichen Kräfte. Aber gerade deren Studium zeigt überall, in wieviel tausend kleinen Kreisen und Wirbeln der Strom des historischen Lebens sich im Mittelalter fortbewegt. Es gibt in der allgemeinen Zersplitterung gewisse Grundrichtungen, welche die Einzelkräfte zusammenführen und in die gleiche Bahn drängen; eine zentrale Gewalt bildet sich aus, welche ihnen einen Halt und Ausgleich bietet; indem sie jeden, der sich an sie wendet, schützt und erhebt, empfängt sie von jedem einen Teil seiner selbst und herrscht bald über alle; um sie her, hoch über dem Getümmel der streitenden Interessen, ihr phantastischer Abglanz und doch wieder für alle der Richtpol, mit ihnen sich wandelnd, verzweigend und zusammenfassend, das System ihrer Ideen: aber niemals sind diese unmittelbar die Machtfaktoren in der Gestaltung der Welt: die einzelnen gehen auf in den Kleinkreisen ihres Wirkens; sie ahnen wohl den Zusammenhang, können ihn aber nicht begreifen; halb willenlos folgen sie dem allgemeinen Zuge, den sie nur in der Beschränktheit ihres Horizontes überblicken; erst aus der Summe der partikularen Absichten bestimmt sich die Richtung, welche sie in der allgemeinen Bewegung nehmen.

Keine bessere Probe auf die Richtigkeit dieser Realisierung des Mittelalters kann es geben als die wachsende Klärung des Verständnisses für die eigentümlichsten Schöpfungen seines Geistes. Die Majestät seines Gottes- und Weltbegriffes, die Universalität seiner theokratischen Ideale, die harmonische Vielheit seiner hierarchischen Formen, die Großheit und Innigkeit seiner Kunst ist noch nie so deutlich beschrieben und so lebhaft bewundert

als von uns Modernen; wir schwärmen nicht mehr mit gestaltloser Andacht für die verfallenden Ruinen der christlich-germanischen Vorzeit, aber wir stellen sie her und bauen sie aus zu der vollen Hoheit, in der sie von ihren Meistern und Bauherren gedacht waren; sucht man doch heute sogar die Ideale der Vergangenheit den widerstrebenden Lebenszwecken unserer Kunst aufzudrängen.

Wir werden es immer zu den großen Zügen des Rankeschen Geistes rechnen müssen, daß er, der mit seiner Entwickelung in der Blütezeit der Romantik wurzelt, von seinen ersten Anfängen ab, mitten in ihrer Kraft sie nicht bloß überwunden, sondern vor allem, ihre Bedeutung wahrend, ihre Idealzeit in jener Doppelseitigkeit, in der Mischung von Kultur und Barbarei mit voller Schärfe erkannt hat. Noch heute gilt sein Wort von der »wundersamen Physiognomie jener Zeiten, die noch niemand in ihrer ganzen Fülle und Wahrheit vergegenwärtigt hat«; von der »außerordentlichsten Kombination von innerem Zwist und glänzendem Fortgang nach außen, von Autonomie und Gehorsam, von geistlichem und weltlichem Wesen«. Kein Romantiker könnte zugleich herzlicher und wahrer als an jener Stelle Ranke den Charakter der mittelalterlichen Frömmigkeit schildern, »die sich zuweilen in das rauhe Gebirge, in das einsame Waldtal zurückzieht, um alle ihre Tage in harmloser Andacht der Anschauung Gottes zu widmen: in Erwartung des Todes verzichtet sie schon auf jeden Genuß, den das Leben darbietet; oder sie bemüht sich, wenn sie unter den Menschen weilt, jugendlich warm, das Geheimnis, das sie ahnet, die Idee, in der sie lebt, in heiteren, großartigen und tiefsinnigen Formen auszusprechen«; — und kein Moderner dürfte die fanatische Wildheit, worin diese Glaubensinnigkeit ausarten kann, treffender bezeichnen, als es die wenigen Worte tun, welche Ranke über die andere, unmittelbar neben jener ersten sich äußernde Frömmigkeit hinzufügt, »welche die Inquisition erdacht hat, und die entsetzliche Gerechtigkeit des Schwertes gegen die Andersgläubigen ausübt: keines Geschlechtes, sagt der Anführer des Zuges wider die Albigenser, keines Alters, keines Ranges haben wir verschont, sondern jedermann mit der Schärfe des Schwertes

geschlagen.« Janssen gibt sich den Anschein, als ob er in den Kreuzzügen die glorreichste Betätigung seines Glaubens erblicke; die Wiedergewinnung der Stätte, wo der Heiland gelitten hat, durch die römischen Glaubensheere ist ihm einer der Höhepunkte der christlich-germanischen Heldenzeit. So muß also von seiner Religion gelten, was Ranke ebendort als hervorstechendstes Beispiel für den barbarisch-christlichen Charakter des Mittelalters erzählt: »bei dem Anblick von Jerusalem stiegen die Kreuzfahrer von den Pferden und entblößten ihre Füße, um als wahre Pilger an den heiligen Mauern anzulangen; in dem heißesten Kampfe meinten sie die Hilfe der Heiligen und Engel sichtbar zu erfahren. Kaum aber hatten sie die Mauern überstiegen, so stürzten sie fort zu Raub und Blut: auf der Stelle des salomonischen Tempels erwürgten sie viele tausend Sarazenen; die Juden verbrannten sie in ihrer Synagoge; die heiligen Schwellen, an denen sie anzubeten gekommen waren, befleckten sie erst mit Blut«. — Gewiß, nichts kann wahrer sein als die Summe, welche Ranke aus diesen Sätzen zieht: »es ist ein Widerspruch, der jenen religiösen Staat durchaus erfüllt und sein Wesen bildet«.

Man muß weit zurückgreifen, um die Vorbilder zu treffen, nach denen Janssen sich seine Auffassung der christlichen Welt geformt hat. Vielleicht am frühesten, jedenfalls vollständiger und anziehender als irgendwo anders ist sie ausgedrückt in jener dichterisch bewegten Phantasie, welche Novalis, angeregt durch Schleiermachers Reden über die Religion, im Kreise seiner Jenaer Freunde am Schluß des vorigen Jahrhunderts von den »echt katholischen und echt christlichen Zeiten« des mittelalterlichen »Europas« entworfen hat. Möge es erlaubt sein, den Eingang der merkwürdigen und seltenen Schrift wegen der frappanten Ähnlichkeit mit der Janssenschen Konstruktion zu wiederholen [1]).

---

[1]) Zuletzt herausgegeben von J. M. Raich, Novalis' Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Karoline Schlegel, 1880. Die Ängstlichkeit der Freunde Hardenbergs hat den Druck lange verhindert. Erst in die vierte Auflage (1826) fand er auf Andrängen Fr. Schlegels Aufnahme, aber die fünfte, von Tieck besorgte, ließ ihn schon wieder fort. Vgl. Raichs Vorbericht und Haym, die romantische Schule S. 463 Anm.

»Es waren schöne, glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte; ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reiches. Ohne große weltliche Besitztümer lenkte und vereinigte ein Oberhaupt die großen politischen Kräfte. — Eine zahlreiche Zunft, zu der jedermann den Zutritt hatte, stand unmittelbar unter demselben und vollführte seine Winke und strebte mit Eifer, seine wohltätige Macht zu befestigen. Jedes Glied der Gesellschaft wurde allenthalben geehrt, und wenn die gemeinen Leute Trost oder Hilfe, Schutz oder Rat bei ihm suchten und gerne dafür seine mannigfaltigen Bedürfnisse reichlich versorgten, so fand es auch bei den Mächtigeren Schutz, Ansehen und Gehör, und alle pflegten diese Auserwählten, mit wunderbaren Kräften ausgerüsteten Männer wie Kinder des Himmels, deren Gegenwart und Zuneigung mannigfachen Segen verbreitete. Kindliches Zutrauen knüpfte die Menschen an ihre Verkündigungen. — Wie heiter konnte jedermann sein irdisches Tagewerk vollbringen, da ihm durch diese heiligen Menschen eine sichere Zukunft bereitet und jeder Fehltritt durch sie vergeben, jede mißfarbige Stelle des Lebens durch sie ausgelöscht und geklärt wurde. Sie waren die erfahrenen Steuerleute auf dem großen unbekannten Meere, in deren Obhut man alle Stürme gering schätzen und zuversichtlich auf eine sichere Gelangung und Landung an der Küste der eigentlichen vaterländischen Welt rechnen durfte. — — — —

Emsig suchte diese mächtige, friedenstiftende Gesellschaft alle Menschen diesen schönen Glaubens teilhaftig zu machen und sandte ihre Genossen in alle Weltteile, um überall das Evangelium des Lebens zu verkündigen und das Himmelreich zum einzigen Reiche auf dieser Welt zu machen. Mit Recht widersetzte sich das weise Oberhaupt der Kirche frechen Ausbildungen menschlicher Anlagen auf Kosten des heiligen Sinnes und unzeitigen gefährlichen Entdeckungen im Gebiete des Wissens. So wehrte er den kühnen Denkern, öffentlich zu behaupten, daß die Erde ein unbedeutender Wandelstern sei; denn er wußte wohl, daß die Menschen mit der Achtung für ihren Wohnsitz und ihr

irdisches Vaterland auch die Achtung vor der himmlischen Heimat und ihrem Geschlechte verlieren und das eingeschränkte Wissen dem unendlichen Glauben vorziehen und sich gewöhnen würden, alles Große und Wunderwürdige zu verachten und als tote Gesetzwirkung zu betrachten. An seinem Hofe versammelten sich alle klugen und ehrwürdigen Menschen aus Europa. Alle Schätze flossen dahin, das zerstörte Jerusalem hatte sich gerächt und Rom selbst war Jerusalem, die heilige Residenz der göttlichen Regierung auf Erden geworden. Fürsten legten ihre Streitigkeiten dem Vater der Christenheit vor, willig ihm ihre Kronen und ihre Herrlichkeit zu Füßen, ja sie achteten es sich zum Ruhm, als Mitglieder dieser hohen Zunft den Abend ihres Lebens in göttlichen Betrachtungen zwischen einsamen Klostermauern zu beschließen. Wie wohltätig, wie angemessen der inneren Natur der Menschen diese Regierung, diese Einrichtung war, zeigte das gewaltige Emporstreben aller anderen menschlichen Kräfte, die harmonische Entwickelung aller Anlagen, die ungeheure Höhe, die einzelne Menschen in allen Fächern der Wissenschaften des Lebens und der Künste erreichten, und der überall blühende Handelsverkehr mit geistigen und irdischen Waaren in dem Umkreis von Europa und bis in das fernste Indien hinaus.« —

Das ist, wenn auch nicht die beste, so doch gewiß wahre Poesie. Und gerne verzeihen wir dem liebenswürdigen Träumer die krause Phantastik seiner Geschichtsbilder, die Naivetät, mit der er z. B. das Klosterleben der alten Langobarden- und Frankenherrscher mit den Kolonisationen des ausgehenden Mittelalters und dem Prozeß Galileis als Segnungen der »echt christlichen Zeiten« preist. Denn sein Glaube an die Wunderzeit ist nur der Glaube des Poeten. Alle Energie, mit der er Natur und Geschichte in ihren geheimsten Offenbarungen, in ihrem All-Eins zu ergreifen glaubt, die Phantasie- und Gedankenwelt in einander zu verschlingen strebt, führt ihn doch nicht weiter als den »geheimnisvollen Weg nach innen«, wird ihm »Selbstbesprechung«, »Selbstoffenbarung«. Indem er sich »in die Flut des menschlichen Wissens« versenkt, »um in diesen heiligen Wellen die Traumwelt des Schicksals zu vergessen«, wird ihm alsbald das Denken zum »Traum

des Fühlens« und entdeckt er in allem Werden und Vergehen nur wieder »die Abwechselungen eines unendlichen Gemütes«. Einer solchen Philosophie, deren Kern sein will, »daß Poesie das absolut Reelle, alles um so wahrer, je poetischer es ist«, und daß »das Märchen gleichsam der Kanon aller Poesie«, »der erste Märchendichter ein Seher der Zukunft ist«, sind historische Widersprüche nicht nur natürlich, sondern notwendig. In der schwärmenden Seele finden sie ihre Einheit; deren Kinder sind sie, ihre Abspiegelungen im Meere des Geschehens. Je reicher und bunter die Farbenbrechungen, um so inbrünstiger die Gemeinschaft: »Die Welt wird am Ende Gemüt; am Ende wird alles Poesie.« Nichts kann solcher Anschauung ferner liegen als der Wunsch nach urkundlicher Begründung. Würden die Traumgebilde in das Licht des historischen Tages gerückt, das Reich der Phantasie wäre zerstört. Auch jenem Fragmente würden wir mit voller Zustimmung Novalis das Motto seines »Heinrich von Ofterdingen« vorsetzen dürfen: »ein Märchen will ich erzählen — horche wohl!« [1]

Gerade die Übereinstimmung mit diesem Phantasiegemälde beweist daher aufs beste die Ungereimtheit der Janssenschen Wahnbilder. Aber, wenn diese den Charakter der Geschichte verlieren, so werden sie darum nicht mehr Poesie. Denn dazu fehlt ihnen jener Glaube, der in der Geschichte und den Lehren der christlichen Religion nur »die symbolische Verzeichnung einer allgemeinen, jeder Gestaltung fähigen Weltreligion« erblickt. Im Ausgangspunkt, in der Verklärung des Mittelalters stimmen der Romantiker und der Ultramontane überein, dann aber weichen sie voneinander. Jenem ist die neue Christenheit die Kirche der reinen Geistigkeit, »eine neue goldene Zeit mit dunkeln, unendlichen Augen, eine prophetische, wundertätige und wundenheilende, tröstende und ewiges Leben entzündende Zeit«: »die zufällige Form ist so gut wie vernichtet; das alte Papsttum liegt im Grabe, und Rom ist zum zweitenmal eine Ruine geworden«: »die süße Andacht des gottbegeisterten Gemütes, der alles umarmende Geist der Christenheit« wird die neue Kirche bilden —

---

[1]) Vgl. Haym S. 325 ff.

Janssens Ideal ist die auf die wandellos göttliche Prophetie des Papstes gegründete Kirche des vatikanischen Konzils. Deren Zwecken will er den enthusiastischen Geist der Romantik unterwürfig machen: den Glauben der Dichtung stempelt er zum Glauben Roms, das Individuellste zum Allgemeinsten, das Freieste drückt er in die beengendsten Fesseln. Alle Widersprüche kann der romantische Glaube vertragen, nur nicht den mit sich selbst: gerade den aber bringt Janssen hervor, da er zu Realitäten macht, was nur als Phantasie gelten will. Und, was schlimmer ist, er versucht es, diese Fälschung auf Beweisformen zu gründen, welche nur unter der Voraussetzung unbefangenster Beobachtung Geltung haben können.

Unmittelbare Folge dieser Zerstörung der Romantik mußte die Entgeistigung ihres schönsten und mächtigsten Organs sein, das alle Wallungen ihres Gemüts- und Phantasielebens staunenswert biegsam und farbenprächtig wiederzugeben vermochte, der bezaubernden Gewalt ihrer Sprache. Noch in Görres bewundern wir den lebendigen Pulsschlag echter Begeisterung. Es hat auch für uns etwas Packendes, wenn dieser von der Zeit spricht, »wo der religiöse Enthusiasmus eben noch wie ein glühender Sommer über Europa hing und Heerhaufen und Nationen wie Gewitter hinübertrieb zum heiligen Grabe, um dort auf die Ungläubigen sich zu entladen«. Gegen die Glut dieser Worte halte man nun, was Janssen über den Grundgedanken der ganzen Kreuzzugspolitik zu sagen weiß: »Friede und Einigkeit unter den christlichen Völkern behufs Vereinigung ihrer Gesamtkräfte zum Kampf gegen den gemeinsamen Glaubensfeind«, und man sieht handgreiflich, in welchem Zusammenhang die ultramontane Geschichtsauffassung mit der romantischen steht: sie ist ihre Entartung. Noch erkennen wir immerhin in dieser Scholastik den einst so bunten Flor der romantischen Traumwelt — so, wie er unter dem römischen Gifthauch verdorrt ist.

Die Analogie zwischen der römischen und der romantischen Phantastik zeigt sich, wie in der Bewunderung des Mittelalters, so auch in der Art, wie beide die Überleitung zu der »revolutionären Epoche finden«. Allerdings darf die erstere nicht von der

»unendlichen Trägheit« reden, der sich nach der romantischen Auffassung die »sicher gewordene Zukunft der Geistlichkeit« ergeben haben soll. Novalis läßt die Zerstörung der christlichen Jugendblüte aus den »niedrigen Begierden« der Geistlichen entstehen, aus »der Gemeinheit und Niedrigkeit ihrer Denkungsart«, aus der »Vergessenheit ihres eigentlichen Amts, die ersten unter den Menschen an Geist, Einsicht und Bildung zu sein«. Ist es doch die besondere Eigentümlichkeit Janssens, in dem Zeitalter Alexanders VI. die Hauptepoche der katholischen Reformation zu sehen. Zu den »klugen Maßregeln«, mit denen sie »den Leichnam der Verfassung vor zu schleuniger Auflösung bewahrten«, rechnet Novalis vorzüglich die Priesterehe — »eine Maßregel, die, analog angewandt, auch dem ähnlichen Soldatenstand eine fürchterliche Konsistenz verleihen und sein Leben noch lange fristen könnte«. Aber daß dann eben hieran ein »Zunftgenosse« Feuer fängt, daß seine »Insurrektion« das »Untrennbare, die unteilbare Kirche« frevelnd zerrissen und die Anarchie, die »Revolutionsregierung« permanent gemacht habe, daß die »Fürsten sich unglücklicherweise in diese Spaltung gemischt«, sie zur »Befestigung und Erweiterung ihrer landesherrlichen Gewalt und Einkünfte erhoben« und »die Religion irreligiöserweise in Staatsgrenzen einschlossen« — das sind auch für die ultramontane Reformationsgeschichte die Angelpunkte der Auffassung.

Ein Moment aber, welches letzterer wesentlich ist, war, wie der Romantik, so lange sie unverfälscht blieb, überhaupt, so vor allem dem Herausgeber der »Jahrbücher der preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelms III.« immer fremd — die ausschließende Verehrung für das Haus Habsburg als Träger der »echt katholischen Gedanken«. Für eine solche historisch-politische Fixierung des romantischen Ideals war der Graf v. Hardenberg nicht nur ein zu guter Poet, sondern auch ein zu guter Protestant. Ihm, der das herrliche Wort wagte, daß »wahrhafte Überzeugung das einzige wahre, Gott verkündende Wunder« sei, welcher »Staatsverkündiger, Prediger des Patriotsimus« aufstellen möchte, dem der Staat bei allem Abscheu vor dem »fürchterlichen Soldatenstande« nicht als ein »Polster der Trägheit«, son-

dern als eine »Armatur der gespannten Tätigkeit« erschien, konnte die preußische Monarchie nicht die politische Realisierung der protestantischen Insurrektion heißen. Jede positive Form ist ihm auch auf politischem Gebiet relativ. Gerade dem jungen preußischen König und seiner schönen Königin legt er die »Blumen« zu Füßen, welche ihnen die holde, beglückende Mission ihrer Herrschaft deuten sollen: Friedrich Wilhelm und Luise seien die »Genien«, das »klassische Menschenpaar«, das die neue goldene Zeit heraufführen werde. Nichts liegt ihm ferner als tendenziöse Vergröberung. Er würde sich selbst untreu werden, wenn er nicht auch die Persönlichkeiten und Institutionen des politischen Lebens in die luftigen Regionen seiner poetischen Traumwelt erheben wollte.

Der ultramontane Historiker dagegen vindiziert mit der Miene vollkommenen Ernstes dem Hause Habsburg seit seinem Stifter die Vertretung des christlich-germanischen Staatsideals. Wo nur immer ein Habsburger auftaucht, erhebt sich seine Sprache und die Auswahl seiner Exzerpte zu höherem Schwung. In König Rudolf war dem Reiche der Reformator gegeben. »Wäre nun nach früherem Herkommen die Thronfolge in der regierenden Familie erblich gewesen, so hätte Österreich zum Heile Deutschlands dem neuen Königsgeschlecht die verlorenen Reichsdomänen ersetzen und durch seine Kraft dem Vaterlande ein selbständiges, die Nation umfassendes Königtum erhalten können.« Aber die Selbstsucht der Königswähler wollte keine festgeschlossene Einheit, deshalb wählten sie den machtlosen Adolf von Nassau. Albrecht I. schien die deutschen Hoffnungen wahr machen zu sollen; aber er fiel als »Opfer einer Fürstenverschwörung«, als »Märtyrer für die einheitliche Macht des deutschen Königtums«. Unter den bayerischen und luxemburgischen Herrschern ging dem Reich alles verloren, was die ersten beiden Habsburger gepflanzt hatten. Eine Zeit neuer Kraft schien Albrecht II. bringen zu sollen: »ein gewaltiger Herr, im Kriege erfahren, unermüdlich tätig«, »ein König von deutschem Gemüt«, der Bürger Freund, Feind aber der eigensüchtigen Fürsten: zum »Verhängnis Deutschlands« raffte ihn ein jäher Tod in der Blüte der Jahre hinweg. Nur Friedrich III. hat doch auch Janssens Beifall nicht: seltsam ge-

nug, da ja sein deutsches »Reformationszeitalter« zum größten Teil in dessen Regierung fällt.

Dafür ist König Max um so mehr der Mann seines Herzens. Alles Lob, was er bei dem Vater zurückhält, häuft er auf das ritterliche Haupt des Sohnes: die heldenhafte, oft an abenteuernde Verwegenheit streifende Kühnheit und die Hochherzigkeit, mit der Max nach der Schlacht die Verwundeten, gleichgültig ob Freund oder Feind, pflegt, seine fromme Barmherzigkeit gegen menschliches Elend — dem sterbenden Bettler reicht er selbst den Labetrunk, deckt ihn mit dem eigenen Kleide, eilt zur Stadt und holt den Priester, der dem Armen die letzten Segnungen der Religion bringen soll — und die gehorsame Treue gegen den alten Vater: es ist Sankt Georg und Sankt Martin in einer Person. Dem Adel der Seele entspricht die äußere Erscheinung: »seine edle Gestalt, sein fester sicherer Gang, der Adel und die Würde in all seinen Bewegungen, der Ausdruck unverkümmerten Wohlwollens auf seinem Antlitze, seine herzgewinnende Rede, die manchen feindlich Gesinnten oft bei der ersten Begegnung versöhnte«. Auch die »unversiegbare Heiterkeit seines reinen Gemütes« wird zu den äußerlichen Vorzügen gerechnet. Unbegrenzt ferner der Wissensdurst, unversieglich die Kraft zu lernen, zu streben, der Wille zu helfen und zu bessern, eine wahrhaft reformatorische Herrschernatur. Der waffenfähigste Fürst der Christenheit ist zugleich der wissenschaftlich höchststehende. Geschichte, Mathematik, Latein, Französisch, Wallonisch, Italienisch, Englisch, Spanisch, alles treibt der geniale König neben einander; dazu die schwierigsten Künste: Geschütze gießen und bohren und Harnische anfertigen wie der geschickteste Augsburger Waffenschmied. Und damit ist das Tugendregister noch lange nicht erschöpft. Die edelste, die Grundtugend, ist der katholisch gläubige Sinn: »Überhaupt bezeichnete man schon damals (so lange vor Ferdinand II.!) als besondere Eigenschaften des habsburgischen Herrscherhauses ‚Seelenruhe und Gottvertrauen beim Mißgeschicke; viel Not, viel Ehr'«.

Eigentlich hatte der herrliche Mann nur einen Fehler, der aber auch wieder fast wie ein Überschäumen seiner offenen und

glänzenden Natur erscheint: das war neben übermäßiger Verschwendung sein gutmütiges Vertrauen auf die Ehrlichkeit und Vaterlandstreue der deutschen Fürsten, die ihn dafür zum ewigen Schaden von Reich und Nation aufs schändlichste hintergingen. Vergebens richtet Maximilian sein unablässiges Streben darauf, die deutsche Volkskraft auf hohe nationale Ziele zu lenken, durch große kriegerische Erfolge das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Einigkeit aller Deutschen aufs neue zu »erkräftigen«. Vergebens ist er bemüht, wirksamere Organe des Rechtes und der Verfassung zu schaffen. Die Einsichtigsten und Besten der Nation haben keine anderen Ziele als der König. Alle Vaterlandsfreunde sind gleich ihm überzeugt, daß »nur die monarchische Gewalt in ihrem früheren Bestande Recht und Frieden sichern, selbst aber nur durch ruhmvolle Betätigung ihrer Stellung nach außen sich über das vielköpfige Fürstentum wieder erheben könne«. In männlicher, patriotischer Sprache mahnen Männer wie Wimpheling, Sebastian Brant, Nauclerus und Pirckheimer an die Herrlichkeit des alten Reiches und begrüßen den Kaiser als Wahrer der deutschen Einigkeit und als Wiederbegründer des christlich-germanischen Reiches, der Weltherrschaft im Abend- und Morgenlande. Die Erblichkeit des Reiches im Hause Habsburg ist ihr heißer Wunsch, und kein höheres Streben ist ihnen wie ihrem König eigen als der Kampf gegen den Unglauben, den Türken da draußen und den »falschen Glauben und Schisma« im Innern. Es ist alles vergebens. Die Reichsstände, von den römischen Juristen beraten, haben keinen Sinn für die Ehre des Reiches. Herzlos sehen sie den mörderischen Einfällen der Türken zu; sie lassen es geschehen, daß Schlesien und Mähren von den Böhmen losgerissen, daß Preußen von Polen unablässig bedrängt wird, daß Livland an den Moskowiter verloren geht; es kümmert sie nicht, daß die Schweizer den Reichsverband zersprengen und offen den Gehorsam aufkündigen, mit den Franzosen Soldverträge schließen, daß diese den »Schild des Reiches«, Mailand, rauben. Sie selbst lassen sich mit Frankreich auf reichsverräterische Umtriebe ein; schon droht die Gefahr, daß ihre Sonderbündelei das Elsaß den Rheingelüsten des Erbfeindes ausliefere. Alle ihre

Gedanken bei der Reformarbeit gehen nur auf Einengung der monarchischen Gewalt, auf Erhöhung ihrer eigensüchtigen Machtstellung: die wenigen Erfolge, welche der Organisation des Reiches daraus erwachsen, das Kammergericht, den ewigen Landfrieden, verdankt es der selbstlosen Nachgiebigkeit, dem unermüdlichen Eifer des Königs. Und alle diese Arbeit und Hoffnung — das ist schließlich die Summe seines Lebens — umsonst! Die Selbstsucht hat die Pflichttreue besiegt, und der Herrscher, der nichts kennt als die Arbeit für Frieden und Recht, Sicherheit und Kraft des Reiches, hat das tragische Geschick, für die allgemeine Verwirrung selbst verantwortlich gemacht zu werden. »Mir ist auf der Welt keine Freude mehr«, ruft er aus, »armes deutsches Land!«

Schon aber ist ihm der Erbe erwachsen, der mit dem Einsatz einer weit größeren Macht vielleicht vollbringen wird, woran der alte Kaiser verzweifelt.

Nichts anderes als der Großvater erkannte Karl V. als die Aufgabe seines Lebens: »den Frieden unter den christlichen Völkern aufrecht zu erhalten und den Schutz der Christenheit gegen die immer mächtiger heranwachsende Türkengefahr zu übernehmen, womöglich durch Vertreibung der Türken die Weltherrschaft des Christentums wieder herzustellen«. Keiner konnte friedlicher gesinnt sein als der junge Monarch, der einer unaufhörlichen Kette von Kämpfen entgegenging. In »Charakter und Denkart« war er allen eroberungssüchtigen und gewalttätigen Plänen fremd. Nur zur Verteidigung des überkommenen Erbes wollte er die ihm zu Gebote stehenden Mittel verwenden und dankte Gott, daß ihm solche Mittel geworden. Der Schutz und die Erhaltung des Bestehenden und die Abwehr jeglichen fremden Übergriffes ist der Grundgedanke seiner ganzen politischen Tätigkeit; die Ausführung dieses Gedankens hat ihn in die vielen Kämpfe und Gefahren seines Lebens verwickelt. Zu seinem Schutzgebiet gehörte seiner kaiserlichen Aufgabe gemäß die Kirche. Dem Eide, den er dafür am 23. Oktober 1520 schwur, »ist er während seines ganzen Lebens treu geblieben. Er faßte im vollen Sinne des Wortes das Kaisertum noch in seiner alten Bedeutung auf, wie als Grund- und Eckstein alles menschlichen Rechtes

auf Erden, so als Schirmvogtei der christlichen Kirche und ihres Oberhauptes«.

Also Wiederkehr des politischen Ideals, welches die Glanzzeit der »Kirche« verwirklicht gesehen hat, und alles, was uns vom Tun und Lassen Karls V. erzählt wird, nur Modulation des einen Themas. Es ist wahr, der Kaiser bleibt seiner hohen Aufgabe nicht immer treu, und selbst die Päpste werden zeitweise durch äußeren Zwang oder gar eigensüchtige Bestrebungen abgelenkt. Das sind dann immer die Epochen, in denen Türken und Ketzer ihre zerstörenden Angriffe auf das göttliche Weltsystem machen. Aber im ganzen bleiben doch beide Gewalten in den Bahnen der gegenseitigen Liebe und väterlicher Sorge um das Wohl der Christenheit.

Und so wäre gewiß Großes erreicht, jene Hoffnung auf Wiederherstellung der mittelalterlichen Kraft und Heiligkeit erfüllt worden, wenn nun nicht alle Dämonen der Zerstörung gegen das unglückliche deutsche Volk durch den Wittenberger Mönch entfesselt wären.

Hat Janssen bei Kaiser Max gezeigt, wie glänzende Farben ihm für seine Lieblingsgestalten zu Gebote stehen, so tritt uns bei Martin Luther der strafende Ernst seiner historischen Muse entgegen.

Schon auf der Herkunft des Mannes, der den Ruin unseres Volkes verschuldet hat, ruht ein dunkler Makel: er war der Sohn eines Totschlägers. Aus der furchtbar harten Erziehung durch seine jähzornigen Eltern ging Luther mit einer gedrückten, ängstlichen Gemütsstimmung hervor; niemals wußte er von freudigem Gehorsam. Der natürliche Rückschlag erfolgte schon auf der Schule in Eisenach, wo er das Leben von anderer Seite kennen lernte, bei einer jungen adeligen Dame, die ihn in ihr Haus aufnahm und ihn bei Lauten- und Flötenspiel den Ausspruch hören ließ: »es gibt kein lieber Ding auf Erden denn Frauenliebe, wem sie kann zu Teil werden«. Nach solcher Vorbildung an der Wirkungsstätte des seligen Tannhäuser ahnen wir leicht, wie der Student es auf der Erfurter hohen Schule bei Musik, Ritterspiel und Saujagd weiter getrieben hat; die heidnischen Schriftsteller

wurden da die Bildner seines Lebens. Hin- und hergeworfen zwischen Sinnenlust und Gewissensängsten findet er in einem Moment plötzlicher Verzweiflung den Weg in das Kloster. Aber immer ohne Demut und Hoffnung, und ohne die Grundtugend des Mönches, den Gehorsam, ein überspannter Skrupulant, kann er natürlich den Frieden nicht finden, den ihm in den heiligen Mauern die Kirche bietet. Und so führen ihn seine innere Zerrissenheit und Gewissensfolter zu dem entgegengesetzten Extrem, zu der entsetzlichen Lehre von der völligen Verderbtheit des Menschen, der gänzlichen Knechtschaft des Willens, der Rechtfertigung ohne eigenes Zutun, allein durch den Glauben. Darin ist er aber nicht einmal original. Es sind nur die alten, von der Kirche längst zerbrochenen Waffen eines Wiclif und Hus, die auch er wieder aufnimmt: jenen Irrlehrern folgt er, wenn er nun zum Angriff schreitet auf die Siebenzahl der Sakramente, auf die Priesterweihe, auf alle gottesdienstlichen Ordnungen, und zu der brutalen Lästerung, in dem Nachfolger Christi auf Erden den Antichrist zu sehen. Schon aber stehen die Genossen seines Tuns bereit: die nach den sinnlichen Freuden lüsternen Mönche und Pfaffen, die nach dem Kirchengut wettfeiernd gierigen Stände und ihre reichsverräterische Selbstsucht, die revolutionäre Begehrlichkeit der doch so gut situierten Bauernschaften und Zünfte, alle, welche die sanften Segensfesseln der Kirche und des Kaisertums zersprengen wollen, an ihrer Spitze eine geschlossene Revolutionspartei, die höhnenden Spötter auf alles, was Kirche und Glauben heißt, unter Führerschaft des physisch und moralisch gänzlich verkommenen Ulrich von Hutten. Mit diesem Menschen, der durch den Arm seines ihm ähnlichen Ziszka-Sikkingen mit Feuer und Schwert das ganze Reich von oben zu unterst kehren will, in enger Kameradschaft beginnt der Mönch den Aufruhr. Jede Waffe ist ihm da recht. Er scheut sich nicht vor Mord, Brand, Gelübdebruch und Verrat. Zur Hintergehung und zum Verderben des Papsttums, schreibt er, sei alles erlaubt. Die zartesten Empfindungen zieht er in den Schmutz; die Ehe wird ihm eine Anstalt zur Befriedigung gemeiner Sinnlichkeit. Von einer Reform der unleugbaren Ge-

brechen des geistlichen Standes will er nichts hören. Alles soll mit der Wurzel ausgetilgt werden. Die Folge ist Aufwiegelung des Volkes bis in seine tiefsten Schichten. Mit der Kirche zerfallen die Studien, die unter ihrer Pflege so herrlich gediehen waren, aller Unterricht vergeht, von den Universitäten, welche Luther als Mördergruben, als Molochtempel, als Synagogen des Verderbens, wert, daß man sie alle zu Pulver mache, verruft, bis zu den Volksschulen herab, ungezählte Kirchen und Klöster mit dem wundervollen Schmuck ihrer Kanzeln und Altäre fallen der Plünderungswut zum Opfer, alles »charitative Leben« macht schrankenloser Selbstsucht Platz: es ist das wüsteste Aufschäumen der von der Kultur der Kirche in die Tiefe gebannten Barbarei. Entsetzt sieht Luther allmählich ein, welche Geister er entfesselt hat, welche Gedanken sich in den konsequenteren Anhängern seiner Lehren entwickeln: Leugnung aller Sakramente, der Gottheit Christi, Gottes selbst, eine wahnwitzige Inspirationstheorie, nihilistische Raserei gegen alle staatliche Ordnung, Kommunismus bis zu den zügellosesten Orgien der Weibergemeinschaft. Wohl regt sich ihm nun die Reue über das gräßliche Aufgehen seiner Saat — bis zu Selbstmordgedanken und gänzlichem Aufgeben seiner selbst. Er bemerkt, daß der Beifall, den er anfangs gefunden, sich überall in Gleichgültigkeit oder gar Abneigung und Haß gegen ihn verkehrt habe. Er selbst glaubt nicht mehr an das, was er andern predigt. Aber er vermag sich nicht mehr aus den trüben Fluten der Verzweiflung und Gotteslästerung herauszureißen, sondern wühlt sich nur immer tiefer hinein. Es bildet sich in ihm eine krankhafte Furcht vor Verfolgung und Meuchelmord bis zur förmlichen Monomanie aus. Um sich vor den Qualen des Schuldbewußtseins zu retten, denkt er wohl (und wagt es, seinen Anhängern das gleiche zu raten) an die Freuden der Sinnenlust, ein »schönes Mädchen, Geiz oder einen Rausch«, oder er schilt in Entsetzen erregender Weise, so daß die humansten Gegner, seine einstigen Freunde, ihn für besessen halten. Er kann nicht mehr beten, ohne zu fluchen. Voll Fluchens und Verzweiflung sind seine letzten Lebenstage. So tritt er, körperlich und geistig erschöpft, vor den ewigen Richter.

Der Bauernkrieg bringt die anarchische Wut auf ihre Höhe: er ist zugleich der Wendepunkt in Luthers Haltung. So lange die Wage zwischen der Revolution und den Obrigkeiten noch schwankte, verteilte auch er seinen Zorn auf beide Parteien, redete die Bauern mit »Herren und liebe Brüder« an und schalt die Hartherzigkeit der Fürsten. Nachdem diese aber einmal gesiegt, tat es ihm niemand gleich an gräßlicher Erbarmungslosigkeit gegen die unglücklichen Verführten. Denn nun sah er, daß nur die Auslieferung seines Werkes an die Territorialherren einen Halt auf der schiefen Ebene geben könne. So führte die Knechtschaft des Willens zur Knechtschaft der Kirche. Die Fürsten und Stadtherren wurden als Landesgötter angebetet, und die Revolutionäre die ärgsten Reaktionäre, Feinde der Gewissensfreiheit, heuchlerische Anbeter des Cäsaropapismus, Lobredner der Leibeigenschaft und des willenlos passiven Gehorsams.

Umsonst waren alle bis an die äußerste Grenze der Toleranz gehenden Gnadeerbietungen und Friedensversuche des Kaisers und der Kurie: nur immer trotziger wurden die Stände, immer starrer die Ausbildung ihres Landeskirchentumes, immer größer die Zerstörung. Niemals gab es friedfertigere Gesinnungen als damals am kaiserlichen und päpstlichen Hof, und niemals eine offensivere Politik als die der evangelischen Insurrektion. Und da nun die katholischen Stände teils kaiserfeindlich, teils ohnmächtig und zaghaft, teils sogar Verräter am Glauben waren, da die Türken und Franzosen im Bunde mit den Kirchenfeinden immer furchtbarer drängten, so kam es endlich dahin, daß Kaiser und Papst sich mit den Waffen zum Schutz der Religion aufstellten, nicht früher aber als nachdem die Protestanten den Krieg begonnen hatten. Der Kreuzzug warf die Empörten nieder und brachte den Kaiser auf die Höhe der Macht. Deutschland und die Kirche waren gerettet. Da mißbrauchte Karl durch autokratische Erhebung über den unfehlbaren Herren der Kirche seine Gewalt und den herrlichen Sieg. Er hörte nicht auf die väterlichen Ermahnungen des Papstes, auf die Warnungen der braven Jesuiten, bis er einsehen mußte, daß seine Konzilspolitik und Interimsreligion nichts als Widerspruch erregte und die Revolution in greuelvollerer

Form als jemals früher erweckte. Und so war das Ende der großen Bewegung der Triumph der dämonischen Gewalten, die Zertrümmerung der Kirche und des Reiches, die materielle und geistige Verödung, und der »Friede«, den die »Religion« schließlich fand, eine neue Quelle unsäglichen Jammers.

Nach der Skizze, die oben zur Beleuchtung der Janssenschen Vorstellungen über das Mittelalter einen Platz fand, wird es dem Referenten wohl erlassen werden, die Tatsachen, welche die eben angeführten Schmähungen und Absurdidäten berichtigen könnten, zu repetieren. Bei der Ausführlichkeit, mit der Janssen in diesen Abschnitten sein Thema variiert, würden wir uns zu sehr auf die Einzelheiten, von denen abgesehen werden soll, einlassen müssen. Auch darf ich hier auf die zahlreichen Widerlegungen verweisen, welche die früheren Kritiker gegeben haben. Nur einige Grundzüge, die allen jenen Verdrehungen gemeinsam und für den Verfasser besonders charakteristisch sind, mögen noch ihre Besprechung finden.

Schon anderswo ist bemerkt, daß Janssen sich seine Aufgabe unnötig erschwert habe, indem er sich für gewisse Ideen erwärmt, die seiner Grundanschauung gar nicht nötig sind und eigentlich sie nur stören können [1]). Dahin gehört vor allem sein Nationalgefühl. Er ist ein so schwärmerischer Patriot, daß er mit den deutschen Ansprüchen weit über unsere Grenzen hinausschweift: Mailand ist altes deutsches Gut, dessen Verlust nimmer genug zu beklagen ist; Böhmen und Ungarn, die Niederlande, die Schweiz und Burgund sind vor Janssens Annexionslust nicht sicher. Und dieser Chauvinismus ist um so auffallender als er nicht Worte der Entrüstung genug finden kann, um die französischen Rheingelüste zu brandmarken. Freilich müssen wir im Auge halten, daß die deutsche Hegemonie das nationale Leben der unterworfenen Nachbarn nicht stören soll; nur daß sie selbst nicht die Bestimmung darüber haben: so wie es in Janssens jüngeren Jahren unter der Herrschaft seines Doppeladlers in Italien der Fall war. Immerhin mußte ihn dieser nationale Ehr-

---

[1]) In dem genannten Artikel der Politischen Wochenschrift.

geiz, wie geschickt er auch meist die selbstgeschaffene Klippe vermieden hat, mehrfach in die Lage bringen, die päpstliche Politik zu tadeln, wo er sie sehr viel leichter und rechtmäßiger aus ihren universalen Aufgaben hätte erklären können, vor denen die nationalen Differenzen verschwinden müssen.

Während er aber den fremden Nationen die politische Einheit mißgönnt, ist er ein glühender Verehrer der deutschen unter Habsburgs Führung. Allerdings mit der Reserve, daß die Stammeseigentümlichkeiten gewahrt bleiben. Aber das ist ein politisch und historisch so undefinierbarer Ausdruck (man müßte denn in das 9. und 10. Jahrhundert zurückgehen), daß Janssen diesen Standpunkt ohne allzu auffallende Wendungen behaupten kann. Lebten wir zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, so würden wir ihn im Lager Ferdinands II. und als Gegner der katholischen Liga sehen. Auch in der Reformationszeit ist ihm nichts widerwärtiger als die bayerische Politik und deren diplomatischer Repräsentant Leonhard v. Eck, obschon er ihren dogmatischen Interpreten Dr. Johann Eck als Vorkämpfer der christlich-germanischen Herrlichkeit verehrt. Diese Haltung bringt ihn von neuem in Konflikt mit den römischen Interessen; denn so wenig abzuleugnen ist, daß Bayern unter allen deutschen Ständen am einseitigsten die »Libertätspolitik« vertrat, am wenigsten die magyarisch-türkische und die französische Freundschaft verschmähte, ebenso liegt es am Tage, daß Klemens VII. und Paul III. mit dem München-Landshuter Hof regelmäßig viel freundlicher verkehrten als mit dem des Kaisers und ihm dann immer am nächsten standen, wenn die Herzoge und ihr durchtriebener Minister mit dem Woyda und König Franz, ja selbst mit dem Landgrafen von Hessen ihre eifrigsten »Praktiken« trieben.

Möchte sich Janssen doch einmal den Effekt vorstellen, wenn seine Gesinnungsgenossen in Italien, Frankreich, Spanien, Polen und Ungarn die Geschichte ihrer Nationen ebenfalls in dieser Verbindung römisch-katholischen und patriotisch - chauvinistischen Hochgefühls schreiben wollten. Wie oft würden sie da gegen die Übergriffe der Deutschen protestieren müssen, welche er zu den höchsten kirchlichen und nationalen Triumphen rechnet! Sie alle

würden Gelegenheit finden, die römische Politik tadelnd zu kritisieren, und ihre Vorwürfe, sonst wirr durcheinander tönend, würden dann am einhelligsten und lautesten sein, wenn ihr deutscher Gesinnungsgenosse die Weltstellung unserer Nation in ihrem Segen für die Kirche am höchsten erhöbe. Ohne Frage aber würden sie alle kirchlich nicht bloß, sondern auch historisch korrekter handeln, wenn sie die patriotischen Velleitäten über Bord werfen und, losgelöst von allem nationalen Empfinden, die Politik des römischen Stuhles von Rom aus beurteilen wollten. Denn keine These wird von der historischen Wissenschaft einmütiger beantwortet, als daß die Monarchie, welche vom Vatikan aus gelenkt wird, unter allen sich der längsten Dauer, der straffsten Einheit und Konsequenz, der schärfsten Einsicht in ihre Lebensbedingungen rühmen darf.

Das Reformationszeitalter gilt als die Epoche, wo die Päpste den pontifikalen Zielen am wenigsten treu geblieben sind. Und gewiß wird auch die innigste Verehrung für das römische Gottesreich die Flecken nicht tilgen können, welche die heillose Nepotenwirtschaft von dem ersten Borgia-Papst bis zu Paul IV. Caraffa dem Andenken des Papsttums gebracht haben. Aber so wenig sich leugnen läßt, daß die Begehrlichkeiten nach kirchlichem und fremden und auch nach »Reichsgut«, wie dem Herzogtum Mailand, die päpstliche Politik zum Schaden ihrer oberpriesterlichen Aufgaben schwer beeinträchtigt haben, gehen diese Anklagen häufig doch wohl weiter als die objektive Auffassung zulässig macht. Regierten die Päpste des 15. und 16. Jahrhunderts wie italienische Dynasten, so hatte das Exil von Avignon und das Schisma gezeigt, was bei dem Gegenteil herauskam. Die territoriale Politik war seit Martin V. für Rom eine Notwendigkeit geworden, weit mehr als sie es in unserem Jahrhundert gewesen ist, wo das Papsttum durch die Lösung seiner Kirchen von staatlicher Selbständigkeit seine Wurzeln in die Staaten selbst tief hineingetrieben und einen unermeßlichen Zuwachs an konzentrierter Kraft gewonnen hat. Selbst Klemens' VII. schwankende Haltung würden wir wahrscheinlich gerechter als Janssen beurteilen können, wenn sie, wie wir hoffen dürfen, ihre Beleuchtung vom römischen Standpunkt erhalten haben wird.

Freilich ist die Kontinuität der päpstlichen Politik für die Wissenschaft nicht eben diejenige, welche ihr die offizielle römische Auffassung zuschreiben muß. Daß die Geschichte der Päpste nicht historisch bedingt sei, aus dem Kausalzusammenhang, ohne den für uns keine Forschung denkbar ist, und den sie doch wieder auf allen Gebieten reguliere, herausfalle, wird auch die kuriale Auffassung bleiben, und alle aufklärenden Ergebnisse über die Divergenz zwischen dieser Theorie und der Wirklichkeit müssen daher auch gegen diesen Standpunkt gerichtet sein. Aber jenem wüsten Durcheinander patriotischer und römischer Vorstellungen begegnen wir nicht mehr, wenn wir von dem begrenzten Horizont des deutschen Zentrums hinweg uns unmittelbar Rom gegenüberstellen. Alles gestaltet sich fortan weit einfacher. Die Folgerichtigkeit der römischen Politik können wir viel unbefangener anerkennen; für weite Strecken der Geschichte werden wir den pontifikalen Machtbesitz und sogar seine Übereinstimmung mit den allgemeinen Idealen dieser Epoche zugeben. Vielfach wird die Differenz nur darauf hinauslaufen, daß wir den Gegnern Roms eine tiefere geistige Erfassung derselben oder verwandter religiöser und politisch-nationaler Probleme zuerkennen müssen.

Auch mit Janssen wird aber bis zu gewissen Grenzen immer noch eine Art Auseinandersetzung möglich sein, wenn wir uns über die Deutung seiner Wendungen und Vorstellungen verständigen.

Er hat gar nicht so unrecht, wenn er von Karl V. sagt, daß ihm als Lebensziel nichts anderes als Friede in der Christenheit und Kampf der geeinigten gegen den türkischen Erbfeind bis zur Wiederherstellung des Abendlandes in dem weitesten Umfange der staufischen Periode vorgeschwebt habe. Und dieser Behauptung wird an Wahrheit nichts abgezogen werden, wenn wir hinzufügen, daß sie an Trivialität ihresgleichen sucht. Den »Frieden der Christenheit« betonte der Kaiser in den Verträgen von Cambray und Crespy, wie in denen von Barcelona und Aiguesmortes; als er die Protestanten mit Religionsvergleich und Nationalkonzil zum Kampf gegen Frankreich köderte, und als er, um sie niederzuschlagen, mit den Türken Stillstand und mit dem

Papst den Waffenbund schloß; das Edikt von Worms und das Ausschreiben zum Augsburger Reichstag, die Regensburger Konkordatsverhandlungen und die Kriegserklärung gegen die Schmalkaldener atmen denselben Geist des »Friedens in der Christenheit«, wie Karl ihn verstand. Und aufs innigste verband sich ihm damit der Gedanke an die Kreuzfahrt gegen den Islam. Konstantinopel und Jerusalem erobern, die christlichen Kronen des Orients sich auf das Haupt drücken lassen, die alte Welt wie die neue beherrschend zu vereinigen — es war der höchste Traum seines Lebens. Das war sein erster Gedanke, als ihm der Kurier die Nachricht von Pavia brachte: »Ich will, so viel mir möglich, Diligenz haben, daß in der Christenheit ein gemeiner Friede werden möge, und daß ich dem Könige von Polen, meinem Bruder, und anderen wider die Ungläubigen möge Hilfe tun: ich bedenke auch nichts anderes denn das [1].« Wie mag dem jungen Herrscher das Herz geschlagen haben, wenn er, noch inmitten der spanischen Empörung, mit seinem Beichtvater in dem Königszimmer von Toledo auf- und niederging, »von einer Ecke in die andere«, und der Prophezeiungen gedachte, welche in aller Welt, bei Mohren und Christen laut waren von dem Kaiser, der die Ungläubigen besiegen und die Monarchie gewinnen würde! Selbst Papst Klemens bekannte sich einmal vor Loaysa zu dem Glauben, daß Karl dieser Kaiser sein werde: »Nun, ich will Euch sagen, vor zwei Tagen las ich eine Prophezeiung, die im Jahre 80 geschrieben war und buchstäblich erzählt, was vorgegangen ist, und angibt, es werde der König von Frankreich wiederum sterben oder gefangen werden, und der Kaiser, der König von Spanien, werde mit diesem Hause des Türken ein Ende machen und ihn in einer Schlacht besiegen; ich werde Euch diese Schrift senden, damit Ihr selber sie sehet.« »Heiliger Vater«, entgegnete freudestrahlend der Kardinal, »haltet für gewiß, daß, wenn die kaiserliche Majestät diese Monarchie hat, Eure Heiligkeit wahrer und unumschränkter Herr der Welt sein und Euren Befehlen von allen gehorcht werden wird.« Worauf Klemens, gleich als wäre er ganz außer sich, die Hände zum

[1]) Janssen 3, 3.

Himmel erhoben: »gebe Gott, daß der Kaiser Alleinherrscher würde; ich schwöre zweimal zu Gott, wenn es für seine Monarchie nötig wäre, daß ich der Papstwürde entsagte, ich würde es mit der größten Bereitwilligkeit tun [1]).«

Die Frage wird überall nur sein, wie wir im Sinne Karls den »Frieden in der Christenheit«, die »Einheit der Kirche«, den »Kampf gegen die Ungläubigen« aufzufassen haben.

Daß ihm kaum etwas so am Herzen gelegen hat als der Kampf gegen den Halbmond, ist eine nicht abzuleugnende Wahrheit. Gelang es, die Sturmangriffe des Islams abzuschlagen, so waren die Grundbedingungen des »Friedens in der Christenheit« gegeben. Dann war Frankreich gefesselt; niemals hätte Franz I. an Neapel und Mailand denken können. Auch die Niederlande waren dann gesichert und die Aussicht vermehrt, den Norden ihren Interessen dienstbar zu machen; das burgundische Erbe wäre leicht zu erringen gewesen; und hätten die deutschen Fürsten es jemals wagen dürfen, sich der Umklammerung durch die habsburgische Macht zu entziehen?

Ganz richtig auch, daß Karl überall private Rechte geltend machte: Dänemark mit den skandinavischen Reichen, Geldern, Burgund und Mailand, Neapel, Aragon und Kastilien, alle seine Besitztitel gründete er auf das Blut, das in seinen Adern floß. Sogar das ist nicht unbekannt, daß er von der Vorstellung dieser persönlichen Rechte aufs lebhafteste durchdrungen war. Wie oft appelliert er daran in seinen Briefen! Im Zweikampf will er den großen Weltkampf mit dem französischen Rivalen in einer Stunde beendigen.

Nur diesen persönlichen Standpunkt nimmt auch Janssen ein, wenn er von der friedfertigen, konservativen Politik des Kaisers spricht, von seiner Abneigung gegen alle Gewalttaten und Eroberungen innerhalb der Christenheit, von seinem festen

---

[1]) Loaysa an Karl V., 30. November 1531, bei Heine S. 197 (468). »Glaube Ew. Majestät,« fügt der Beichtvater hinzu, »daß man etwas darauf geben kann, denn bei keinem Anlaß sah ich jemals den Papst so viele Schwüre tun. A lo menos paresce claro que tiene perdida toda mala voluntad con vuestra imperial persona.«

Willen, »nur zur Verteidigung des ihm überkommenen Erbes die ihm zu Gebote stehenden Mittel zu verwenden«. Weil Karl V. der Enkel Maximilians und der burgundischen Maria, Ferdinands und Isabellens war, weil sein Schwager von Ungarn und seine Schwägerin von Österreich die Erben Wladislaws waren, weil seine Schwester die Krone Dänemarks, an der die skandinavischen hingen, getragen hatte, gibt ihm Janssen die freie Verfügung über die Geschicke fast des ganzen Europas.

Damit treffen wir auf die Grundnaivetät des Buches, aus der sich die meisten anderen ableiten lassen, auf den Punkt, von dem aus wir am allerbesten seine Konstruktionen aus ihren Fugen heben können. Diesen gewaltigen Ringkampf der in ihren Tiefen aufgewühlten Nationen Europas faßt der ultramontane Historiker unter dem Gesichtspunkt des Erbstreites einiger Familien über private Rechtsobjekte, und wie der Richter im Prozeß entscheidet er über Recht und Unrecht ihrer Ansprüche.

Die sieben Kurfürsten haben den rechtmäßigen Besitzer aller jener Titel zum römischen Kaiser deutscher Nation gewählt, folglich sind alle Deutschen bei ihrer Seelen Seligkeit verpflichtet, für die Politik, welche ihm ihre Vertretung auflegt, Gut und Blut darzustrecken. Sie sind Reichsverräter, sobald sie sich weigern, gegen die Türken und Magyaren zu kämpfen, in Frankreich einzubrechen oder die Kronen Karls in Italien zu sichern. Ob das der Nation zugute komme oder den Pflichten, welche die Stände in ihren besonderen Wirkungskreisen zu erfüllen haben, oder nur den Interessen, die ihnen ihre eigene Stellung, persönlicher Wille und Ehrgeiz vorschreiben, kann bei Janssen überhaupt nicht in Frage kommen. Denn die höchste religiös-moralische Leistung, die Kreuzfahrt und der Gehorsam gegen Kaiser und Papst, ist im Einklang mit den höchsten nationalen Interessen. Aus demselben Idealbegriff muß aber auch die Stellung der übrigen Mächte, soweit sie christlich heißen wollen, beurteilt werden; und so handeln denn Franz I., die Venetianer, die Magyaren, die Bayern, die Protestanten aus schmählicher Selbstsucht, wenn sie den Kaiser im Glaubenskriege verlassen oder angreifen; sie verraten die Christenheit und treten alle — nur der Papst

nicht, wenn er es gleich mit ihnen hält — den Osmanen als die »christlichen Türken« zur Seite. Selbst falls Karl V., ohne durch die Erbschaften dazu berechtigt zu sein, Vorkämpfer der Christenheit gegen die Ungläubigen geworden wäre, würde es die allseitige Pflicht der Gläubigen gewesen sein, das heroische Unternehmen zu unterstützen. Um wie viel mehr, da er nach Gottes wundervollem Ratschluß durch die gerechtesten Ansprüche dazu berufen ist!

Und in der Tat, es ist eine der wunderbarsten Fügungen, welche die Geschichte kennt, daß sich in diesem Hause, welches nach einer Epoche kurzen Glanzes weit abseits von dem Mittelpunkt der allgemeinen Entwickelung gestanden hatte, in wenigen Jahrzehnten eine so blendende Machtfülle zusammenhäufen konnte. Als Enkel Isabellens und Ferdinands hatte Karl V. die Aufgaben zu erfüllen, welche dies Fürstenpaar im Kampf gegen Portugal, Granada und Frankreich zur Gründung der spanischen Weltstellung geführt hatten. So war er Herrscher der beiden Sizilien geworden, die von den Normannen den Griechen und Arabern abgerungen, von den Hohenstaufen lange gewaltig aufrecht erhalten, doch schließlich an eine französische Dynastie verloren waren. Einst hatte ein König beider Länder die Krone Jerusalems gewonnen, nachdem sein Vater in dem Augenblick, da er ausziehen wollte, die Reiche des Ostens auf den Bahnen Robert Guiscards und Boemunds zu erobern, jäh gestorben war: jetzt hatte Karl denselben Glauben in Spanien, Nordafrika und Italien zu bekämpfen. Es war eine Lebensbedingung für seine Herrschaft in Spanien und Italien, für sein Kaisertum selbst, die Flagge Barbarossas aus den westlichen Gewässern zu verjagen. Und keine geringere war es für die Ziele, die er oder sein Bruder als Könige zu Ungarn, Dalmatien und Kroatien zu erfüllen hatten, den türkischen Schutzherrn des Korsaren an der Donau und Drau abzuwehren. Wieder andere Aufgaben erwuchsen ihm aus der Erbschaft Karls des Kühnen: der Kampf gegen Franz I. und die Eidgenossen, an deren Widerstand jener gescheitert war, die Ausbreitung der burgundischen Gewalt am oberen und niederen Rhein, wo Neuß zu rächen war, bis hin zur Weser und Elbe und weiter dem Norden zu gegen den Sund

und das Baltische Meer, wo es das Übergewicht des niederländischen Handels zu sichern galt. So hatte er als Erzherzog zu Österreich, als Graf zu Tirol, Habsburg, Flandern Traditionen von Jahrhunderten zu vertreten — jedes Glied seiner langen Titelreihe bedeutete eine besondere Machtsphäre, die ihren Träger stützte, förderte nach der ihr eigentümlichen expansiven Tendenzen, aber auch wiederum hemmte und einengte, sobald er aus den anderen Kreisen seines Wirkens eine Richtung erhielt, die mit jenen nicht zusammenfiel. Hundertfach sind zwischen ihnen die Divergenzen, hundertfach treten aber dem Blick auch die Gemeinsamkeiten entgegen. Burgund und Österreich reichten sich die Hand gegen die Eidgenossen; Spanien und Österreich gegen die Osmanen und in ihren italienischen Plänen. So hatten Spanien und Burgund in Frankreich den ärgsten Feind, und wie sehr auch ihr Verhältnis zu England schwanken mochte, zeigten die Oscillationen doch immer beide auf einer Seite. Nichts konnte den niederländischen Kommunen in ihrem Wettstreit mit den Hansen wünschenswerter sein als die Rückendeckung durch ihren Ruewart zu Flandern, oder den kastilischen Großen gegen die Comunidados, als die Hilfe des burgundischen Herzogs. In Italien trug es doch nicht bloß die Kriegskunst Gonsalvos und die Tapferkeit seiner spanischen und deutschen Infanterie über die Franzosen davon, sondern auch seine Unterstützung seitens der einheimischen Parteien, welche in der Bekämpfung Frankreichs und der Franzosenfreunde ihre eigene Stellung sichern wollten. Und wenn die Spanier die Herren Italiens wurden, so erhielt dies damit einen Damm gegen die Türken, die schon gerufen und ungerufen, wie einst die Griechen, Ancona und Otranto bedroht oder erobert hatten, und denen Rom ohne die spanische Okkupation vielleicht ebenso zur Beute gefallen wäre, wie einige Jahrzehnte zuvor Konstantinopel.

Und zu allen diesen Rechten und Stützen nun die in der Theorie alles zusammenfassende kaiserliche Würde. Gewiß, das größte Wunder wäre gewesen, wenn der jugendliche Herrscher sich nicht mit den erhabenen Phantasien, welche die allgemeinen Vorstellungen daran knüpfen, erfüllt hätte.

Das aber war das Geschick, vor das Deutschland nach dem Tode Maximilians gestellt war: die Entscheidung zu treffen, auf welcher Seite es stehen solle in dem Weltkampf zwischen den beiden europäischen Machtsystemen, den es bis dahin immer noch vermieden, dem es aber fortan nicht mehr ausweichen konnte. Überall unterlagen sonst die Reiche dem Rechte des Erbes oder des Schwertes. In Deutschland allein begründete Wahl die Herrschaft; das war die Freiheit des Reiches. Was jetzt geschah, war ein Spott auf dieses Wort. Nicht nach den Interessen, welche der Nation eigentümlich waren, hatten die Kurfürsten zu wählen. Wenn einen Augenblick dieser Gedanke in der Kandidatur des Beschützers Luthers auftauchte, so verging er wie Rauch. Was wäre auch das Königtum Friedrichs des Weisen anderes geworden als ein neues Schattenregiment gleich dem Ruprechts und Günthers, ein Körnchen zwischen den Kolossen der habsburgischen und französischen Macht, deren Reibungen nun beginnen mußten! Nur zwischen Karl I. und Franz I., dem König von Spanien und dem von Frankreich, hatte Deutschland seinen Herrn zu küren. Die Wahl war seine Unterwerfung unter die spanisch-burgundisch-österreichische Politik. Als mächtigste Provinz trat es in das Universalreich ein, gebend und empfangend, fördernd und hemmend; aber die Selbstbestimmung, die Freiheit war dahin: mit Gut und Blut mußte es helfen, Mailand den spanischen Gobernadoren zu unterwerfen, Neapel der spanischen Krone, die Kurie der spanischen Kirche willfährig zu erhalten, Burgund dem französischen Hof zu Brüssel, Ungarn dem zu Wien anzugliedern, die französische, italienische, ungarische Nation und sich selbst zu zersplittern und zu demütigen, um das Kaisertum Karls V. groß zu machen.

An keinem Punkte erkennen wir deutlicher als an dieser privatrechtlichen und religiös - moralischen Betrachtung der wohl universalsten und tiefstgreifenden Bewegung, welche Europas Geschichte kennt, die Nachwirkung der Romantik auf die ultramontane Geschichtsauffassung. Es ist noch ganz die von aller politischen Realität losgelöste Phantastik der Dichtung: nur daß sie dann doch wieder ganz bestimmten politischen Zwecken unter-

würfig gemacht wird. So ist oder erscheint Janssen auch ohne jede Vorstellung von den Wirkungen der elementaren, tausendfachen Kräfte, welche in jener Epoche sich zusammenfanden oder in Kampf miteinander gerieten, und deren vielgestaltige, wechselvolle Konstellationen in den dynastischen Verbindungen einen wie zufälligen Ausdruck fanden.

Und so kann er freilich auch nicht den weiteren Schritt tun, die Einwirkungen dieser politischen Kraftgruppierungen auf die Entwickelung der religiösen Gedanken und der durch sie bedingten Kirchen zu untersuchen.

Ein solches Unternehmen würde ja eine direkte Feindseligkeit gegen den Begriff seiner Kirche sein, welche zwar eine immerwährende Einwirkung auf die Gestaltung der Welt und das Recht der Herrschaft über dieselbe für sich beansprucht, selbst aber frei von den Bedingungen des Irdischen in Form und Wirksamkeit das Walten Gottes unmittelbar darzustellen wähnt. Wir Ketzer hingegen sind des Glaubens, daß diese Behauptung, milde ausgedrückt, auf einer Verkennung des Höchsten beruht. Das Ewige, meinen wir, kann nicht endlich sein; hoch über Raum und Zeit schwebend kann es nicht der Geschichte anheimfallen. Es mag wie ein Sonnenblick über die Erde hinleuchten, aber alles, was am Werden und Vergehen, an dem Geschick der Menschheit Teil nimmt, kann nur wie ein Abglanz seines Wesens sein. Die Vorstellungsformen des Höchsten selbst wandeln sich auf Erden mit den Schöpfungen, denen sie ins Leben halfen, und entstehen verjüngt aus ihren Trümmern. Wollen wir mehr begreifen, ohne den Anspruch und die Form der empirischen Erkenntnis aufzugeben, so verirren wir uns in der Trugwelt der Scholastik. Nur was der Entwickelung unterworfen ist, dem Leben und dem Tode, »Menschheit wie sie ist«, nicht das Evangelium, kann Gegenstand der historischen Forschung sein. Die unbefangene Übung dieses Grundsatzes verdient allein den Namen Objektivität.

Gerade die Epoche, welche Janssen in seinem ersten Bande schildert, hat die Meinung angeregt, daß die geistigen Strömungen oder doch die »religiösen Volksbewegungen« in den politischen Verhältnissen ihre Wurzeln haben, nur ein Widerhall, ein Nach-

zittern starker politischer Impulse sein [1]). Eine Vorstellung, deren Nachprüfung auch dann fruchtbar sein würde, wenn sie, wie ihre Argumentierung, nicht in dem gewünschten Maße Anerkennung finden sollte [2]). Denn sie schließt den vollberechtigten Protest ein gegen das noch immer nur zu weit verbreitete Bemühen, das Dogma bloß aus dem Dogma begreifen und dann doch die Ereignisse seiner unmittelbaren Einwirkung unterstellen zu wollen; während es doch das Grundproblem aller historischen Forschung sein muß, die Wechselwirkung zwischen der Welt der Ideen und den übrigen Kraftfaktoren der »Politik«, dem Erdboden, in den jene einfallen und aus dem sie sich wieder erheben, bis an die Grenze der Erkennbarkeit klarzulegen.

Wenn aber irgendeine Epoche, so fordert die Reformationszeit dazu auf, den Zusammenhang zwischen der geistigen Bewegung und der politischen Gestaltung bis in die feinsten Verästelungen des sozialen und persönlichen Lebens zu erforschen.

Zunächst ist es vollkommen deutlich, daß Luthers Evangelium den herrschenden Begriff der Kirche umdrehte — so wie Kopernikus die geltenden Vorstellungen über das Verhältnis der Erde zur Sonne auf den Kopf stellte. Seine Wurzelechtheit bewies es eben, indem es das herrschende System in der Wurzel traf. Und da dieses nun alle Ordnungen des Daseins umsponnen hielt und beherrschte, so mußte freilich eine allgemeine Erschütterung die unausbleibliche Folge sein, wo nur immer der Versuch gemacht wurde, sie aus den Fesseln zu befreien. »Die Gewohnheiten, die Meinungen, die Ordnungen in Staat und Familie, das ganze Leben der Menschen, unermeßliche Güter, alles stand in diesem hierarchischen System, das nun in seinen Grundlagen bebte. Es gab nichts, das nicht mit erschüttert, bis in sein innerstes Wesen, in dem Gedanken seines Daseins getroffen wurde. So begann ein unabsehbares Werk . . . Es hat nie eine Revolution gegeben, die tiefer aufgewühlt, furcht-

---

[1]) Gothein, Politische und religiöse Volksbewegungen vor der Reformation. 1878.

[2]) Es ist klar, wie hiernach der deutsche Ultramontanismus aufzufassen wäre.

barer zerstört, unerbitterlicher gerichtet hätte. Wie mit einem Schlage war alles gelöst und wie in Frage gestellt, zuerst in den Gedanken der Menschen, dann in reißend schneller Folge in den Zuständen, in aller Zucht und Ordnung . . . Alles Geistliche und Weltliche zugleich war aus den Fugen, chaotisch.«

Janssen hat diese Worte, welche in der Tat das Problem der Reformationsgeschichte ebenfalls in der Wurzel treffen, zum Motto seines zweiten Bandes gemacht, wie er es denn überhaupt liebt, Droysen unter den Zeugen seiner Geschichtsauffassung zu zitieren. Daß er die folgenden Sätze, ohne welche jene nicht verstanden werden wollen, ausläßt, ist eins der Beispiele seiner Quellenbenutzung, die man von jeder Seite auflesen kann [1]). Dennoch bleibt es unbestreitbar, daß die römische Weltverfassung in ihren

[1]) »Joh. Gustav Droysen über ‚Luthers Werk' in der Geschichte der preuß. Politik 2^b, 100,« so unterschreibt J. das Zitat. Auch einige Zwischensätze verschweigt er, ohne dem Leser ihre Stellen durch Punktierung zu verraten. »Und die erste Wirkung,« heißt der eine, »war, daß die gewohnte Bewegung der Dinge stockte und ihr reich entfaltetes Leben welk wurde; die zweite, daß die toten Blätter, Äste und Stämme im nächsten Wetter niederbrachen.« Diese Worte hätte Janssen noch ungefähr gebrauchen können, obgleich »das nächste Wetter« auch nicht mehr in seinen Zusammenhang gehörte. Dann aber kommt ein Satz, den er ganz vermeiden mußte, und mit dem er auch den vorigen hat fallen lassen: »Lasset die Toten ihre Toten begraben.« Nicht so charakteristisch ist die zweite Auslassung, die aber auch durch die Verwandtschaft einiger Worte mit den verfehmten Nachsätzen motiviert werden kann. Diese selbst lauten: »Und in dieser unermeßlichen Gärung gab es keinen festen Punkt als das lautere Wort Gottes, keine ungebrochene Kraft als die ‚aus dem Glauben allein'. Staunenswert ist der Ernst, die Tiefe, die Wahrhaftigkeit des Geistes, der in sich gerungen, bis er jene Erkenntnis fand und begriff und sich mit ihr erfüllte. Staunenswürdiger, daß er angesichts der ungeheuren Bewegung, die sich auf ihn berief, der Verirrungen und Zerrüttungen, die sich rings um ihn her auftaten, auch nicht einen Augenblick irre geworden ist. ‚Wenn das Werk von Gott ist, so wird es bestehen.' Aber es trat diese neue Predigt in eine Welt, die tief zerrüttet, von Leidenschaften zerrissen, voll Trug und Wahn, in Gier irdischen Genusses versunken war. Sie konnte nicht wie ein Zauber wirken, der die Menschen plötzlich zu Heiligen gemacht hätte. Den innersten Kern des Menschen treffen, erschüttern, ihm nicht Ruhe lassen, bis er das eine ergriffen, was not tut, das nur konnte sie. Nicht auf Wunder noch Zwang war sie gestellt, sondern auf Freiheit.« Und so fort.

Grundfesten erbeben mußte, sobald es einmal Ernst wurde mit dem Worte Gottes, welches Martin Luther bekannte. An alle, welche sich nach Christus nannten, erging der gleiche Ruf; vom Papst und Kaiser abwärts bis zum ärmsten Pfarrer und Bauer sollten sie auf ihn hören, Pfaffen und Laien, einer wie der andere, bei ihrer Seelen Seligkeit. Auch durfte Luther nicht schweigen, weil er fürchtem nußte, alles Bestehende zu erschüttern. Denn Gott nicht bekennen hieß ihm schon ihn verleugnen; und nicht das Dasein als solches hatte für ihn irgendwelchen Wert, sondern auf den Zweck im Dasein kam ihm alles an. Nicht als Menschenwerk griff er daher die römische Kirche an; aber die Ketten, mit denen sie ihre Lenker an den Thron Gottes geschmiedet hatten, mußte er zerreißen. Daß sie vorgaben, Gottes Wille präge sich in ihren Ordnungen anders aus als im Staat, in der Familie, in dem Wissen und Gewissen jedes einzelnen, in aller Kreatur, war ihre Sünde, die Fesselung Gottes, das »babylonische Gefängnis«. Nicht durch Gewalt jedoch soll dieses zerbrochen werden: Gott bedarf menschlicher Hilfe nicht, weder zum Angriff noch zur Verteidigung. Ist er es doch allein, der »das Rädlein treibt«; so will er auch allein die Ehre haben. Will die Welt wider ihn streiten, so tue sie es auf ihre Gefahr. Wie darf sie dann aber das Wort Gottes anklagen, wenn das Leben in ihr stockt und das nächste Wetter sie niederreißt? Oder wie darf sie von den Gläubigen Gottes in ihrem Kampfe wider das Wort Hilfe erwarten? Das heiße, sich teilhaftig ihrer Sünde machen, Gott verlassen und ihren Göttern dienen. »Lasset die Toten ihre Toten begraben.«

Denn »was heißt Gott haben; oder, was ist Gott? Antwort: ein Gott heißet das, dazu man sich versehen soll alles Guten, und Zuflucht haben in allen Nöten; also, daß einen Gott haben nichts anderes ist, denn ihm von Herzen trauen und glauben; wie ich oft gesagt habe, daß allein das Trauen und Glauben des Herzens machet beide, Gott und Abgott. Ist der Glaube und das Vertrauen recht, so ist auch dein Gott recht; und wiederum, wo das Vertrauen falsch und unrecht ist, da ist auch der rechte Gott nicht. Denn die zwei gehören zuhauf, Glaube und Gott.

Worauf du nun (sage ich) dein Herz hängest und verlässest, das ist eigentlich dein Gott«[1]). Das erste Gebot, die Lehre von Gott, trennte Luther von der römischen Kirche; und »das erste Gebot soll leuchten und seinen Glanz geben in die andern alle. Es soll durch alle Gebote gehen, als die Schale oder Bögel im Kranze, das Ende und Anfang zuhauf fügen und alle zusammenhalten, auf daß man's immer wiederhole und nicht vergesse«[2]).

Aber war es nicht denkbar, daß alle Christen den einen Gott bekannten? Kein höheres Zeugnis für die Festigkeit des Glaubens Luthers kann es geben, als daß er, der sich der Schwierigkeiten des Weges und der Stärke des Widerstandes mehr als jeder andere bewußt war, niemals an dem Siege durch das Wort allein irre geworden ist. Vergegenwärtigen wir uns aber die Fülle der alten Ordnungen, die Tiefe und Kraft der Wurzeln, welche sie in Staat und Gesellschaft, in das Leben der Gesamtheit und jedes einzelnen getrieben hatten: die sakramentalen Fesseln, welche um jedes Dasein von der Geburt bis zum Tode geschlagen waren, die klösterlichen Gemeinschaften, welche das höchste Lebensideal darstellten und breiten Schichten des Volkes eine Stätte boten, die theologischen und philosophischen Systeme, alle Doktrinen von Staat und Kirche, Welt und Gott, Recht und Freiheit umschlossen von der einen Weltanschauung, die Universitäten von diesem Geist getragen, die Kirchen in ihrem bunten Schmuck, in ihrem Baugedanken selbst dadurch beseelt, das Gepränge des Kultus, das Heer der Heiligen, das Diesseits und das Jenseits in täglich-persönliche Beziehung zueinander gesetzt — so begreifen wir freilich, daß eine allgemeine Stockung des noch kräftigen Lebens, Verwirrung und Zusammenbruch die nächste Folge sein mußte.

Sollte Luther aber schweigen, weil er überall die Verwüstung sich an seine Schritte heften sah? Gewiß — wenn er der Meinung gewesen wäre, daß das Bestehende, weil es nun einmal dasteht, zu erhalten und nicht vielmehr auf den Gottesgedanken in ihm zu gründen sei; wenn er den Duldungsbegriff gehabt hätte, der

---

[1]) Luthers Großer Katechismus, Erstes Gebot, die ersten Worte.

[2]) Aus dem »Beschluß der zehen Gebote«.

Janssen den Wunsch nach gemeinsamer Pflege »dessen, was bei den einzelnen Parteien vom Christentum noch auf lebendiger Wurzel grünt«, eingibt: eine Freundschaft, die letzteren freilich nicht an dem Versuch hindert, auf den Mann, mit dem die Berechtigung der »Kirchenspaltung« des 16. Jahrhunderts steht und fällt, allen nur denkbaren Schmutz zu werfen, den Ast, auf dem seine protestantischen Freunde sitzen und unter dem Sankt Peters Netze ausgespannt sind, durchzusägen.

So führt uns also auch hier der Streit mit dem ultramontanen Historiker zuletzt auf eine Frage der Interpretation, auf eine ethische Grenzberichtigung zurück. Wenn konservativ sein mit stabil sein identisch ist, so hat jener gewonnen Spiel. Dann war Luther der größte Revolutionär aller Zeiten. Sind es aber die »dauernden Gedanken«, welche die Welt befestigen, so ist vor allem andern darüber zu streiten, ob die Gedanken Luthers beständige oder zerstörende waren, ob sie innerlich verwandt waren mit denen, von welchen die Revolutionäre und Anarchisten und alle falschen Freunde sich leiten ließen oder nicht. Das ist die Aufgabe des Biographen Luthers. [1])

[1]) »War hingegen jene Frage (‚was sollen wir tun, daß wir selig werden?') in einen ursprünglich-lebendigen Boden gefallen, so daß im Ernst geglaubt wurde, es gebe eine Seligkeit, und der feste Wille war da, selig zu werden, und die von der bisherigen Religion angegebenen Mittel zur Seligkeit mit innigem Glauben und redlichem Ernste in dieser Absicht gebraucht worden waren, so mußte, wenn in diesen Boden, der gerade durch sein Ernstnehmen dem Lichte über die Beschaffenheit dieser Mittel sich länger verschloß, dieses Licht zuletzt dennoch fiel, ein gräßliches Entsetzen sich erzeugen vor dem Betruge um das Heil der Seele und die treibende Unruhe, dieses Heil auf andere Weise zu retten, und was als in ewiges Verderben stürzend erschien, konnte nicht scherzhaft genommen werden. Ferner konnte der einzelne, den zuerst diese Ansicht ergriffen, keineswegs zufrieden sein, etwa nur seine eigene Seele zu retten, gleichgültig über das Wohl aller übrigen unsterblichen Seelen, indem er, seiner tieferen Religion zufolge, dadurch auch nicht einmal die eigene Seele gerettet hätte: sondern mit der gleichen Angst, die er um diese fühlte, mußte er ringen, schlechthin allen Menschen in der Welt das Auge zu öffnen über die verdammliche Täuschung. Auf diese Weise nun fiel die Einsicht, die lange vor ihm sehr viele Ausländer wohl in größerer Verstandesklarheit gehabt hatten, in das Gemüt des deutschen Mannes, Luther. An altertümlicher und feiner Bil-

Bevor hierüber die Entscheidung feststeht, können alle Ruinen, die sich rings um Luther unter dem Anhauch seines Geistes auftaten, nichts beweisen — ganz davon abgesehen, daß uns überhaupt noch jede moral-statistische Grundlage zur Vergleichung der Zeit vor und nach seinem Auftreten fehlt. Denn nicht um das, was in Folge, sondern was als Folge seiner Lehre geschah, darf es sich hier handeln. Vielmehr, wird nachgewiesen, daß diese Gedanken in einem innerlichen Gegensatz zu den radikalen Abweichungen und häufig zu den Interessen, denen sie dienstbar wurden, selbst standen, so kann die Persönlichkeit des Reformators nur um so höher wachsen, je unerschütterlicher er inmitten der Zerstörung und der Angriffe von rechts und links auf seinem Grunde geblieben ist. Alles, was er über die fundamentale Feindschaft seines Evangelium zu dem römischen Kirchenbegriff als dem Antichristentum sagt, kann dann nur für die Konsequenz seines Systems zeugen; der Zorn, mit dem er gegen Priestertum und Gottesdienst, Gelübde und Sakramente, Bildungsformen und Bildungsstätten des römischen Geistes auftritt, nur für die Kraft seiner Überzeugung; die Intoleranz, mit der er seine Lehre allein als die Christi bezeichnet — für Janssen der Gipfel seines blasphemischen Hochmuts — nur für die Felsenstärke seines Glaubens; die Festigkeit, mit der das alte Kirchentum wurzelte, der Widerstand, den er fand, die Zersplitterung, die Entfesselung der Leidenschaften, die Zerrüttung selbst nur für die großartige Selbständigkeit und Strenge seines Pflichtgebotes. Und nichts kann dann

dung, an Gelehrsamkeit, an anderen Vorzügen übertrafen ihn nicht nur Ausländer, sondern sogar viele in seiner Nation. Aber ihn ergriff ein allmächtiger Antrieb, die Angst um das ewige Heil, und dieser ward das Leben in seinem Leben und setzte immerfort das letzte in die Wage und gab ihm die Kraft und die Gaben, die die Nachwelt bewundert. Mögen andere bei der Reformation irdische Zwecke gehabt haben, sie hätten nie gesiegt, hätte nicht an ihrer Spitze ein Anführer gestanden, der durch das Ewige begeistert wurde; daß dieser, der immerfort das Heil aller unsterblichen Seelen auf dem Spiel stehen sah, allen Ernstes allen Teufeln in der Hölle furchtlos entgegenging, ist natürlich und durchaus kein Wunder. Dies nun ist ein Beleg von deutschem Ernst und Gemüt.« (Fichte in der sechsten seiner Reden an die deutsche Nation.)

die erhaltende Kraft seiner Gedanken mehr beweisen als das zerstörende Walten derjenigen, welche sich mit Unrecht die Vollender seines Werkes nannten.

So wenig nun jemals eine Wahlverwandtschaft Luthers mit Münzer nachgewiesen werden wird, ebenso gewiß und allbekannt ist, daß das Wort Gottes fast nirgends so in der Welt gewirkt hat, wie es seine Predigt verlangte: daß die kirchliche Umwandlung überall von revolutionären Zuckungen und rohen Gewalttaten begleitet wurde; daß nicht bloß die Anarchisten, welche den Reformator gleich Janssen als Vater Leisetritt und Fürstendiener anschwärzten, sondern auch diejenigen, welche mit ihm oder ihm folgend die alten Ordnungen evangelisch umgestalteten, wohl ausnahmslos durch politische Interessen und persönliche Leidenschaften beeinflußt worden sind; daß ihm selbst auch wohl in der Hitze des Kampfes der klare Blick getrübt worden ist. Diese Wirkungsformen der lutherischen Idee nachzuweisen, ihr Eintreten in die wildbewegte Welt, deren Gegensätze und Konstellationen nun auch für sie maßgebend wurden, ihre Verwandlung in politische Kraft, indem sie einen Teil ihrer Freiheit verloren, zahllose Brechungen des einen Lichtes — darin faßt sich die Summe der allgemeinen Reformationsgeschichte zusammen, in deren Anfängen wir heute noch stehen.

Die besondere Schwierigkeit der Aufgabe liegt in dem Grundgedanken Luthers selbst.

Alle früheren Reformatoren der Kirche — und die Geschichte der katholischen Kirche ist eine Kette von Reformationen — waren darin übereingekommen, in der Weltflucht das höchste Ziel des religiösen Lebens zu sehen. Das Irdische als Besitz, Genuß, Herrschaft (Eigentum, Ehe, Staat) ist ihnen das Verderbliche. Von dieser Welt der Sünde die Menschheit loszureißen, ist ihr unablässiges, in der Glut der Askese genährtes Streben; gelingt nur bei einem Bruchteil die Fesselung an das Lebensideal selbst, so soll doch alle Welt die Heiligkeit desselben und seiner Diener anerkennen. Luther hingegen stellt den »Christenmenschen« mitten hinein in die Welt. Anstatt den Staat zu fliehen, sucht er ihn auf. Er will ihn nicht unterdrücken, sondern erhöhen, Er be-

darf seiner, denn wie wäre die Freiheit, welche er anstrebt, die christliche Lebensführung möglich, wenn nicht starke Rechtsschranken diesen persönlichen Gottesdienst sicherten! Indem er die Sphäre der Religion abgrenzt, findet er zugleich — und nichts war ihm bewußter, als daß er der Entdecker war — die Gottgewolltheit der weltlichen Existenz in den Formen des Staates, der Gesellschaft, des Einzellebens [1]).

Das ist die »Einschließung der Religion in Staatsgrenzen«, welche Janssen mit dem unschönen Wort »Cäsaropapismus« zu brandmarken sucht, indem er als identisch nimmt, was höchstens kongruent genannt werden kann, und dabei doch wieder an einen Begriff der Religionsfreiheit appelliert, der erst auf dem Boden des protestantischen Staates erwachsen konnte [2]). Eine Ver-

[1]) »Daher auch achte ich, wir Deutschen Gott eben mit dem Namen von Alters her nennen (feiner und artiger denn keine andere Sprache) nach dem Wörtlein gut, als der ein ewiger Quellbrunn ist, der sich mit eitel Güte übergeußt und von dem alles, was gut ist und heißet, ausfleußt. Denn ob uns gleich sonst viel Gutes von Menschen widerfähret, so heißet es doch alles von Gott empfangen, was man durch seinen Befehl und Ordnung empfähet. Denn unsere Eltern und alle Obrigkeit, dazu ein jeglicher gegen seinen Nächsten, haben den Befehl, daß sie uns allerlei Gutes tun sollen, also daß wir's nicht von ihnen, sondern durch sie von Gott empfahen. Denn die Creaturen sind nur die Handröhren und Mittel. dadurch Gott alles giebt; wie er der Mutter Brüste und Milch giebt dem Kinde zu reichen, Korn und allerlei Gewächs aus der Erden zur Nahrung; welche Güter keine Creatur keines selbsten machen kann. Derhalben soll sich kein Mensch unterstehen, etwas zu nehmen oder zu geben, es sei denn von Gott befohlen, daß man's erkenne für seine Gaben und ihm darum danke, wie dies Gebot fordert. Darum auch solche Mittel, durch die Creaturen Gutes zu empfahen, nicht auszuschlagen sind noch durch Vermessenheit andere Weise und Wege zu suchen denn Gott befohlen hat. Denn das hieße nicht von Gott empfangen, sondern von ihm selbst gesucht.« Großer Katechismus, erstes Gebot. — Vgl. A. Ritschl, Prolegomena zu einer Geschichte des Pietismus (in Briegers Zeitschrift für Kirchengeschichte Bd. 2), und mehr noch dessen Geschichte des Pietismus, die Einleitungen.

[2]) Denn Toleranz in unserem Sinne ist Kraftbetätigung. Eine Toleranz, wie sie Theoderich der Große und Georg Podiebrad übten, war Schwäche. Auch die römische Kirche kann, wo sie die Gewalt hat, tolerant sein, wenn sie will. Sie will nur in der Regel nicht, während der Staat immer will — beide, weil sie müssen. Das Merkwürdige aber ist, daß auch die Toleranz

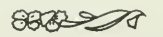
drehung, die eben deshalb so leicht war, weil ja, wie bemerkt, die lutherischen Gedanken in ihrer politischen Ausprägung nur allzu häufig Trübungen und Fälschungen erlitten haben.

Trotz alledem bleibt es die vornehmste Aufgabe jedes Reformationshistorikers, die Gedankenarbeit der Reformatoren der Papisten und der Revolutionäre gegen einander abzugrenzen; und alle die, welche wie Janssen, sei es aus Gründen der Unwissenheit oder scholastischer Unfreiheit, ohne diese Vorarbeit gemacht zu haben, die Sekundärerscheinungen und Primärkonsequenzen durcheinander wirren, bleiben außerhalb der wissenschaftlichen Diskussion.

Das schließt nicht aus, daß selbst diese Reformationsgeschichte eine nicht unwesentliche Bedeutung behaupten wird. Nur hat sie dieselbe nicht für die Geschichte der Reformation selbst oder gar des Mittelalters, dem Janssen zu huldigen vorgibt, zu dessen Geistesgewaltigen er sich aber verhält wie etwa Canisius zu Albertus Magnus. Die unzweifelhafte Geistesverwandtschaft mit Canisius wird ja auch er nicht ableugnen wollen. Seine und seines Buches eigentümliche Bedeutung liegt vielmehr auf einem ganz andern Felde. Wenige historische Aufgaben haben ein gleich akutes Interesse wie der Nachweis, wodurch sich die geistig so hochbedeutende Romantik in den Ultramontanismus verkehren mußte. Und unter diesem Gesichtspunkt wird die »christlich-germanische Weltanschauung«, welche Janssen als die Grundmaterie des Mittelalters betrachtet, wirklich eine bedeutende Stellung in der allgemeinen Entwickelung finden. Ihre Charakterisierung würde zugleich ein gutes Stück deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert sein; und niemand, der sich deren Darstellung widmet, wird daher an dieser »Geschichte des deutschen Volkes« vorüber gehen können.

---

des Staates ihr Dasein weniger dem Nachdenken einiger Berufsphilosophen als politischen Zwangsverhältnissen verdankt, mithin aus der Toleranz der Schwäche sich entwickelt hat.



Humanismus und Reformation.

(1891.)

Es gab eine Zeit, wo das Interesse an Fragen, wie sie uns hier beschäftigen sollen, fast wie erstorben war. Wohl brachte man der Epoche der Reformation, als des Durchbruchs der modernen Gedanken, vielfache Sympathien entgegen, nicht bloß seitens der Evangelischen, sondern auch der Katholiken, der Gebildeten, Unabhängigen wenigstens unter ihnen; man sprach mit Wohlwollen von der »Glaubensverbesserung«, von der Ablösung der dunkeln Zeiten des Aberglaubens und pfäffischer Tyrannei, dem Aufblitzen der Gedankenfreiheit, der vernünftigen Klarheit, deren Licht nun alles überleuchtete, in deren reinem Glanze man sich behaglich sonnen und sich freuen konnte, daß man es so herrlich weit gebracht — aber, um schärfer hinzusehen oder gar mit persönlichem Eifer sich dem Studium jener Epoche zu widmen, dafür lag sie dem Selbstgefühl dieser Generation zu weit dahinten, galt sie zu sehr als überwunden.

Auf diese Stufe folgte eine andere, in der die Zeiten des Mittelalters wie in der Verklärung erschienen, von einem magischen Glanze übergossen, der doch nur eine Wiederspiegelung war von der in den Umwälzungen der Gegenwart an jener Vernünftigkeit irre gewordenen, nach neuen Quellen für Gemüt und Phantasie sich sehnenden Zeitstimmung. Nun begann man wohl zu klagen über den Untergang des Mittelalters: als Sphäre der Religion und Poesie, gottinniger Spekulation, reinster, höchster Ideale in allen Lebensformen erschienen die mittleren Jahrhunderte: man sprach von einer Wiedervereinigung der getrennten

Kirchen, von einer Versöhnung zwischen Wissen und Glauben. Daß die Kirche, wie sie gewesen, mit allen ihren Ansprüchen auf Staaten- und Geisterzwang je wieder erwachen könnte, daß Rom ein ausschlaggebender Faktor in der europäischen Politik werden würde, ahnte niemand. »Denn was ist es heutzutage noch,« so schrieb selbst Ranke in der Vorrede zu seiner Geschichte der Päpste 1834, »das uns die Geschichte der päpstlichen Gewalt wichtig machen kann? nicht mehr ihr besonderes Verhältnis zu uns, das ja keinen wesentlichen Einfluß weiter ausübt; noch auch Besorgnis irgendeiner Art: die Zeiten, wo wir etwas fürchten konnten, sind vorüber; wir fühlen uns allzu gut gesichert.«

Aus diesen Stimmungen sind wir heute heraus. Heute gibt es kaum eine andere Epoche der europäischen und vor allem unserer eigenen Geschichte von so allgemeinem und so akutem Interesse. Denn nicht bloß die höheren Regionen, theologische oder philosophische Spekulation, die Phantasie des Künstlers, die Anschauung des Historikers sind jener großen Institution zugewandt, sondern ihr Dogma, ihr Kultus, ihre Verfassung und alle ihre Ansprüche sind das Ferment geworden für eine politische Partei. Diese Kirche, die vor 100 Jahren noch in den Händen der Aristokratie oder des Staates war, ist heute unabhängig von der politischen Zentralgewalt und demokratisiert; Bürger- und Bauernsöhne nehmen die Bischofssitze ein, welche einst dem hohen und höchsten Adel vorbehalten waren; nicht bloß die Kanzel und der Beichtstuhl, sondern Presse, Volksversammlung und Vereine sind Mittel geworden, mit denen die Kirche arbeitet; ihre Kapläne, Lehrer, Professoren sind politische Agitatoren; jede Annäherung an die feindlichen Konfessionen, jeder Versuch der Versöhnung wird geflissentlich vermieden; jedes Resultat der Forschung (sei es Philosophie oder Historie oder gar Naturwissenschaft) wird nur anerkannt, sobald es den kirchlichen Stempel erhalten hat. Das Ergebnis liegt vor jedermanns Augen. Die katholische Menge ist völlig diszipliniert, eine Herde, welche dem Hirten folgt, ob er sie nun zur Wahlurne oder zur Wallfahrtsstätte geleiten mag. Unsere Wahlen beweisen, was die römische Kirche vermag. Und wie tiefgründig das katholische Wesen in

dem Volke Martin Luthers am Ende des 19. Jahrhunderts wieder geworden ist, das hat der schier endlose Pilgerstrom aufs neue gezeigt, der sich im vergangenen Sommer vor dem Hochaltar zu Trier vorüberwälzte. Nichts aber verriet doch die Machtstellung Roms im heutigen Reiche besser als das Schweigen der gegnerischen Presse. Denn das stammte nicht etwa bloß aus Verachtung oder Gleichgültigkeit, sondern mehr noch aus Vorsicht. Konnten wir doch schon froh sein, daß nicht auch protestantische Regierungsbeamte es für ihre Pflicht gehalten haben, vor den »lückenhaften Stoffteilen« ihre Knie zu beugen! Wo einmal in der Presse eine Stimme für den gesunden Menschenverstand eintrat und etwa von Gimpelfang sprach, hatte sie sich flugs vor dem Richter zu verantworten; der Staat ist alsbald für diese Institution einer von ihm anerkannten Kirche eingetreten. Wahrlich, wenn das Deutsche Reich von heute, wenn der nationale Staat der Hohenzollern zu Martin Luthers Zeiten schon bestanden hätte, er hätte es nicht wagen sollen, gegen den Seelenmord der Ablaßkrämer seine Stimme zu erheben.

Auch das Problem, das ich heute der Betrachtung unterbreiten will, ist in den großen Streit des Tages mit hineingezogen worden. Merkwürdig aber, hier vereinigen sich die Gegner von rechts und von links in den Angriffen auf die Reformation. Denn wie auch immer deren Verdienst um den Fortschritt des Menschengeschlechtes formuliert und anerkannt werden möge — den Vorwurf will ihr doch die Aufklärung unserer Tage nicht ersparen, daß sie die freiere Geistesbildung, die soeben auch auf deutschem Boden zur Entfaltung gelangte, in der Blüte geknickt habe: die alte Scholastik habe sie nur zerstört, um alsbald eine neue an ihre Stelle zu setzen, sie selbst sei das Mönchtum nicht völlig los geworden, der Geist sei aufs neue im Dogma eingeengt, der Staat und alle Bildung nur noch enger an klerikale Zwecke geschmiedet worden.

Etwas anders lauten die Anklagen von seiten der Ultramontanen. Denn diesen Herren können die weltfrohen Spötter, die Halbheiden vom Schlage eines Celtes oder Crotus Rubeanus doch unmöglich ganz sympathisch sein. Indessen manche von

ihnen haben die Zerstörung ja gar nicht mehr erlebt, andere die Zugehörigkeit zur Mutter Kirche immer behauptet und literarisch betätigt, wieder andere, und gerade die größten Weltkinder, haben ihre Sünden, da sie die Folgen sahen, bereut, und verteidigt, was sie einst gelästert hatten. Wer aber verzeiht den Reuigen lieber als die Mutter Kirche! Und so sind sie einer nach dem andern absolviert und zu Gesinnungsgenossen Ecks und Ortuins und aller jener dunklen Männer gestempelt worden, über die sie sich im Leben so weidlich lustig gemacht haben, alle die Lehrer und Freunde der Reformatoren, nicht bloß die Philister unter ihnen, sondern gerade die lockersten Vögel, neben Wimpheling und Reuchlin auch Celtes und Erasmus, Pirckheimer und Rubeanus, so daß es denn selbst den Verehrern des heiligen Rockes möglich geworden ist, über den Geistesfrühling unter der Pflege der Kirche zu frohlocken und über den Frühreif der Ketzerei, der ihn vernichtet habe, zu jammern.

Auch ich hoffe auf Absolution, wenn ich davon absehe, mich mit der Widerlegung solcher Gegner abzugeben. Die Ärmsten dürfen ja gar nicht anders glauben, denken und beweisen. Ein höherer Wille zwingt sie, die Vergangenheit sich so vorzustellen, wie es seinen Zwecken entspricht, heute so, morgen vielleicht ein wenig anders. Sie stehen mit ihrem Urteil und Erkennen nicht unmittelbar vor Gottes Angesicht, sondern dazwischen drängt sich herrisch die Kirche und ihre Tradition. Und also müssen sie übermalen oder hinwegtuschen und ergänzen, wo immer etwas in dem Bilde nicht passen will zu dem hierarchischen Ideal, für dessen Herrschaft in aller Welt sie kämpfen.

Nur mit denjenigen wollen wir diskutieren, welche in wahrhaftiger Überzeugung über die Ertötung oder doch Erstarrung der Humanität und Weltfreudigkeit, der Geistesfreiheit, wie wir sie heute besitzen, durch die Reformation Klage führen.

Nehmen wir einen Moment an, daß diese recht hätten, so stehen wir alsbald vor einem Rätsel. Wie (müssen wir fragen) ist es dann zu erklären, daß unsere heutige Kultur lediglich aus protestantischer Wurzel entsprossen ist? Denn nicht nur unser Rechtsbewußtsein, unser sittliches Empfinden (wenn wir es anders

höher schätzen als jene Beklagenswerten, die vor dem Reliquienschrein in Trier Heilung ihrer seelischen oder auch leiblichen Gebrechen suchen), nicht nur unser Staat, sondern auch unsere Dichtung und Philosophie, jegliche Wissenschaft und die Muttersprache selbst, alle die großen Güter, welche den Kern unserer Nationalität ausmachen, wuchsen auf protestantischem Boden. Blicken wir auf das vorige Jahrhundert! Wo war der deutsche Katholizismus, vor dem im Dreißigjährigen Kriege uns nur fremde Hilfe hatte erretten können? Im Lager Österreichs, das durch das protestantische Preußen dreimal überwältigt wurde, oder in der Verrottung weltlicher und geistlicher Kleinstaaten, völlig abseits von dem reichen geistigen Leben, das überall, wo evangelische Schulen und Kirchen standen, von Riga bis Zürich emporblühte. Selbst die Wiederbelebung der mittelalterlichen Weltauffassung in der Romantik beruhte auf einer Abwandlung dieser protestantischen Kulturbewegung. Den Reigen führten da wiederum Protestanten, und erst nach ihnen traten, nun auch wohl durch Überläufer aus solchen Kreisen verstärkt, aber genährt von protestantischem Geiste, katholische Männer wie Joseph Görres auf, um triumphierend auf die Erhabenheit und Ewigkeit der gesellschafterrettenden Kirche hinzuweisen.

An ein zufälliges Zusammentreffen ist hier nicht zu denken. Wir können gar nicht anders schließen, als daß eine innere Verbindung statthatte, daß die uns teuersten Güter unserer Nation in der Tat auf die Gedankenarbeit der Reformatoren zurückzuführen sind, und können unsern Gegnern von links höchstens den Ausweg lassen, daß der Humanismus jene Ideale, die eine spätere Zeit entwickelte, noch rascher zur Entfaltung gebracht haben würde, daß die Reformation nur einen Teil von ihnen unmittelbar verwirklicht, ihre freieren Formen aber durch ihre dogmatisch-scholastische Verengung in der Entwickelung zurückgedrängt habe.

Erinnern wir uns, bevor wir hierauf die Antwort geben, daß der Humanismus nur eine Teilerscheinung ist der Renaissance, und daß diese nicht dem deutschen Geiste, sondern dem Italiens entsprang, auf dessen Boden sie in der gleichen Epoche wieder

abstarb, in der das Papsttum seine neuen Siege errang. Diese Schuld wird man ja doch wohl nicht auch noch der deutschen Reformation aufbürden wollen. Behalten wir auch im Gedächtnis, daß die bildende Kunst der Renaissance in Deutschland erst zu Luthers Zeit heimisch geworden ist, parallel mit ihm sich entwickelt hat, daß der Humanismus, der sie bei uns vorbereitete, in Wissenschaft und Künsten überall auf die alten Anschauungen und Formen stieß, daß sich diese Invasion des italienischen Geistes ferner in zwei kurzen Generationen vollzogen hat, und endlich, daß der Humanismus damals in Italien bereits auf seiner Höhe war, eine Entwickelung von zwei Jahrhunderten durchmessen hatte, — daß mithin die Bedingungen, die ihn erklären, um zwei volle Jahrhunderte vor der Reformation zurückliegen.

Das Italien des 14. Jahrhunderts haben wir uns also vorzustellen, wenn wir den Schöpfer und größten Heros des Humanismus, wenn wir Petrarca begreifen wollen, den ersten »Individualmenschen«, wie man ihn heute hat taufen wollen, »der die Schranken des korporativen Daseins und Empfindens durchbrochen«, der »zuerst sein Ich zum Spiegel der Welt erhoben«, »sein Selbst entdeckt habe«, und so »der Prophet der neuen Zeit, der Ahnherr der modernen Welt« geworden sei.

In dieser Epoche blieb, äußerlich wenigstens, in Italien wie überall das, was das Mittelalter ausmacht, erhalten, die Kirche, das Imperium, die Mehrzahl der feudalen Ordnungen. Niemals sind die papalen Theorien schroffer betont worden als zur Zeit der Päpste von Avignon. Keins der alten Dogmen ging verloren; vielmehr kam ein neues hinzu, in dem sich die spezifisch mittelalterliche Romantik ausprägte, und das eben darum heute endgültig bestätigt worden ist, das von der unbefleckten Empfängnis der Mutter Gottes. Versuche wurden freilich gemacht, von innen her, durch Umwandlung der religiösen Prinzipien die alte Weltauffassung zu zerstören: Wiclif und Hus traten auf, hier und da ein deutscher Grübler, Sekten aller Art und allerorten. Aber sie alle wurden besiegt, und nicht bloß durch brutale Gewalt, sondern, wie wir zugeben müssen, durch die Reaktion des öffentlichen Willens, des allgemeinen Kulturbewußtseins: man wollte so glauben, wie man mußte.

In der Wissenschaft war es nicht anders. Die neuen Universitäten, die erst jetzt nach dem Vorbilde Bolognas oder Paris' in größerer Anzahl entstanden (in Deutschland gehören nur drei dem 14. Jahrhundert an), waren durchweg geistliche Organisationen, in allen Fakultäten an Papst und Hierarchie gebunden, auf dem Grunde der Scholastik. Was ist deren Sinn? Sie will beweisen, was sich bereits offenbart hat: Gott selbst in den Formen, die sein Wesen angezogen hat, von der Trinität abwärts bis in die tausendfachen Verästelungen des hierarchischen Willens, der die Welt beherrscht mit dem Anspruch, das Göttliche, das Ewige, das Unaussprechliche, das Erhaltende, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in allen Fernen Verknüpfende zu sein — das soll schulmäßig, in den dialektischen Beweisformen dargestellt, nicht dem Herzen, sondern dem Verstande soll es nahe gebracht werden. Diese Weltauffassung kennt kein Fragezeichen vor jeder Aufgabe der Forschung, sie kennt nur ein Definieren dessen, was zu glauben ist. Wovon der Glaube befahl, daß es sein sollte, das also hatte die Wissenschaft (in Natur und Geschichte, Empirie wie Spekulation) zu beweisen, nicht mehr und nicht weniger. Weh ihr, wenn sie es nicht tat, wenn sie ablenken und Dinge beweisen wollte, die nicht im Kreise der Glaubenstheorien beschlossen und ihr feindlich waren! Jeder Versuch solcher Abirrung war Auflehnung gegen ein System, das alles göttliche und irdische Wesen ineinander verwirrt und gefesselt hielt.

So sehr man nun dies zu betonen hat, muß man auf der andern Seite doch wiederum festhalten, daß die eigentliche schöpferische Zeit des mittelalterlichen Geistes vorüber war. Die Kraft der abendländischen Nationen sammelte sich nicht mehr, um sich in gewaltigen Stößen gegen den Orient zu entladen, vielmehr rissen die Türken immer neue Stücke des neuen wie des alten Herrschaftsgebietes ab. Auch neue Orden wollten sich nicht mehr bilden, wie weitverzweigt und lebensvoll die alten auch noch sein mochten. Das Papsttum selbst erlebte von allen Seiten schwerste Angriffe, von dem Kaisertum und von dem Allerchristlichsten König, von den Minoriten, von den Kardinälen und dem Episkopat, von der ganzen offiziellen Kirchenvertretung. Die

Nationen traten auseinander, in sich selbst zunächst zerfallend und doch gewaltig erstarkend; jedes Volk rang nach eigentümlicher Gestaltung seines politischen und geistigen Lebens; vergleichen wir Deutschland mit Italien oder beide mit Frankreich und England, so sehen wir ganz verschiedene Welten. Sichtbar wird der Wandel der Zeiten besonders in den Verfassungen; überall bemerken wir ein Erschlaffen der Feudalformen, über und zwischen ihnen aber moderne Bildungen des staatlichen Lebens. Vor allem in Italien, wo neben Stadtstaaten wie Florenz mit dem unaufhörlichen Wechsel seiner politischen Repräsentationen sich auf den Trümmern der bürgerlichen Freiheit zahlreiche Tyrannen erhoben hatten; Klugheit, Verwegenheit und Glück gründeten hier die Throne oder stürzten sie; nirgends galt Vasallentreue oder Untertaneneid, nichts band über den Tod hinaus; nur die Betätigung der persönlichen Kraft ward gefordert und anerkannt; alle politische Gewalt erschien ephemer, wie auf Flugsand gestellt. Und dabei gerade hier der mittelalterlichste aller Staaten, die wunderlichste Verquickung hierarchischer und politischer Zwecke, der Territorialstaat der mittelalterlichen Kirche! Der Widerspruch zwischen Altem und Neuem, zwischen Sein und Wollen mußte aber in Italien um so tiefer empfunden werden, als nun die Kurie von Rom entfernt, in Avignon der französischen Politik dienstbar geworden war, ohne doch irgend einen Anspruch auf ihr Land aufzugeben; Italien sah sich von ihr beiseite gelassen und doch beeinflußt.

War aber das Ringen nach nationaler Selbstbestimmung das Geheimnis der Epoche, das Innerste in dem Umwandlungsprozeß, den die romanischen und germanischen Völker im 14. und 15. Jahrhundert durchmaßen, so läßt es sich für Italien kaum anders vorstellen, als daß es seine Wiedergeburt in den Formen der Antike zu vollziehen trachten mußte. Hier eben war der Boden der antiken Herrlichkeit, römische Siedlungen fast alle größeren Städte von den Alpen bis an das Sizilische Meer. Die italienische Sprache stand der lateinischen Zunge am nächsten, sie erschien fast nur wie ein Dialekt, als das Volgare gegenüber dem Idiom, dessen Reinheit, Gedankenklarheit, Formenfülle und melodische Schön-

heit in den Reden eines Cicero, in den Gesängen eines Vergil das Ohr entzückten. In allen Städten sah man die stummen Zeugen der eigenen Vorzeit: die ragenden Wölbungen der Viadukte, der Bäder und Paläste, die harmonischen Gliederungen der Säulenhallen in Portiken und Tempeln, die gewaltigen Denkmäler der politischen Macht in den Amphitheatern, Ehrensäulen und Triumphbögen. Und unter dem Boden nun die Marmorgestalten der toten Götter und Helden, deren stummer Mund beredter fast als die Pergamentbände der Redner und Poeten den Geistesadel antiker Menschheit verkündigte. Klassischer Boden war es, wohin man trat, und überall der nationale. Wenn also der Geist Italiens sich auf sich selbst besann, seiner Kraft bewußt, nach neuen Formen seiner selbst begierig wurde — mußte er da nicht den Blick auf die Vergangenheit richten, an der er sich nur emporheben mochte, die er nur wiederherzustellen brauchte, um (so schien es) alle Kraft, Weisheit und Schönheit wieder zu gewinnen? Zumal da ja der lateinische Geist auch in der Gegenwart noch mächtig war, in der Sprache und Literatur, in aller Wissenschaft die Herrschaft ununterbrochen behauptet hatte. Nur die Fesseln, so glaubte man, galt es zu zerbrechen, in welche die Hierarchie den Geist der Antike geschlagen hatte, nur den Schutt hinwegzuräumen, den barbarische Jahrhunderte darüberhin gehäuft hatten.

Diesem Sehnen seiner Nation als erster den literarischen Ausdruck, eine neue künstlerische Form verliehen zu haben, ist der Ruhm Petrarcas. Niemand hat den Druck des scholastischen Denkens härter empfunden und herber verspottet als er, niemals sind leidenschaftlichere Worte gegen die Kurie gewagt worden als in jenem Sonett, worin er des Himmels Blitz auf »das Haupt voll Trug« herabruft:

Du sonst vom Quell genährt und Eichelfrucht,
Die jetzt von andrer Armut Reichtum sucht,
Durch so viel Missetaten reich genug.

In Dantes Prophetenmantel gehüllt trat er vor Karl IV. und mahnte ihn, dem zerrissenen Italien die Einheit wiederzugeben, es unter dem Banner des Kaiserreiches um sich zu sammeln.

Aber über Worte ist er nie hinausgekommen. Alle seine Jahre hat er in Avignon zugebracht oder an den Höfen, gegen die er sein Italien zur Freiheit und Einheit aufrief. Sein Eifern gegen den Sündenpfuhl an der Rhone hinderte ihn nicht, selbst Priester und Domherr zu werden und unablässig um Pfründen zu betteln für sich wie für seine beiden Kinder, die er trotz der Weihen besaß. »Auf die Taten,« schreibt er, »richte deinen Geist! In den Worten ist eitel Großtun, mühseliges Stammeln und hohler Klang, im Tun allein ist Ruhe, Tugend, Glück.« Und an heroischen Erklärungen, den Tod für die Wahrheit und für die Auferweckung der römischen Größe erleiden zu wollen, ließ er es nicht fehlen: aber er hat nie den Finger danach gerührt. Er war ein Patriot ohne persönliche Opfer. Er war angesehen bei Höfen und Republiken; man wetteiferte um seinen Besitz, wie spätere Zeiten um Erasmus und Voltaire: aber wie diese ward er stets als Schöngeist behandelt.

Es war jedoch nicht bloße Tatenscheu und Gewissenlosigkeit, was ihn in den alten Ordnungen festhielt: seine Ideen reichen doch schließlich nirgends über die Schranken des katholischen Empfindens hinaus. Wo die höchsten Wahrheiten der Religion, so bekennt er selbst, wo das ewige Heil in Betracht komme, da sei er weder Ciceronianer noch Platoniker, sondern Christ. Und in der Tat, wenn der Gedanke der Weltflucht das Grundprinzip der mittelalterlichen Weltanschauung ist, so begegnen wir gerade darin der Lieblingsidee Petrarcas. Das Buch über die Verachtung der Welt oder »von den geheimen Kämpfen seiner Seele« hat er selbst als den Schlüssel und die Krone seiner Werke bezeichnet. Wie er aber diese Kämpfe schildert, als das ewige Schwanken zwischen Weltfreude und Entsagung, zwischen Himmelssehnsucht und Todesängsten, erscheint in ihnen nirgends ein wesentlich neues Moment. Eben das unvermittelte Nebeneinander überschäumender Lebenslust und pessimistischen Verzagens am Dasein ist ja für das Mittelalter charakteristisch. Der Überdruß an dem irdischen Getriebe, das Gefühl von seiner Nichtigkeit und Leere, die Sehnsucht nach dem »Ruhen und Schauen«, das Petrarca in seiner Schrift von der Muße »der Klosterbrüder« preist, trieb

ja die Tausende in die klösterliche Stille oder in völlige Wildnis und Waldeinsamkeit. Auch ist es nicht wahr, daß er als der erste in solcher Seelenmalerei sich versucht und damit etwa den »Bann der Korporation« durchbrochen und der »modernen Individualität« die Bahn bereitet habe: des heiligen Bernhard Briefe und Traktate sind voll von verwandten Empfindungen, und man braucht nur die Schriften der deutschen Mystiker vor und nach Petrarca zu lesen, um auch hier eine Sprache voll persönlichster Inbrunst wiederzufinden. Gerade darin, daß er den Besten seiner Zeit genug tat, daß ihm ein Gott zu sagen gab, was er litt, daß er dem allgemeinen Empfinden als ein ganzer Dichter den vollen Ausdruck gab, liegt Petrarcas Größe. Freilich, er tat es »mit etwas anderen Worten« als es herkömmlich war, wenn er die Anmut und Süßigkeit eines Lebens fern von dem Lärm des Tages im Schoße der Natur schilderte und das Versenken der Seele in ihre Schönheit oder in das Studium der Alten und der christlichen Väter pries. Die Kirche pflegte dieselben Gedanken etwas ernster zu nehmen, und darum konnte sie den Poeten trotz seiner Zornepisteln gegen ihre Entartung vornehm tolerieren. Sie hat ihn niemals für gefährlich gehalten.

So waren auch seine Angriffe gegen die Scholastik ziellos und noch hohler als diejenigen gegen die Kurie von Avignon oder seine dantesken Deklamationen für die Restauration des Kaisertums. Er kannte die Systeme nicht, welche er bekämpfte. Viel tiefer, als er glaubte, reichten die Wurzeln der mittelalterlichen Philosophie, und ihre Spekulationen standen im engsten Zusammenhang mit der Kirche, von der doch auch er umschlossen bleiben wollte. Eine Summe praktischer Erfahrung war auch in den besonderen Disziplinen enthalten. Viel eher doch aus ihnen heraus als aus seinen Diatriben haben sich die modernen Wissenschaften entwickelt, die sehr viel dankbarer auf sie herabsehen als ihr humanistischer Zeitgenosse. Nur den Boden hat Petrarca überall gelockert, aber nirgends die in den Dornen der scholastischen Spekulation verstrickten positiven Gedanken fortgebildet. Mehr ein künstlerisches als ein ethisches Ideal war sein Ziel, der Genuß eines schönen Lebens, die Vollendung der Persönlichkeit; aber

er stellte sich damit nicht auf einen neuen Boden, sondern suchte nur immer Anlehnung an die antike Bildung, die doch ein Grundelement auch der hierarchischen war und niemals wieder zu einem selbständigen Leben erwachen konnte. Die klassischen Ideale in Literatur und Leben wollte er der hierarchischen Kultur entgegensetzen, ohne doch etwas Weiteres zu erreichen, als deren Umdeutung nach der Gedankenwelt der Antike.

Daraus erklärt es sich, daß Rom und die Renaissance den innigsten Bund miteinander geschlossen haben, und daß Martin Luther den Weckruf an das Gewissen der Christenheit gegen denselben Papst erheben konnte, der als der Eponymos für die Höhezeit der Renaissance gelten darf. Im Zusammenhang damit ist auch die Gleichförmigkeit zu verstehen, welche die humanistischen Ideale durch beide Jahrhunderte hin behauptet haben: daß Petrarca zwar eine Menge Nachfolger, aber keine rechten Fortsetzer gehabt hat. Die Studien wurden freilich intensiver, die Vorstellungen von der Antike geläuterter, die Gleichsetzung des eigenen Daseins mit dem antiken Ideal trat unverhüllter hervor, die Lust, mit der man sich ihm ergab, ward heißer und nackter, also daß der stoische Tugendmantel Petrarcas ganz fadenscheinig und rissig wurde, die Gleichgültigkeit gegen die Hierarchie nahm zu in demselben Maße, wie sich die Erbitterung verringerte. Wenn wir aber prüfen, worin das Eigentümliche, worin der Fortschritt in dem späteren Humanismus über Petrarca hinaus liegt, so finden wir ungemein wenig; und nichts von den großen Gedanken, welche vom 16. Jahrhundert ab die Welt erschütterten und umgestalteten.

Denn Weltentwickelung heißt immer Umbildung der Nationalitäten, ist Artverwandlung. Dazu aber sind zuguterletzt Ideen nötig, welche jeden einzelnen, alle und jeden, welche die Massen packen: die Gesellschaft muß bis in die Tiefen erregt sein, wenn ihr Bau und Antlitz insgesamt umgeformt werden soll. Mit dem zarten Gespinst humanistischer Bildungs- und Schönheitsideale sind die breiten Massen mit ihrer oft barbarischen Unbildung, ihren niedrigen Trieben und Bedürfnissen, ihrer Arbeit, die nur auf die Stunde berechnet sein kann, nicht zu fangen. Ein enger

Horizont umgibt sie. Sie müssen den Hunger vertreiben. Das Elend des Lebens tritt ihnen unmittelbar nahe. Sie haben keine Zeit zu erlauchten Gefühlen, erhabenen Gedanken. Nun aber ist es doch die Aufgabe, eine Idee zu finden, die ihnen das Leben erträglich macht, die ihnen Freude zur Arbeit gibt und ihre Herzen über die Sorgen des Tages und das Erdenleid zu erheben vermag. Dazu gehören stärkere Netze, gleichartig geknüpfte, nach den großen Gleichartigkeiten, die das Leben durchwalten — Tod, Krankheit, unverschuldeter und verschuldeter Jammer, Angst und Liebe gegen sich selbst und gegen Gott. Solche Netze sind diejenigen, welche von Sankt Peter her viele Nationen umhüllten; Jahrhunderte haben daran geknüpft, und Millionen Hände arbeiten unermüdlich daran weiter; gleichartig sind sie und doch vielgestaltet, aus e i n e m Plane heraus und mit e i n e m Ziele, die Menschheit und jeden einzelnen umstrickend; und Masche auf Masche wird an der Peripherie angesetzt, die ins Grenzenlose strebt, bis (so will es der Glaube) das Erdenrund eingesponnen sein wird.

Wie hätten die paar Italiener, die an der Imitation des Altertums ihre Freude hatten, daran denken mögen, diese Weltmacht umzustoßen! Sie waren nur ein kleiner Ausschnitt der Gesellschaft, eine Aristokratie des Geistes, entfremdet ihrer Zeit um so mehr, je wörtlicher sie die Antike ihrer Weltauffassung gleichsetzten; um so mehr sie selbst der Wirklichkeit entrückt, um so phantastischer sie, die Skeptiker und Kritiker der hierarchischen Phantasien.

Von hier aus erkennen wir den Gegensatz L u t h e r s zu der Bildung der Renaissance, wie zu allem, was sich innerhalb der Hierarchie hielt. Gewiß stand auch er unter dem Anhauch des humanistischen Geistes; aber er hat viel tiefer gegraben, um den Quell zu finden, aus dem er die Erneuerung seines Lebens trank. Jene Philosophie, die Petrarca von vornherein negierte, hat er bis in die feinsten Verzweigungen ihrer Spekulation, bis auf die schärfste Schneide ihrer Skepsis verfolgt; die Weltflucht, welche jener so idyllisch gepriesen — zwei Diener jedoch und einen Koch reservierte er sich dabei — hat der deutsche Reformator mit dem

unbarmherzigsten Ernste betrieben; die Skrupel der Seele, über die der Humanist so schön zu schreiben wußte, hat er in der Einsamkeit der Klostermauern bis zur Verzweiflung an sich selbst durchgekostet; auch die Gottinnigkeit, in die Petrarca sich so behaglich zu versenken liebte, hat Luther damals wohl geteilt und bis zu ekstatischer Verzückung, ja zu fanatischem Grimm gegen jeden, der anders dachte, gesteigert. Das ganze System in Theorie und Praxis bis zur Selbstaufhebung seiner selbst hat er durchgedacht und durchlebt, immer darauf aus, den Gott zu sehen und an sich zu ziehen, der ihm in den Schriften und Lehren der Kirche, in der Verfassung und im Kultus, mit seinem Leibe und Blute selbst zu greifen und zu schmecken, als das Unwidersprechliche und Absolute gepredigt, dargeboten, aufgedrängt wurde — und alles Martern des Hirnes und des Herzens, alle Selbstentäußerung brachte ihn dem Höchsten auch nicht um eine Linie näher: nirgends der Gott, den er suchte; jenseits alles irdischen Denkens und Vorstellens sein Reich, unnahbar jeder Anstrengung der Vernunft oder des Willens — ein Spott, ein Nichts, ein Griff in die Luft jeder Versuch, ihn intellektuell zu erfassen oder in sittlichem Bemühen ihm genug zu tun.

Und das alles, ohne zu wissen, was er tat — abgeschieden, abgestorben der Welt gleich tausend anderen Klosterbrüdern. Was wußte er, der Bauernsohn aus einer kleinen deutschen Grafschaft, von dem deutschen Staate, was von dem Sündenleben in Rom! Und wenn er es wußte, was kümmerte es ihn! Das war die Welt da draußen, die irdische Sphäre, von der er eben los wollte, hin zu dem einen, dem Ewigen; und alle Verwirrung und Sünde der Welt war nur ein Beweis mehr für die Kluft zwischen der unnahbaren Majestät Gottes und der Welt des Staubes. Luther dachte nur an sich — nur an den Frieden, den die Welt nicht gibt.

Ich brauche nun nicht mehr zu schildern, denn wir wissen es alle, wie er ihn gefunden hat, wie sich allmählich die dunkeln Schatten um ihn legten, wie vor der Sonne, da sie sich durch Nacht und Nebel hindurchrang, die Spukgestalten der mittelalterlichen Nacht hinweggescheucht sind, wie er die feste Burg,

das »steinern Ufer« gefunden hat, an dem alles Wüten der Feinde, alle Wogen der Weltverwirrung zerschellten.

Nicht an das Ideal schöner Menschlichkeit, an die Vollendung der Persönlichkeit im Sinne Petrarcas dachte dieser Mönch, sondern nur daran, seinem Selbst den Boden zu bereiten, auf dem es sicher ruhen konnte gegenüber dem in Zeit und Ewigkeit Allmächtigen.

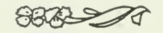
Diesen Kampf ihm nachzukämpfen ist evangelisches Leben. In ihm gilt kein Unterschied von Rang und Person. Das allererste ist es für einen jeden, und das Bedingende in seinem Verhältnis zu allem, was irdisch ist, in Staat und Kirche, in Gegenwart und Geschichte, in Gesellschaft und Familie, in Recht und Sitte. In diesem Sinne hat Luther, und kein anderer, den Grund gelegt für die moderne Individualität, und damit (denn aus Individuen bestehen diese) für Staat und Gesellschaft. Nur in diesem Rahmen, der diamanten ist, kann Arbeit und Besitz, Liebe zu Frau und Kind, der Stolz auf das Vaterland, die Freude am Dasein für uns sittlich genannt werden. Und daher die Todfeinschaft der reformatorischen Idee zu derjenigen der römischen Kirche, die eben darum ihre Wurzeln in alle Fundamente der Gesellschaft, in Staat und Recht, Wissenschaft und alle Bildung hineingetrieben hat, weil sie jeden einzelnen von der Wiege bis zur Bahre in allen Lebensregungen sakramentlich siebenfach an sich gefesselt, unentrinnbar mit ihrem Sein und Wollen verstrickt hält.

Gewiß, die Welt ist anders geworden: andere Aufgaben sind uns gestellt in Staat und Gesellschaft als im 16. Jahrhundert, andere Formen und Ziele unseres Erkennens und Lebens sind in Geltung; unermeßlich ist der historische Horizont wie der der Natur, der Begriff des Menschengeschlechtes selbst erweitert. In der Engigkeit des damaligen Weltbegriffes mußten die Ideen Luthers enge Formen annehmen, sich staatlich und kirchlich, wissenschaftlich und dogmatisch gleichsam verkapseln.

Behalten wir dennoch den Glauben, daß nur die Schalen zerbrochen sind, der leuchtende Kern aber bleiben wird, daß es in allem Anfang für die Individuen und für die Gesellschaft auf

jene höchste Fundamentierung der Sittlichkeit ankommt, daß Recht und Wirtschaft, Arbeit und Liebe, Staat und Nationalität, daß auch das Gebiet der Forschung, ja selbst das Reich des Schönen schließlich an jenes Firmament geknüpft ist. Halten wir im Gedächtnis, daß unser Staat auf diesem Boden gebaut, daß die heiligsten Güter unserer Nation ihm entsprungen sind — und lassen Sie uns das bekennen auch vor denen, die aus Gleichgültigkeit oder Furcht oder aus sogenannter Politik davon absehen möchten. Erinnern wir uns daran, daß die Pfadfinder, die Bahnbrecher unserer Kultur im vorigen Jahrhundert über nichts sich klarer waren als über ihre Verbindung mit der Reformation; und beherzigen wir den Spruch, mit dem der freieste dichterische Genius unseres Volkes, mit dem Goethe das dritte Säkularfest der Reformation begrüßte:

Auch ich soll gottgegebne Kraft
Nicht ungenutzt verlieren,
Und will in Kunst und Wissenschaft,
Wie immer, p r o t e s t i e r e n !



Geschichtsschreibung und Geschichtsauffassung im Elsaß zur Zeit der Reformation.

(1895.)

Nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Leben des Elsaß und seiner hochberühmten Hauptstadt sind die Jahre der Reformation, nur ein enger Kreis aus der Gestaltenfülle, die alle Jahrhunderte ihrer Geschichte beleben, die Männer, welche Straßburg für eine Zeit zum Mittelpunkt des europäischen Protestantismus erhoben haben: in den Mauern dieser Stadt umschweben uns die Schatten Meister Erwins, Johann Gutenbergs und des jungen Goethe; mehr als ein Jahrtausend deutscher Geschichte ist mit ihr und ihrem Lande verwachsen; auch unter der Fremdherrschaft fanden sich im Elsaß immer noch Männer, die eine innige Liebe zur Heimat mit treuer Anhänglichkeit an deutsche Bildung und deutschen Glauben vereinten. Freilich aber hat der Strom deutschen Lebens zwischen Rhein und Vogesen niemals voller geflutet als in den Jahren, da Straßburg für ganz Oberdeutschland das Bollwerk und der Pflanzgarten des Evangeliums war und eine neue »Herberge der Gerechtigkeit« für die Verbannten aller Nationen, die dem deutschen Glauben, von seiner Kraft getroffen, Vaterland und Familie und alles, was sie an die Heimat band, willig geopfert hatten.

Es war die Zeit, da vor dem als wahr erkannten Glauben alle Unterschiede der Nationalität und Politik zurückwichen und nur nach dem Maße Geltung behielten, als sie dem religiösen Gemeingefühl entsprachen; und nirgends ist die allbesiegende Kraft des Bekenntnisses stärker empfunden und bezeugt worden

als in Straßburg; wie von jenen Emigranten, so auch von den einheimischen Predigern und Professoren, die ihren fremden Freunden an den Kirchen und Schulen ihrer Stadt eine neue Heimat und Wirksamkeit bereiteten. Dennoch aber, wer will es leugnen, daß diesen Söhnen des Elsaß ein starkes Empfinden für den Ruhm des großen Vaterlandes wie für die engere Heimat eigen war! Ja mehr als das, auf diesem Grunde waren sie aufgewachsen; es war das lebendigste Element in ihrer Bildung. Sie alle waren Humanisten, Schüler Wimphelings und seiner Freunde, groß geworden in der Bewunderung deutscher Tugenden, genährt an den Idealen einer Vergangenheit, die sie auch dann noch, als alle religiösen Werte umgeschmolzen wurden, hochhielten und verfochten. In dieser Verbindung vaterländischen Hochgefühles und einer Religiosität, welche über alle nationale Beschränktheit hinausreichte, liegt recht eigentlich der Charakter der deutschen Reformation und also die Bedeutung der Männer, die im Elsaß ihre Vorkämpfer waren. Sei es mir darum vergönnt, solche Doppelseitigkeit ihres Wesens an einem Zweige ihres Wirkens, in ihrer Stellung zur Historie, darzulegen.

Ich nannte den frommen und gelehrten Mann, den wir als den Patriarchen des elsässischen Humanismus verehren: Jakob Wimpheling von Schlettstadt, den Stadtgenossen des Beatus Rhenanus und Martin Bucers, den Lehrer und väterlichen Freund Jakob Sturms. Ihm gebührt der Ruhm, als erster eine deutsche Geschichte geschrieben zu haben. Was dies bedeutete, lehrt ein Blick auf die frühere Historie, wie sie im Elsaß und in Straßburg und so überall im Reiche gepflegt worden war: Denkwürdigkeiten einer Stadt oder einer Landschaft, Klostergeschichten oder annalistische Weltchroniken waren genug geschrieben worden; aber noch niemals war der Versuch gemacht, die Geschichte des gesamten Volkes und lediglich unter dem Gesichtspunkt der Nationalität zu schildern. Auch Wimpheling bewahrt ein starkes Gefühl für seine engere Heimat; aber ihren größten Ruhm erblickt er in ihrem deutschen Charakter, in der Zusammengehörigkeit mit dem großen Vaterlande. Auch er ist erfüllt von der universalen Stellung des Kaisertums; aber in erster Linie sieht er in

den Kaisern doch immer die deutschen Fürsten, vor allem in Kaiser Max, den er als den Helden Deutschlands und als seinen Rächer gegen die Welschen preist. Er ist nicht der Entdecker dieser Idee gewesen, wie denn überhaupt wenig Besonderes an ihm wahrzunehmen ist; plötzlich und allseitig taucht sie auf. Er ist nur eine Stimme in dem starken Chor gleichgesinnter Genossen, die, aus allen Ständen und Landschaften Deutschlands gemischt, sich auf dem Boden einer neuen Bildung zusammenfanden und in einer glänzend ausgemalten Vergangenheit das politische Ideal zu entdecken glaubten, das in der Zerrissenheit der Gegenwart verloren war.

Auf dieser Stufe der Entwickelung wurde der deutsche Humanismus von dem Stoße der Reformation getroffen, und sah sich ein jeder der Poeten vor die Frage gedrängt, ob er Ernst machen wolle mit der Lobpreisung der Monarchie und den Verdammungsurteilen über Papst und Klerisei. So kam es zu der großen Scheidung der Geister. Erschreckt vor der wachsenden Verwirrung und dem Zusammenbruch der alten Religion, von der er trotz oppositioneller Regungen sich tief durchdrungen fühlte, zog sich der alte Wimpheling in die Einsamkeit zurück und sank gramerfüllt in das Grab. Wie er waren auch Jüngere gesinnt, sein Lieblingsschüler Beatus Rhenanus, sein Neffe Jakob Spiegel, der kaiserliche Sekretär, und andere Freunde; die heimischen Beziehungen zu den habsburgischen Herren haben offenbar auf ihr Verhalten zurückgewirkt, wie sie schon Wimphelings Stellung zu Maximilian beeinflußt hatten. Denn es ist nicht wahr, daß diese Trennung, wie man so oft liest, die der älteren und der jüngeren Generation gewesen sei; gerade unter den Jüngeren finden wir ebenso hitzige Gegner wie Verteidiger der neuen Lehre, und manch älterer Humanist steht an Freiheit, ja Zügellosigkeit der Gesinnung auch dem Jüngsten nicht nach; je nach Charakter, Temperament und lokalen Einflüssen verschob sich ihre Stellung zu den Parteien in Kirche und Staat. Auch kann ich mich nicht entschließen, rückhaltlos in die gewohnten Vorwürfe einzustimmen, daß es mit dem echten Humanismus fortan zu Ende gewesen sei. Von italienischer Freigeisterei und Schönheitsdurst

war in den deutschen Humanisten niemals viel zu spüren gewesen. Sie waren von jeher in erster Linie Pädagogen und hatten fast alle etwas Schulmeisterlich-Philiströses an sich. Freilich ist durch den Glaubenssturm manche Blüte geknickt worden, und von dem vagantenhaften Hauch, der uns aus Celtes' und Huttens Dichtungen anweht, war nicht mehr viel die Rede; doch dichtete und trank Eobanus wenigstens auch noch als Professor in Marburg. Jedermann kennt die Klagen, die von den deutschen Reformatoren, Luther und Melanchthon voran, über den Verfall der Schulen und der alten Zucht erhoben worden sind. Aber um hier von anderen Beziehungen zu schweigen und nur von der Historie zu reden, die allein zu meinem Thema gehört, so kann man da gewiß nicht von Stillstand und Verkümmerung reden. Vielmehr treffen wir auf ihrem Felde das reichste Leben, eine durch den Anteil an der Gegenwart nur gesteigerte Auffassung der Vergangenheit. Welch ein Unterschied zwischen Wimphelings gut gemeinten, jedoch recht trockenen Diatriben in der Germania und Aventins stürmischer Beredsamkeit in seiner Schilderung etwa des Kampfes Kaiser Heinrichs IV. mit Gregor VII., welche Klarheit und Kraft der Charakteristik in dessen Darstellung der türkischen Macht, und welch ein Ernst und Eifer in seinen wissenschaftlichen Grundsätzen und allen seinen Arbeiten! Auch vergessen wir nicht, daß die Humanisten, die der Lutherei feind wurden, ein Pirckheimer, Beatus, Cuspinian, nicht nur tätig blieben, sondern erst jetzt mit ihren wertvollsten historischen Arbeiten zutage getreten sind. So Cuspinian mit seiner Kaisergeschichte, die in Straßburg eine deutsche Übersetzung fand; ein Amtsbruder Martin Bucers, der wackere Kaspar Hedio, der selbst als erster protestantischer Kirchenhistoriker bezeichnet werden kann, hat 1541 dies Werk vollendet, zu dem Melanchthon eine Vorrede schrieb. Erst am Ende seines Lebens entschloß sich Pirckheimer zu seiner Germania. Und recht in den Jahren des Kampfes, vielleicht durch den Anblick des Bauernkrieges mit veranlaßt, machte sich Beatus Rhenanus daran, mit dem kritischen Sinn, der ihn auszeichnete, die Nachrichten über die Ansiedelung und Wanderungen der germanischen Stämme und ihr

Einleben auf dem deutschen Boden in der älteren Kaiserzeit zu sammeln. Sein Vorbild dabei war Aventin, der ihn durch eine Schilderung seiner Arbeitsweise und Grundsätze direkt angetrieben hat, gleich ihm die Bibliotheken und die Topographie des deutschen Landes zu durchforschen. Der Zuspruch der gelehrten Freunde, mit denen Beatus auf dem Reichstage in Augsburg zusammentraf, darunter Peutinger und Bucer, vielleicht auch Aventin selbst, hat ihn veranlaßt, das epochemachende Werk rasch zu vollenden; bereits 1531 ist es erschienen.

Mochten nun aber auch diese Gelehrten ihren Unmut über die neuen Pfaffen und den Niedergang der Bildung unter sich äußern, so warf sich doch keiner von ihnen zum Verteidiger des römischen Systems auf, weder Wimpheling noch Rhenanus, weder Pirckheimer noch Peutinger noch Cuspinian. Nur widerwillig, mehr um sich selbst gegen die wachsenden Vorwürfe zu decken, als aus eigener Überzeugung wagte Erasmus einen Waffengang mit dem Reformator; und auf armselige Klopffechter und Streber wie Cochläus und Johann Faber sah sich Rom unter den Humanisten in Deutschland angewiesen. Die Ohnmacht der alten Weltanschauung wird fast am deutlichsten in diesem völligen Versagen ihrer literarischen Waffen. So wie die alte Kirche auch dort, wo niemand ihr zu Leibe ging, wo ihr vielmehr, wie in Bayern und Österreich, die Staatsgewalt mit brutalen Mandaten gegen die Ketzer zu Hilfe kam, vermorscht in sich zusammenbrach, kam es auch zur Massendesertion unter den Gelehrten in Schulen und Klöstern. Ein Zustand, der weit über die Reformation hinaus gedauert hat; erst in der dritten Generation, lange nachdem die protestantische Zucht ein Geschlecht hartköpfiger Pastoren und Schulmeister herangebildet hatte, fanden sich auf der römischen Seite auch unter den Deutschen in größerer Anzahl Talente, welche den italienischen und spanischen Mönchen und Professoren mit Eifer und — wir spüren es noch heute — mit Erfolg zur Seite traten.

Aber auch die Ohnmacht einer Historie, die mit dem Papst in Frieden bleiben wollte, mußte sich jetzt herausstellen, und nur immer mehr, je heftiger die Geister in dem religiösen Kampfe

aufeinander trafen. Sie mußte ja überall da den Blick verschließen, wo Rom einen Nebel um seine Vergangenheit gezogen und ein Interesse daran hatte, ihn nicht zerreißen zu lassen. Denn die Weltanschauung der Hierarchie forderte eine ihr analoge Auffassung der Vergangenheit, durch die ihre Herrschaftsrechte in Gegenwart und Zukunft unterbaut und gerechtfertigt wurden; jeder staatsrechtliche Anspruch, jeder Satz ihrer Dogmen hatte sein Gegenbild in der Vergangenheit, das als Faktum und Fundament des Glaubens und Gehorsams galt und keine Anzweifelung duldete. Wenn also am Altar auf Geheiß des Priesters Brot und Wein vor den Augen der gläubigen Menge sich in den Leib und das Blut des Herrn wandelte, so durfte kein Zweifel obwalten, daß dies in allen Jahrhunderten so gewesen sei. Wenn auf allen Kathedern gelehrt und in tausend Darstellungen der heiligen und profanen Geschichte wiederholt wurde, daß Christus der erste Papst gewesen, daß er Petrus als Nachfolger eingesetzt, daß dieser von Rom her die Kirche regiert habe, daß Konstantin den Päpsten die halbe Welt geschenkt, daß ein Papst die Kaiserkrone von Byzanz auf den fränkischen König übertragen, daß ein anderer das Kollegium der Kurfürsten gestiftet habe, daß das moderne Rom zu seiner geistlichen Macht noch die Vollgewalt über alle Reiche der Welt besitze, so lagen dem allem Nachrichten und Dekrete zugrunde, deren historische Echtheit ebensowenig bezweifelt werden durfte wie ihre dogmatische Gültigkeit. Den universalen Ansprüchen Roms entsprach eine universalhistorische Auffassung; so wie Kirche und Staat, Gott und Welt, Himmel und Erde in diesem System durcheinander verschlungen waren, waren auch die Jahrhunderte, Gegenwart und Vergangenheit ineinander verwirrt.

Man mag fragen, ob es nicht möglich gewesen wäre, auf dem Wege vorurteilsloser Forschung, der geistigen Freiheit, die sich unter dem erschlafften Kirchenregiment der letzten Generationen herausgebildet hatte, allmählich die Scheidung herbeizuführen und eine vernünftige Klarheit an Stelle dieser Phantasien zu setzen. Jedenfalls aber doch nur dann, wenn die Kritiker in diesem Geschäft ungestört geblieben wären. Sobald die Kirche, welche

alle Fakultäten gegründet hatte und beherrschte und ebenso den Schlüssel zum Wissen wie zum Glauben beanspruchte, nicht wollte, kam man mit dem bloßen Besserwissen nicht aus. Das hatte bereits Laurentius Valla erfahren, als er mit tadelloser Methode die Fabel der Konstantinischen Schenkung erwiesen und darüber in Konflikt mit der Inquisition zu Neapel geraten war; und er selbst hatte ein Beispiel für die Unkraft der Aufklärung gegeben, als er wider alle bessere Überzeugung, nur um einen persönlichen Vorteil zu erhaschen, sich den Befehlen der Ketzerrichter beugte. In Deutschland war ja der Zwiespalt mit den klerikalen Kreisen von Anfang an sehr viel heftiger, die Ziele der Humanisten viel positiver gewesen als in Italien, wenigstens in dieser Epoche der römischen Renaissance. Aber auch ihre literarischen Fehden (ich erinnere nur an den Zank Wimphelings mit den Augustinern, Reuchlins mit den Dominikanern und Pirckheimers mit Johann Eck) verliefen im Sande; allem Lärm zum Trotz verlegten sich die streitbaren Herren schließlich doch nur auf das Prozessieren und Bitten oder gar, wie der selbstbewußte Ratsherr von Nürnberg sich bequemen mußte, aufs Verleugnen und Widerrufen. Denn so lebhaft sie die Schäden in Staat und Gesellschaft zu bekritteln pflegten, richteten sich ihre ernsteren Absichten doch wesentlich auf die Umgestaltung der gelehrten Bildung; die breite Masse der Nation blieb außerhalb ihres Gesichtskreises und diente ihnen nur etwa als Folie für ihre sarkastischen Angriffe auf die beschorenen Gegner. Als Historiker und Publizisten wurden sie gerne von den Regierenden verwandt: als Parteiführer aber in den realen Kämpfen der Gegenwart, wie noch Nikolaus von Cues und Gregor von Heimburg, traten die Poeten vor Luther nicht auf; und ihre politischen Ideen selbst, so geistvoll und feurig sie sie vortrugen, und so anregend sie damit wirken mochten, waren doch nur zu oft ziellos und phantastisch. Niemals griffen sie in ihren Fehden zur deutschen Sprache; erst als Hutten mit Rom gebrochen und sich als Schildträger dem geistlichen Helden von Wittenberg zur Seite gestellt hatte, warf er das gelehrte Gewand ab und sprach Deutsch zu seinen Deutschen. Das nationale Empfinden allein aber, so kraft-

voll es in den Humanisten pulsierte, reichte nun, da es Ernst geworden, nicht mehr aus, zumal da ein Hauptelement darin, die Feindseligkeit gegen die italienische Kirche, gar nicht mehr laut werden durfte. Nur wer den »Löwenmut« hatte, »unerschrocken die Wahrheit wider des Papstes Heuchler zu sagen«, konnte hoffen, den Wust der Überlieferung, mit dem Roms Kirche sich deckte, zu zerstören. So Luther in einem berühmten Satze, worin er seine Stellung zur Geschichtsschreibung charakterisiert hat. Und von neuem zeigt sich uns die zentrale Stellung, welche der Reformator in dem Leben der Nation, ja in der Entwickelung der Welt einnimmt: der Bruch mit Rom war auch für die Fortentwickelung der Historie die Vorbedingung, wie für jeden sittlichen und wissenschaftlichen Fortschritt.

Wer war weiter von solchen Konsequenzen entfernt als, da er begann, der Mönch von Erfurt! Die Ohnmacht der Erkenntnis war gerade der Punkt, von dem er ausging, von wo ihn unnennbare Seelenstürme auf das Meer des Zweifels hinaustrieben. Hier nun, losgelöst von allem, was zeitlich war, weltentrückt, wandte er sein Auge dem Ewigen zu, griff er über die Zeiten hinweg auf die Persönlichkeit Christi zurück und die heilige Urkunde, die das unschuldige Leiden und Sterben des Herrn schilderte und ihm den Einklang, nach dem er rang, offenbarte, zwischen dem Zorn und der Liebe, der Gerechtigkeit und der Gnade Gottes. Auch sein Glaube stützte sich also auf historische Tatsachen und auf die Quellenschrift, die sie enthielt, eine Urkunde freilich älter und heiliger als alle Kanones und Kirchenväter und die tausendfach zitierte Quelle und Rechtfertigung aller Gebote und Überlieferungen der Kirche selbst. Daß er von ihr aus mit allen Mächten in Staat und Kirche ringen, eine ungeheure Weltverwirrung heraufführen, daß er die ganze Vergangenheit Roms als Fälschung der Urgeschichte des Christentums enthüllen würde, ahnte Luther nicht: aber dennoch hatte er bereits den Grund gefunden und den Anker geworfen; was er besaß, war unantastbar, die Grundlage seines Selbst — wehe dem, der daran zu rühren wagte! Es war die Grundwahrheit, vor der alles, was sich als wahr ausgab, hinwegmußte, wenn es nicht seine Vereinbarkeit damit nachwies:

mochte es nun religiöse Vorstellung oder politische Forderung oder historische Annahme sein.

Luther wähnte damit anfangs nur die eigentliche Meinung der Kirche selbst auszusprechen: er deckte sich geflissentlich mit der Autorität des Papstes und seiner Dekrete und klammerte sich an sie fast länger, als er selbst daran glauben konnte. Danach als er mit steigendem Entsetzen den unlöslichen Zwiespalt und die ungeheure Fälschung erkannte, also daß er die Züge des Antichrist selbst im Papsttum zu entdecken wähnte, wollte er doch nur eine Verdunkelung der jüngsten Zeiten, der letzten 100, und dann 400 Jahre annehmen; den heiligen Bernhard glaubte er noch für sich beanspruchen zu können, als er Johann Eck in Leipzig gegenüberstand. Aber keinen Augenblick zögerte er, noch weiter zurückzugehen und alle Autoritäten preiszugeben, sobald ihm ihre Unvereinbarkeit mit seiner Auffassung nachgewiesen ward: die Dekretalen, die er läppisches Machwerk, auch die Väter des Konstanzer Konzils, die er Heuchler und Buben Hus gegenüber nannte, und alle die selig und heilig gesprochenen Schriftgelehrten der hierarchischen Jahrhunderte. Eine Erweiterung des historischen Horizontes, vor der alle Errungenschaften der humanistischen Aufklärung verschwinden. Mit der Faust eines Riesen zerriß dieser Mönch die Nebel, welche ein Jahrtausend verhüllten. Aber alle diese Erkenntnisse wurden nicht durch das methodische Vorgehen wissenschaftlicher Forschung gewonnen, sondern stoßweise, unter immer neuen Ängsten des Gewissens, durch ein sittliches, seelisches Ringen: so zerteilte sich dem Reformator das Dunkel der Geschichte, fiel Binde auf Binde von seinen Augen — weil er mit jenen Autoritäten seinen Glauben nicht erhalten konnte.

Hier jedoch ist für Martin Luther die Grenze der historischen Aufklärung. An der Ohnmacht der Vernunft, des »Meisters Klüglin«, von der er ausgegangen war, hielt er fest; er verachtete und verdammte die Neugier einer Forschung, welche unbekümmert um religiöse Empfindungen und Ziele, nur um aufzuklären, Bresche in die hergebrachten Vorstellungen zu legen versuchte. Ein Jahrtausend gab er als die Epoche des römischen Antichrist preis;

aber an der evangelischen Reinheit der ersten Jahrhunderte der Kirche hielt er fest. Er wehrte die zudringlichen Versuche einer Mittelpartei, welche auf den Gemeinbesitz dieser Zeiten eine Versöhnung der streitenden Parteien gründen wollte, mit instinktiver Abneigung von sich ab; aber an die Dogmatik des Altertums hat er doch nicht gerührt. Hätte man ihm nachgewiesen, daß die hierarchischen Tendenzen schon damals lebendig gewesen, daß auch sein geliebter Augustinus von ihnen nicht frei zu sprechen und keineswegs seinem Paulus so ähnlich sei, daß in dem Kanon der heiligen Schriften selbst der Einklang, so wie er ihn glaubte, nicht existiere — er würde auch dann nicht gezögert haben, zerstörend fortzuschreiten und seine Glaubensstärke dennoch zu bewahren. Aber von seinem Standpunkt und unter dem allgemeinen wissenschaftlichen Horizonte der Epoche fand er in jener alten Zeit nichts, was den Einklang zwischen Glauben und Schrift, an dem ihm alles hing, störte, und so stellte er sich um so fester, mit beiden Füßen gleichsam, trotzig und kampfgerüstet vor ihren Pforten auf. Er hatte wahrlich genug zu tun, um seine Kirche nun, wo alles ins Schwanken geraten war, unter Dach zu bringen, um die gewaltige Umwälzung, die er nötig gemacht, dogmatisch und historisch zu begründen. Von allen Seiten erwuchsen ihm Gegner, Jahr für Jahr sich mehrend, hier die Radikalen, dort die Verteidiger der alten Lehre. Und alle strebten die historische Begründung ihres Glaubens an, beriefen sich auf historische Tatsachen und Urkunden. So entstand in der Geschichtsauffassung der Zeit ein immer reicheres Leben; überall aber gab die große Frage des Tages Antrieb und Charakter, und nur wer Partei nahm, fand Anerkennung.

Wer aber über den Parteien stehen wollte, geriet nach allen Seiten in Konflikte und vereinsamte völlig. Keiner hat das mehr erfahren als Sebastian Franck von Donauwörth. Merkwürdig genug, daß sich doch ein Standpunkt herausbilden konnte in dem Zerfall der alten Ordnungen, in dem Getriebe der um den Preis ringenden Parteien, von wo jemand mit einer gewissen Unparteilichkeit auf die durcheinander wirbelnden Strömungen hinblicken konnte. Nur in der Unruhe Oberdeutschlands, wo die

politische und kirchliche Zersplitterung am größten war, wo die Altgläubigen in den Bistümern und österreichischen Vorlanden, die Evangelischen in den vielen Reichsstädten die Vorhand hatten, die Radikalen durch städtische Wirrsale und die blutige Niederlage der Bauern besonderen Zulauf fanden, war es möglich. Zu ihnen allen hatte Franck, halb oder zeitweise ihr Anhänger, Beziehungen, kannte sie alle, studierte sie eifrig, wußte sie unübertrefflich zu schildern: kein Zunftgelehrter, jedoch den gelehrten Kreisen nahe stehend, kein Wiedertäufer, doch nicht ohne Sympathie für sie, kein Katholik mehr, aber auch mit dem evangelischen Magistrat, bei dem er Dienste genommen, zerfallen. So hoffte er, von seiner fränkischen Pfarre vertrieben, als Buchdrucker und freier Literat in Straßburg eine Zuflucht zu finden. Hier kam die ihm eigentümliche Richtung zum Durchbruch, in Berührung mit den täuferischen Kreisen. Hier gewann er die Möglichkeit, die Geschichtsbibel zu drucken, worin er mit theosophischem Tiefsinn die Rätsel der Menschheitsentwickelung zu lösen glaubte. Und hier geriet er in den neuen Kampf mit der offiziellen Kirche, der ihn in die Verbannung und die Einsamkeit hinauswarf.

Führer seiner neuen Widersacher war kein Geringerer als Martin Bucer, der Gründer der evangelischen Kirche in Straßburg selbst. Unduldsam und mit dem vollen Nachdruck der politischen Macht, die ihm Jakob Sturm und seine Freunde zur Verfügung stellten, wandte sich dieser gegen den einflußlosen Fremdling, der nichts verlangte als seine Bücher in Ruhe schreiben zu können. Heute (denn noch leben wir unter dem Zeichen der Toleranz) stehen wir wohl dem geistvollen Schwaben sympathischer gegenüber als der Verfolgungssucht der Prädikanten, die soeben noch im Namen der Gewissensfreiheit gegen die römischen Seelmörder aufgestanden waren; und wir würden es mit Recht borniert finden, wenn unsere Regierungen aus Angst vor dem Umsturz die Kritik an den überlieferten Vorstellungen, auch wo sie zu den Waffen des Zornes und sittlicher Leidenschaft greift, nicht ertragen könnte. Hüten wir uns jedoch, vor allzu großer Objektivität ungerecht zu werden gegen die Männer,

denen wir die Einwurzelung der evangelischen Religion in der Nation und dem alten Reiche verdanken. Als Sebastian Franck nach Straßburg kam, hatte man hier erst kürzlich, nicht ohne den Druck der bürgerlich-zünftischen Klassen auf den Magistrat, die Messe abgeschafft und die neue Kirche ins Leben geführt. Noch bebte der Boden. Von allen Seiten zogen gerade nach Straßburg die Täufer hin, um ihre auf den Umsturz oder wenigstens die Verleugnung der politischen Gewalt gerichteten Ideen auszubreiten. Keine Regierung würde heutzutage die staatsfeindlichen Gedanken selbst so gemäßigter Männer wie Johann Denk und Michael Sattler dulden, sobald sie sich in Taten umsetzen wollten; auf die Bildung einer Partei, die Gewinnung der Massen, die Überwältigung der bestehenden Gewalten gingen aber alle diese Hitzköpfe aus, auch wo sie es nicht gestehen wollten. Und keineswegs begnügten sich die Prediger damit, den Arm der Obrigkeit anzurufen: auf der Kanzel und in der Ratsstube, in Briefen und Flugschriften trat Bucer diesen Gegnern geradeso wie den Pfaffen unter die Augen; niemand wußte ihnen im Gespräch besser zu begegnen, tiefer ihre Lehrsätze zu erfassen und ihre Bibelargumente mit gleicher Dialektik aus der Fülle der Schriftkenntnis aufzulösen. Wie häufig ist dem Unermüdlichen der schöne Sieg gelungen, die ungelehrten, jedoch oft so gutherzigen und nur in ihrem Gewissen verwirrten Leute oder gar einen der Führer selbst zu gewinnen und in ehrliche Verteidiger seines Bekenntnisses umzuwandeln! Wer von uns Gebildeten wagt es heute überhaupt, mit dem gleichen Mut und solcher Überzeugungstreue den Radikalen unserer Tage, ich will nicht sagen in der Presse oder der eigenen Partei, aber offen in der Volksversammlung Rede zu stehen! Sind wir es nicht vielmehr, die immer nur auf die Obrigkeit hinsehen und von ihr hoffen, daß sie die Bewegungen der Tiefe in Ruhe erhalten werde?

Während aber im Innern der Straßburger Kommune die neue Kirche kaum unter Dach gebracht war, Prediger und Lehrer fehlten, Bischof und Kapitel in und außer den Mauern mächtig waren, Widerwille oder Gleichgültigkeit Regierende und Volk spalteten, war der Horizont der großen Politik von den schwer-

sten Wolken verdunkelt. Kaiser und Reich hatten sich eben in Augsburg gegen die neue Kirche erklärt; mit knapper Not und nicht ohne diplomatische Schmiegsamkeit war es Bucer gelungen, die Hartnäckigkeit der Wittenberger zu besiegen und sie zur Duldung wenigstens des politischen Bündnisses zu vermögen. Aber erst wenige Fürsten Norddeutschlands und ein paar Städte hatten sich zusammengefunden; in jedem Moment mußte man fürchten, von der Übermacht der Katholischen im Reiche unter Führung von Kaiser und Papst überwältigt zu werden.

Daß Bucers Streit mit Franck nicht die Unterdrückung der wissenschaftlichen und insbesondere der historischen Arbeit bedeutete, bewies er noch in demselben Jahr, als er Aventin nach Straßburg einlud, um hier seine deutsche Geschichte zu vollenden. Und es braucht keiner Worte, daß Straßburg damit einen würdigen Ersatz für die Geschichtsbibel Francks gewonnen hätte, dessen rasch zusammengeraffte Berichte und unbekümmertes Aburteilen sich weder der Gründlichkeit noch dem Feuer der Darstellung und kaum dem sittlichen Ernste Aventins vergleichen lassen. Hier fand sich Bucer aufs neue mit dem alten Freunde Beatus Rhenanus zusammen. Sie beide und Jakob Sturm sind es gewesen, welche die Berufung des deutschen Herodot an ihre Schule betrieben haben; als ein vaterländisches Interesse bezeichnet es Bucer in einem Brief an Beatus, daß Aventin das große Werk in Straßburg ausführen könne; und noch heute müssen wir es tief beklagen, daß der Ruf vergeblich gewesen, und daß es Aventin nicht mehr vergönnt gewesen ist, seine evangelische Überzeugung in einem gesinnungsverwandten Kreise frei zu bekennen.

Bucer selbst hat an mehr als einer Stelle seiner Briefe und Schriften einer scharf ausgeprägten Geschichtsauffassung Worte geliehen. Aber auch damit war er, wie in allem seinem Tun, immer auf die Gegenwart gerichtet, auf die evangelische Reform der Reichsverfassung: das Ziel, dem er nachlebte, seitdem Luthers Feuergeist den jungen Dominikaner auf der Disputation zu Heidelberg überwältigt hatte, bis zu der Stunde, wo er, fast am Ende seiner Tage, das Vaterland dahinten ließ, um seinem Gotte treu

zu bleiben. Ich kenne keine historisch-politische Deklamation eines Zeitgenossen von größerem Wert als den Brief Bucers an Bullinger aus dem Dezember 1543, von dem er selbst gesagt hat, daß er die Summe seiner politischen Auffassung enthalte[1]). Auf wenigen Seiten charakterisiert er hier die großen Persönlichkeiten der Zeit, an der Spitze Martin Luther selbst, dann den Kaiser, seine Minister und seinen Bruder, die Kurfürsten und andere Stände, König Franz und die Gesamtheit der europäischen Politik, so gerecht und mit solcher Feinheit der Zeichnung, daß noch heute jedes Wort gelten kann, und zugleich mit einer patriotischen Wärme und einer Kraft und Klarheit der Sprache, daß man an klassische Muster, ich möchte sagen an Tacitus selbst erinnert wird.

Diese Denkschrift des Straßburger Reformators macht uns erst die Gesinnung und den Eifer recht verständlich, mit dem er sich kurz darauf bei seinem fürstlichen Freunde, dem Landgrafen von Hessen, für die Gewinnung Sleidans zum Historiker der Reformation verwandt und damit ein Verdienst erworben hat, das ihm in der Geschichte der deutschen Historiographie für immer die ehrenvollste Stelle sichert.

Auch Sleidan ward zum Geschichtschreiber ausschließlich im Hinblick auf den Kampf der Gegenwart: er bezeichnet sich selbst einmal als von Gott dazu berufen. Wie wäre das anders möglich gewesen bei einem Manne, der, wie er, seitdem er herangereift war, mit Wort und Feder, daheim und in der Fremde für die Partei des Evangeliums eingetreten war. Auch er stammte aus der deutschen Westmark, fast von der französischen Grenze her; zweisprachig von Jugend auf, in katholischer Umgebung zu Löwen und Köln gebildet, darauf jahrelang zu Paris und Orleans im Dienst der französischen Diplomatie, atmete seine Seele dennoch nichts als protestantischen Eifer und die lebendigste Liebe zur Heimat. Seitdem Hermann Baumgarten, dessen allzu frühen Heimgang unser Verein aufs schmerzlichste beklagt, die Korrespondenz Sleidans, soviel oder sowenig davon übrigblieb, sammelte und herausgab, haben wir erst den rechten Einblick

[1]) Gedruckt in seinem Briefwechsel mit Landgraf Philipp dem Großmütigen, II, 225 ff.

gewonnen in die weitreichenden Verbindungen, die ihn mit allen europäischen Größen der Partei verknüpften, in die Einheit und Festigkeit seiner Überzeugungen und in die Deutschheit seiner Gesinnungen, die sich nirgends schöner hervortut als in dem mannhaften, wohlgebildeten Deutsch seiner Briefe vom Trientiner Konzil.

Als er das Buch begann, konnte man noch hoffen, daß die evangelische Partei, deren Gefährdung freilich niemand klarer sah als er und seine Straßburger Freunde, siegen würde: in zwei bis drei Jahren hoffte Sleidan fertig zu werden, und schon auf dem Reichstage zu Worms 1545 präsentierte er seinen hohen Auftraggebern den Abschnitt über die ersten Jahre Luthers. Die Katastrophe des Bundes unterbrach die Arbeit; und erst nach dem Siege Moritz' und seiner Alliierten nahm er sie, nach der Vollendung begierig, wieder auf. Im Herbst 1554 war das Buch fertig, 1556 ward es ausgegeben. Der Erfolg war unermeßlich. In eine Reihe von Sprachen ward es übersetzt, auch sogleich ins Deutsche, zu Sleidans großem Kummer nicht von ihm selbst, sondern von einem literarischen Freibeuter in Basel. Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts ist es neu aufgelegt und bearbeitet worden. So lange hat es die Literatur beherrscht. Als moderner Klassiker ward der Verfasser gefeiert; man stellte ihn neben die großen Historiker des Altertums. Er wurde nachgeahmt, fortgesetzt, angegriffen, erhielt Gegenschriften und hat alle in den Schatten gestellt; auch gegen die neuesten Angriffe hat er Verteidiger gefunden und sich siegreich behauptet.

Der Grund liegt neben der klaren lateinischen Sprache und der archivalischen Grundlage (dem Straßburger Archiv sind die Akten entnommen, und Jakob Sturm selbst — noch tragen sie seine Signatur — hat sie dem Freunde übergeben) vornehmlich doch in der universal-politischen Auffassung. »Kommentarien über die Lage der Religion und des öffentlichen Wesens unter dem Kaiser Karl V.« nannte Sleidan sein Buch. Nur von e i n e r Res publica weiß er, der allgemeinen der Christenheit unter der Vorherrschaft des Kaisers. Es ist noch ganz die Vorstellung der hierarchischen Jahrhunderte von den vier Monarchien als den

Weltzeitaltern gemäß der Prophezeiung Danielis. Sleidan selbst hatte eine Universalgeschichte unter diesem Titel und Einteilungsmodus geschrieben, die, wie seine Kommentarien, ihre Herrschaft bis ins 18. Jahrhundert behauptet hat und in 70 Auflagen verbreitet gewesen ist; noch Friedrich Wilhelm I. von Preußen hat die Weltgeschichte daraus gelernt. Der evangelische Glaube, der doch im Prinzip die mit der römischen Hierarchie verknüpfte Idee des universalen Kaisertums aufhob und auf die nationale Gestaltung der Monarchie hindrängte, war nicht imstande, jene historisch-politische Phantasie zu zerstören. Über englische, spanische, italienische und französische Verhältnisse werden wir in den Kommentarien gerade so gut unterrichtet wie über deutsche. Wenn diese doch im Vordergrunde des Interesses bleiben, so kommt es daher, weil unsere Nation in der Tat noch im Mittelpunkt der Ereignisse stand und der große Kampf hier sein Hauptschlachtfeld hatte.

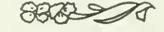
Die Forderung der nationalen Monarchie als die Konsequenz des Evangeliums, die mehr oder weniger im Bewußtsein aller Führer der Partei lag, konnte gewiß niemand schärfer formulieren als Martin Bucer, er, der in jenem Brief an Bullinger schreibt: »Imperator posset multum, si vellet Germaniae imperator esse et Christi servus.« Aber frei von der alten Vorstellung war doch auch er nicht. Nur daß die Idee der respublica christiana bei ihm und seinen Parteigenossen im Sinne ihres Glaubens umgebildet war. Der Kampf, in dem sie lebten, war für sie alle, ganz wie Luther ihn geschaut und in dem großen Schlachtliede des Protestantismus aufgefaßt hatte, der an nationale und politische Grenzen nicht gebundene Streit zwischen Christus und dem Antichrist in Rom. Und während die Christenheit durch ihn gespalten war, drohte von Osten her, wie seit Jahrhunderten, die Macht der Ungläubigen, der »Geisel Gottes, des Türken wider das gottlose Wesen in Deutschland, vornehmlich wider die falsche Religion«. So Bucer in einem Brief an den Landgrafen. Von diesem Gesichtspunkt aus beurteilte er (auch darin nur die Allgemeinauffassung wiedergebend) die Kreuzzüge: als ein Verbrechen des römischen Antichrist, der Deutschland und Frank-

reich dadurch verwüstet, Kaiser und Könige und unzählige Helden zugrunde gerichtet, die Staaten daheim ausgemergelt und damit seine Gewalt erhöht habe; die eroberten Länder aber habe man schließlich doch dem Mahomet mit Spott müssen lassen. »Wer von dem Türken und dem Papst,« schreibt Sleidan seinem Jakob Sturm, »nicht das Schlechteste denkt und erwartet, dem fehlt es an jeder gesunden Auffassung.«

Es war das Gegenbild zu der römischen Anschauung von der Führung der christlichen Welt durch den Nachfolger Christi gegen Ungläubige und Ketzer und also den Weltverhältnissen nur zu sehr entsprechend. Nirgends aber konnte man sich der Internationalität dieses Kampfes klarer bewußt werden als eben in dieser Grenzstadt, wo sich der französische und deutsche Protestantismus die Hände reichten, und wo alle protestantischen Emigranten, von Polen bis Spanien hin, zusammenkamen.

Gewiß liegt in dieser Geschichtsauffassung nicht die volle Wahrheit. Uns ist es gegeben, die Zeiten noch besser zu unterscheiden. Wir würdigen heute die historische Größe auch der katholischen Weltanschauung; wir begreifen die Notwendigkeit des mittelalterlichen Papsttums und preisen die Segensströme, die von der durch Rom erhaltenen christlichen und antiken Kultur zu den nordischen Barbaren hinüberfluteten. Auch erkennen wir die Engigkeit und Unvollkommenheiten der politischen, wissenschaftlichen, ja selbst der sittlichen und religiösen Ideen der ersten protestantischen Zeiten an. Und wir lassen uns nicht hindern, die Schlacken in der Bewegung von dem Golde, das sie mit sich führte, zu sondern, auf die Gefahr hin, daß die ultramontanen Widersacher unsere Ergebnisse zu dem schlechten Geschäft benutzen, das Andenken unserer Helden zu besudeln. Ja wir gönnen es ihnen, wenn sie sich damit vergnügen, die »Virtuosen des Verbrechens«, die damals am Tiber sich als die von Gott eingesetzten Träger seiner sittlichen Weltordnung betrachteten, nach Kräften weiß zu waschen. Denn wir erfahren es in unsern Studien täglich, daß der Kern unseres Glaubens und seiner Reformatoren um so heller blinkt, je gewissenhafter wir ihn von allen Schatten reinigen. Und wir wissen, daß wir damit nur im

Sinne dieser Heroen des Geistes handeln, daß ehrliche Forschung eine Forderung der protestantischen Geistesfreiheit und ein rechter Gottesdienst ist. Wir wollen, um mit Sleidan zu sprechen, »ohn Ruhm zu reden, lieber unter dem Grunde liegen, dann wissentlich etwas Unerfindliches reden, viel weniger ausschreiben.« Denn wir sind des Glaubens, daß nur aus dem Löwenmute der Wahrhaftigkeit die Wahrheit, der wir nachtrachten, geboren wird.



Dem Andenken Ulrichs von Hutten.

(1888.)

Zu der Gedenkfeier, welche das protestantische Deutschland vor fünf Jahren seinem Reformator widmete, hat sich an diesem Pfingstfeste eine andere gesellt, welche es einem zweiten Vorkämpfer der Nation gegen Rom veranstaltete, dem ritterlichen Humanisten Ulrich von Hutten. Mittelpunkt war eine Burg in einem der schönsten Nebentäler unseres Rheines, nahe der Stätte, wo Frau Germania schirmend über dem deutschen Strome steht: eine Burg, die heute in Trümmern liegt, erobert von drei Fürsten, deren einer ein Erzbischof und Kurfürst, doch eben kein Eiferer für die Kirche war; während ein anderer von ihnen bald der tatkräftigste Schutzherr Luthers und der mächtigste Vorkämpfer seines Bekenntnisses wurde, Philipp von Hessen, dem schon die dankbare Mitwelt den Beinamen des Großmütigen gegeben hat. Es war die Burg eines Freundes von Hutten, die Ebernburg Franzens von Sickingen, dessen Gast er ein paar Monate hindurch dort gewesen. Wenn jene Fürsten auch noch zum alten Glauben hielten, traten sie doch diesmal so wenig wie sonst als seine Verteidiger auf: nicht für die reformatorischen Ideen ward die Feste eingeäschert, sondern infolge persönlicher Feindseligkeiten und als verdiente Rache für verwegenen Raubzug. Denn seine Dienstherren waren es, gegen die Ritter Franz ausgezogen war, in jähem Überfall, mit räuberischer Hand und kecker Wagelust — und dafür ereilte ihn die Strafe: eine Fehde war es, wie sie Deutschland seit Jahrhunderten zu unzähligen Malen gesehen hatte.

Während aber die Kanonen der Fürsten gegen Fels und Mauern donnerten, war Hutten fern der Heimat: ein landloser Flüchtling, als Rebell von den Fürsten und dem Reichsregiment verfolgt, von den Seinen gemieden, zurückgestoßen von den literarischen Genossen, mit denen er einst so siegesfreudig die Pfeile seines übermütig-genialen Spottes auf die Dunkelmänner herabgeschüttet, schmählich vor allen von dem großen Erasmus behandelt, dem er doch tausendfachen Weihrauch gestreut hatte, von allen Mitteln entblößt, von unheilbarer, selbstverschuldeter Krankheit verzehrt — so hauchte er, wenige Monate nachdem der Freund mit seinen Burgen gefallen war, auf einer Insel des Züricher Sees unter Ulrich Zwinglis treuer Obhut die trotz allem bis ans Ende unverzagte, glutenvolle Seele aus.

Beide Männer, auf denen ganz Deutschlands Augen geruht hatten, waren bald so gut wie vergessen. In der Zeit, wo die evangelische Lehre sich befestigte, die ersten Siege erfocht und die ersten Katastrophen erlebte, wurden sie kaum genannt. Die Söhne Sickingens, Hans und Schwieker, standen meist im Dienst des Kaisers, oder wer sonst für Geld ihre Arme, ihre Kriegserfahrung und ihren Kredit verlangte: Kriegsobersten waren sie, wie ihr Vater selbst und hundert andere ihrer Standesgenossen. Huttens Angehörige hielten zu dem oder jenem Fürsten und Bekenntnis, wie ihr Lebensgang sie gerade führte; einer, Moritz von Hutten, der Ulrichs Bibliothek erbte, ein leidlich gebildeter Herr, war Bischof von Eichstädt und katholisch zur Zeit, als sieben Achtel der Deutschen protestantisch dachten.

Als aber das Gedächtnis der alten Zeiten wieder reger wurde, ward auch das Andenken Huttens und Sickingens aufs neue lebendig. Und heute steht jener neben Luther als Vorkämpfer des protestantischen Deutschlands. So hat man sich denn vereinigt, ihm und seinem großherzigen Freunde, Ritter Franz, ein eigenes Denkmal zu setzen, auf jener »Herberge der Gerechtigkeit« eine nationale Feier zu veranstalten, wie die dem Reformator vor sechs Jahren geweihte. In allen Gauen unseres Vaterlandes sind die Gelder gesammelt worden; unsere Fürsten, unser Kaiser selbst standen voran, um dem Ritter,

dem Rebellen gegen Kaiser und Fürsten, ihre Huldigung darzubringen.

Weshalb dies alles? Die Gesinnung, in der die Nation es tat, zeigt es an: dem rastlosen Kämpfer für Deutschlands Ehre, dem Manne, der in guten wie in bösen Tagen und bis ans Ende die großen Namen Freiheit und Vaterland tief im Herzen trug, der die Sehnsucht nach einem einigen, mächtigen Deutschland, überstrahlt von dem Glanze edelster Bildung, in glutatmenden Worten ausströmte und, was immer eigene Verschuldung hinzutat, doch auch dafür gelitten hat und gestorben ist — ihm galt die Feier.

Das war es eben auch, was ihn einige Jahre hindurch vor Deutschland neben dem Reformator emporhob, als Vorkämpfer — oder wie er selbst es bescheiden auffaßte — als Schildknappen des großen Helden erscheinen ließ; was ihn, den Humanisten, den Ritter, hinüberriß an die Seite des Mönchs, des Bauernsohnes; was ihn antrieb, seine Freunde, den fürstlichen Mäzen, die Eltern, alles Behagen eines sicheren und ehrenvollen Lebens aufzugeben: er konnte wirklich wähnen, daß seine Ideale Wahrheit werden, daß Martin Luther das goldene Zeitalter für Deutschland, von dem er träumte, heraufführen werde. Es war sein Geschick, den Zwiespalt zwischen Traum und Wirklichkeit an sich selbst zu erleben. Er hatte für Ernst genommen, was nur in der Sphäre der Phantasie gelten konnte: unklar, widerspruchsvoll und verwirrend wurden seine Ideen, sobald er sie in das Leben einführen wollte; und so mußte er in den revolutionären Wirbeln, die das Zusammentreffen feindlichster Strömungen hervorrief, auch er um seines Glaubens willen, untergehen. Versuchen wir es, im engsten Rahmen das Bild des Ritters und seiner Zeit zu umspannen und so die Tragik seines Lebens zu verstehen.

Alles hängt davon ab, daß der Geist, in dem Hutten aufwuchs, in Deutschland selbst nicht heimisch, sondern aus der Fremde übertragen war. Und selbst in Italien entstammte der Humanismus nicht den Tiefen der Nation, sondern von Anfang an trat er mit heftiger Feindseligkeit den überlieferten kirchlichen Bildungsformen entgegen, als Nachahmung einer untergegangenen Welt, antiker heidnischer Ideale. Freilich kam ein besonderes

nationales Element hinzu: diese verschollene Welt war doch die des heimatlichen Bodens; als Vorfahren wurden die Alten gefeiert. Seit Petrarca gab es keine glühenderen Patrioten als eben die Humanisten; Wissenschaft, Sprache und Kunst der Gegenwart erschien ihnen nur als Entartung unerreichbarer Vergangenheit; und so hoben sie den eigenen wie des Vaterlandes Ruhm, wenn sie die alten Heiden imitierten. Ihr Gegensatz aber gegen die überkommenen, in Kirche und Wissenschaft herrschenden Formen wuchs von Generation zu Generation. Je vertrauter sie mit der Antike wurden, um so unabhängiger und selbstbewußter traten sie auf; und mit souveräner Aufklärung behandelten sie alles, was sich vom scholastischen Geist erfüllt zeigte.

Auf dieser Höhe der Ausbildung kam der Humanismus über die Alpen nach dem Norden, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, in eine völlig fremde Welt.

Niemals bis auf unsere Tage ist in unserem Vaterlande eine größere Summe von Kraft vereinigt gewesen als in dieser Epoche völliger Zersplitterung. Sprichwörtlich war der Reichtum der deutschen Städte. Verbündet boten sie Fürsten und Kaiser Trotz; der Osten und Norden, ja wohl auch Flandern und England waren wirtschaftlich, zum Teil gar politisch von ihnen abhängig. Doch auch ihre fürstlichen Gegner und selbst die Ritter wußten sich zu behaupten. Franz von Sickingen nahm es mit jedem Fürsten auf: unablässig vermehrte er seine Burgen, Dörfer, Weinberge und Wälder; die Reiter und Knechte liefen ihm lieber zu als dem Kaiser; von allen Mächten sah er sich umworben; er trotzte der kaiserlichen Acht, und selbst ein Kurhut war kein zu hohes Ziel für seinen Ehrgeiz.

Das Ganze aber in der Zersplitterung. Jeder wollte voran, doch auf Kosten der Nächsten. Es fehlte das Interesse, welches alle Wünsche vereinigte, das Gesetz, welches die Einzelwillen beugte, der nationale Wille, die nationale Politik — es fehlte der deutsche Staat. Die Folge war immerwährender Hader. Wenn das Reich gegen die Hussiten und darauf gegen die Türken aufgeboten wurde, erlitt es schmähliche Niederlagen. Im Innern stritten die großen Häuser untereinander, für oder gegen den

Kaiser, wider Städte und Adel. Keine dieser Gewalten war in sich geschlossen, alles in Fluß und Bewegung. Die Fürsten in Streit mit ihren Ständen, Städten, Edelleuten, Geistlichen; in den Städten der alte Zwist zwischen Geschlechtern und Zünften, Kapital und Arbeit. Darunter die Masse des Landvolkes, in trotziger Ungebundenheit, und doch wieder preisgegeben der Willkür ihrer Herren. Immer tiefer wühlte sich der Haß ein in den »armen Leuten« gegen Pfaffen und Adel; immer umfassender und wilder wurden die Empörungen, in denen sie das Joch abzuschütteln versuchten. Der Kaiser war fern, und indem die Herren siegten, grub sich ihre Gewalt um so fester, verschärfte sich um so mehr der Zwiespalt. Darüber hin nun die Kirche, der ein Drittel des deutschen Bodens gehörte: Bistümer, Abteien, Mönchs- und Ritterorden, Universitäten, Brüderschaften; territorialisiert auch sie, von den gleichen sozialen Konflikten durchsetzt, aber zuletzt doch alle an Rom gefesselt, das in jeden Hader eingreifen, für Geld die Parteien gewinnen konnte und Ströme deutschen Goldes über die Alpen zog. In wildphantastischen Ausbrüchen machte sich die allgemeine Erregung Luft, in Wallfahrten, in dem Wahnsinn der Flagellanten, im Auftreten von Stigmatisierten und wundertätigen Marienbildern. Es ist die Stimmung des Suchens und Sehnens, haltlosen Verzagens und heißen Aufflammens: in der Farbenglut der Mystik, im Marienkultus, in den Klosterreformationen (Tausende drängten sich in die Konvente), in der Überfüllung der Universitäten, in den Kirchen und Kapellen, die allerorten mit Reliquien, Bildern und kunstreichem Schnitzwerk überladen wurden, fand sie den mannigfaltigsten Ausdruck.

In diese verschnörkelte und verkrauste, noch völlig mittelalterliche Welt trat nun vom Süden her, aus dem Mutterlande der Kirche, von ihren Dienern ausgehend, an der Spitze ihr Legat (der dann Kardinal und Papst wurde) Enea Silvio selbst, der Geist weltfroher Aufklärung, selbstgewisser Kritik, reinster Form, heidnisch-antiker Ideale, in dem Stadium der eigenen vollen Reife und gänzlicher Abwendung von allem Mittelalter.

Was kommen mußte, ist klar. Zwei Ströme waren es entgegengesetzten Laufes: die Fluten müssen zusammenstoßen,

durcheinanderwirbeln; kaum unterscheidbare Mischungen entstehen; bald da, bald dort treffen die neuen Wogen an und kreuzen sich wohl in derselben Brust.

Sehr erklärlich, nur allzu menschlich, daß die Ungebundenheit und Lüsternheit der neulateinischen Poeten zunächst und besonders Anklang fand. Denn von der altgermanischen Sitteneinfalt dürfen wir uns eben auch in dieser Zeit nicht gar zu große Vorstellungen machen. Aber auch darin waren unsere Vorfahren gröber, täppischer und im Grunde ehrlicher als die formgewandten Italiener. An den Hochschulen kam der neue Geist anfangs überhaupt nicht auf. In Privatschulen sammelte sich wohl um verehrte Lehrer ein Kreis von Schülern — zumeist nüchterne, ernsthafte Männer, recht schulmeisterlich-philiströse Naturen, die am alten Glauben, deutscher Art und Sitte trotz des modischen Gewandes festhielten. Doch band sich die neue Bildung nicht an Ort und Stand, sondern aus den verschiedensten Schichten drängte man sich mit wachsendem Eifer herzu. Vielfach waren es Städter, doch auch Bauernsöhne, wie Konrad Celtes, Edelleute, wie Rudolf von Langen und Ulrich von Hutten, Bischöfe, wie Johann von Dalberg, und Äbte, wie Trittheim: als Humanisten waren sie Gegner oder Freunde, aber nach Stand und Stamm nicht geschieden: sie waren Deutsche schlechthin. Das aber in einem Lande, dem die Zersplitterung in Staat und Kirche das Gepräge gab. Sonst überall tiefe Gärung und Zerklüftung: hier eine gewisse Einheit in der Lebensanschauung und Gesinnung.

Wie weit nun auch Deutschland sich von Italien unterschied, hatten sie doch wieder verwandte Schicksale von einer, wie Fürst Bismarck es einmal ausgesprochen hat, »ergreifenden Analogie«. Beide waren frei geworden von der einigenden Gewalt, die sie im Mittelalter gebändigt hatte, dem Kaisertum, und an der gleichen Not der Gegenwart mußten sich die Geister entzünden. Auch die Macht, welche überall als das störende Element erschien, zugleich als die tyrannische Vertreterin der feindlichen Richtung, war die gleiche: Rom.

Und gerade an die deutschen Kaiser hatten die Väter der Renaissance, Dante und Petrarca, als die Schirmherren der Ein-

heit und Freiheit ihres Italiens appelliert. So mußte auch in den deutschen Humanisten das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit erstarken und die Sehnsucht aus der Stickluft der Scholastik und Kleinstaaterei nach einer großen nationalen Wirksamkeit erwachen; gerade gegen die Italiener und ihre gottlose Kirche gaben sie sich als Anwälte deutscher Ehre, Macht und Freiheit.

Schon war auch der Mann gefunden, dem sie ihre Ruhmeskränze winden konnten: Kaiser Max, der sich in der Enge der ständischen Interessen vergebens abmühte, der ritterliche, deutschempfindende, hochbegabte, rastlose, lebensfrohe, phantasievolle Kaiser, der immer auf dem Kampfplan stand gegen die fremden Mächte auf den Bahnen der Salier und Staufen einherging, der Hort deutscher Kunst und Bildung. Waren die Humanisten eine Klasse, für die Stand und Namen nichts bedeutete, Deutsche schlechthin, so stellte sich ihnen hier eine politische Persönlichkeit dar, wie sie für sich und Deutschland sie ersehnten. Nach Einheit verlangte die strotzende Kraft Germaniens: hier schien sich ein Organ zu bieten, durch das die Fülle seines Lebens in die Welt ausströmen konnte. So mußten sich wohl Kaiser und Poeten finden. Und so stimmten sie denn die höchsten Töne ihm zu Ehren an, Wimpheling und Pirckheimer, Langen, Brant, Dalberg, Trittheim — Abt, Bischof, Bürger, Edelmann, alle mit dem gleichen Hochgefühl und Kampfeseifer, in denselben Formen der Sprache und Poesie.

Unter ihnen, einer nur unter vielen, wenn auch der talentvollste und formenreichste, Ulrich von Hutten. Eines fränkischen Ritters Sohn. Der Vater ein herber, mürrischer Herr, der den Knaben in die Klosterschule steckte, um etwa einen Abt oder gar einen Bischof aus ihm zu machen. Aber den Brausekopf litt es nicht in den dumpfen Klostermauern; er brach aus und verlief in die Welt. Denn die Welt und ihre Freude kennen lernen, das war der Drang des Rastlos-Stürmischen. Und so zog er umher als fahrender Geselle. »Ich wohne«, so ruft er aus, »nirgends lieber als überall; meine Heimat ist allerorten.« Von Köln wandert er nach Erfurt und Frankfurt a. O.; weiter nach Greifswald, zur Universität der »hyperboräischen Pommern«, und tief in den Süden nach Italien, in das Waffengeklirr des kaiserlichen Lagers,

bis Rom hin, wo sich ihm Übermut und Laster der Kirche in aller Nacktheit zeigen — fast immer mittellos, umhergestoßen, vom Vater mit Vorwürfen überhäuft, als verlorener Sohn behandelt, aber in allem Elend ungebrochen, glühend von Lebenslust, vaterländischer Freudigkeit, dichterischer Phantasie und Formfülle, siegessicher im Angriff, den er in immer wiederholten Stößen, leidenschaftlich, schonungslos zu führen weiß, und mit wachsendem Haß sich erfüllend gegen alles, was der Größe des Vaterlandes und der neuen freien Bildung mit engherziger Herrschsucht hemmend und verdunkelnd in den Weg tritt.

Wenden wir von Hutten einmal den Blick hinweg nach dem Mönch, der in demselben Erfurt, wo auch jener eine Zeit lang weilte, aus der gleichen studentischen Ungebundenheit heraus sich in den engen Klostermauern barg. Der ganze Gegensatz beider Naturen tritt, wie man bemerkt hat, hier zutage: Hutten flieht aus dem Kloster in die Welt, Luther flüchtet sich aus der Welt in das Kloster. Wohl ist gesagt worden, daß der Humanismus auch für Luther bestimmend gewesen sei, wie denn erst der Bund der beiden die Reformation oder die Revolution erzeugt habe. Doch wird damit nur ein Teil für das Ganze erklärt. Nur eine unter vielen Anregungen verdankt Luther dem Humanismus: tiefverborgene Quellen lebten in ihm; nach schwerstem Ringen, wie aus granitenem Gestein, mit Urgewalt brachen sie ans Licht. Wollen wir begreifen, was Luther sein Evangelium nannte, so müssen wir zurückblicken bis in sein Kloster, ja noch in die Zeit vorher: in das Dämmerlicht seiner Jugendjahre, seine Studien und Zweifel, die Ängste, die den Jüngling vor dem Gericht, dem Zorn Gottes durchschauerten und ins Kloster trieben; in die Mühsal aller Bußübungen und Selbstentäußerung, der Qual mit den guten Werken, der vergeblichen Beichtnot — und wie er mitten in der Pein sich das Bewußtsein erringt, daß der allmächtige, unerforschliche fessellose Gott den Tod des Sünders nicht will, daß unmittelbar aus dem göttlichen Schoße das Erbarmen quelle, daß keine Kreatur ein solle zwischen der Seele und ihrem Schöpfer.

Von solchen Kämpfen gewahren wir in Hutten nichts. Ihm gilt es nur immer die Ehre des Vaterlandes. Als Patriot und im Namen der Aufklärung führt er den Kampf gegen Rom. Deutschland Roms Beute, darum los von Rom — das ist der Refrain aller seiner Epigramme und Dialoge, seiner Satire und seines Zorns. Hutten war eine unkirchliche, ja mehr, eine unreligiöse Natur. Wie schlecht stehen ihm die theologischen Zitate und Bibelverse zu Gesicht, die er in der späteren Epoche unter Luthers Einfluß seinen Schriften beimischt! »Man glaubt«, bemerkt sein Biograph D. Fr. Strauß treffend, »stellenweise Hutten in Kutte und Kapuze sich vermummen zu sehen, den doch nur Harnisch und Lorbeer kleideten.« Auch verkannte er anfangs Luthers Absichten und das Ziel der Bewegung durchaus. Er war am Hofe Kurfürst Albrechts und sonnte sich in seiner Gunst, als dieser Tetzel aussandte. Noch auf dem Reichstage in Augsburg 1518, wenige Wochen bevor Luther dort vor Cajetan trat, hielt er seinen Handel für ein Mönchsgezänk, über das sich jeder Verehrer der neuen Bildung freuen müsse: möchten sie sich doch, schrieb er damals, untereinander zugrunde richten!

Und doch hatte Luther längst mit Rom gebrochen. Und von Anfang an hatten die Gegner erkannt, daß hier der Feind, daß der Mönch ein Ketzer sei, weil er sich gegen Rom auflehne. Wider Willen war Luther dahin gekommen, den Zwiespalt als unversöhnlich zu erkennen. Und so, indem die Nebel sich allmählich um ihn lösten, trat er zurück auf sein Evangelium, wie es seit Erfurt in ihm lebte: kein Priester zwischen ihm und Gott: ganz persönlich sein Glaube: frei er selbst vor der Welt als Gottes Knecht und doch unterworfen den Ordnungen von dieser Welt; denn alles, was da lebt und webt, ist Gottes Kreatur; in ihm allein hat es die Kraft des Bestehens, in ihm aber auch das Recht dazu, den Frieden: jedermann, ob Priester, König, Bürger oder Bauer, ledig oder Ehemann: ein Amtmann an Gottes Statt, am Werk, das seine Schöpfung ist und darum vor ihm, in seinem Namen, auch gut, heilsam, edel, menschlich-würdig. Das in einer Summe die Lehre des Reformators: immer deutlicher ward sie ihm selbst, in immer neuer, strömender Gedankenfülle, unter stets wachsen-

dem Beifall der Freunde, stets lauterem Toben der Gegner gab er sie hinaus in die Welt.

Gewinnen wir den Eindruck des historischen Momentes, in dem es geschah.

Kaiser Max war ein siecher Mann, und schon begann der Streit um seine Erbschaft. Zwei Erben nur kamen in Frage: sein Enkel Karl von Spanien und Franz I. von Frankreich. Jener, der Herr jenseits der Pyrenäen und der Alpen, in Burgund und den Niederlanden, dieser sein Rival wie an allen Grenzen so nun auch in Deutschland selbst. Dem Kaiser war es letzter Lebenszweck, seinem Enkel und Erben Österreichs die Krone Karls des Großen zu verschaffen; für ihn sprach das Herkommen, das Blut, das in seinen Adern floß, die nationale Erregung gegen Frankreich und das mit ihm verbündete Rom. Die Humanisten, Hutten voran, forderten stürmisch den Habsburger. Das burgundische Geld, große Versprechungen halfen nach: ganz Deutschland geriet in fieberhafte Bewegung. So stand es schon zur Zeit des Augsburger Reichstags. Cajetan war nur deshalb nach Deutschland gekommen, um die deutschen Fürsten für Frankreich zu gewinnen. Da blieb auch Luther von der allgemeinen Stimmung nicht unberührt. »Wagt es,« schreibt er, »jener tölpelhafte Sophist Silvester (sein erster römischer Gegner) mich mit seinem Gewäsch noch einmal zu reizen, so will ich dem Geist und der Feder freie Bahn lassen und ihm beweisen, daß es in Deutschland Leute gibt, welche die römischen Kniffe kennen. Möge es nur bald geschehen. Denn zu lange schon äffen uns die Römer mit schamloser Stirn als ihre Hofnarren und Buffonen durch Schliche und Tücken ohne Maß und Ziel.«

Bald genug traten die Ereignisse ein, welche die mühsam zurückgehaltenen Stürme entfesseln mußten: der Tod Maximilians im Januar 1519 und der Wahlkampf, aus dem im Sommer sein Enkel als Kaiser hervorging.

Darin finden wir sofort auch Luther, und bald schlägt um ihn das ganze Gewoge zusammen. Auf den brausenden Fluten der nationalen Erregung wird er emporgetragen, aller Welt vor Augen, dem einen der fluchwürdigste Ketzer aller Jahrhunderte, dem andern der Prophet der Nation. Für ihn aber blieb es die

Aufgabe, in dem Gebrause die Idee, in der er stand, mit aller Stärke festzuhalten, an ihrer Norm nun, wo alles krachte und barst, alle irdischen Aufgaben, die sich an ihn herandrängten, zu messen und sie, sei es zu erhalten, sei es abzustoßen oder umzugestalten. Im Sommer 1520 finden wir ihn auf der Höhe, damals, als er in seiner Schrift »An den christlichen Adel deutscher Nation« darlegte, wie die deutsche Frage evangelisch zu lösen sei. Eine Kriegserklärung war es, wie Rom sie noch nie gehört hatte. Gegen alles, was seit Jahrhunderten gefestigt und geheiligt schien, erhob der gewaltige Mann seine Stimme: das gesamte geistliche Steuersystem, Ehegesetze und Zölibat, Indulte und Privilegien, Scholastik, geistliches Recht, hoher und niederer Unterricht — alles sollte hinweggeräumt oder von anderem Geiste belebt, auf neuem Boden hergestellt werden.

Dies der Moment, wo Hutten in Luthers Lager überging, wo Humanismus und Reformation sich trafen oder abstießen, wo die große Scheidung der Geister sich vollzog. Die Mehrzahl der Humanisten blieb zurück. Den Italienern war der neue Geist fast unverständlich; in England trat Thomas Morus für die alte Kirche ein; in Deutschland gerade die Aufgeklärten, die Spötter, wie Erasmus, Crotus Rubeanus, selbst Wilibald Pirckheimer. Hutten aber zauderte keinen Augenblick. Der Sturmatem der Zeit zog mehr als je durch seine Schriften. Den Kaiser und seinen Bruder Ferdinand rief er an; er schürte und warb für den Mönch; alles hielt er für gewonnen: die Freiheit sei gefesselt und verbannt gewesen, er führe sie zurück. Daß er so ohne Besinnen sich auf des Reformators Seite stellte, den Erzbischof verließ, mit dem Vater aufs neue brach und Unruhe, Armut und Kampf für sich wählte, das ist das Echte in seiner Natur.

»Wiewol mein fromme můtter weynt,
Do ich die sach hett gfangen an:
Gott wöll' sye trösten, es můsß gan,
Und solt es brechen auch vorm end.
Wils Gott, so mags nit werden gwend,
Darumb wil brauchen füß und hend.
Ich hab's gewagt!

Fragen wir aber nach seinem Programm, so gewahren wir überall nur das gestaltlose Sehnen nach Freiheit, die Satire und das revolutionäre Stürmen gegen die Kurtisanen und alle ihre Helfer. Und vergleichen wir damit Luthers Schriften, jenen Appell an den christlichen Adel der Nation, die umstürzenden Gedanken in der »Babylonischen Gefängnuß« oder die hehren Töne in dem Traktat von der »Freiheit eines Christenmenschen«, so erkennen wir die elementare Gewalt und die positive Kraft der reformatorischen Idee im Gegensatz zu dem Humanismus selbst da, wo dieser sich in den Dienst der Reformation stellt.

Wunderbar ist der Kontrast zwischen der unbeugsam-starren Energie, mit der Luther das Prinzip behauptete, und der Gleichgültigkeit, ja der souveränen Unbekümmertheit, womit er alle Verfassungsformen, die kirchlichen so gut wie die staatlichen, ansah. Das alles war für ihn dem Wandel unterworfen; von Menschenhand für die Menschen und doch wieder Gottes Werk — wie die Erde selbst und alles, was sie trägt, aus seiner Hand hervorging und seinen Namen preisen soll, vor ihm also gut ist: ihm zu Ehren mögen die einen regieren, die anderen gehorchen und keiner den anderen verachten. Aber von Gottes Werk ist Gottes Wort, das wandellose, an Zeit und Stätte nicht gebundene, zu unterscheiden; von seinen Kreaturen der Schöpfer, dem jene nur die »Handröhren und Mittel« sind, »dadurch er alles gibt; wie er der Mutter Brüste und Milch gibt dem Kinde zu reichen, Korn und allerlei Gewächs aus der Erde zur Nahrung«. Niemals hat Luther eine Theorie über die beste Verfassung von Staat und Kirche aufstellen wollen. Ganz patriarchalisch war noch seine Vorstellung vom römischen Reich; für Kaiser Karl bewahrte er allen Enttäuschungen zum Trotz eine herzliche Verehrung. Er wollte in jener Sturmschrift an den »christlichen Adel« selbst zugeben, daß auch die kirchliche Verfassung bleiben möge, mit Bischöfen und Kapiteln und dem Papste selbst, als die über die Nation hinwegreichende Weltordnung — wenn nur eben Papst und Bischöfe evangelisch werden wollten.

Wie aber wäre eine so blitzschnelle Wirkung möglich gewesen! Wo waren die Formen in Staat und Kirche, die das Neue

aufnehmen, schützen, ausbilden konnten? Der Vertreter spanischer, burgundischer, österreichischer, italienischer Interessen, der war jetzt Deutschlands Herr und Meister. Bald genug, und früher als jeder andere, schon auf der Wartburg, bemerkte Luther, daß der Zusammenbruch unvermeidlich, eine fürchterliche »Tragödie des Satans« im Anzuge sei, und daß auf ihn dann aller Haß der Machthaber wie der enttäuschten Menge fallen werde. Großartig wie sein Prophetenblick ist seine Haltung dagegen. Seine Waffe nur das Gebet: Gott möge Gnade üben, das Furchtbare nicht zulassen. Aber ein Zurückweichen kennt er so wenig wie früher: »Es geschehe,« spricht er, »es geschehe der Wille des Herrn!«

Der Zerfall der deutschen Kirche war das nächste. Es geschah unter lautestem Beifall. Jubelnd begrüßte von Nürnberg her Hans Sachs die »Wittenberger Nachtigall«, die den jungen Tag nach langer Winternacht heraufführe. Albrecht Dürer verkörperte in seinen Aposteln den Tiefsinn, die Treue, die jugendliche Hingebung und die männliche Kraft des neuen Glaubens. Luther selbst mochte einen Moment wähnen, daß die Erschütterung, wenn Gott »das Rädlein treibe«, vorübergehen und sein Glaube friedlich einwurzeln werde.

Aber sein Beten wollte nichts nützen. Dem Sturz der Kirche drohte die Zertrümmerung der Gesellschaft zu folgen. Zuerst die ritterliche Erhebung. Franz von Sickingen, das ist kein Zweifel, bestimmten vor allem Unzufriedenheit, Begehrlichkeit, Rachsucht und Ehrgeiz. So fand die allgemeine Gärung des deutschen Adels in ihm den bereiten Führer; und damit verbanden sich dann übelverstandene evangelische Gedanken und der allgemeine Unwille der unteren Schichten gegen Kirche und Fürsten. Von vornherein war die Bewegung unklar und ziellos. Hutten warf sich mit stürmischer Leidenschaft hinein. Aber bevor noch der Schlag gegen Sickingen gefallen war, mußte er aus der Heimat weichen und ging ins Elend und in den Tod.

Dann aber kam erst das Ungewitter der Tiefe, der große Bauernkrieg von 1525, die höchste Gefahr, die Luthers Ideen zu bestehen hatten — sie wären vernichtet worden, hätte er nach-

gegeben, wäre er in die Bahnen Karlstadts und Münzers geraten.

Die bestehenden Gewalten siegten. Nicht der Kaiser, sondern, wie sonst, die Stände. Seite an Seite kämpften Altgläubige und Evangelische; erst infolge der Revolution traten sie auseinander. Jeder sah oder glaubte sich vor die Existenzfrage gestellt. Die einen konnten sich nur mit, die anderen, wie sie meinten, nur gegen das »Evangelium« erhalten. Die alte Kirche selbst suchte Schutz vor den feindseligen Strömungen durch Anschluß an die politischen Gewalten, gab einen Teil ihrer Macht auf und rettete den Rest. Seitdem gab es in Deutschland zwei geschlossene konfessionelle Parteien unter den Ständen, in der offiziellen Vertretung des Reichs. Und so blieb es fortan: der religiöse Gegensatz wurde, je weiter er um sich griff, um so mehr territorial: alle religiösen Kämpfe wurden Machtfragen der ständischen Politik. Und da der große Kampf keine Einheit des Reiches durch Unterdrückung der einen Partei brachte, war das Ende der Westfälische Friede, d. h. eben das Eingeständnis, daß eine nationale Lösung unmöglich sei.

Heute stehen wir am Ziel, das freilich im Sinne des sechzehnten Jahrhunderts auch noch keines ist. Weder Luthers noch Huttens Ideale sind erreicht worden. Immerhin aber, der Staat, der auf Luthers Religion und Staatsbegriffen ruht, hat sich entwickelt zum neuen Reich. Er zwingt unter seine Gewalt, wer ihm immer angehört, welches Bekenntnis sonst auch trennen oder hemmen mag. Doch zwingt er nicht bloß zum Gehorsam, zur Hingebung an seine Zwecke, sondern er findet auch in Millionen deutscher Herzen ohne Unterschied die Hingebung, den Glauben an ihn, die Freude an seiner Größe, die Treue bis in den Tod. Der Glaube Huttens an das Vaterland, mit dem er jammervollen Schiffbruch litt, würde heute triumphieren, und so würde auch er gewiß jubeln wie damals, da er den Kaiser Max anrief, da er sein Jahrhundert pries, in dem es eine Lust sei zu leben.



Martin Luther.

(1904.)

Als der Reformator der Kirche, der Gründer der gereinigten, der ihrer selbst gewissen, männlichen Religion, als der Erwecker evangelischer Freiheit, so hat Martin Luther von jeher der Mitwelt und Nachwelt, soweit sie ihm gehuldigt, vor Augen gestanden. Als der ärgste der Revolutionäre, der Zerstörer aller göttlichen und sittlichen Ordnungen, der Vater des Nihilismus und jeder Zügellosigkeit, als der Erzketzer gilt er bis heute allen seinen Feinden.

Wohin werden wir, wird sich die Historie, der nichts verhaßter ist als die Parteiung, mit ihrem Urteil stellen?

Schauen wir die Ereignisse an, welche, sei es die Folge, sei es die Begleiterscheinung der Lehre Luthers waren, so müssen wir in der Tat bekennen, daß die romanisch-germanische Völkerwelt niemals eine Umwälzung von gleichem Umfang und gleicher Tiefe erlebt hat, seitdem sie sich auf den Trümmern des römischen Weltreiches erhob. Was wollen gegen die Katastrophen, die sich an das Auftreten dieses deutschen Bettelmönches anschließen, die Taten und Schöpfungen der Staatsmänner und Feldherren besagen, die seither die Welt mit dem Glanze ihres Namens erfüllt haben! Die große französische Revolution, wie tief sie Frankreich und in ihren Folgen Europa umgewühlt haben mag, in die Tiefe des Zwiespaltes, den das 16. Jahrhundert gerissen, griff sie nicht hinab; nichts glich sie darin aus, wie sehr sie darum bemüht war, sondern sie konnte ihn nur vergrößern: an dem Felsgestein der Kirche scheiterte ihre Kraft; und weil die Kirche

stärker war als sie, ist der Staat, den sie bauen wollte, bis heute unfertig geblieben. Und ist es uns Deutschen anders gegangen? Dahin sind alle Hoffnungen, alle Versuche früherer Zeiten, den Zwist der Geister in einem höheren, freieren Gottes- und Menschheitsbewußtsein auszugleichen.

Es ist wahr, schon vor Luther hatten sich in dem System und in der Weltanschauung der mittelalterlichen Hierarchie Risse gezeigt, die einen nahen Zusammenbruch ahnen ließen: die auf dem Boden der Antike erwachsene Bildung hatte weite Kreise ergriffen und mit Verachtung gegen den in den Schulen herrschenden Geist erfüllt, tiefgreifende Reformen waren versucht worden, und revolutionäre Stöße hatten das gesamte Gefüge erschüttert. Aber hatte alles dieses vermocht, auch nur ein Steinchen aus dem Wunderbau zu lösen? War irgendein Dogma abgeschafft, der Kultus vereinfacht, die Inquisition gemildert, die Scheiterhaufen ausgelöscht, das Heer der Kuttenträger, die Scharen der Gläubigen verringert? Wurde weniger gewallt und gebetet, Reliquien gesammelt und Ablaß gekauft, weniger eifrig an Kirchen und Kapellen gebaut, weniger Geld für Kirchenbilder und Altäre und tausend fromme Stiftungen fortgegeben? Hatte in Italien selbst, in dem Italien Savonarolas, die Bildung der Renaissance den Kreis der Auserwählten überschritten? Hatte sie bereits an das Herz des Volkes gerührt, verflachend oder zersetzend auf seine religiöse Phantasie oder auch nur mäßigend und korrigierend auf die Ansprüche der Hierarchie eingewirkt? Niemals vielmehr, man darf es aussprechen, ist die Papstkirche einheitlicher regiert und ihre Ruhe von außen weniger gestört worden als unter der Regierung der Rovere und der Borgia. Die stürmischen Zeiten des Schismas und der Reformkonzilien, wiclifitischer und hussitischer Ketzerei waren vorüber; durch Konkordate hatte Rom sich der großen Mächte versichert; die kleinen Gewalten hielt es unter dem Daumen. Eben jetzt erhielt der katholische Genius in dem Aufschwung der iberischen Nationen einen gewaltigen Zuwachs; unter ihrer Führung überschritt er den Ozean, und der Schiedsspruch des Papstes teilte zwischen ihnen die Neue Welt auf. Welch ein Abstand Roms unter

Julius II. von dem Rom Cola Rienzis! Damals eine Beute der Fremden und der Anarchie, eine Stätte der Verwüstung und des Unglücks, war die Stadt der Cäsaren wieder das goldene Rom geworden. Eine Macht, die auch von den Großen respektiert wurde, finanziell kräftiger als jede andere, so dehnte sich der Staat der Kirche von Meer zu Meer. Anstatt das Papsttum zu zerstören, hatte die Renaissance den Glanz der Kirche nur erhöht. Aller Feinde war diese mächtig geworden, und ein nie gekanntes Gefühl der Sicherheit hielt an der Kurie seinen Einzug: »Laßt uns,« so sprach der Mediceer, als er zur dreifachen Krone erwählt war, »das Papsttum genießen, welches Gott uns gegeben hat.«

Ob nun Luther selbst gewußt hat, was er tat, als er seine Bauernfaust gegen diese Herrlichkeit erhob? Ob er ahnte, daß die Feder, mit der er die Thesen niederschrieb, so wie es jene Legende von dem Traum seines Kurfürsten erzählt, weiter wachsen und die Krone des Nachfolgers Petri selbst ins Wanken bringen würde? Gewöhnlich wird es geleugnet: auch Luther habe den Handel nicht viel anders als einen Schulstreit aufgefaßt und begonnen; wie ja Hutten anfangs wirklich nur einen neuen Zank der Magistri nostri darin hat sehen wollen. Aber nicht so unbewußt seines Tuns ist der Genius. Wie gleich die erste der Thesen mit dem Johanneischen Worte »Tut Buße« — denn das ganze Leben muß Buße sein — in den Kern der neuen Lehre einführt, so offenbaren diese in mehr als einem Satze das Vollbewußtsein des Reformators von der Kluft, die zwischen seinem Evangelium und dem Leben wie der Lehre des Papstes und seiner Kirche bestand. »Dieser Handel,« so schreibt er seinem Spalatin, noch bevor er sich Johann Eck in Leipzig zum Kampfe stellte, »wird, wenn er von Gott ist, nicht eher enden, als bis, wie Christus seine Jünger, so auch mich alle meine Freunde verlassen und die Wahrheit allein bleibt, welche sich errettet mit ihrer Rechten, nicht mit meiner, nicht mit deiner, noch mit der irgendeines Menschen. Und daß diese Stunde kommen wird, habe ich von Anfang an gewußt.« Daß er die herrschende Kirche fast in Trümmer schlagen, daß er die halbe Christenheit von ihr losreißen würde, ahnte er freilich nicht. Vielmehr, daß er von aller Welt verlassen wer-

den würde, wie einst der Herr verraten war, meinte er bald zu erleben; und daß Gott allein dann seine Sache hinausführen werde, mächtiger und herrlicher, als es Menschenwitz vermöchte, war seiner Seele Hoffnung.

So wie er nur an sich gedacht, für sich gearbeitet und gerungen hatte, als er ins Kloster ging und die Himmelspforte suchte, nach der ihn die Kirche hinwies. Er hatte dort alles erprobt, um den Weg zu finden, alle Mittel, die ihm der Glaube Roms an die Hand gab: Buße und Beichte, Fasten und Kasteiung und jede Anleitung des Studiums und scholastischer Spekulation, Gehorsam und Ergebung und heiße Gebete, Herzensangst und die Gluten der Ekstase — und nichts hatte helfen wollen: immer ferner nur, immer entrückter allem Menschenwitz und Menschenkraft der Gott, den er suchte, immer breiter und tiefer die Kluft, nicht zu überfliegen und nicht auszumessen, die ihn von seinem Ziele trennte. Bis dann, nicht plötzlich, wie es Sankt Paulus vor Damaskus erlebte, sondern allmählich und mit wachsender Klarheit, und unterbrochen von neuen Kämpfen, die Gewißheit in seiner Seele aufkeimte, daß es gerade der fessellose, der unerforschlich allmächtige Gott sei, der den Tod des Sünders nicht wolle, daß die Worte Gerechtigkeit und Gnade zusammenfallen und in dem »sola fide« sich reimen. Da hatte er den Boden unter den Füßen, den ihm weder Hölle noch Teufel verrücken konnten. Und käme ein Engel vom Himmel und wollte ihn einen anderen Glauben lehren, auch diesem wird er antworten: sei verflucht!

Diese allerpersönlichste Religiosität, dies Bewußtsein unmittelbarer Abhängigkeit von dem Schöpfer gehörte dazu, um eine so universal gerichtete Religion wie die römisch-katholische zu entwurzeln. Weil die Hierarchie vor allem anderen auf das Individuum ihr Absehen gerichtet hatte, weil sie jedes Einzelleben von der Wiege bis zur Bahre mit ihren Sakramenten siebenfach gebunden, hatte sie ihre Wurzeln so tief in Gesellschaft, Staat und Volkstum hineingetrieben und hielt alles, Persönliches wie Allgemeines, Himmlisches und Irdisches in ihren Stricken. Das war das »babylonische Gefängnis«, aus dem es die Kirche zu befreien galt. Nur wer ein Prinzip aufstellte, das die Seele noch

fester an Gott band, sie noch unmittelbarer zu ihm hinführte, ihr eine noch stärkere Gewißheit der Erlösung bot, als es die römische Kirche vermochte, konnte hoffen, den Papst aus seiner Gewalt zu stoßen und (um in der Sprache jener Zeiten zu reden) dem Drachen von Babel die schweren Flügel zu zerbrechen.

Man pflegt wohl den defensiven Charakter der Religion Luthers zu betonen. Und gewiß dachte er noch lange nicht daran, aus dem Kloster herauszugehen, und hätte wohl anfangs der Kirche gerne alles gelassen, was sie besaß, Bistum und Mönchtum und den Papst selbst mit allen seinen Kardinälen. Aber seine Gegenforderung war sogleich, daß man auch ihm sein Bekenntnis gönne. Und das verstand er nicht so, als ob das Licht des Evangeliums nur für ihn selbst, wie das Lämpchen in seiner Klosterzelle, brennen sollte: sondern von Anfang an wollte er es auf den Leuchter stecken und der Welt offenbaren. Den Doktor der Heiligen Schrift ließ er sich nicht nehmen und duldete nicht, daß ihm Junker Tetzel in die Hürde einbrach, die ihm von Gott zu hüten anvertraut war. Auf die Lehre aber kam es der Kirche ebenso an wie ihm; auch sie stellte das Bekenntnis, das Prinzip, von dem ihre Macht und Ansehen abhingen, allem voran. Hätte sie den Ketzer auch tolerieren wollen, so durfte sie es nicht, wenn sie sich treu bleiben wollte.

So begann der Kampf, dessen drei erste Etappen Augsburg, Leipzig und Worms waren. In wenig mehr als drei Jahren war Luther dorthin gelangt, wo er sich im Geiste von Anfang an gesehen hatte: verlassen »wie die Blume auf dem Felde« stand er vor seinen Richtern. Dem Bann der Kirche folgte die Acht des Reiches. Der fromme Kurfürst, dem er Trost in die Seele gesenkt, den er ganz für sich gewonnen hatte — vor der Welt mußte auch dieser seinen Doktor Martinus verleugnen. Das Martyrium brauchte Luther darum nicht zu fürchten; ja, die Romanisten hatten fast eher um ihre Haut zu sorgen als er. Die Masse der Nation erblickte in ihm ihren Führer, und die Stände des Reiches dachten eher daran, ihn zu benutzen als zu bestrafen. Sie bauten ihm zum Rückzuge goldene Brücken, und nur, weil er, nicht rechts noch links blickend, unerschütterlich bei seinem Glauben blieb, wurde

er schließlich nach Kirchen- und Reichsrecht verurteilt. Ihn selbst bekümmerte es fast, daß er für sein Bekenntnis nicht, wie die alten Väter, mit seinem Blute zeugen durfte, daß er sich seinen Richtern, nachdem er ihnen den Hals dargeboten hatte, entziehen sollte, und ungern gab er dem Drängen seiner Freunde nach, die ihn auf der Wartburg verbargen. Die Ängste, die er empfand, gingen nach einer ganz anderen Richtung. In dem Beifall der Menge, der ihn umdröhnte, in den Begehrlichkeiten, die überallher aufschossen, in der Ohnmacht der kirchlichen Gegner selbst und dem Haß, der sie plötzlich umloderte, vernahm sein geschärftes Ohr ein neues Wüten des Satans, das Getöse des Aufruhrs.

Von hier aus muß man den Blick auf den Reformator richten, um ihn in seiner vollen Größe zu erfassen. Die Geister, die nun entbunden wurden, hatte er wahrlich nicht gerufen, und nichts wurde ihm leichter, als ihnen abzusagen und den Unterschied zwischen ihren und seinen Wegen aufzudecken. Seine Freunde in Wittenberg waren ratlos, als ihnen Thomas Münzers Gesellen aus Zwickau das Evangelium von der Freiheit des Christenmenschen nach ihrer Weise vortrugen: Luther aber erkannte die Art der neuen Propheten, ohne sie nur mit einem Auge gesehen zu haben. »Erforsche,« so schreibt er von der Wartburg seinem Magister Philippus, »ihren eigenen Geist, frage, ob sie die geistlichen Ängste, die göttlichen Wehen, Tod und Hölle gefühlt haben. Und schildern sie Dir ihre Empfindungen als friedfertig und erquickend, andächtig und gelassen, so verwirf sie, und wenn sie sagen, daß sie in den dritten Himmel entrückt seien. Weil ihnen dann das Zeichen des Menschensohnes fehlt, der einzige Prüfstein für die Christen, der die Geister sicher unterscheiden lehrt. Willst Du wissen Ort und Zeit und Art der göttlichen Gespräche? So höre: Wie der Löwe, so hat er meine Gebeine zerschmettert; und: Ich bin verworfen vor deinen Augen; und: Meine Seele ist mit Pein erfüllet, mein Dasein mit Vorgeschmack der Hölle. Nicht so unmittelbar, daß der Mensch ihn sehe, spricht Gottes Majestät zu ihm — nein: Nicht sehen wird mich der Mensch, und wird leben. Nicht einen Funken seiner Rede erträgt die Kreatur. Denn deshalb spricht er durch die Men-

schen, weil wir alle es nicht ertragen könnten, wenn er selber spräche.«

Diese Teufel (er kannte sie nur zu wohl) fochten Luther nicht mehr an. Es waren andere Sorgen, mit denen er sich quälte. War es nicht seine Lehre, unter deren Anhauch die Welt eines Jahrtausends zusammenstürzte? War er allein auf dem rechten Wege? Durfte er noch weiter die Schleusen der Zerstörung öffnen? »Wie oft,« schreibt er seinen Augustinern zu Wittenberg, »hat mein Herz gezappelt, mich gestraft, und mir furgeworfen ihr einig stärkist Argument: Du bist allein klug? Sollten die andern alle irren und so eine lange Zeit geirrt haben? Wie, wenn du irrest und so viel Leute im Irrtum verführest, welche alle ewiglich verdammet würden? Bis so lang, daß mich Christus mit seinem einigen gewissen Wort befestiget und bestätiget hat, daß mein Herz nicht mehr zappelt, sondern sich widder diese Argument der Papisten als ein steinern Ufer widder die Wellen auflehnt und ihr Dräuen und Stürmen verlachet.«

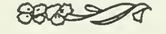
Und soweit die Stimme Luthers und der Wille der Fürsten, die ihm ihren Arm liehen, reichten, ward wohl die Ruhe gewahrt oder wiederhergestellt und blühte die Saat des Evangeliums fröhlich auf. Aber den Zerfall des Reiches konnte er so wenig aufhalten wie den der Kirche. Nicht zur Einigkeit, sondern zur Zerspaltung der Nation führte schließlich sein Evangelium; es ward zur Fahne einer politischen Partei; und statt die Weltkirche zu erfüllen, fand es zwischen den engen Mauern der Landeskirche dürftige Pflege. In ihrem Dienste hat auch Luther fortan gestanden. Unermüdlich hat er an ihrem Aufbau gearbeitet, auf der Kanzel und dem Katheder, in Gottesdienst und Seelsorge, mit seinen Kirchenliedern und Katechismen, Sermonen und Postillen, und nicht am wenigsten durch das Beispiel seiner in Gott geführten gesegneten Ehe. Immer noch wurde sein Rat in den Angelegenheiten seiner Kirche vor andern gehört; unter den gemeinsamen Kundgebungen der Partei stand sein Name an erster Stelle. Aber neben ihm kamen andere Lehrer auf, mit einer wachsenden Zahl von Schülern und Anhängern auch Gegner und Rivalen. Ein jeder Prädikant nahm etwas von der Natur des Bodens

an, auf dem er gerade stand. Auch Luther blieb nicht von den Einflüssen seiner Umgebung, der Engigkeit sächsischer Staatsinteressen unberührt. Männer, die, wie Ulrich Zwingli und Martin Bucer, an Plätzen wirkten, welche der Gefahr mehr ausgesetzt, den großen Strömungen der Politik näher lagen, erwiesen sich wohl nicht nur als weltverständiger, sondern auch als freisinniger; in der freieren Luft gewannen sie einen weiteren Gesichtskreis.

In der Tiefe aber war Luther kein anderer geworden. Und wer da sagt, daß der Reformator durch die Revolution in die überwundenen papistischen Anschauungen zurückgeworfen sei, der hat ihn nicht verstanden. Wie eigensinnig und engherzig er zuzeiten sein mochte, die Kirche des spezifischen Luthertums ist niemals seiner Weisheit letzter Schluß gewesen. Der Entwurf zu einer Reichskirche, den er im Jahre 1545 für die geplante Nationalsynode mit seinen Wittenberger Kollegen unterzeichnete, zeigt noch am Ende seiner Tage die großgedachten Züge einer Kirchenverfassung, wie sie ihm auf der Höhe seines Lebens vorgeschwebt hatte. Daß der freie Zusammenschluß der Gläubigen zur Gemeinde die beste Form der Kirche sei, blieb seine Überzeugung allezeit. Freilich hatten der Herr Omnes und das Heer der Rottengeister ihn gelehrt, daß der Teufel allzu leicht, wenn der Acker ungepflegt und ungeschützt bleibt, seinen Samen zwischen den Weizen sät. Jede Form der Kirche hatte für ihn nur so weit Wert, als sie der gläubigen Seele den Zugang zu Gott öffnet. Er konnte sich sehr wohl ein Leben in Gott denken, für das es einer Kirche gar nicht mehr bedürfe. Vor allem der Gegensatz gegen den Antichrist zu Rom blieb ihm sein Leben lang vor Augen. Diesem gegenüber kannte er kein Kompromiß, und der Gedanke, einen Bund mit den Papisten, und wäre es gegen den Teufel selbst, zu schließen, wäre ihm Blasphemie gewesen. Das »Erhalt uns Gott bei deinem Wort und steur' des Papst und Türken Mord« blieb der Grundton seines Lebens. Er war bis zuletzt der Kämpfer, als der er auf den Plan getreten war.

Man sieht nun wohl: nicht so leicht zu entscheiden ist die Frage, die wir an die Spitze stellten. Und solange man die Begriffe Reformation und Revolution einander schroff entgegen-

setzt, wird man sich schwerlich einigen. Keine Idee, welche Menschen zusammengeführt, Herrschaft über die Gemüter und Form in der Welt gewonnen hat, kam kampflos zum Siege. Wo Menschen bauen, müssen sie zunächst zerstören, und niemals bisher hat bloße Überzeugung, Einsicht der Vernunft und guter Wille des Herzens die neuen Ordnungen in Staat und Kirche herausgebildet. Immer noch waren Unruhe und Kampf, ein Heer streitender Leidenschaften und Interessen Folge und begleitende Erscheinung, ja oft genug Weg und Mittel. Um so tiefer wurde der alte Boden aufgewühlt und drang die Zerstörung ein, je mehr der Ideengehalt der Epoche verändert, je stärker das Prinzip getroffen war, das die ältere Weltordnung getragen hatte. Darum sind die Revolutionen immer die größten gewesen, die eine Umbildung der Weltanschauung anstrebten und heraufführten. Eine solche Weltumwandlung war diejenige, die an Luthers Namen und Lehre anknüpfte. Auch von ihm gilt das Wort seines Herrn und Meisters: Ich bin nicht in die Welt gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Und nur dem Evangelium selbst kann sich die Reformation in ihren zerstörenden Wirkungen vergleichen. Nur ihm auch in ihrer nachwirkenden, aufbauenden Kraft. Ob und wie jemals die Kluft, die sie riß, ausgefüllt werden wird, liegt heute, wie vor vier Jahrhunderten, im Dunkel der Zukunft, und nur der Glaube, die überzeugende Kraft des Gewissens, vermag heute, wie damals, die Gewißheit des rechten Weges und dereinst des Sieges zu geben.



Luthers Lehre von der Obrigkeit.[1]

(1894.)

Wir sind es in heutiger Zeit wenig gewohnt, Stimmen des Stolzes über die Gegenwart und des freudigen Vertrauens in die Zukunft zu hören. Und doch fordert dieser Tag, der mit uns die Millionen unserer Brüder von den Alpen bis ans Meer und über die Meere hin festlich vereinigt, wenn irgend einer, von uns, daß wir uns des Besitzes freuen und unter der starken Hand unseres kaiserlichen Herrn unverzagt den Stürmen entgegensehen, die der dunkle Schoß der Zukunft bergen mag. Gestatten Sie mir darum, daß ich Ihre Blicke zurücklenke in die größte Zeit unserer Geschichte, da der Keim in den Boden der Nation gesenkt wurde, aus dem der Baum erwuchs, der heute ihr Erdreich mit starken Wurzeln ganz durchdringt, in dessen Schatten wir alle wohnen dürfen, und dessen Stamm hoch emporragt über alle Nationen der Erde: vielleicht gelingt es uns, an dem Anblick, den die Werdezeit unserer größten Güter uns gewährt, die Freude am Vaterlande neu zu stärken und den Glauben an seine Zukunft.

Wie sehr aber würden wir uns enttäuscht fühlen, wenn wir in der Epoche Martin Luthers das Gefühl selbstsicheren Behagens suchen wollten, das heute jedermann entbehrt! Niemals vielmehr gab es eine Zeit größerer Unruhe, verwegenerer Gedanken, stürmischerer Leidenschaften; niemals sind die Klagen und Anklagen von den Parteien rücksichtsloser erhoben worden; und

---

[1]) Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs, gehalten in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.

niemals in der Tat wurde unser Volk gewaltiger erschüttert als in dem chaotischen Zeitalter der Reformation. Denn da die geistliche Gewalt, welche jedes Leben von der Taufe bis zum Tode mit den Sakramenten umstrickt hielt und darum erst allen Ordnungen in Staat und Gesellschaft das Gepräge gab, in ihrem Grundgedanken geleugnet, ja für die Umkehrung des reinen Christentums erklärt wurde, mußte freilich die Welt in den Tiefen ergriffen und, wo immer die Umwälzung gelang, im Innersten verwandelt werden. Und so kam es bei uns in Deutschland zu der Auflösung aller Ordnungen der alten Kirche, zu der Revolte des Rittertums, zu der ebenso gedankenarmen wie unheilvollen Empörung der Bauern, zu den kommunistischen Sekten mit ihren anarchischen und nihilistischen Exzessen, zu hundertjähriger mörderischer Feindschaft zwischen Kaisertum und Ständen, zur Ausbildung der Territorien in souveräne Staaten — und in den ewigen Fragen zur dauernden Trennung der Nation. In allen diesen Erschütterungen, welche vom deutschen Boden sich zu den benachbarten Nationen verbreiteten und weiterhin auch die fremden Erdteile ergriffen, wirkten tausendfach unreligiöse Momente mit: aber nirgends fehlte die Beziehung zu jener Grundfrage des Zeitalters; und diese allein bildet den Gesichtspunkt, unter dem die Gesamtheit der Erscheinungen, das allgemeine ebenso wie das persönliche Leben, dem Historiker erst sichtbar und verständlich wird. Heute, wo sich, von obenhin gesehen, die Weltbewegung in der Sonderung der Nationen oder in dem Kampf der Klassen zu vollziehen scheint, wo nur noch wirtschaftliche Fragen (möchte man fast sagen) als die internationalen gelten sollen, wo man selbst die Wissenschaften, die Geisteswissenschaften wenigstens nicht mehr durchweg und ausschließlich nach universalen Gesichtspunkten regeln möchte, wird es uns schwer, die durchschlagende Gewalt zu begreifen, womit sich damals die Frage nach des Lebens tiefstem Rätsel in den Vordergrund jedes Daseins drängte. Wie fremdartig muten uns zum Beispiel die geistlichen Kongresse an, welche von dem ersten Auftreten Luthers ab auf allen Schauplätzen der Bewegung so zahllos zusammenkamen, um die brennende Frage zu vermitteln oder

zu entscheiden! Von den Machthabern werden sie veranstaltet; Kaiser oder Könige, deutsche Fürsten und Stadtmagistrate laden dazu ein, sichern den Parteien das Geleit, stellen das Präsidium oder treten selbst in die Schranken; bisweilen kommt auch von Rom ein Legat herbei: aber die Wortführer sind immer die Gelehrten, die Schulhäupter auf beiden Seiten. In lateinischer Sprache, unter den gewohnten Formen schulmäßiger Dialektik wenden sie in leidenschaftlicher Debatte die scharfgeschliffenen Dogmen hin und her — Formeln, deren Differenzen der Masse gutes Teils unverständlich oder gleichgültig geworden sind, an denen uns Modernen oft das Gemeinsame einer gleichgearteten Zeitanschauung fast mehr entgegentritt als dasjenige, was sie trennte: damals aber folgten dem Wortgefechte die Fürsten und ihre Räte mit gespannter Sorge, und an den Dekreten der Theologen hingen die Geschicke der Staaten und das Leben der Nationen.

Wer waren denn diese Männer, deren Theorien so gewaltig auf das irdische Getriebe einwirkten? Wir finden sie geschart aus allen Nationen und allen Ständen. Bei uns in Deutschland sind es in der Regel Söhne von Bürgern oder Bauern, ausgetretene Mönche, Pfarrer, Professoren, unter den Fremden oft höhere geistliche Würdenträger und Träger vornehmster Namen. Meist waren sie durch die humanistische Schulung gegangen. Alle waren von der Kirche gebannt, viele daheim geächtet, von ihrer Familie verstoßen, von Land zu Land gejagt. Und wie mancher hat das furchtbare Los auf sich nehmen müssen, das in dem Schlachtgesang unserer Reformation die Streiter Christi sich erwählen, Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib dahinzugeben, um dem Reiche Gottes treu zu bleiben! Denn vor der beherrschenden Idee tritt ihnen alles zurück, was das Leben teuer macht: Freundschaft und Vaterland, bürgerliche Ehre und alle irdischen Güter, ja die Familie selbst. Das Bekenntnis macht aus ihnen und den Ihrigen ein Volk und ein Lager: mit lebendigem Anteil verfolgen sie zwar jedes politische Ereignis in dem ganzen Umkreise der Christenheit — aber immer nur unter dem Gesichtspunkt des großen Kampfes, dem ihr Leben geweiht ist.

Und dennoch wurden die Träger eines so ganz persönlichen und universal gerichteten Prinzips die Erwecker ihrer Nationen. Niemals vergaßen die Italiener Occhino und Vergerio, der Pole Lasco und der Spanier Enzinas ihrer Heimat; alle ihre Gedanken richteten Calvin und Beza auf die Unterwerfung Frankreichs; nur das Rüstzeug holte sich John Knox in Genf, um seine schottischen Berge zu erobern, und mit ihnen die Schüler, die von dort in alle Welt hinausgingen. Nicht alle haben das Ziel erreicht: Frankreich und Polen wurden nur halb erobert und wieder verloren; Ungarn und Deutschland blieben gespalten; und mit Leichtigkeit zertrat die Inquisition in Spanien und Italien die wenigen Funken des neuen Glaubens. Wo sie aber zum Ziel gelangten, folgte den Reformatoren auf dem Fuße eine Epoche nationaler Größe. So in dem England Elisabeths und Shakespeares, Cromwells und Miltons; so unter Gustav Adolf in Schweden; so ward in Holland Staat und Volk durch die neuen Ideen recht eigentlich erst erschaffen; und unvertilgbar sind bis heute in der amerikanischen Nation die typischen Züge geblieben, welche die Pilgerväter von jenen Küsten her der fremden Erde brachten. Und ziehen wir die Summe der Entwickelung seither, so liegt es ja vor aller Augen, wem der Sieg geblieben ist. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war der Kampf entschieden. Heute erstreckt sich die Kultur der protestantischen Nationen rund um die Erde; die weltgeschichtliche Führung liegt in ihren Händen.

Von hier aus begreift sich das Interesse, womit man nach dem Verhältnis der reformatorischen Doktrinen zu dem Begriff der politischen Gewalt geforscht hat. Eine Frage, die recht verschieden beantwortet wurde und in der Tat nicht so ganz leicht zu entscheiden ist, schon darum nicht, weil jene Theoretiker selbst solche Spekulationen nur in zweiter Linie anstellten. Ihre Gedanken richteten sich zunächst immer auf die Sphäre der Religion, auf das Gebiet der Kirche, das sie von der Befleckung durch irdische Zwecke reinigen wollten: gerade in der Beseitigung der

Weltverwirrung, die dadurch entstanden sei, sahen sie ihre Aufgabe: dies war die Welt des Antichrist, die sie bekämpften.

So hat auch Martin Luther die Lostrennung des Reiches Gottes von dem der Welt als seine Aufgabe betont und immer behauptet, daß nur sein Evangelium sie ermögliche. Freilich hat er selbst es eine große Kunst genannt, diese zween Reiche wohl zu unterscheiden: es seien wenige, die es recht treffen könnten. Machen wir dennoch den Versuch, in genauer Auslegung seiner Gedanken Ursprung, Umfang und Zweck zu bestimmen, die er der politischen Gewalt hat geben wollen, um sie in Einklang mit seiner Kirche zu bringen.

Niemals aber werden wir auch nur e i n e n Gedanken Luthers verstehen lernen, wenn wir nicht an die rechte Schmiede gehen, zurück in die Klostermauern, in die Zeit, da der junge Mönch in vulkanischem Ringen sich die Waffe schuf, womit er die alte Welt zerstörte und seinem Gotte die Bahn brach; da er sein geistiges Zentrum fand, in dem ihm alles, Lehre und Leben, wurzelte und also auch seine Vorstellungen über Wesen und Recht der politischen Ordnungen ruhen müssen. So wenig es nun meine Aufgabe sein kann, jenen Kampf zu schildern, läßt es sich doch nicht umgehen, die Verbindungslinie anzudeuten, die von Luthers Grundidee zu seinen politischen Vorstellungen hinüber führte. Luther wollte, wie jedermann weiß, zu Gott kommen, zu dem Gott, den die Philosophie ihm als den Unergründlichen, Namenlosen, Ewigverhüllten, als die absolute Willkür bezeichnete, und der dennoch auf allen Gassen verkündigt, im Kultus und allen Ordnungen der Kirche sinnlich, sichtbar, greifbar gemacht, in tausendfacher Verwandlung ihm angetragen, aufgedrängt, im Sakrament verbrodet eingeprägt wurde. Daß dies der Gott sei, den er suche, bestätigte seinem Gottesdurste die Philosophie: Gehorsam war ihr letzter Schluß; was der Intelligenz unmöglich war, vollbrachte die Gabe, das Opfer, das Werk — und die Unterwerfung. Dann aber öffneten sich die Pforten, und die Hallen taten sich auf, um den Millionen Unterkunft zu bieten, jedem Beladenen Platz und Tröstung zu geben: jedes Rätsel schien fortan gelöst, jeder Wunsch befriedigt; von Stufe zu Stufe ging es aufwärts zu den seligen

Chören. Als Luther ins Kloster ging, tat er darum nichts anderes als die Millionen vor ihm und nach ihm; und man weiß, daß er nichts unversucht gelassen hat in Verleugnung der Erdenlust und in Unterwerfung unter die Kirche, wie im Studium ihrer Bücher, um den Einklang zwischen ihrem Gott und dem seiner Philosophie zu gewinnen. Aber was allen gelang, ward ihm versagt: Gott ließ sich von ihm nicht fesseln, blieb unergründlich, unbeweglich für ihn und tot. Da packten ihn die Ängste, von denen er später gesagt hat, daß keine Zunge sie aussprechen, keine Feder sie beschreiben, kein Mensch ohne Erfahrung daran glauben könne: das Gefühl der Gottverlassenheit, völliger Einsamkeit, des Schwebens zwischen Himmel und Erde. Doch da war kein Aufhalten. Immer weiter wich Gott ihm aus den Formen hinweg, die er angezogen haben sollte: aus Gebräuchen und Verfassung, allen Gaben und Verheißungen der Kirche, aus ihren Reliquien, ja schon auch aus ihren Sakramenten; und nichts mehr blieb übrig, woran die Seele sich klammern konnte, um den Höchsten zu ergreifen; nackt und bloß, frei wie die Blume auf dem Felde stand sie vor der fessellosen Allmacht. Bis endlich aus unnennbaren Agonien sich in dem Mönch die Idee hindurchrang, daß dies und nichts anderes Gottes Wille sei, daß er der fessellos Allmächtige bleiben wolle und doch allgütig sei, daß er vergeben wolle, statt zu zürnen, und nichts verlange als das herzliche Vertrauen des Sünders auf seine in Christus offenbarte Gnade. Da begann für Luther der Namenlose Gestalt zu gewinnen, und der Unbewegliche ward ihm lebendig. Mitten im Kampf und in der Sünde war Gott in Christus ihm ganz gegenwärtig.

Indem er sich aber der Ohnmacht seines Willens vor der göttlichen Allmacht und der Nutzlosigkeit aller Werke der Entsagung bewußt wurde, war ihm schon der Wertunterschied entschwunden, den die Kirche zwischen dem Genuß des irdischen Lebens und dem Verzicht darauf machte; und indem er die Nähe des erbarmenden Gottes mitten im Kampf unmittelbar empfand, sanken zugleich die dunkeln Schatten vor ihm hinweg, mit denen jene Lehre das Erdendasein umhüllt hatte, und wuchs alle Kreatur gleichsam mit ihm, wie von neuem Lichte übergossen, Gottes

Angesichte frei entgegen. Hier stoßen wir auf den Begriff, den wir suchen, der Gottesordnung in der dem Menschen anbefohlenen, zu rechtem Gebrauch unterworfenen Schöpfung. Es ist der Korrelatbegriff zu Luthers Grundidee und ihr unmittelbares Ergebnis; niemals hat er ihn wieder aufgegeben. Gott, der in freier Allmacht Allgütige, ist es auch seiner Kreatur gegenüber, als ihr Schöpfer, ihr Former und Ordner, »ein ewiger Quellbrunn, der sich mit eitel Güte übergeußt, und von dem alles, was gut ist und heißet, ausfleußt«. »Alle Kreaturen sind Gottes Heer.« Es ist das ganze Reich irdischer Güter und Notwendigkeiten: weitab von Gottes Wort, das nicht Zeit noch Stätte kennt, aber ebenso unmittelbar an Gottes Willen geknüpft und Ausdruck seiner Gnade, nach seinem »Rate« da, seine »heimliche Ordnung«, und darum voll ursprünglichen Lebens: der Verkehrung, dem sündigen Gebrauche tausendfach ausgesetzt, aber in Ursprung und Beruf wohlgefällig dem Schöpfer: dem Tode verfallen, dem Wechsel unterworfen, fernab von dem Höchsten, ein Nichts vor ihm und seinem Worte, ohne Macht, ihn je von sich aus zu erreichen oder in sich hinabzuziehen — und dennoch ruhend in seiner Hand, Lobpreisung seines Namens: »Larven Gottes«: nirgends ist Gott in ihnen und steht doch hinter allem.

An diesem Ort wird der Abgrund, den Luthers Grundidee zwischen ihm und der Hierarchie aufgetan hatte, besonders sichtbar, da diese ja die wahre Heiligung, die rechte Gottesnähe erst in die Abtötung des kreatürlichen Lebens als des Bereiches der Sünde setzt. Luther aber nennt es eine Vermessenheit, die Güter, welche wir von Gott durch seine Kreaturen als seine »Handröhren und Mittel« empfangen, auszuschlagen und »andere Weise und Wege zu suchen, denn Gott befohlen hat. Denn das hieße nicht von Gott empfangen, sondern von ihm gesucht.« Keine Brücke führt von der Höhe dieser Weltanschauung auf das alte Ufer hinüber, und kein Gleichklang der Namen und überlieferter Formen wird jemals darüber hinwegtäuschen können.

Indem Luther nun in den Bereich der gottgewollten irdischen Existenz, irdischer Güter und Zwecke auch alle sozialen Ordnungen — Besitz, Ehe und obrigkeitliche Gewalt — einfügte,

hatte er bereits den Staatsbegriff der Hierarchie zerstört, die ihn nur, wenn er sich der Kirche unterordnet, als gottgeweiht anerkennt und ihn lieber ohne Gott wünscht, als ihrem Willen widerstrebend. Luther leugnet, daß die Obrigkeit von sich aus irgend etwas mit dem Christentum zu schaffen habe; und dennoch, sagt er, ist sie göttlichen Rechtes, von Gottes Gnaden, durch seine Zulassung, seinen Schöpferwillen da, irdische Notwendigkeit, für die menschliche Bedürftigkeit gegeben: und in der Erfüllung dieses Berufes tut sie Gottes Willen. Es ist also nicht wahr, daß Luther der Obrigkeit an sich vorschreibt, irgend etwas für die sittliche Besserung, die Erziehung der Untertanen zum Reiche Gottes zu leisten. Ihr Amt ist es lediglich, den Frieden zu erhalten, die Guten zu schützen, die Bösen zu strafen, das Recht zu wahren, die irdische Wohlfahrt zu fördern. Dazu hat sie die Gewalt, das Schwert. Das ist ihr Rechtsboden vor Gott, sie bedarf keines besseren. Ihr Reich ist ein Reich des Zornes, ein rechter Vorbote des Endchristes; sie kann die Strafe nicht vergeben, sondern höchstens sie feiern lassen. So weit ist der Abstand menschlicher von göttlicher Gnade. Darum kann die politische Ordnung an sich niemals das Ideal werden der menschlichen Entwickelung; denn ihre Funktion ist nur negativ, Notwehr gegen das Elend und die Bosheit. Das ideale Ziel Luthers wäre Staatlosigkeit; es ist auf Erden so unerreichbar, wie wenn man Essen und Trinken entbehren wollte. Welche Form die Gewalt hat, ob Monarchie, ob Republik, ist gleichgültig: nur daß das Amt überall an Personen geknüpft ist, vom Herrscher bis zum letzten Büttel herab: alle Beamten, die im Namen des Schwertes handeln, Verwalter und Richter, Soldaten und Henker, jeder ist persönlich Gott verantwortlich und vor Gott gerecht im Sinne seines Amtes.

Mit Vorliebe nimmt Luther, der es sich immer als Verdienst angerechnet hat, der Obrigkeit dies »göttliche natürliche Recht« erstritten zu haben, seine Beispiele aus dem Heidentum, von dem Jäger Nimrod, den alten Römern, den Türken. Gleichgültig ist ihm der historische Ursprung der Gewalt. Die Türken sind Räuber; wir Deutschen selbst besitzen im Kaisertum gestohlenes Gut: der Papst hat es dem rechten Herrn entwandt

und uns geschenkt: dennoch haben wir es jetzt, durch Gottes Zulassung, zu Recht. Vor ihm ist ja die weltliche Macht dem Staube gleich; leicht ist es ihm, die Reiche der Erde durcheinander zu werfen; er gibt sie, wem er will, wie er Reichtum gibt und Armut, Gesundheit und Krankheit: alles aus Gnaden — und wer will sagen, wo die größere Gnade sei? Wer also will Gott widerstreben, und nicht vielmehr herbeieilen, um dem Schwert, das er gesetzt hat, zu helfen! Alles ist dabei Gottes Dienst: wer den Mörder straft, den Rebellen niederschlägt, den Feind abwehrt, wer dem Rechte hilft, erfüllt Gottes Willen; also, daß man so mit Blutvergießen den Himmel besser verdienen kann denn andere mit Beten.

Wie aber, fragen wir, wird es werden, wenn die so geordnete politische Gewalt sich mit dem Christentum verbindet oder, was auch für Luther dasselbe ist, mit der Kirche? Sogleich aber erhebt sich die weitere Frage, mit welcher Kirche? Die Antwort in Luthers Sinne ist, daß es sich nur um die Kirche handeln kann, welche allein diesen Namen in Wahrheit verdient, allein das Recht hat auf ewige Existenz: die unsichtbare Kirche. Nur mit ihr ist die prinzipielle Lösung der Frage möglich: alles andere ist Notkirche und Notbehelf. Wer zu ihr gehört, kann leben, wo er will, unter dem Türken sogar und dem Papst; denn er fühlt sich eins mit seinem Haupte, Christus: sie ist die Gemeinschaft, der heilige Leib aller, die wahrhaft an ihn glauben. Wer kann sagen, ob er ein wahrer Christ sei? Dennoch sollen wir glauben, daß wir es sind, und daß die Kirche überall da ist, wo das Wort Gottes im Schwange geht und die Sakramente recht verwaltet werden. So hat Luther für seinen Kirchenbegriff völlig mit der Idee einer sichtbaren unpersönlichen Rechtsordnung gebrochen: alles ist auf persönliche Verantwortung vor Gott gestellt.

Dem Christen aber ist sein Verhältnis zur Obrigkeit gegeben. Er kann nicht anders, als sie ehren; denn er weiß, daß sie Gottes Ordnung ist. Er mag sie für sich nicht gebrauchen — dennoch wird er ihr helfen, das Recht zu schirmen und das Schwert zu handhaben. Und wenn er der Großvezier des Türken sein müßte, es wäre ihm erlaubt. Und wenn er dem ungläubigen

Herrn helfen müßte, seine Gewalt gegen christliche Aufrührer oder christliche Landesfeinde zu erhalten, er dürfte sich keinen Augenblick besinnen. Und wenn der Tyrann das Evangelium selbst bedrohen wollte, kein Christ, den Gott seiner Gewalt unterworfen hat, dürfte ihm widerstehen: sowie Christus durch seinen Tod selbst willig die Gewalt anerkannte, da sie doch das Evangelium in ihm morden wollte; und wie er Petrus mit der Rache des Schwertes bedrohte, als der Apostel das Evangelium in ihm mit dem Schwerte verteidigen wollte. Es ist die Idee der Religionskriege, die mit diesem Satze ausgestoßen wird, der Lehre von der Ausbreitung und Erhaltung des Christentums durch die Gewalt. Als ob der Glaube, sagt Luther, anders kommen könne als ungezwungen, und als ob Gott nicht selbst über der Erhaltung seines Reiches zu wachen habe!

Er kann die Gewalt geben, wem er will, und er wird wissen, zu welchem Zweck; wir greifen ihm in sein Amt, wenn wir dreinfahren, wir mißtrauen seiner Macht und verletzen seine Ordnung.

Freilich sollen wir nicht dulden wie stumme Hunde, sondern den Mund auftun und bekennen, die Tyrannen ermahnen und mit dem Worte Gottes strafen, und sollen Gott bitten, daß er die Rache vollbringe über ihre Frevel — sonst aber erleiden, was sie über uns und den Glauben verhängen. Gott kann uns erhören, wenn er will, oder uns mit der Tyrannei strafen, wenn er es so beschlossen hat, gleichwie mit Unwetter, Hungersnot und Pestilenz: es ist alles in seinen Händen. Ja das Elend selbst ist nötig für die Welt, als Zuchtrute zum Reiche Gottes: die Welt kann nicht ohne Tyrannen sein, und Gott straft einen Buben mit dem andern.

Umgekehrt verlangt Luther von der Obrigkeit an sich keinerlei Verhältnis zur Kirche. Denn Christus ist das Haupt der Seinen, nicht der Herr der Erde; wer nicht unter ihm ist, dem will er nicht befehlen: beugte er sich doch selbst unter sie weltliche Gewalt. Von hier aus ist es in Luthers Sinne möglich, zwei, drei und mehr Kirchen unter sich zu haben, über Heiden und Christen, Ketzer und Türken zu regieren, jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen; sowie die Römer es übten, als sie in ihrem Pantheon

alle Götter vereinigten. Freilich ist für Luther eine Regierung mit grundsätzlicher Parität nichts anderes als heidnisch. Aber dennoch bleibt sie auf dem gottgewollten Rechtsboden der natürlichen Ordnung: ihre Träger sind zwar ohne Gottes Wort, aber nicht ohne Gottes Rat, ohne seine heimliche Ordnung; sie bleiben seine Kreaturen, seine »Handröhren und Mittel«, Amtsleute an Gottes Statt. Es ist nicht nötig, daß sie fromm seien.

Diese Situation verändert sich jedoch von Grund aus, sobald die Obrigkeit Christ geworden ist, Diener des Herrn, Mitglied seiner Kirche. Denn nun beginnt ihre Pflicht gegen das Wort Gottes. Nicht als ob ihre Stellung irgendwie angetastet werden, als ob gar etwas Neues an ihre Stelle treten sollte. Alles bleibt vielmehr, wie es war. Aber es tritt ein zweites Pflichtverhältnis hinzu. So wie der christliche Untertan in freiem Gehorsam herbeieilt, um den Frieden zu sichern und die göttliche Ordnung der Gewalt zu erhalten, so wird der christliche Regent der Kirche helfen wollen, weil es dem Nächsten gilt: nicht um den Glauben gewaltsam und unmittelbar auszubreiten (denn das ist Gottes Amt und nicht das der Menschenkinder), sondern um die von Gott ihm anvertrauten Untertanen dazu anzureizen, einen Zugang zu Gott hin zu eröffnen: um der Liebe willen, damit er den Nächsten von Sünde und Tod errette. Darum kann er es auch wohl unterlassen. Er sündigt dann vielleicht, aber bleibt doch Christ, da ihm nur die Liebe mangelt und nicht der Glaube. Aber freilich wird der Glaube den Regenten dazu antreiben (es wird sein innerstes Bedürfnis werden), alle seine Macht dranzusetzen, um dem Reiche Gottes Bahn zu machen.

In diesem doppelten Verhältnis der christlichen Obrigkeit: in ihrer negativen Funktion, den Frieden zu sichern, das Recht zu erhalten, das irdische Leben zu fördern, und in ihrer positiven Pflicht, dem Evangelium den Zugang zu sichern, glaube ich die Lösung des vielumstrittenen Problems zu sehen und den so oft vermißten Gleichklang in Lehre und Leben des Reformators. Das Amt an sich schließt das Christentum weder ein noch aus, es wird aber bestätigt durch das Wort. Erde bleibt Erde, aber wie Sonnenglanz leuchtet das Evangelium darüber

hin. Die Gottesordnung der Kreatur bleibt in ihrem Wert, als das Reich irdischer Zwecke, irdischer Notwendigkeiten: aber der Glaube tritt als eine neue Kraft hinzu, verklärt alles gemeinsam in einem Lichte und treibt jedermann an, Obrigkeit und Untertan, seinen Beruf unmittelbar und ganz persönlich auf Gott zu richten. Zwei Reiche, beide von Gott gestiftet, sind durch die Welt hin ausgebreitet, Kreatur und Evangelium: ununterscheidbar in jedem Christen beisammen und doch prinzipiell ganz auseinander zu halten, wie Seele und Körper, Idee und Erscheinung; aber das »Wort« bleibt, der Glaube an ein von aller Erdenschwere dereinst befreites Ideal, an das Reich Gottes.

Alles liegt daran, dorthin den Zugang zu bahnen, Brücken zu bauen, Tore zu öffnen. Ringsum sollen die starken Schranken errichtet werden, um den Kampfplatz zu bereiten, auf dem jedermann ganz persönlich den heißen Streit beginnen kann mit den höllischen Mächten. Das ist die Freiheit des Christenmenschen: aus der falschen Sicherheit, deren Unwert er an sich erlebt, will Luther jedes Menschenherz gerissen sehen; frei wie die Blume auf dem Felde, ganz er selbst, soll ein jeder stehen vor seinem Schöpfer.

So wenig wußte Luther von einer freien Kirche im freien Staate, im Sinne des modernen Liberalismus. Die Korporation als solche ist Menschenwerk: nicht zu entbehren, aber erst das Zweite, das Nebensächliche. Ihre Formen sind vergänglich; man kann sie setzen, ordnen und fallen lassen und wird nicht lange streiten mögen über die beste: nur auf den Zweck, dem jede dient, wird alles zu richten sein. In dem Gotteshause und auf der Straße, im Lehren und Forschen, im Arbeiten und Genießen, im Gewühl des Marktes, auf den Höhen der Berge und inmitten der Wasserwüste, in Krankheit und Not und in den Schauern des Todes — überall ist die Kirche und die Verheißung: wo das Evangelium gepredigt wird und die Sakramente recht verwaltet werden; ja wenn diese gefesselt und entrissen sind, dennoch bleibt das Wort Gottes in Ewigkeit.

Nun werden wir nicht mehr sagen dürfen, daß Luther seinem religiösen Ideal untreu geworden sei, als er die Landeskirche baute,

daß ihm Wankelmut und Widersprüche in der Grundfrage seines Lebens nachzuweisen sind. Er hat noch auf der Höhe seines Schaffens, in der Zeit vor Worms, der Hierarchie mit Papst und Kardinälen das Leben lassen wollen, wenn sie evangelisch werden wollten: wie ein Rauch verschwand ihm diese Illusion. Er hat dann seine Kirche auf den breiten Grund der Gemeinde mit Kirchenkasse und Bann stellen wollen, inmitten der Zerstörung, als noch eine leise Hoffnung auf eine gemeinsame Lösung war und ihm Gott selbst in der Zerrüttung der alten Kirche das Rad dorthin zu treiben schien: wie bald kam er auch von diesem Glauben zurück! Sein ganzes Leben hindurch hat er an dem Traum von einer deutschen Nationalkirche mit bischöflicher Verfassung festgehalten, und bis ans Ende an der Möglichkeit, doch noch einmal ein wahrhaft freies, christliches Konzil zu bekommen. In jedem Moment war er derselbe. Das Wort Gottes war gekommen, wie ein fahrender Platzregen: so mußte alles helfen, was Hände hatte, und die Gefäße herbeibringen, um das Himmelsmanna aufzufangen. Aber immer von neuem ward er enttäuscht. Nichts von einer nationalen oder gar universalen Gottesordnung war zu erlangen. Es gab keinen Staat, wie er ihn brauchte. Nur in den Territorien war die Obrigkeit stark genug, um seinem Evangelium den Schutz zu gewähren. Und so schuf er die Landeskirche.

Nicht um Gottes Wort zu retten — das konnte Gott ohne ihn: sondern die Gläubigen, die ihm anhingen: ihnen mußte er in der Not beispringen, die Tore öffnen, um sie hineinzubringen und zu -dringen; das erste beste Mittel war gerade recht, da es nur auf das eine ankommt, jedermann die Stelle zu sichern, wo er sich mit Gott auseinandersetzen kann.

Das Ideal freilich war es nicht, das lag in der Freiheit von aller Korporation in Staat und Kirche. Aber wann wäre das zu erlangen vor dem Jüngsten Tage? Und vor allem war die Gefahr des Rückfalls in das Antichristentum zu vermeiden, wenn man das Wort Gottes binden wollte an Formen und Formeln einer bestimmten Verfassung. Als ob das die Kirche Christi sei und nicht die ärgsten Buben und Heuchler in ihr wären! Wann und wie die rechte Form gefunden werde — wer wollte das sagen!

Luther hat immer gern an die freie Gemeindekirche gedacht. Jedoch, »Ich habe die Leute nicht«, pflegte er zu bemerken. Er konnte ja nicht einmal von sich selbst mit der Seelenruhe der sicheren Christen behaupten, daß er zur wahren Kirche Christi gehöre. Doch glaubte er daran und hatte das naive Vertrauen, daß auch andere dazu gehörten, und daß die Kirche überall da sei, wo das Wort von Gott gepredigt und seine Sakramente stiftungsgemäß und frei gespendet würden.

Wer heute über diese Dinge redet, denkt selten an die Zustände zurück, welche Luther vorfand oder die seine Lehre herbeiführte, an die kirchliche und soziale Verwirrung, aus der heraus er seine Kirche zu bauen hatte. Nicht bloß Papst und Kaiser machten ihm zu schaffen, sondern mehr fast der Unverstand und die Rohheit, die Selbstsucht und Gleichgültigkeit im eigenen Lager: ein türkisch, teuflisch und tatarisch Volk hat er seine Deutschen genannt. Wir müssen ein, ja zwei Jahrhunderte weitergehen, um die Früchte seines Tuns zu erblicken und mit denen seiner Gegner zu vergleichen. Nation und Christenheit blieben gespalten, mühselig erhielten sich die souverän gewordenen deutschen Stände zwischen den großen Mächten; aber in ihren Grenzen hatte das Bekenntnis Stadt und Land, Regierende und Regierte in gemeinsamer Gesinnung fest zusammengeschlossen. Ehrenhafte Lebensführung, bürgerliche Tüchtigkeit, ein in bescheidenen Verhältnissen dem Ewigen zugewandter Sinn waren lebendig geworden. Und welche Fülle herzlicher Andacht, wie erhabene Vorstellungen von göttlicher Majestät und Liebe noch im vorigen Jahrhundert in den engen Kreisen deutscher Bürgerschaften heimisch waren, dafür genügt es, auf den einen Namen Johann Sebastian Bach hinzuweisen.

Doch war es nicht mehr möglich, des fremden Glaubens Herr zu werden. Die Konfessionen hatten sich aneinander matt gerungen, und jede war froh, die Stelle, die sie besaß, zu behaupten. So tauchte aus der Not der Zeit ein Gedanke auf, dem

Luthers Staatslehre schon Raum gegeben hatte: den feindlichen Glauben, der sich nicht niederzwingen ließ, zu tolerieren. Wir begegnen ihm im ganzen Umkreis der römischen und protestantischen Welt; den verschiedensten Motiven entspringend, führt er doch überall zu ähnlichen Bildungen. Maßgebend waren offenbar die großen Wandlungen in der politischen Konstellation: die Unentschiedenheit des Dreißigjährigen Krieges, der Zusammenbruch der spanischen Macht, die Niederwerfung Ludwigs XIV., das Emporkommen des parlamentarischen Englands und der preußischen Krone. Im Innern war der Anteil an der Staatsmacht meist noch an die Einheit des Bekenntnisses geknüpft; aber auch da trieb der Zwang der Verhältnisse ab und an zu neuen Ordnungen. Und da der Druck von außen aufhörte, so begannen bald allgemein grundsätzliche Änderungen.

Schon hatte sich die Theorie, den politischen Notwendigkeiten folgend, des Gedankens bemächtigt und ihn systematisch begründet; und so ward er das Ferment einer neuen Bildung, welche mehr und mehr die leitenden Kreise der europäischen Gesellschaft durchdrang. Die Staaten blieben zwar im wesentlichen konfessionell geordnet, die Massen der Bevölkerung lebten weiter in den überlieferten Anschauungen und fanden darin ihr Genüge; aber darüber hin bildete sich in den oberen Schichten eine Gesinnung aus, welche mit um so keckerem Wagemut die Gesellschaft zu reformieren unternahm, je mehr sie von der Echtheit ihrer Erkenntnisse und Absichten überzeugt sein konnte. Die neuen Weltvorstellungen waren in sich wieder sehr verschieden gefärbt, je nachdem sie auf protestantischem oder katholischem Grunde erwuchsen — Abstände, die wir durch die Namen Voltaire und Lessing, Rousseau und Herder, Diderot und Goethe bezeichnen können; aber gemeinsam war dieser Kultur das frohe Bewußtsein der eigenen Kraft, die Zuversicht auf ihre vernünftigen Gedanken und der Trieb, sie über die Welt in friedlichem Wetteifer zu verbreiten. Niemals sind dieser Weltauffassung prangendere Worte gewidmet worden als in den Versen Schillers, da er an der »Neige des Jahrhunderts« die edle stolze Männlichkeit, die durch Vernunft gesicherte Freiheit, den aufgeschlos-

senen Sinn und die durch Gesetze verbürgte Stärke seines Zeitalters pries.

Er hatte den Tag vor dem Abend gelobt. Denn in demselben Jahr noch brach die Revolution aus, die über die von ihm verherrlichte Kultur erst wahrhaft das Fin du Siècle brachte.

Heute, am Abschluß des neuen Säkulums, das aus jenen Wirren ans Licht trat, hat sich die Stimmung geändert. Der Schleier, welchen die selbstgefällige Blindheit des achtzehnten Jahrhunderts zwischen sich und der Wirklichkeit gezogen hatte, ist längst von unsern Augen gerissen; schon sinkt auch ringsumher der verklärende Nebel, den die Romantik über der Kluft zwischen den feindlichen Bekenntnissen ausgebreitet hatte, und von einem kalten, scharfen Lichte werden Gegenwart und Vergangenheit beschienen. Die alten, von der Aufklärung verachteten und fast vergessenen Ordnungen haben sich mit neuem Leben erfüllt und sich mit trotziger Kraft mitten in unsern Staat, ja in die Wissenschaft selbst hineingedrängt. Schon aber sind die Massen in neue Erregung geraten und fordern Anteil an dem Wissen der Geistesmächtigen und an den Gütern der Besitzenden. Die Wogen einer neuen und nur vertieften Aufklärung prallen bereits allerorten an sie an, und von rechts und links erheben sich die Unglückspropheten, um uns mit allen Farben des Schreckens die Hölle an die Wand zu malen.

Die Zeiten sind andere geworden — und, wie es im Sprichwort heißt, andere Vögel, andere Lieder.

Wir wollen den Tag nicht vor dem Abend loben. — — Dennoch dürfen wir sagen: Die Melodie, welche Martin Luther angestimmt hat, ist durch die Jahrhunderte her nur immer stärker und harmonienreicher geworden, und ihre gewaltigen Akkorde fluten heute durch das Leben der Nation. Niemals wird es möglich werden, die Entwickelung in die engen Formen zurückzuspannen, welche unter einem völlig andern Welthorizont, in Natur und Geschichte, entstanden sind, und die ihnen schon entweichenden Massen wieder an sie zu fesseln. Dennoch aber sind die Gedanken Luthers unter uns lebendig geblieben, geistige Kräfte, sittliche Energien in unserem Volke. Sie sind nicht erstorben in seiner

Kirche und wirken fort in unserem Staate. In ihnen wurzelt das Recht unseres Schwertes, seine Macht und unser Gehorsam. Mit zwingender Gewalt fesseln sie jedermann an den öffentlichen Willen, und in freiem Eifer dienen ihnen, ohne Unterschied des Bekenntnisses, die Millionen. Sie sind verwachsen mit jedem öffentlichen Amt, mit unserer Ehe und Familie, mit Sitte und Recht, mit der Idee unseres Krieges und aller Arbeit des Friedens. Auf ihrem Grunde erwuchs ganz unsere klassische Literatur, und noch immer beherrschen sie weite Gebiete unserer Kunst. Nur von ihnen aus ist die echte Toleranz und die freie Forschung möglich geworden. Und mit einem Worte, sie sind noch immer das Lebensmark in unserem Volke.

Hier ist auch uns der Platz gegeben, um auf das nationale Leben einzuwirken, falls wir nur unserem Berufe treu bleiben und nichts wollen als lehren und forschen, hier die Aufgabe vor allem der historischen Wissenschaften, die an unserer Universität in drei Fakultäten gepflegt werden und wenn irgend etwas ihrer Geschichte wie dem Jahrhundert den Charakter geben. Ihre gottverliehene Kraft ist es, die Wurzeln unserer Weltvorstellung, alle ihre Verzweigungen, in der Vergangenheit zu erforschen, unbekümmert um die Folgen, welche sich für die Anschauungen und Ordnungen von heute daraus ergeben könnten, in der bescheidenen Meinung, daß sie damit nur Menschenwerk üben, und in dem gewissen Glauben, daß es Gottes Rat ist, seine Kreatur, die Vernunft, voll auszunutzen. Der Anstoß, den Luther seiner Zeit gegeben hat, ist wahrlich stärker gewesen als alles, was wir vermögen. Mit bebender Angst sah er die alte Welt unter dem Anhauch seines Geistes zerbersten und in immer neuem Sturz die Trümmer ringsum sich häufen. Wie oft hat er da geseufzt: »Ich hoff', der Jüngste Tag sei vor der Tür. Er will und muß kommen!« Mit Hoffnung sah er ihm entgegen. Denn nicht die Sündflut, sondern das Reich Gottes war ihm das Ziel der Geschichte.

Dies männliche Vertrauen, diese unbeugsame Siegeszuversicht mitten in der Zerstörung ist doch das Größte in jener heroischen Zeit. In tausend Wendungen klingen uns solche Stimmen aus

ihr entgegen. Wenn etwa Ulrich Hutten seinem Sickingen nicht eine fröhliche, sanfte Ruhe wünscht, sondern große, ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäfte, darin er vielen Menschen zugute sein stolzes, heldisch Gemüt brauchen und üben möge; wenn Zwingli seinem fürstlichen Freunde, dem Landgrafen von Hessen, zuruft, mit fester Hand den Pflug vorwärts zu führen: »Halt an, frommer Ackersmann, halt an!«; oder wenn Luther die Deutschordensherren ermahnt, ihre närrischen Gelübde abzutun: »Nur frisch und getrost hinan, Gott für Augen gesetzt im rechten Glauben und der Welt ihrem Rumpeln, Scharren und Poltern den Rücken gekehret, nicht hören noch sehen, wie Sodoma und Gomorrha hinter uns versinken, oder wo sie bleiben.«

Alle diese Männer fürchteten Gott und sonst nichts auf der Welt.

Wohlan, lernen wir von unsern Vätern! Wir wohnen ja in einem festeren Hause als sie. Seine Fundamente sind lange vor der Reformation gelegt worden, und das Wort, wie Luther es lehrte, hat sie bestätigt. In seinen starken Mauern findet jedermann Raum, der »Erdenkinder höchstes Glück«, die Persönlichkeit frei zu entfalten und zu behaupten und um alle Palmen zu ringen der Sittlichkeit und der Schönheit. Seine Bauherren haben, seitdem der Ahnherr den Spaten in dem märkischen Sande einsetzte, sich allzeit betrachtet als Amtmänner an Gottes Statt und als die ersten Diener ihres Staates.

Das ist der Wahlspruch Hohenzollerns. Es ist das eigenste Bekenntnis unseres kaiserlichen Herrn und die beste irdische Gewähr für alle Zukunft. Vereinigen wir uns denn mit einem starken Vertrauen in dem Gedanken, der heute jedes deutsche Herz erfüllt:

Gott schütze und segne den Kaiser!



Der Bauernkrieg.

(1904.)

»Das größte Naturereignis des deutschen Staates«, so hat Ranke die agrarische Revolution genannt, welche im Frühling 1525 alle Ordnungen in Staat und Kirche Deutschlands mit Vernichtung bedrohte. Wie eine Naturgewalt in der Tat, wie ein »Ungewitter der Tiefe« brach die Empörung ans Licht. Wenige Monate nur erzitterte die deutsche Erde: ein plötzliches Aufbäumen, unwiderstehlich im ersten Anprall, dem aber ebenso rasch das Zurückschleudern folgte. Kein luftreinigendes Gewitter, sondern ein Feuer, welches rasend um sich greifend Wohlstand und Leben vieler Tausende vernichtete, um, nachdem es ausgebrannt war, nichts zurückzulassen als Asche.

In dem Momente entzündete es sich, wo die Nation vor der größten Aufgabe stand, die ihr je gestellt worden war, vor der Frage, ob sie fähig sein würde, ihren Staat und ihre Kirche auf dem Grunde einer Religion neu aufzubauen, die soeben aus der Tiefe des deutschen Herzens ihr größter Sohn geschöpft hatte. Daß beides, der Aufruhr und die Reformation, miteinander zusammenhängen, versteht sich danach von selbst. Indem Luther den Weckruf an das Gewissen der Nation, das »Los von Rom«, erschallen ließ, schnitt er auch dem politischen Deutschland, das mit dem geistlichen durch die Geschichte eines Jahrtausends bis in das Mark verwachsen war, in die Wurzel. In jede Fuge des Reichsbaues war der Zwiespalt eingedrungen. Die Edikte des Kaisers, die Beschlüsse der Reichstage, die Gebote des Reichsregiments hatten die Verwirrung nur gesteigert, auch die strengsten

Mandate die Zersetzung der Kirche nicht aufhalten können; vermorscht wie sie war, fiel sie, kaum daß einer zu stoßen brauchte, in sich zusammen. Also geschah das Unvermeidliche: da der Boden, die schützende Decke der Macht zerbarst, brachen die Tiefen auf. Noch war Luther der Wortführer der Nation. Auf ihn richteten die Empörer ihre Blicke; für sein Evangelium, so sagten sie, wollten sie fechten; ihn und seinen gottseligen Herrn, den Kurfürsten Friedrich den Weisen, riefen sie als Schiedsrichter an; und ihm, als dem Verräter an der eigenen Sache, dem Fürstenknecht, dem Vater Leisetritt, fluchten sie, als er sich gegen sie auf die Seite des Herrn gestellt hatte und das erbarmungslose Schwert der Sieger unter ihnen fraß.

Wie begreiflich aber die Wut der Enttäuschten über den Reformator sein mochte, ebenso ungerecht war ihr Vorwurf, mag er ihnen auch von Feindschaft und Unverstand tausendfach nachgebetet sein, daß Luthers Lehre wirklich des Aufruhrs Wurzel gewesen sei. Wäre dem so, so hätten die Gegenden, die von seiner Lehre besonders angesteckt waren, von dem revolutionären Gift mehr als andere infiziert werden müssen. Aber gerade dort, wohin sein unmittelbarer Einfluß reichte, in und um Wittenberg und Torgau, in dem eigentlichen Sachsen, blieb alles ruhig; nur in den thüringischen Ämtern, die mit kleineren Herrschaften, mit mühlhausischen, kurmainzer und anderen Bezirken im Gemenge lagen, und die von den alten Gegnern Luthers, Münzer und Karlstadt und ihren Trabanten, aufgewühlt waren, wurde das Landvolk wild und ließ sich mit fortreißen. So ward auch Hessen, dessen junger Landgraf vor kurzem entschlossen auf die Seite der Reformation getreten war, in Ruhe gehalten. Die paar Dorfschaften, die sich im Fuldatal erhoben, bändigte Philipp mit leichter Mühe; rasch gelang es ihm auch, in den benachbarten Abteien Hersfeld und Fulda die hier arg erschütterte Ordnung herzustellen, so daß er bald sein Land im Rücken lassen und sich nach Thüringen gegen die fanatisierten Scharen Thomas Münzers wenden konnte. Beide Fürsten aber, Kursachsen und Hessen, waren gerade die zur Verständigung geneigten: Landgraf Philipp rechtfertigte auf dem Landtage zu Alsfeld durch den Beschluß, daß den Bauern keine

neuen Lasten auferlegt werden sollten, zum erstenmal den Beinamen, den ihm sein dankbares Volk gegeben hatte, des Großmütigen; Friedrich der Weise aber, der unter dem Toben des entfesselten Aufruhrs starb, hat noch auf dem Totenbette die armen Leute und ihre harten Lasten beklagt. Die Goldene Aue war überhaupt der nördlichste Punkt, den der Aufstand erreichte; über den Harz kam er nicht hinaus.

Auch in Bayern hielten die Herzoge Wilhelm und Ludwig, diese freilich mit härtester Gewalt, die Ordnung aufrecht. Weniger glückte es den habsburgischen Regierungen in ihren weitgedehnten Herrschaften, trotz der Strenge, mit der auch hier Kirche und Staat vereinigt gegen die Empörten vorgingen: von Steiermark bis ins Inntal waren die Alpenländer in tiefer Erregung, und selbst in der Eidgenossenschaft forderten die Untertanen Freiheit von Zinsen und Fronden. Immerhin waren das alles nur Ausläufer der Bewegung, deren Herdfeuer in den Vorbergen der Alpen, rechts vom Rhein und im südlichen Schwarzwald, um Waldshut, in der Stühlinger Landschaft, am Bodensee und im Algäu bis zum Lech hin lag Hier brach der Aufruhr schon im Frühsommer 1524 aus. Lange schwälte der Brand, halb gestillt und wieder neu entfacht, bis er im Februar und März des folgenden Jahres mit plötzlicher Wut aufflammend in wenigen Wochen vom Lech her bis an die Vogesen und vom Bodensee bis hin über den Thüringer Wald alles Land überdeckte.

Es waren die Gebiete, auf denen das alte Reich recht eigentlich geruht hatte, in denen die großen Kaisergeschlechter, die Salier und die Hohenstaufen, ihre Stammburgen gebaut und ihre Kraft gewonnen hatten. Auch das jetzt regierende Haus hatte dort von alters her Besitzungen gehabt; immer hatte es in Gegensätzen, wie die jetzt neu entbrannten, gestanden, und die ihm Verbündeten und Verwandten, die schwäbischen Abteien und die um den Bodensee angesessenen Herrengeschlechter waren es, gegen die sich die Bauern zuerst erhoben. Seit dem Untergange der Staufer hatte sich zwischen Alpen und Main keine große Territorialmacht mehr bilden können, und die Elemente, welche im Norden und Osten überall zur Einheit des Staates zusammen-

gezwungen wurden, Ritter und Herren, Städte und Stifter, waren hier ungebunden geblieben und mußten jeder für sich und gegen den anderen Luft und Licht zu gewinnen suchen. So war dies der klassische Boden der Städte- und Ritterbünde, ihrer Kriege und Fehden geworden. Noch hielt der Adel eng zusammen. Gerade in dieser Epoche bildete die Reichsritterschaft jene engeren Verbände aus, in denen sie sich bis an das Ende des deutschen Reiches erhalten hat. Noch hielten auch, wie vor alters, die Freien und Reichsstädte ihre besonderen Tage ab, und der Haß gegen die Pfeffersäcke, die »vermauerten Städtebauern«, war im Herrenstande immer noch, und bis hoch hinauf, verbreitet. Aber je mehr ein jeder sich abschloß, um so mehr war er gezwungen, sich der Umgebung anzubequemen, den Schutz, den der Bund mit den Standesverwandten nicht mehr sicherte, durch Übereinkünfte mit den Nachbarn zu erhalten. Diesen Zweck verfolgte seit mehr als einer Generation der Schwäbische Bund, der bereits alle Stände des südlichen Deutschlands bis über den Main weg vereinigte. Auch er aber, eine der stärksten Gewalten im Reiche, konnte der allgemeinen Zerrüttung nicht wehren. Im Bunde selbst stritten von jeher die verschiedensten Interessen, und die kirchlichen Irrungen brachten täglich neuen Zündstoff hinzu. Nicht einmal die Sicherheit der Straßen konnte er gewährleisten und nur durch erhöhten Druck auf die eigenen Hintersassen die Mittel schaffen, um die Widerspenstigen im Zaume zu halten. Die Untertanen aber, die Bauern, waren in jedem Falle die Geschädigten. Sie mußten reisen, bauen und steuern; an ihren Gütern erholten sich Freund und Feind; auf ihren Höfen gardeten die Reiter und die Knechte, wenn sie auf einen Herrn warteten, und in ihre Ställe und Scheunen warfen sie die Brandfackel, wenn die Fehde sie auf eine feindliche Dorfmark führte.

Ziehen wir die Summe. Wo die Macht war, wohnte der Friede. Den Norden, die Gebiete der großen Fürstenhäuser, welche in der Bildung ihres Staates bereits weiter vorangekommen waren, erreichte darum der Aufstand überhaupt nicht, und das mittlere Deutschland nur an wenigen Punkten. Und ebenso gelang es im Süden den starken Regierungen, sich zu behaupten. Die Stellung

zur Reformation kam dabei kaum in Frage. Herzog Georg von Sachsen hielt seine Untertanen ebenso in Schranken, wie seine Vettern Friedrich und Johann in den benachbarten Kreisen die ihrigen. Schwierig war es nur dort, wo der neue Geist mit dem alten bereits im Kampf lag. Wo aber, wie im Wittenberger Kurkreise, die Kirche Luthers schon festere Formen gewonnen hatte und der alte Sauerteig durch eine evangelische Visitation ausgefegt war, gab dies eine stärkere Bürgschaft für die Ruhe als die brutalen Mandate, durch welche die Bayern und Österreicher sich der Revolution in Staat und Kirche zu wehren suchten. Wie sehr es in jedem Falle auf die gesammelte Macht ankam, zeigt das Schicksal der größeren Reichsstädte im Hauptgebiete des Aufruhrs. Auch in Straßburg, Augsburg, Ulm, Nürnberg gab es revolutionäre Elemente genug: die Führer, wie Thomas Münzer im Sommer 1524 in Nürnberg, haben wohl gerade dort versucht, den Hebel anzusetzen. Aber der Boden war ihnen zu heiß gewesen; und als nun der Aufruhr über das Land hinwogte, vermochten die Magistrate dieser großen Gemeinwesen nicht nur die unruhigen Köpfe in ihren Mauern, sondern sogar ihre Bauernschaften meilenweit vor der Stadt in Zucht zu halten und zu schützen.

Hieraus ergibt sich, daß es nicht ausreicht, die letzte Ursache des Bauernkrieges in den wirtschaftlichen Verhältnissen zu suchen. Wir wissen noch gar nichts Genaueres über die wirtschaftliche Lage der unteren Klassen in jener Zeit. Statistische Untersuchungen sind kaum gemacht worden, und nur diese würden uns bestimmtere Folgerungen gestatten. Wo einmal nähere Beobachtungen angestellt sind, glauben wir, sehr im Gegensatz zu der herrschenden Vorstellung, statt wachsender Verarmung eher das Gegenteil zu bemerken. Gewiß gab es unter den Bauern, wie unter Rittern und Bürgern, zahllos verlorene oder wirtschaftlich bedrängte Existenzen, und diese sind sicherlich mit unter den vordersten der Aufrührer zu denken. Aber als einen Ausbruch schreiender Not, als den Verzweiflungsschritt ausgehungerter Massen haben wir uns die Erhebung nicht vorzustellen. Nichts ist gewisser, als daß jene Epoche für Süddeutschland, mehr vielleicht als für den Norden, eine Zeit des wirtschaftlichen Aufstrebens war: die

Zunahme der Bevölkerung, die intensivere Bebauung des Landes, das Wachstum der Städte, der steigende, oft beklagte und bekämpfte, dadurch aber nicht verringerte Luxus aller Klassen, ebensowohl auf dem Lande wie in den Städten, das Anwachsen des Kapitals, das innerhalb und außerhalb der Mauern, an den Fürstenhöfen wie auf den Bauerngütern Unterkunft suchte, der immer regere Handel daheim und in der Fremde sind dafür vollgültige Beweise. Wäre die wirtschaftliche Not oder auch nur der Druck, der nicht geleugnet werden soll, wirklich die primäre Ursache gewesen, so hätte der norddeutsche Bauer wohl eher Anlaß zum Aufstande gehabt. Denn dieser hatte an dem grundbesitzenden Adel, der schon seine Güter selbst zu bewirtschaften und abzurunden begann, einen meist überlegenen Konkurrenten. Im Süden dagegen war der Herr fast durchweg Rentenbesitzer geblieben. Fälle von Abmeierung und Bauernlegungen, wie im Norden, kamen dort nicht vor; der Bauer mußte zinsen und fronden und sein Gut »bauen«, d. h. im zinsfähigen Stand erhalten, er war auch wohl leibeigen geworden, im übrigen aber wirtschaftlich unabhängig. Die Führer des Aufstandes waren fast immer die wohlhabenden Leute, die Angesehensten im Dorf, die Bürgermeister, die Wirte, die Müller. Auch die Pfaffen, Schreiber und Keller, die an der Spitze erscheinen, wie Wendel Hipler von Öhringen und Friedrich Weigand von Miltenberg, waren keine hergelaufenen Buben, sondern Männer von Besitz und Ansehen. Die Vermögenslisten der gestraften Bauern zeigen oft Einkommen von überraschender Höhe und für den Durchschnitt eine gewisse Wohlhäbigkeit oder doch wenig direkte Armut. Es ist — und darin liegt wirklich eine Analogie — wie heute bei unserer Sozialdemokratie. Auch diese nennt sich die Partei des Proletariats, wie die aufständischen Bauern sich als die »armen Leute« bezeichneten. Und doch stellt niemand in Abrede, daß in dem sozialdemokratischen Lager viel weniger der Druck von oben als das Machtstreben von unten zur Geltung komme. Revolution ist Kraftäußerung, selbst dann, wenn sie nicht zum Ziel kommt: wer die Macht nicht hat, wird sich auch nicht regen. Gerade von den Bauern des Algäus und am Bodensee, die zuerst aufstanden und am längsten aufrecht blieben, wissen

wir, daß sie, wie ihr Historiker sagt, im ganzen wohlhabend, tatkräftig, selbstbewußt und waffengeübt waren. Noch hatte jede Dorfschaft ihre gemeinsame Gemarkung, Ordnung und Verwaltung, zuweilen selbst Mauern und Tore. Unter der Gerichtslinde oder auf dem ummauerten Kirchhof, der eigentlichen Burg des Dorfes, trat die Gemeinde zusammen, auf das Zeichen der Kirchenglocke; läutete sie Sturm, mit der Wehr zur Seite, gemeinhin aber ohne die Waffe, die sonst jedermann trug. Dort suchten und fanden sie nach ihren Bauernregeln das Recht, dort berieten sie über die Angelegenheiten der Gemeinde, über Weide, Wiesen und Wald, Ackerung, Aussaat und Ernte; dort wählten sie ihre Bauermeister und bestellten die Ämter des Fronboten und des Flurschützen, des Holzwächters, des Kirchners und des Schreibers, des Hirten und des Turmwächters; dort nahmen sie wohl auch die Weisungen ihres Grundherrn in Empfang — und dorthin liefen sie zusammen, als die Sturmboten des Aufruhrs kamen und der vom Brand der nahen Klöster und Schlösser gerötete Horizont ihnen das Morgenrot ihrer vollen Freiheit zu verkünden schien.

Wäre ihnen nun geworden, was sie in ihren zwölf Artikeln forderten: Eigenwahl des Pfarrers, den ihnen bis dahin der Grundherr oder das benachbarte Kloster gesetzt hatte, Freiheit der Holzung, der Jagd und der Gewässer, Fortfall des kleinen Zehnten, der Leibeigenschaft und des Todfalls, dazu Minderung so vieler Dienste und Gülten, so wären sie frei genug geworden, freier fast als ihre Herren, die doch dem Kaiser und dem Reich oder einer anderen Herrschaft direkt verpflichtet waren. Und hätten sie vollends erreicht, was im Laufe der Bewegung sich immer mehr als das Programm des Aufruhrs heraushob, Ausreutung aller Stifter und Niederbrechung aller Burgen, also daß es im ganzen Land nur Bauern und Bauernhäuser gegeben hätte, so wären sie so frei geworden wie der Vogel in der Luft, wie das Wild des Waldes: es wäre die Freiheit der Anarchie, die Staatslosigkeit gewesen, die sie erreicht hätten. Der Herr, dem sie dienten, verkörperte für sie den Staat, mochte es ein bloßer Reichsritter sein oder ein Graf, ein Abt oder der Magistrat einer Reichsstadt. Nicht der Bauer unmittelbar, sondern der Grundherr war dem Reiche selbst

oder einem Territorialherrn verantwortlich, sowie er seine Bauern innerhalb der ihm zustehenden Grenzen zu schützen hatte. Beides machte er gewiß schlecht genug. Aber es war doch nicht immer böser Wille, sondern sich selbst zu erhalten und voranzukommen war auch für ihn, wie für jedermann und jedes Gemeinwesen, das zwingende Gesetz. Zumal da er in eine Welt gestellt war, die, von halbfertigen staatlichen Gebilden erfüllt, von jeher durch Kampf und Eigennutz regiert war, und in eine Zeit, welche die bisher einzige einheitliche Gewalt, die Kirche, rettungslos in sich zusammensinken sah. Das schließt natürlich nicht aus, daß viele unter den Herren den Bogen allzu straff gespannt haben, und daß die wirtschaftliche Abwandelung den Wert der Naturalabgaben und Dienste weit über Gebühr erhöht hatte. Aber es bleibt dabei: auch die Herren handelten mehr unter dem Zwang als ans Willkür, und die politische Lage, nicht die wirtschaftliche Not war die bestimmende Ursache.

Dadurch erklärt es sich, daß manche unter den Herren, und wohl gerade die Leuteschinder am ersten, lieber Hammer als Amboß sein wollten und sich dem reißenden Strom der Empörung anvertrauten, wo sich dieser gegen Gewalten im Reiche richtete, mit denen sie selbst einen Span auszutragen hatten. So rechnete der verjagte Herzog Ulrich von Württemberg, der einst den »armen Kunz« so grob niedergeschlagen und niemals als ein Bauernfreund hatte gelten können; jetzt aber wartete er auf dem Hohentwiel, mitten unter den gärenden Bauernschaften von Stühlingen, ungeduldig auf das Signal zum Losbrechen; und nur ein höchst unvorhergesehenes Ereignis, die Niederlage König Franz' bei Pavia, die seine eidgenössischen Freunde zwang, den Zulauf ihrer Knechte zurückzuhalten, nötigte den verbannten Herzog, den schon begonnenen Zug abzubrechen und noch einmal stillzusitzen. Und wohl möglich, daß auch Götz von Berlichingen ähnlich spekulierte, als er im Kloster Schönthal und in Neckarsulm mit den Bauernfeldherrn des Öhringer Haufens zusammentraf und sich zu ihrem obersten Hauptmann sei es werben oder pressen ließ. Aber auch der städtische Ehrgeiz wurde vielfach durch die ersten Erfolge der Empörer angeregt; ja selbst die ganz

Großen, wie die Bayernherzoge und die Habsburger, oder wie Casimir von Brandenburg, oder die Eidgenossen von Basel, blieben nicht frei von der Versuchung, Stücke der Bauernbeute für sich selbst in Sicherheit zu bringen.

Wenn schließlich das große Wasser wieder ablief, ohne die alten Grenzen wesentlich zu verrücken, so lag das einmal an dem bald sich ermannenden und dann unmittelbar siegreichen Widerstande der geordneten Gewalten, im Süden vor allem des Schwäbischen Bundes, in Mitteldeutschland der verbündeten Fürsten von Sachsen, Hessen und Braunschweig, sodann aber an dem Radikalismus, den die rasch anwachsende Anarchie der Bauernheere emportrieb. In dem Haufen, den der Berlichinger anführte, und der die Grafen von Hohenlohe und von Werthheim wie den Adel des Odenwaldes mit sich fortriß, war von Anfang an, noch bevor Götz mit ihm seine Praktiken trieb, eine gemäßigtere Tendenz; auf die Zerreißung der Burgen hatten es hier auch die bäuerischen Führer nicht abgesehen. Es kam ihnen zunächst darauf an, das Geschütz zu bekommen, die Herren aber zu dem Eintritt in den Bund oder zum Stillsitzen zu bewegen; dafür versprachen sie ihnen Sicherung ihrer Häuser und Besitzungen. Mit Edelleuten, Geistlichen und Städten schlossen sie Verträge solches Inhalts. Die zwölf Artikel, die auch sie annahmen, milderten sie erheblich und geboten gegen Leibesstrafen allen Untertanen in Städten, Dörfern und Flecken, Gehorsam gegen ihre Obrigkeiten zu üben. Wir haben darin wohl neben Götzens Einfluß auch den Wendler Hiplers zu erkennen, der mit Weigand von Miltenberg in dem sogenannten Heilbronner Entwurf jene weitreichenden Pläne einer Reichsreform entwarf, die unter der Ägide der kaiserlichen Majestät auf Grund allgemeiner Säkularisation der geistlichen Güter eine Umgestaltung der Gerichtsverfassung und der gesamten Organisation und Verwaltung des Reiches verlangten. Aber diese Politik der Mäßigung erlitt bald Schiffbruch. Unter den Neckarbauern selbst, die über den Odenwald hin nach Würzburg dem fränkischen Heere zu Hilfe zogen, hatte von Anbeginn her eine extreme Gruppe bestanden, von der der Anstoß zu dem Sturm auf Weinsberg und zu der Ermordung des Helfensteiner

Grafen, den die Bauern durch die Spieße jagten, ausgegangen war. Diese gewann nach der Vereinigung beider Heere im Lager vor dem Frauenberg alsbald die Oberhand. Denn der Radikalismus der Franken ging weit über jenes gemäßigte Programm hinaus. Sie wollten von den zwölf Artikeln nichts hören: alle Burgen, wie auch die Klöster sollten gebrochen werden; kein Schloß, kein Turm, der in ihre Gewalt fiel, wurde verschont; in ganz Franken, mainauf und mainab, loderten die Feuer; niemand sollte fortan einen gerüsteten reisigen Gaul halten dürfen, jeder Edelmann auf seinem Gute wie ein Bauer leben. Vergebens kämpften Götz und seine Anhänger gegen diese Strömung an. Ein Versuch von ihnen, auf ihre Bedingungen hin der adeligen Besatzung des Frauenberges den Abzug zu bewilligen, scheiterte an dem Widerstande der Franken und der mit ihnen stimmenden Radikalen ihres eigenen Haufens. Die Stürme aber, die von den Bauern darauf gegen die Würzburger Feste gewagt wurden, scheiterten, und damit zogen sie die Katastrophe über sich herbei.

Denn in derselben Stunde, wo der Anlauf gegen die Mauern des Frauenberges zerschellte, ward Thomas Münzer bei Frankenhausen vernichtend geschlagen und damit seiner kommunistischen Revolution das blutigste Ende bereitet. Und schon nahte den Bauern in Franken von Süden her das Verderben. Bis in den März hatte der Schwäbische Bund mit den drei Haufen südlich der Donau Verhandlungen gepflogen; sobald er aber die Waffen bereit hatte und die Gefahr vor Herzog Ulrich geschwunden war, schlug er los. Den Algäuern und Seebauern freilich konnte der Bundesfeldherr, Graf Jürgen Truchseß von Waldburg, auch dann nichts Rechtes abbrechen. Aber nachdem er durch einen vorläufigen Vertrag mit ihnen sich den Rücken gedeckt, zog er gegen die in Württemberg und am Schwarzwald versammelten Haufen und schlug sie am 12. Mai bei Böblingen aufs Haupt. Hierauf wandte er sich gegen Norden. Am 2. Juni ereilte er die Odenwälder, die ihren Dörfern zu Hilfe kommen wollten, bei Königshofen an der Tauber; so fest ihre Stellung war, wurde ihr Heer fast ohne Gegenwehr vernichtet. Zwei Tage darauf wurden auch die Franken bei Sulzdorf und Ingolstadt südlich von Würzburg zertrennt und

niedergemetzelt. Hierauf beugte sich alles Land vom Fichtelberg bis zu den Vogesen. Bei Pfeddersheim nahm der Pfalzgraf an seinen Bauern, die ihn vorher zum Vertrage gezwungen hatten, seine Rache; im Elsaß trat Anton von Lothringen, nachdem er schon im Mai bei Zabern ein Bauernheer vernichtet hatte, erbarmungslos auch die letzten Funken des Feuers aus. Länger dauerte es, bis die tapferen Bauern im Algäu, in Tirol und im Salzburgischen zum Gehorsam gebracht wurden. Aber endlich gelang es allerorten, und die Freveltaten der Betörten wurden von den unbarmherzigen Richtern in Strömen von Blut gesühnt.



Florian Geyer.

(1896.)

Man wird, denke ich, von mir nicht fürchten, daß ich mich mit der interessanten, aber unholden Dichtung abgeben werde, welche jüngst bei uns ein kurzes Bühnendasein gehabt und die Federn unserer Tagesliteraten durch ein paar Wochen in Bewegung gesetzt hat. Ich beabsichtige nichts weiter als festzustellen, was in den Quellen, soweit sie gedruckt sind, über den fränkischen Ritter überliefert ist, der seit Generationen ein Liebling unserer romantischen Poeten war. Bisher haben über ihn nur diese das Wort gehabt. Denn auch der Historiker des Bauernkrieges, Zimmermann, der in Ritter Florian und seiner schwarzen Schar seiner kranken Zeit Idealbilder eines demokratischen Deutschlands vorhalten wollte, ist ihnen zuzurechnen, und wahrlich nicht an letzter Stelle. Er hat, kann man sagen, die Gestalt des ritterlichen Volksfreundes erst geschaffen und ihr mit der Leuchtkraft seiner farbenreichen Kunst den Hauch revolutionärer Romantik verliehen, der wie über seinem Buch, so über dem Sturm und Drang seines eigenen, an Kampf und Hoffen reichen Zeitalters ruht und die Gestalt des fränkischen Edelmannes den Poeten wert gemacht hat. Dennoch kann ich nicht unterlassen, gegen die Mär zu protestieren, welche von den namhaften Kunstkritikern, die Hauptmanns Dichterruhm unter ihre Fittiche genommen, verbreitet wird, als ob dessen Naturalismus mit historischer Treue gleichzusetzen sei. Vielmehr zeigt seine Dichtung weder in den Persönlichkeiten noch in der Abschilderung der Zustände und Anschauungen noch auch

in der Sprechweise selbst etwas von dem Geist der Quellen, trotzdem er diese offenbar sehr viel fleißiger studiert hat als einer seiner Vorgänger, und die Redewendungen, mit denen er die Sprache des 16. Jahrhunderts nachbildet, sich vielleicht sämtlich in der Literatur nachweisen lassen mögen. Ich kenne manche Chronik und manche Rede jenes bäuerischen Zeitalters und weiß, daß unsere Vorfahren nicht zimperlich dachten und sprachen. Aber niemals benahmen sie sich, wie ich sie kenne, weder Edelleute noch Bürger und Bauern, so rüde wie Hauptmanns Helden in jeder Szene, ganz davon zu schweigen, daß die Alten ihre Derbheiten mit einem kernigen Humor vorzubringen pflegten, wovon bei ihrem Imitator nichts zu spüren ist; und nirgends fand ich in der oft ungefügen Sprache unserer Reformationszeit soviel stilistische Gespreiztheit, wie das Bemühen des modernen Naturalisten, aus den gedruckten Überresten sich die alte Redeweise zurechtzumachen, naturgemäß mit sich bringen mußte.

Im übrigen hat Hauptmann das Schicksal seines Helden dem äußeren Verlauf nach in den Zügen dargestellt, welche Zimmermann ihm gegeben hat, und die diesem seither nacherzählt wurden. Danach gilt es als ausgemacht, daß Florian Geyer auf beiden Schauplätzen des Aufstandes, bei den Ereignissen um Weinsberg und Heilbronn ebenso wie bei den Kämpfen vor Würzburg, dabei gewesen und eine führende Stellung eingenommen habe. »Als der Ohrenbacher Haufe,« so erzählt Zimmermann, »nach dem Schüpfer Grunde zog, fanden sie unterwegs einen tüchtigen Anführer. Sie kamen nicht weit von der starken Burg Giebelstadt vorüber, die dem edlen Geschlecht der Geyer von Geyersberg gehörte. Einer dieses Geschlechtes legte, wie einst Graf Rudolf von Werdenberg unter den Appenzellern, den Rittermantel ab und trat zu den Bauern, freiwillig, als ihr Bruder. Es war Florian Geyer, der schönste Held des ganzen Kampfes.«

Die Ohrenbacher gehörten zu den Bauern in der Landwehr der Stadt Rothenburg, die in Franken zuerst die Fahne des Aufruhrs erhoben. Sie trennten sich, wie Zimmermann und mit ihm alle anderen annehmen, im Taubergrunde von den anderen Ge-

meinden und zogen ins Jagsttal zum Kloster Schönthal hinüber, wo damals Georg Metzler die Bauern vom Odenwald und Neckartal zu sammeln begann. Mit diesen wären sie nach Öhringen gekommen. Während von dort aber einige Fähnlein an die Tauber zurückgingen, soll Florian Geyer mit einer Kerntruppe, der »schwarzen Schar«, bei Metzler geblieben sein. »Es waren,« sagt Zimmermann, »meist Bauern der Rothenburger Landwehr, eingelernte Kriegsmänner, die schon mehr dabei gewesen waren, wo es galt, Mauern zu stürmen und zu brechen.« Gleich die Eroberung von Weinsberg ist ihr Werk: während die anderen die Stadt umzingeln und berennen, ziehen sie im Grünen vor das Schloß und haben es bald erstürmt und erstiegen. Nach der entsetzlichen Exekution jedoch, welche Jäcklein Rohrbach und seine Mordgesellen über die gefangenen Edelleute, Graf Ludwig von Helfenstein und die Seinen, verhängen, trennen sich die Tapferen von dem mordgierigen Haufen. Zimmermann ist im Zweifel, ob Florian dabei von der Mißbilligung der Blutrache Jäckleins als einer unpolitischen Maßregel oder noch mehr durch den Widerspruch gegen die Wahl des Ritters Götz von Berlichingen zum Obersten geleitet worden sei. Jedenfalls bezeichnet er es als die schlimmste Frucht, die aus der Blutsaat Jäckleins aufging: der helle Haufen habe mit ihm die militärische Intelligenz, den tüchtigsten, treusten und redlichsten Führer und mit seiner Schar ihren kriegerischen Kern eingebüßt. Dennoch blieben die Schwarzen, wenn wir ihm folgen, zunächst noch in der Nähe: sie eroberten, den Weinsbergern voranziehend, Neckarsulm, mit dessen Geschütz der feste Scheuerberg und Schloß Horneck bei Gundelsheim gebrochen wurden; und durch den Odenwald hindurchgehend, nahm Florian Geyer die neun Städte des Mainzer Oberstiftes ein und ließ sie dem fränkischen Heere huldigen; bei Bischofsheim an der Tauber zog er zum Stift hinaus und vereinigte sich wieder mit seinen Franken.

Auch vor Würzburg haben nach Zimmermann und der allgemeinen Meinung die Schwarzen das Beste getan: bei dem Sturm auf den Frauenberg sind sie allen voran und erleiden die stärksten Verluste. Leider sei Ritter Florian damals nicht zugegen ge-

wesen. Er verhandelte damals neben anderen Gesandten des Heeres in Rothenburg über den Anschluß dieser Stadt an die Empörung. Und so war er auch in den Stunden der Entscheidung, als bei Königshofen bereits die blutigen Würfel gefallen waren, wieder in dieser Stadt. Zimmermann begründet diese Entfernung von dem Schauplatz des Krieges mit der Eifersucht der bäuerischen Befehlsleute gegen die sittliche und intellektuelle Überlegenheit des Edelmannes: »Dieser edle Geist, durch Tugend und Wort und militärische Kenntnis überlegen, hatte bei dem Bauernrat zu Würzburg geniert, und sie hatten ihn ausgeschickt auf diplomatische Reisen und ihm das Schwert aus der Hand gewunden.« Ein Motiv, das Hauptmann aufgegriffen und das ihm vielleicht zu der Figur des dicken Bauernobersten Georg Kohl den Anstoß gegeben hat. Die Botschaft von dem Anmarsch des Bundesheeres unter Georg Truchseß riß, so erzählt Zimmermann, Ritter Florian wieder aufs Pferd, er ritt die ganze Nacht hindurch und war vor Tagesanbruch des 4. Juni im Lager zu Heidingsfeld. Hauptmann hat das Heldenhafte in Geyer geschickt gesteigert, indem er dem Ritt die Nachricht von der Niederlage des Weinsberger Haufens bei Königshofen vorangehen läßt. Zimmermann hält sich hier an die Quelle, wenn er sagt, daß das Heer aus dem Lager aufgebrochen sei, ohne von dem Untergange ihrer Brüder etwas zu wissen; sorglos seien sie in den sonnigen Pfingstmorgen hineinmarschiert. Mit allem Glanze seiner Farben umgibt er aber seinen Helden in dem letzten Kampf. Geyer ordnet die Wagenburg, als die feindlichen Reiter heransprengen. Er führt die Schwarzen aus dem Getümmel der Flucht und dem Gemetzel in die Burgruine von Ingolstadt und schlägt von hier aus mit seiner Handvoll Tapferer Sturm auf Sturm der Ritter und Knechte ab. Als die Feinde endlich über Graben und Mauer hineinbrechen, entkommt er dennoch im Dunkel der Nacht. Nicht um zu fliehen! Von neuem setzt er sich in einem nahen Gehölz fest, an 200 der tapfersten und stärksten Männer um ihn, und schlägt sich schließlich, fast allein gelassen, noch einmal durch, bis ihn endlich bei dem Versuch, im Rücken der Fürsten im Württembergischen die Versprengten zu sammeln und den Brand neu anzufachen, das

Verhängnis ereilt. Sein eigener Schwager, ein Grumbach, überfällt ihn; er sinkt fechtend und alle die Seinen mit ihm im hoffnungslosen Kampfe. »Nicht Geiz nach Ehre, Einfluß oder Beute war's,« so schließt Zimmermann seine pomphafte Charakteristik, »was ihn handeln ließ, auch der Feinde keiner hat dieses ihm nachgeredet; und ruhmlos fiel er und schlief lange fast vergessen. Einst wird auch seine Zeit und sein Lohn mit ihr kommen, wenn auf der ganzen befreiten deutschen Erde der Vater den Söhnen und Enkeln erzählen wird von denen, die mit ihrem Blute den Baum gepflanzt haben, in dessen Schatten der Landmann und der Bürger ein schöneres, ein würdigeres Dasein genießen; dann wird man auch reden und sagen von Florian Geyer, dem Hauptmann der schwarzen Schar.«

Indem ich nun diesem poetischen Gemälde die nüchterne Wirklichkeit entgegensetze, bedaure ich dabei zunächst nur gedruckte Quellen benutzen zu können. Ohne Frage werden die Archive, zumal die der kleineren Städte und Herren in Oberdeutschland, noch manche Nachricht über den Ritter und seine bäuerischen Brüder liefern. Immerhin sind wir, wenigstens über die Ereignisse zu Würzburg und Rothenburg, durch die, wenn nicht unparteiischen, so doch gut orientierten und von zahlreichen Urkunden kontrollierten Chronisten Lorenz Fries von Würzburg und Thomas Zweifel, den Rothenburger Stadtschreiber, hinreichend gut unterrichtet, um die Gestalt des ritterlichen Bauernfreundes und seine Stellung in ihrem Lager einigermaßen zu bezeichnen; freilich, um es gleich zu sagen, mit dem Ergebnis, daß von dem Bilde, wie es die Poeten und die Historiker bisher entworfen haben, das wenigste übrigbleiben wird.

Zunächst muß die schwarze Schar als eine besondere Garde Florian Geyers aus der Überlieferung gestrichen werden. Bei Fries und Zweifel kommen die »schwarzen Bauern« überhaupt nicht vor, weder im Text noch in den Urkunden, geschweige denn, daß ein eigenes Korps so genannt wäre. Dort werden die fränkischen Bauern geradeso wie die vom Neckartal und Odenwald als der helle, der gemeine helle, der helle liechte, der helle christliche Haufen und ähnlich bezeichnet. Hell ist zunächst

in der Bedeutung von ganz (heil) zu nehmen. So hießen daher alle größeren Ansammlungen im Revolutionsgebiet südlich vom Main, der Haufen von Ellwangen-Dinkelsbühl, der um Gailsdorf, der im Bruhrain, auch die im speierischen Bistum und andere. So schreiben z. B. die fränkischen Bauern noch Ende April selbst von sich: »Wir, die hauptleut, veldweibel, venderich und ganz versamblung des hellen, liechten Haufen, so in Rotenburgischer landwer ausgezogen, bekennen offentlich etc.«

Im Mai pflegten die Franken sich jedoch offiziell nach ihrer Landschaft zu bezeichnen, deren Vertretung sie beanspruchten. So ist z. B. ein Brief vom 11. dieses Monats unterzeichnet: »Hauptleut und rethe der versamleten baurschaft im Land zu Francken, itzo zu Haidingsfeld.« Und damals, als beide Haufen vor Würzburg lagerten, ward der Odenwälder als der helle oder helle liechte unterschieden. »Auch, lieben herren und brudere,« schreiben die Franken einer Nachbargemeinde am 16. Mai, »geben wir euch zu verstehen, das unser und der ander hauf, den man den hellen haufen nennet, einmutig und eines sinnes sein.« In dieser Zeit mag auch der Name des »schwarzen Haufens« aufgekommen sein, doch wohl, um ihn dem hellen gegenüberzustellen. Und nun wird man vielleicht mit diesem, zumal durch den Zusatz des liechten, auch den Nebenbegriff des Glänzenden verknüpft haben. Schwarz aber hat in dieser Zeit auch die Bedeutung des Grausamen. Man nannte daher so die fränkischen Bauern, die sich im Gegensatz zu dem gemäßigteren Vorgehen der Odenwälder durch ihr schonungslos verheerendes Auftreten hervortaten; sie brannten alle Klöster und Schlösser auf ihrem Wege nieder.

So gang und gäbe heute nun auch diese malerische Bezeichnung sein mag, ebenso selten findet man sie in den Quellen. Ich wenigstens vermag kaum ein halbes Dutzend Stellen namhaft zu machen. Zwei davon finden sich in den Annalen des Rothenburger Barfüßermönches Michael Eisenhart, der unter dürftigen und zum Teil recht falschen, erst nach Jahren verfaßten Aufzeichnungen hier und da wertvollere Notizen bringt. »Item,« schreibt er das einemal, »die paurn vor Würzburg haben gehapt zwen haufen, der ain genant der hell hauf, der ander genant der

schwarz hauf.« Ebenso werden die beiden Haufen unterschieden von Lutz, dem Herold des Truchsessen, den Holzwart in seiner lateinischen Chronik nur ausschreibt, und von Ambrosius Geyer in ihren kunstlosen Aufzeichnungen, die sie über den Zug des bündischen Heeres und die letzten Kämpfe gemacht haben. Die andere Notiz bei Eisenhart lautet: »Donerstag nach Crucis (4. Mai) sein die baurn, der schwarz hauf genant, von Haylprun gen Bischofsheim kommen, haben begert das gschoß, das zu Boxberg ist gewesen. Die Nacht davor sein sy gelegen zu Buchaim (Buchen).« Hier liegt offenkundig eine Verwechselung vor mit den Odenwäldern, die um jene Zeit, noch ein paar Tage früher, über Buchen durch den Odenwald gezogen waren; möglich, daß eine Streifschar von ihnen Bischofsheim einen Besuch gemacht hat, mit dem sie sich damals verbrüderten. Die Tauberbauern aber, an die Eisenhart, der eben nur diese als die schwarzen kennt, allein denken kann, lagerten in diesen Tagen weit hinter Würzburg, bei Ochsenfurt am Main. Eine Verwechselung mit den Odenwäldern liegt auch zweifellos vor an einer Stelle in dem Tagebuch des Wolfgang Königstein in Frankfurt, mag sie nun von ihm erst hineingebracht sein oder dem Moment des Ereignisses selbst entstammen: am 5. Mai, erzählt er, habe sich das Gerücht in der Stadt verbreitet, die schwarzen Bauern kämen; sie lägen schon bei Miltenberg. Es waren in Wirklichkeit die Odenwälder, welche an jenem Tage da umher lagerten und in der Tat den Marsch gegen Mainz in Erwägung gezogen haben.

Dennoch hat es, wenigstens in den Kämpfen um Würzburg, ein besonderes Korps taktisch geschulter Kriegsmänner gegeben, und sind es gerade diese gewesen, welche in der Burgruine von Ingolstadt so heldenmütig fochten und dort bis auf den letzten Mann niedergemacht wurden; und wir sind über diese sogar recht gut, von zwei Seiten her unterrichtet, von Magister Lorenz Fries und einem andern Würzburger Chronisten, der den städtischen Kreisen angehörte und von seinem Herausgeber für den in den Aufstand verwickelten Stadtschreiber Martin Cronthal gehalten wird. Es waren zwei Fähnlein sog. freier Knechte, »Fußbuben«, wie Fries verächtlich schreibt, »die vor krieg gebraucht haben

mogten und itzund den burgern wider ir aigen herren umb sold dieneten«. Zu Florian Geyer standen sie in keinerlei Beziehung und sind offenbar von Würzburg, außer auf ihrem Todesgang, niemals weg gewesen. Sie lagen in der Stadt und traten zu den Bauern über, mit denen sie sich nun gegen ihren alten Kriegsherrn auf Leben und Tod verbrüdern mußten.

Davon aber kann gar keine Rede sein, daß von dem Tauberhaufen jemals ein besonderes Korps, möge es geheißen haben, wie es wolle, sich abgezweigt, mit den Odenwäldern Weinsberg erstürmt und danach vor ihnen her das Mainzer Oberstift durchzogen habe. Wir dürfen dies schon jetzt mit aller Bestimmtheit behaupten, da wir die Bildung und Marschrichtung der beiden großen Heerhaufen bis zu ihrer Vereinigung vor Würzburg am 8. Mai Tag für Tag verfolgen können und nirgends einem detachierten und hin und her ziehenden Korps begegnen.

Gerade über die Ohrenbacher Bauern sind wir durch den ungemein ausführlichen Bericht Zweifels und seine Urkunden vorzüglich unterrichtet; Tag für Tag können wir sie verfolgen, seit dem sie am 21. März ihre beiden Dorfmeister in das nahe Rothenburg schickten und das Stadtvolk aufwiegeln ließen, wie sie von Dorf zu Dorf in der Landwehr umherziehen und die Nachbarn von allen Feldern ihnen zulaufen; wir kennen ihre Hauptleute und Räte, ihre Waibel und Profosse und bis ins kleinste die Forderungen, mit denen sie den Rat in Rothenburg ängstigten, und die Verhandlungen, die sie mit Stadt und Landschaft führten. Anfangs, bis Ende März, hatten sie ihr Absehen nur auf das Rothenburger Gebiet und die Befriedigung ihrer eigenen Beschwerden gerichtet. In den ersten Tagen des April aber rückten sie über die Landwehr hinaus, um die Untertanen Zeisolfs von Rosenberg, die ihnen selbst vorher Hilfe gebracht hatten, gegen ihren Herrn zu unterstützen; auch hohenlohesche Bauern, nicht die von Öhringen, sondern die im Taubergrund, wohin sich hier die Grafschaft ausdehnte, hatten sich zu ihnen geschlagen. Ritter Zeisolf saß mit mehreren seiner Freunde und Vettern auf Schloß Haldenbergstätten, als die Bauern sich auf der Wiese am Burgberg lagerten; er ward alsbald zum Vertrage genötigt. Von da

zog der Haufe weiter zu den Bauern des von Finsterlohr und Ritters Hans von Rosenberg, da auch diese den Rothenburgern geholfen hatten, ihren Rat zu überziehen; es geschah aber bereits gegen den Willen des Hauptmanns Peter Kerner und einer Minderheit, die von den anderen Hauptleuten und Bauern überstimmt wurden. Sie fielen in das Kloster Scheftersheim ein, wo sie die Keller leerten und übel hausten. Hier strömten auch die Bauern aus den würzburgischen Ämtern, von Grünsfeld, Lauda, Mergentheim, Bütthart und anderen Flecken und Dörfern ringsumher zusammen, die alle umgefallen waren, der Tauberhaufe, wie ihn Zweifel kurzweg nennt. Beide schwuren einander Treue zu; aber die Tauberbauern, als die weitaus stärkeren, nahmen gleich das Regiment in die Hand, setzten die Hauptleute und Räte der Rothenburger ab und wählten einen neuen Kriegsrat, in den auch von diesen einige, z. B. der große Lienhart, der Pfaffe von Schwarzenbronn, und Lienhart Denner, der Pfarrverweser von Leuzenbronn, eintraten. Von Florian Geyer aber und seinen Schwarzen ist in alledem nicht ein Wort zu lesen. Allerdings trennten sich jetzt die Ohrenbacher und ihre Nachbarn aus der Rothenburger Landwehr von dem Tauberhaufen — aber nicht, um Georg Metzler und den Seinen zuzuziehen, sondern um in die Heimat zurückzugehen! Es geschah auf Geheiß der Tauberbauern, die ihnen nur die Verpflichtung abnahmen, sich auf neue Aufmahnung wieder bei ihnen einzufinden. »Blieben auch still sitzen,« erzählt Zweifel, »ungefahrlich bei acht tagen.« Um die Mitte des Monats wurden sie wieder aufgefordert, »doch nur viertelsweise«, wie unser Chronist sagt, also nicht mit der ganzen Macht; sie schickten damals trotz der Abmahnungen seitens ihrer Stadt ein Fähnlein hinaus, das dann wohl im Lager blieb. Als endlich das Geschrei von dem Anzuge der Bündischen erscholl und die Lärmglocken ringsum die Bauernschaft nach Königshofen zur Hilfe der bedrängten Brüder zusammenriefen, erhoben sich auch die Rothenburger von neuem und kamen herbei. Unterwegs jedoch, erzählt Zweifel, »vernahmen sie den Wind von den Fliehenden und andern, wie die Paurn zu Konigshofen geschlagen und die christlichen Brüder jämmerlich niedergelegen wären, zugen dem-

nach wieder zuruck, und ein jeder wieder anhaims, alda sie auch furter blieben, und kamen also derselben Schelmen keiner mehr hinaus noch sunst in einige Schlacht, das nit allein bei Fursten, Herren und gemeinem Adel, sonder auch bei ihren selbs Herrschaften nit kleinen Mißfall, Verdrieß und Neid pracht, daß sie als die Anfänger der Aufrur in dieser Art (Gegend) also ungeschlagen und ungestraft darvon komen sollten«.

Wir müssen es uns überhaupt nicht so vorstellen, als ob die Bauern, indem sie einem der Haufen zuliefen, sich von ihrer Scholle ganz losgerissen hätten; von der Masse wenigstens wird man dies nicht sagen dürfen. Sie suchten den Zusammenhang mit ihren Dörfern und Flecken möglichst lange zu erhalten; schon um Weib und Kind, die daheim blieben, nicht ganz verlassen zu müssen, auch um Proviant vom eigenen Hofe bekommen und einmal selbst nach Acker und Vieh sehen zu können. Vielfach ist in den Quellen von dem »Abwechsel« und dem »Ausschuß« die Rede. Man ahmte damit das Landesaufgebot nach, bei dem auch nur ein »Ausschuß« aus der wehrhaften Mannschaft gemacht wurde. Damit ward alle 14 Tage oder in längeren Fristen abgewechselt. Auch die Abgeordneten im Rat wurden meist von Zeit zu Zeit neu bestimmt. Die Nachbardörfer sammelten sich unter einer Fahne, oder größere Flecken warfen wohl ein eigenes Fähnlein auf; ein Schultheiß oder ein Dorfwirt wurden zu Befehlsleuten erwählt und saßen mit den Ortspfarrern im Kriegsrat. Von fester Ordnung kann natürlich nicht die Rede sein; auch blieben gewiß zuweilen (wie zumal im Odenwälder Haufen, der so weit herumziehen mußte) ganze Einwohnerschaften im Lager, aber im allgemeinen werden dies die charakteristischen Züge sein: die Dorfschaften beieinander, und zwischen den Haufen und ihren Heimatsorten eine rege Verbindung, ein immerwährendes Ab- und Zulaufen. Undenkbar aber und unmöglich wäre es gewesen, daß bei so lockerer Verbindung sich in wenigen Wochen ein taktisch geschultes, kriegsmännisch geordnetes und gerüstetes Korps, wie die sogenannte schwarze Schar, hätte bilden können.

Weniger gut als über die Tauberbauern sind wir über die vom Odenwald und Neckar unterrichtet, die nach der Weins-

berger Greueltat auch als die Weinsberger bezeichnet werden. Aber ihre Zusammensetzung läßt sich doch auch gut genug erkennen, um einen größeren Zuzug von dem Tauberhaufen her für ausgeschlossen zu erklären; und schlechterdings keinen Platz lassen auch die Quellen von dieser Seite für ein besonderes Korps, das neben und vor dem Hauptheere weg am Neckar und im Odenwalde marschiert und gestürmt hätte.

Die Aufständischen sammelten sich hier an zwei Punkten. Bei Kloster Schöntal an der Jagst liefen die Bauern aus der Zehnt von Krautheim und Ballenberg zusammen. Dies waren die Odenwälder; ihr Rädelsführer Georg Metzler, der Wirt von Ballenberg. Ihre Absicht war von Anfang an auf das Mainzer Stift, dem sie untertan waren, gerichtet. Schon am 6. April schrieben sie an Bischofsheim und andere odenwäldische Städte und forderten sie zum Beitritt auf. Sie vereinigten sich hier mit den Untertanen der Grafen Albrecht und Georg von Hohenlohe, die in denselben Tagen um Öhringen gegen ihre Erbherren aufgestanden waren, und zwangen die Grafen zur Bewilligung ihrer Forderungen und zum Eintritt in ihren Bund. Am 10. April waren sie von Schönthal, an 8000 Mann stark, nach Neuenstein, dem Sitz der Grafen, gekommen, am 11. wird schon Georg Metzler als der Oberste bezeichnet, der Haufe aber als »der helle liechte, so aus Oringau gezogen«. Erst später, nachdem sie aus allen Tälern Zulauf erhalten, traten sie als die Bauern vom Odenwald und Neckartal auf. So brachen sie, nachdem sie Weinsberg und Heilbronn, auch Neckarsulm sowie die Schlösser der Deutschherren bezwungen hatten, gegen das Mainzer Oberstift auf, dessen südlichsten Ort, Neidenau an der Jagst, sie schon am 20. April in ihre Einung aufnahmen. Der Statthalter des Erzstiftes, Bischof Wilhelm von Straßburg, ein Graf von Hohenstein und Verwandter Bertholds von Henneberg ruhmreichen Angedenkens, hatte gehofft, von Miltenberg aus die Odenwälder in Ruhe erhalten zu können. Aber vergebens bemühte er sich um Reisige; nicht mehr als 120 Pferde brachte er zusammen. Auch Richard von Greifenklau, der Erzbischof von Trier, an den er sich um Hilfe wandte, konnte zunächst nicht aufkommen, während der Rheingau abge-

fallen war und das Oberstift bereits durch Sendboten der Bauern unterwühlt wurde. So sah sich Wilhelm gezwungen, nach Aschaffenburg, der bischöflichen Residenz, zurückzuweichen, während die Weinsberger von Gundelsheim und Neidenau her einbrachen und mit leichter Mühe die neun Städte zu sich brachten. Auch in Aschaffenburg ward dem Bischof bald der Boden zu heiß. Als er aber am Freitag nach Misericordiä (5. Mai) aufbrechen wollte, ließen ihn die eigenen Bürger nicht fort; sie versperrten die Straßen mit Fässern und Karren und hielten ihren Herrn, von den Spessartbauern unterstützt, drei Tage im Schloß gefangen, bis die Weinsberger herankamen und auch ihn zum Vertrage zwangen. Er mußte versprechen, bis zum 21. Mai 15 000 Gulden zu zahlen; acht Abgesandte gingen von dem Bauernheer am Main abwärts, um die Mainzer und Rheingauer zum Beitritt aufzufordern und die Zahlung des Geldes zu betreiben. Der Vertrag von Aschaffenburg ist als eine der wichtigsten Wendungen in der bäuerischen Revolution zu bezeichnen; denn nur so kaufte sich der Bischof von dem Zuge der Bauern an den Rhein los, wo auf dem Lande und in den Städten, Frankfurt und Mainz voran, der gemeine Mann es mit den Rebellen hielt und die Fürsten zurzeit noch fast ungerüstet waren; indem sich die Odenwälder aber gegen Würzburg wandten, kam das Feuer der Empörung in diesen Landschaften nicht auf oder blieb isoliert und ließ sich leicht ersticken.

Wir sind über diese Ereignisse durch die Korrespondenz der genannten Fürsten, wozu noch die Apologien Götzens von Berlichingen und andere Urkunden kommen, recht gut unterrichtet und müßten also, wenn wirklich Geyer mit einer Abteilung der Frankenbauern vor dem Hauptheere sengend und brennend, wie seine Gesellen pflegten, durch den Odenwald hin gefegt wäre und die neun Städte dem fränkischen Haufen verpflichtet hätte, zweifellos etwas davon hören; aber mit keiner Silbe wird von anderm als dem Zuge des Odenwald-Neckartaler Heeres gesprochen. Schon darum könnten wir getrost die Geschichte von der schwarzen Garde ins Reich der Fabeln verweisen. Zimmermann hat seinen buntschillernden Bericht hierüber lediglich aus zwei Stellen zusammengewebt, aus der Notiz Eisenharts über

den Zug des schwarzen Haufens nach Bischofsheim, die wir besprachen, und aus einer urkundlich gesicherten Behauptung Geyers oder eines Mitgesandten, die am 14. Mai in Rothenburg fiel: jener habe die neun Städte auf dem Odenwald vor den Weinsbergern persönlich zur Huldigung an das fränkische Heer gebracht. Wann und wie das geschehen ist, ob auf einer Gesandtschaft Florians dorthin, oder ob die Städte ihrerseits die Huldigung im Lager haben aussprechen lassen, wissen wir nicht, es läßt sich schlechthin nichts darüber behaupten; möglich aber, daß es in der Zeit, als der fränkische Haufe um Mergentheim und Lauda, an der Grenze des Mainzer Stiftes lag, in der zweiten Aprilwoche geschehen ist.

Muß nun aber nicht, wenn der Mantel fällt, auch der Herzog mit? Bleibt für Florian Geyer selbst bei Weinsberg, Heilbronn und Neckarsulm überhaupt noch Platz, wenn seine schwarze Garde nie existiert hat? Soviel ich sehe, nennt ihn nur eine Quelle bei den Ereignissen im Neckartal gegenwärtig, eine anonyme badische Chronik, die Mone in der Quellensammlung zur Badischen Landesgeschichte herausgegeben hat; doch berichtet diese nur nach Hörensagen, und die Notiz steht mitten unter ganz irrigen Angaben und führt sich selbst unter einem »wie man sagt« ein; wir werden sie kaum zu berücksichtigen haben. Zimmermann gibt nirgends eine Quelle an. Was er von der Ersteigung des Schlosses schreibt, hat er aus Zweifel, der aber von Florian Geyer keine Silbe sagt. Auch hat jener seine Quelle falsch gelesen; denn statt »im Grünen«, wie er poetisch schreibt, heißt es dort: »im Grimmen erstiegen, erstürmten und eroberten die Bauern das Schloß und nahmen danach die Stadt Weinsberg ein«; wir können getrost annehmen, daß der Historiker des Bauernkrieges hier wie anderwärts lediglich seiner blühenden Phantasie gefolgt ist. Heyd in seiner Biographie Ulrichs von Württemberg zitiert, indem er dieselbe Tatsache meldet, Bensen und Oechsle, von deren Hand wir zwei größere, oft ausgeschriebene Darstellungen des Aufruhrs in den schwäbisch-fränkischen Gebieten besitzen. Von diesen beruft sich Bensen nur wieder auf die Stelle bei Zweifel, die er mit demselben Lesefehler anführt; Oechsle, der

älteste von diesen Historikern (1830), weiß zwar von allen Taten, die Zimmermann seinem Helden zuschreibt, nichts, nennt ihn aber doch im Bauernrat nach der Eroberung Weinsbergs anwesend und legt ihm dabei ein ihm oft nachgeschriebenes Wort in den Mund, das sich in der Tat, wie wir sehen werden, mit dem Programm Geyers und der Tauberbauern deckt: er habe gesagt, man solle alle Schlösser ausbrennen, und ein Edelmann sollte nicht mehr als eine Türe haben, wie ein Bauer. Eine Quelle gibt aber auch dieser keineswegs kritisch feste Forscher nicht an; und wir müssen allen unsern Gegengründen gegenüber zunächst auch an dieser Angabe Zweifel hegen. Zwei Lokalhistoriker, die noch vor Oechsle schrieben und sich auf handschriftliche Quellen berufen, Justinus Kerner und ein anderer Schwabe, ein Pfarrer Jäger, wissen von Florian Geyer nichts, obgleich sie, wie man bei Kerner wenigstens kaum zu sagen braucht, es an romantischem Beiwerk nicht fehlen lassen und so unkritisch sind wie alle anderen. Jäger hat die Ereignisse bei Weinsberg und Heilbronn später noch einmal in größerem Zusammenhang und ausführlicher dargestellt. Hierfür hat er die Untersuchungsakten im Heilbronner Stadtarchiv und die Schwäbischen Bundesakten im Staatsarchiv zu Stuttgart recht fleißig benutzt und manche wertvolle Notiz beigebracht; aber Florian Geyers Namen hat er nirgends gefunden. Wir besitzen mehrfach gedruckte Listen der Edelleute, Klöster und Städte, welche von den Odenwald- und Neckarbauern in diesen Wochen in ihren Bund aufgenommen worden sind: der Name Florians fehlt in allen. Nirgends nennt Götz von Berlichingen ihn in seinen Berichten über den Aufruhr, obgleich er ihn sehr wohl gekannt hat; denn Geyer war es, der den Ritter mit der eisernen Hand 1519, als er das Amt Möckmühl für Herzog Ulrich von Württemberg verwahrte, in dem Zuge des Schwäbischen Bundes gegen diesen mit anderen Gesellen vom Adel überfallen und in den Gewahrsam des Bundes gebracht hatte. Götz hat uns selbst diese Notiz in seiner Selbstbiographie mitgeteilt — beiläufig das einzige, was wir aus dem früheren Leben Geyers wissen. Thomas Zweifel zählt einmal die Hauptleute des Weinsbergischen Haufens auf, Götz und Metzler an der Spitze, Florian

Geyer aber ist nicht darunter; und gerade diesen hätte Zweifel, der ihn persönlich so genau kannte, doch dabei aufführen müssen. In keiner der Urkunden, welche Berlichingen und Metzler ausstellten (und wir haben deren eine ganze Reihe), kommt der Name vor, keine Spur davon in allen Akten von ihrem Heerzuge. Wenn Zimmermann berichtet, daß Geyers Schwarze das Geschütz in Neckarsulm genommen und damit den Scheuerberg gebrochen hätten, so steht bei Oechsle, den er hier wohl ausschreibt, nichts davon. Dieser hat aus den Untersuchungsakten die Namen der Ortschaften ausgezogen, die an der Erstürmung jenes Schlosses teilgenommen haben: es sind lauter Dörfer vom Odenwald und Neckartal. Unverständlich endlich wäre es, was Florian Geyer überhaupt zu den Odenwäldern geführt haben könnte; nur bei seinen fränkischen Landsleuten ist er zu vermuten.

In der Tat weisen die Urkunden ihn hier zuerst nach. Am 6. und 7. Mai lagerte der Tauberhaufen bei Ochsenfurt und brachte von hier aus das nahe Kitzingen, das schon markgräflich war, in den Bauernbund. Damals hat Florian Geyer mit Lienhart Denner, dem Pfarrverweser zu Leuzenbronn, von der Rothenburger Bauernschaft, und zwei anderen Genossen die Verhandlung geführt; am 8. Mai ritt er dem Haufen, der schon am Abend vorher von Ochsenfurt aufgebrochen war, in das Lager von Heidingsfeld oberhalb Würzburgs nach; als er ankam, rückten gerade die Odenwälder in ihr Lager vor dem Würzburger Schlosse ein. Und in dieser Stellung finden wir den Ritter fortan. Gleich am nächsten Tage erschien er mit anderen Botschaftern beider Haufen vor Rat und Gemeindeausschuß zu Würzburg, um sie zum Anschluß an ihre Sache zu bewegen. Es wird uns ausdrücklich bezeugt, daß er dabei das Wort geführt und das Programm der Bauernschaft entwickelt habe. Wir können daher wohl annehmen, daß er auch schon in Kitzingen den Vortrag gehabt hat, zumal da wir ihn auch später in dieser Rolle finden. Denn schon wenige Tage nachher, am 13. Mai, kam er mit den Rothenburger Gesandten und von anderen Bauerndeputierten (darunter wieder Lienhart Denner, der ein Stadtkind, eines Ratsherrn Sohn war) begleitet nach Rothenburg, um Rat und Gemeinde auf das frän-

kische Programm zu verpflichten und das schwere Geschütz der Stadt für die Beschießung des Frauenberges zu gewinnen. Hier war er wieder der Sprecher, erst vor den Räten und dem Ausschuß, dann vor den Bauern, die man vom Lande hereingerufen hatte, und schließlich, am 15. Mai, in der Kirche vor der versammelten Gemeinde. Er trug die Forderungen des fränkischen Heeres vor und las die Artikel und die Schwurformel ab: zu Gott dem Allmächtigen und auf das heilige Evangelium, mit aufgereckten Fingern schwuren die Bürger, die Artikel der Bruderschaft halten zu wollen.

Unterdessen nahte bereits von Süden her das Unheil. Am 12. Mai schlug Jörg Truchseß die württembergische Bauernschaft vernichtend bei Böblingen; am 20. traf Weinsberg für den Frevel vom Ostertage sein schreckliches Strafgericht: es ward ausgeplündert und verbrannt, die Einwohner, nur Weiber und Kinder fand man im Städtchen, in das Elend getrieben; am 26. ward Neckarsulm, in dem sich zwei Bauernfähnlein zur Wehr setzten, erstürmt, die Bauern gefangen, zum Teil enthauptet. Nun beugte sich alles Land bis an die Jagst. Die Odenwälder, welche von Würzburg her zur Hilfe geeilt und schon bis Neckarsulm gekommen waren, wichen erschreckt zurück bis Krautheim und dann in die feste Stellung bei Königshofen. Hier ereilten die Bündischen sie am 2. Juni und vernichteten fast ohne Gegenwehr ihren Haufen; und zwei Tage darauf, am Pfingstmorgen, wurden auch die Franken bei Sulzdorf und Ingolstadt zertrennt und niedergemetzelt.

Florian Geyer aber hat an allen diesen Bluttagen keinen Anteil gehabt. Er war mit seinen Ratsfreunden in Rothenburg, als die Bauern vor Würzburg in der Nacht zum 16. Mai den ersten Sturm auf den Frauenberg wagten, bei dem sie den Kern ihrer Leute in dem Graben liegen lassen mußten. Am 17. kehrten die anderen Gesandten in das Lager zurück, mit den Rothenburger Notschlangen, welche die Mauern der Würzburger Feste brechen sollten. Ritter Florian aber blieb in Rothenburg, auf Betreiben Stephans von Menzingen, der mit ihm zu Markgraf Kasimir reiten wollte, um womöglich den Hohenzollerfürsten in die Bruderschaft

zu bringen; aber sehr gegen den Willen der anderen Gesandten, die ihrem Genossen den Ritt geradezu untersagten. Er mußte erst durch einen besonderen Brief aus dem Lager heimgefordert werden, ehe er am 19. Mai sich dazu verstand, nach Heidingsfeld zurückzugehen. Ein noch bedenklicheres Licht als diese Insubordination wirft auf sein und Menzingens Treiben die Tatsache, daß dieser ihm damals ein kostbares Meßgewand aus den Kirchenschätzen, die vom Rothenburger Rat eingezogen waren und in einer Truhe auf dem Rathause verwahrt wurden, verehrt hat; auch Hans Bezold, der Schultheiß von Ochsenfurt, mit dem Geyer viel zusammensteckte, nahm eins der Ornate an, die von Seide und Samt und mit silbernen und goldenen Kreuzen und Emblemen reich verziert waren. Menzingen suchte den Handel vor dem Bürgermeister Georg Bermeter und dem Altbürgermeister Erasmus von Musloe damit zu entschuldigen, daß man es Florian und seinen Mitgesellen im Lager zu Heidingsfeld habe versprechen müssen, da sie Geld nicht nehmen dürften. Die Tat ist dem Rothenburger Volksmann verhängnisvoll geworden; denn in dem Prozeß, der ihm den Hals kostete, ward ihm besonders diese Unterschlagung des Stadtguts angerechnet.

Als die Odenwälder von Würzburg an Jagst und Neckar zurückgegangen waren, schrieben die Franken zum 1. Juni einen Landtag nach Schweinfurt aus, zu dem sie auch die Nachbarn im ganzen Kreis, darunter Nürnberg und den Markgrafen Kasimir, einluden. Mit anderen ward auch Geyer von dem hellen Haufen dorthin abgeordnet. Verhandelt wurde nichts; der Schrekken lähmte allen die Glieder. Von Schweinfurt nun kam Florian Geyer mit Stephan von Menzingen, der seine Stadt dort vertreten hatte, und vielen anderen, ohne das Lager zu berühren, am 3. Juni nach Rothenburg, wieder in der Absicht, mit dem Markgrafen, der nicht weit von der Landwehr bei Bergel mit seinen Reisigen lagerte, in Unterhandlung zu treten. Diesmal hatte man ihnen in Schweinfurt wirklich den Auftrag dazu gegeben. Sie hatten sich von Kitzingen aus an den Fürsten um Geleit gewandt und warteten nun darauf in Rothenburg. So berichtet uns mit dürren Worten Zweifel, und es ist durch nichts

gerechtfertigt, wenn Zimmermann, und mit ihm alle Welt, annimmt, daß der edle Ritter auf die Nachricht von der Gefahr seiner Brüder sich, kaum daß er angekommen, wieder aufs Pferd geworfen habe und die Nacht durch geritten sei, um Not und Tod mit jenen zu teilen. Am 4. Juni, dem Pfingst- und Schlachttage von Ingolstadt selbst, kam überhaupt erst das Schreiben der fränkischen Bauern nach Rothenburg, in dem sie von dem Anzuge der Bündischen gegen Würzburg Meldung taten und zur Hülfe mit dem »Feldgeschoß, Reiswägen, auch Handbüchsen, langen Spießen und Hellenparten« aufforderten.

Am Freitag war allerdings schon das Geschrei in Würzburg verbreitet gewesen, daß die Brüder in Königshofen bedrängt wären, und daß man ihnen zu Hülfe ziehen müsse. Aber keiner wollte recht heran, am wenigsten die Hauptleute und Pfennigmeister, die sich zum Teil schon jetzt verloren; zuletzt war ein Teil des Volkes doch aus der Stadt, wo jetzt alles lag, in das alte Lager von Heidingsfeld hinausgezogen, aber am Samstag morgen liefen sie schon wieder zurück. Als nun gemeldet wurde, daß die Uffenheimer kämen und schon im Lager von Heidingsfeld wären, zog man nachmittags wieder hinaus. Erst in der Frühe des Pfingstmorgens, als das Ave-Maria geläutet wurde und ein Vortrupp der Bündischen schon bis nahe an die Mauern des Schlosses herangeritten war, brach das Heer auf, und von allen Seiten kamen jetzt die Nachbarn herbei, bis von Ochsenfurt und Kitzingen her. Daß bei Königshofen bereits alles entschieden war, wußten diese armen Kriegsgesellen noch immer nicht; sie meinten nicht anders, als die christlichen Brüder, »die nunmehr längst erkalt waren«, wie der Chronist schreibt, zu retten. Vor ihnen her war Jörg Spelt der Junge, der die Stadt Rothenburg zu Schweinfurt und im Lager mit vertreten hatte, an demselben Morgen von Würzburg fort und heimwärts geritten. Unterwegs sah er, wie hinter ihm auf dem Gäu um Giebelstadt her fünf, sechs Feuer aufgingen; daß dort seine bäuerischen Brüder in dieser Stunde geschlachtet wurden, wußte er doch noch nicht dem Rat zu berichten, so wenig wie er von der Niederlage der Odenwälder Kunde hatte.

Doch kam an diesem Tage das Gerücht in die Stadt von dem, was bei Königshofen geschehen war; die Gewißheit konnte der Rat erst am zweiten Pfingsttage nach außen melden. In dieser Stunde trat Menzingen noch vor Räten und Ausschuß mit einem Bericht auf über das, was in Schweinfurt beschlossen oder vielmehr nicht beschlossen war, und noch immer hielt er an dem Plan, mit dem Markgrafen zu verhandeln, fest. Auch suchten er und die Seinen sich noch zu behaupten, als immer gewissere und schlimmere Meldungen von dem Unglück im Felde in die Stadt kamen und unter dem Eindruck des Schreckens und der drohenden Rache des Bundes die Ratspartei wieder ihr Haupt erhob und Bürger und Bauern den Mut verloren; er forderte, denn er spielte jetzt um sein Leben, daß man Kriegsvolk bestelle und sich gegen eine Belagerung wehre, um einen guten Vertrag zu bekommen. Aber die Konservativen und die Ängstlichen trugen es über ihn davon. Am 7. Juni kamen die Abgeordneten Rothenburgs, darunter Thomas Zweifel, der Stadtschreiber, selbst, in das Lager von Heidingsfeld, wo es sich jetzt die Bündischen wohl sein ließen. Als sie einritten, wurden sie von etlichen Kriegsleuten, die sie kannten, angeschrien: »Ei, kumpt ir, kriecht ir zum kreuz, es ist eben zeit, wir wöllten sunst selbst sein komen und euch daheim gesucht haben.« Es kostete ihnen noch Mühe genug, den Groll der hohen Herren zu besänftigen, und ihrer Stadt manchen schweren Batzen. Bevor aber Rat und Gemeinde sich zu diesem schweren Schritte entschlossen, mußten sie bezeugen, daß sie mit der Bauernsache nichts mehr zu tun haben wollten. »So ward,« heißt es daher in unserer Chronik, »Florian Geyern und andern der paurn hauptleuten darvor gebotten, sich hinwegk zu tun.« Es ward ihnen befohlen, und sicherlich nicht eher, als Menzingen und seine Partei ihre Sache verloren hatten, d. h. also nicht vor dem 5. und wahrscheinlich erst am 6. oder gar am 7. Juni. Mithin ist das Alibi Geyers für die Schlacht bei Sulzdorf und Ingolstadt festgestellt, und alle Romantik, die Zimmermann über den letzten Kampf ausgebreitet, hat er, soweit es wenigstens seinen Helden angeht, sich aus den Fingern gesogen. In der Tat berichten unsere Quellen von dem Ritter in der

Schlacht lediglich nichts, und das, was sie über den Angriff auf die Wagenburg, die Erstürmung der Burgruine und das Gemetzel im Walde erzählen, lautet überhaupt ganz anders als das farbige Gemälde, das Zimmermann daraus gestaltet hat. Von irgendwelcher Ordnung oder gar von Widerstand war gar nicht die Rede. Sondern wie nur die Reisigen ansetzten, nachdem nur ein paar Geschütze abgefeuert waren, zertrennte sich die Wagenburg, hinter der man Deckung gesucht, und ergoß sich die Menge in wilde Flucht. Hinter ihnen her die Reiter mit Schlagen und Stechen. Pardon wurde nicht gegeben. Auf dem weiten Felde war kein Entrinnen. Zu Tausenden lagen auf Wegen und Äckern meilenweit die toten Körper.

Unterdes irrte der verjagte Ritter zwischen den brennenden Dörfern und den Fliehenden und Verfolgern, seinen christlichen Brüdern und seinen adeligen Verwandten umher. Er hatte sich nach Norden gewandt und ist noch über den Main gekommen. Aber auf dem Felde bei Schloß Rimpar ward er von den Knechten Wilhelms von Grumbach am 9. Juni überfallen, erstochen und beraubt. Es beruht auf einem Lesefehler, wenn Zimmermann und ihm nach viele andere ihn in der Grafschaft Limburg, im Württembergischen, sterben lassen, und was Zimmermann über den letzten Kampf zu sagen weiß, entstammt nur wieder seiner Phantasie. Hauptmann hat auch hier bewiesen, daß er die Quellen kennt, wenn er das Schloß Rimpar als Schauplatz nennt.

Woher Zimmermann die Nachricht hat, die auch jener adoptierte, daß Wilhelm von Grumbach Florian Geyers Schwager gewesen sei, weiß ich nicht; die zwei Quellen, die uns seinen Tod melden, haben davon nichts.

Man sieht nun wohl, daß Ritter Florian kein unbedeutender Mann gewesen ist, da ihn die Bauern überall zu ihrem Wortführer gemacht haben. Die diplomatischen Missionen, von denen uns die Quellen berichten, werden wohl nicht die einzigen gewesen sein; ich denke, daß er z. B. auch Ochsenfurt zu den Bauern ge-

bracht hat; und vielleicht war er, wie wir sahen, mit dieser Aufgabe auch bei den neun Städten im Odenwald betraut. Militärisch tritt er nirgends hervor; es läßt sich also auch nicht sagen, ob die Heeresordnung, die sich die Bauern in Ochsenfurt gaben, auf ihn zurückzuführen ist, und es ist bare Willkür, wenn man ihn als die militärische Intelligenz des Heeres hat ansehen und seine diplomatischen Sendungen gar mit der Eifersucht der bäuerischen Kriegsleute hat motivieren wollen. Er nahm, wie es scheinen möchte, im Bauernheere ungefähr die gleiche Stellung ein wie sein Standesgenosse Stephan von Menzingen in Rothenburg, der auch nur in Verhandlungen, nicht als Kriegsmann auftritt. Doch bleibt ganz ungewiß, was etwa oder ob irgend etwas in dem Programm des fränkischen Bauernheeres, das er zu vertreten pflegte, auf ihn speziell zurückgeht, und nur das ist sicher, daß er sich mit demselben völlig identifiziert hat.

Hierin liegt nun aber eine höchst bemerkenswerte und bisher nie recht beachtete Differenz der Tauberbauern zu ihren Alliierten vom Odenwald und Neckartal. Ihre Artikel waren viel radikaler. Sie wiederholen immer folgende Punkte. Erstlich soll das heilige Wort Gottes, die evangelische Lehre, aufgerichtet werden; und was das heilige Evangelium aufrichtet, soll aufgerichtet sein, was es niederlegt, soll niedergelegt sein und bleiben. Dazu sollen Hochgelehrte der heiligen, göttlichen, wahren Schrift behülflich sein. Sie sollen eine »Reformation« aufrichten dessen, was man geistlicher und weltlicher Oberkeit schuldig sei zu leisten oder nicht, und danach soll sich hinfort jedermann richten. In diesen Sätzen erschöpfte sich das geistliche Interesse des fränkischen Haufens. Das erfuhr Karlstadt, als er von Rothenburg her mit der Kolonne, die das Geschütz ins Lager führte, zu Heidingsfeld erschien; die Bauern wollten ihn weder sehen noch hören. In Rothenburg hatte er sich einen Anhang gemacht; Kaspar Christian, der Pfarrer und Kommentur vom Deutschen Hause, predigte auf seine Weise vom Sakrament, und an dem alten Ehrenfried Kumpf und Jörg Spelt besaß er hitzige Gönner. Aber in anderen Kreisen, trotzdem sie bäuerisch gesinnt waren, mißfiel seine Agitation; als er damals aus der Stadt ritt, hätte ihn

ein Söldner, der Schäferhans, beinahe erstochen, wenn nicht Jörg Spelt zu Hülfe gekommen wäre; und als der Professor dann, im Lager abgewiesen, nach Rothenburg bei Nacht und Nebel zurückkam, verdankte er es nur Stephan von Menzingen, daß man ihn durch das Tor einließ. Ähnlich erging es, wie es scheint, im Bildhäuser Haufen nördlich vom Main einem Münzerschen Jünger, einem Kürschner, welcher von Thüringen her erschien und seine anarchischen Lehren, daß man alle Obrigkeiten totschlagen müsse, vortrug. Alsbald stand der Pfarrer, der im Lager war, gegen ihn auf und beeilten sich die Hauptleute, von Neustadt a. S. zwei Prädikanten, die als besonders schriftgelehrt berühmt waren, zu Hülfe zu rufen. Hier, in den Vorbergen des Thüringer Waldes, nahe dem Kernlande der deutschen Reformation, wurden allerdings auch kirchlich-reformatorische Forderungen laut. Die Meininger wünschten z. B. Unterdrückung des Konkubinats der Priester und Ausweisung aller Ehebrecher, deutschen Gottesdienst und freien Schulunterricht, den man, wie auch das Pfarramt, von den geistlichen Gütern unterhalten müsse. So verlangten auch die von Münnerstadt, der Stadt Sylvesters von Schaumburg, daß man statt der bisherigen Pfafferei und Möncherei zwei vornehme, redliche, gelehrte Männer nach der Lehre Pauli zu Predigern und Verkündern des Wortes Gottes wähle, denen zwei »Leviten« für freien Schulunterricht zur Seite treten möchten; sie fügen den merkwürdigen Wunsch hinzu, daß die Prediger und Lehrer, wenn sie ehelich werden wollten, ihre Frauen für den Unterricht der Mädchen anweisen sollten »domit bede, menlich und weiblich geschlegt, von Gott zugleich beschaffen, des gesatzes und glaubens desto kundiger werden mochten«. An die Spitze ihrer Artikel stellten beide Städte die freie Predigerwahl. Und so forderten auch die Rothenburger Bauern im Anfang das Recht, ihre Pfarrer zu setzen und zu entsetzen.

In dem Programm des fränkischen Haufens aber steht nichts davon. Wenn Florian Geyer in Rothenburg erklärte, das Evangelium solle frei, lauter, klar, ohne menschliche Zusätze gepredigt und nicht mehr, wie bisher, unterdrückt werden, damit der einfältige Mann zur rechten, wahren Erkenntnis desselben kommen

möchte, so ging der Sinn dieser Phrase, die seit Jahren auf allen Gassen im Reich wiederholt wurde, bei ihm und seinen Freunden, zunächst wenigstens, nur auf Säkularisation. Sie wollten den Pfaffen an ihre Güter. Wo sie auf ein Kloster trafen, flog der rote Hahn aufs Dach; was sich an geistlicher Habe vorfand, gehörte dem Profossen, der es verbeutete, wenigstens den Wein in den Fässern und das Getreide auf den Böden, oder dem hellen Haufen zugut inventarisierte und verwahrte. Auch hierüber kamen Geyer und seine Mitgesandten mit den Herren von Rothenburg hart aneinander. Denn diese hatten sogleich selbst Hand auf die Güter ihrer Geistlichkeit gelegt und waren nicht gewillt, dem hellen Haufen die Verfügung darüber zu lassen; sie boten anfangs dem Profossen 100 Gulden als Entschädigung an; und gewiß nur, weil die Bauern das schwere Geschütz der Stadt haben mußten, gaben ihre Deputierten endlich nach, daß Räte und Ausschuß die Güter in Verwahrung behielten, »nit zu verstören, sondern gemeiner Stadt und dem ganzen hellen Haufen damit zu gewarten.« Deshalb vielleicht hat es sich der Ritter nicht übel genommen, jenes kostbare Kirchenornat einzustecken, da es im Grunde ja nicht der Stadt Rothenburg, sondern dem hellen Haufen zur Beute fallen müsse. Von einer religiösen Erhitzung im Sinne Münzers oder taboritischer oder auch nur Karlstädtischer Meinungen, wie man so oft gesagt hat, kann bei den Franken nicht die Rede sein. Auch wollten sie die Geistlichkeit nicht vertilgen; ausdrücklich bestimmten sie, daß diese, da sie auch Christenleute seien und ihre Leibesnahrung haben müßten, auch mit schnöden Worten und unbilligem Handeln nicht belästigt werden dürften, ausreichend unterhalten werden sollten.

Sonst aber sollte niemand Renten, Zinsen, Gülten oder Zehnten geben, weder geistlichen noch weltlichen Herren, bis die Sache nach der Meinung des Evangeliums ausgeführt wäre. Denn wie den Klöstern, so war auch den Adelshäusern das Verderben geschworen. Der fränkische Haufen war hierin unerbittlich: kein Schloß, kein Wasserhaus, kein Turm, der in ihre Gewalt fiel, blieb verschont. Sie duldeten auch nicht, daß das Gebälk und die Steine von der Nachbargemeinde zu eigenem Nutz verwandt würden:

alles wurde niedergebrochen und verbrannt. Es war wie in den alten Zeiten, als die sächsischen Bauern aufgestanden waren, um die Burgen König Heinrichs und seiner Ministerialen zu zerreißen. Das Geschütz ward dem hellen Haufen ausgeliefert. Niemand sollte fürderhin einen gerüsteten reisigen Gaul halten, jeder Edelmann sollte wie ein Bauer leben und ungefährdet fortan der Landmann seinen Acker bestellen, der Bürger seine Straße ziehen.

Doch darf man nicht glauben, daß das Bauernprogramm die Lehre eines agrarischen Kommunismus verkündigt habe. Ausdrücklich und wiederholt erklärte Florian Geyer den Rothenburgern, daß man nicht daran denke, die geistlichen und weltlichen Bürden abzustreifen, denn das wäre nicht christlich, nicht brüderlich, billig und recht, oder das Regiment in Städten und Herrschaften völlig umstoßen wolle. Auch sollten, so lange, bis die Gelehrten der Heiligen Schrift festgestellt hätten, was christlich und recht sei, alle Steuern und Dienste eingehalten werden. Ferner blieben den Edelleuten, im Gegensatz zu der Geistlichkeit, ihre Güter zu eigen, die liegenden sowohl, wie auch ihre fahrende Habe; und mehrfach geschah es, daß der Bauernrat zugunsten edler Herren und Frauen eintrat, wenn sie mit der Klage kamen, daß die Bauern ihnen, nachdem ihre Häuser zerstört wären, noch ihr Vieh fortgetrieben oder Wein und Getreide verzehrt hätten. Solchen Übeltätern galt der Galgen, der im Namen des hellen Haufens auf den Marktplätzen der Städte errichtet wurde. Nur wer sich widersetzte, ward seiner Habe beraubt.

Wir wissen nichts darüber, wann und wo das fränkische Programm aufgekommen ist und wer es ausgedacht hat. Erwähnt finde ich den Satz von dem Evangelium, das niederlegen und aufrichten müsse, zuerst in den Artikeln der Rothenburger Bauern vom 7. April und zwei Tage darauf in den Verhandlungen, welche Bischof Konrad und seine Ritterschaft am Palmsonntag mit dem Tauberhaufen, der damals zu Mergentheim lag, führen ließ. Ob nun aber Florian Geyer oder irgend ein Pfaffe, etwa Bubenleben von Mergentheim oder Lienhart Denner, den Zweifel neben zwei anderen Geistlichen aus der Rothenburger Landwehr als Kanzler und Schreiber, Prediger, Vorgeher und Verführer der Aufrührer

bezeichnet, oder wer sonst immer das Schlagwort aufgebracht hat, läßt sich nicht ausmachen.

Der Gegensatz zwischen den Odenwald-Neckar-Bauern und den Franken zeigt sich besonders in ihrem Verhalten zu dem Adel. Jenen kam es darauf an, das Geschütz zu bekommen und etwa noch Geld, die Herren aber zum Stillsitzen oder zum Eintritt in den Bund gegen Sicherung ihrer Häuser und Besitztümer zu vermögen. Wohin sie kamen, schlossen sie Verträge dieser Art mit den Edelleuten, wie auch mit Städten und Geistlichen. Während die Franken von den 12 Artikeln nichts wissen wollten, nahmen Metzler und seine Gesellen sie in ihr Programm auf, so jedoch, daß sie dieselben in der Amorbacher Deklaration vom 5. Mai noch erheblich milderten; am Schluß erklären sie darin, daß die Untertanen in allen Städten, Dörfern und Flecken ihren Obrigkeiten gehorsam bleiben und sich ihnen zu Recht stellen sollen, und drohen jedem, der sich widersetze und rottiere, im Namen des hellen Haufens »gebührende und ernstliche Leibesstrafen« an. Man wird dies gewiß zum Teil dem Einfluß Götzens von Berlichingen zuschreiben dürfen, der Anfang Mai die Hauptmannschaft neben Georg Metzler übernahm. Er selbst hat das natürlich stets betont, schon lange vor seiner Lebensbeschreibung in der »wahrhaftigen Verantwortung«, die er am 13. Januar 1527 ausgehen ließ. Er klagt, daß er sich deshalb den Haß der Bauern zugezogen habe, und beschuldigt vor andern den Hauptmann der Bischofsheimer, einen gewissen Alexius, und den »Böswicht Nisius von Schwabach« als diejenigen, welche sie zu ihren tyrannischen Handlungen verführt hätten. Seinen ganzen Groll hatte er zumal auf diesen letzteren, Dionysius Schmidt von Schwappach im Neckartal, geworfen; denn der war es, dessen Urgicht ihm selbst verhängnisvoll geworden ist; ihr verdankte er seine jahrelange Haft. Dieser, behauptet Götz, habe den Vertrag, den er mit dem Adel auf dem Frauenberge schon halbwegs zustande gebracht, umgerissen und die Bauern gegen ihn aufgehetzt, ihn als einen Verräter ausgeschrieen, also daß er in Gefahr geraten sei, durch die Spieße gejagt zu werden. »Und in summa,« so schreibt er, »so weiß ich fürwahr, das ohn' Gottes Hilf und mich weder der

Stift Mentz noch die Grafen dieser Landart oder auch der Adel des Otenwalds, Jagst, Kocher und Neckarthal im Schwabenland und Kraichgau kein Schloß unverherget behalten hätten.«

Berlichingen hat aber nicht allein das Verdienst für die mildere Haltung der Odenwälder zu beanspruchen. Es ist freilich herkömmlich, gerade die Weinsberger des Blutdurstes und der Zügellosigkeit zu zeihen. Zimmermann hat das Wort, das Florian Geyer in Rothenburg bei jenem Ausfall gegen sie gebrauchte, es seien »meist zugelaufene Buben«, in seiner Weise aufgeputzt und in Umlauf gebracht. Die Tat von Weinsberg war ein plötzlicher Ausbruch der von den Führern nur mit Mühe in Zaum gehaltenen Leidenschaft und Brutalität der Menge, welche übrigens durch das Gemetzel, das kurz vorher die Weinsberger Besatzung unter ihrem Nachzuge angerichtet hatte, schwer genug gereizt war. Die Briefe der Obersten aus den nächsten Tagen zeigen deutlich, wie deprimiert sie sich, zumal bei den drohenden Nachrichten aus dem Süden, durch die Freveltat fühlten, die sie nicht hatten verhindern können. Schon vorher aber, in den Verträgen mit den Grafen von Hohenlohe, zeigen sich die Führer dieses Haufens durchaus gemäßigt und vertreten gerade solche Forderungen wie nachher unter Götz. Von Georg Metzler wissen wir, daß er bei Weinsberg einen Knecht vor dem Tode rettete. Vielleicht hat Wendel Hipler schon damals auf diese Haltung eingewirkt, und diese Politik war es eben, die ihn und Metzler auf den Gedanken brachte, den Ritter von Berlichingen an die Spitze ihres Haufens zu stellen.

Dem entspricht es, daß der Plan einer Reichsreform, wie er in dem sog. Heilbronner Entwurf vorliegt, nur bei Hipler und seinen Freunden aufgetaucht ist. Die Franken wiesen den Gedanken an eine politische Umwälzung von sich ab. Florian Geyer erklärte den Rothenburgern ausdrücklich, ihre Bruderschaft sei allein eine Bruderschaft zur Vollstreckung des Evangeliums, des Gottesworts und der Gerechtigkeit; man denke daher nicht daran, Rothenburg vom Reich zu dringen. Nirgends kommt auf ihrer Seite der leiseste Anklang an eine Umgestaltung des Reiches vor, etwa gar an eine Zusammenfassung der nationalen Kräfte in einer

starken Monarchie, wie die Poeten und Historiker davon zu phantasieren pflegen. Daß aber die Einziehung des Pfaffengutes und die Austilgung des Adels als eines besonderen Standes zu einer Umwälzung des deutschen Staates von Grund aus führen müsse, blieb ihrem blöden Blick, der über ihre Landschaft nicht hinausreichte, verborgen. Auch die politische Vernunft des »Heilbronner« Reformentwurfes, dessen Verfasser, wie ich glaube, Weigand, der mainzische Keller zu Miltenberg, und nicht Wendel Hipler war, hat man gewaltig übertrieben. Wie eng auch sein Horizont war, zeigt z. B. der Paragraph, der die Abschaffung aller Steuern anordnet außer einer zehnjährigen Abgabe an den römischen Kaiser, unter Berufung auf Matth. 22, und ein anderer, welcher die privilegierten Münzstätten für Österreich, Bayern, Schwaben, Franken »oder« Rheinstrom fordert, Niederdeutschland also gar nicht in Betracht zieht; der Kurfürst von Sachsen wird zu den »ausländigen Fürsten« gerechnet. Immerhin lag in dieser Politik noch ein Moment, von dem aus, ich will nicht sagen ein Gelingen der Bewegung, aber doch ein Einlenken in gemäßigtere Bahnen denkbar schien, und war sie nicht bloß, wie die fränkische Empörung, ein wüstes Aufbäumen der Unterdrückten.

Es konnte nicht fehlen, daß dieser tiefe Gegensatz von dem Moment ab, wo die beiden Heerhaufen vor Würzburg zusammenstießen, sich in schweren Konflikten entlud. Schon in den ersten Tagen trat er hervor, als die Weinsberger, von Götz und Metzler geleitet, die Edelleute im Schloß auf die 12 Artikel verpflichten und ihnen gegen eine Geldzahlung den Abzug bewilligen, das Schloß aber unzerbrochen lassen wollten. Die Franken bestanden darauf, daß das Schloß vom Berg herunter müsse. Und selbst in ihrem eigenen Haufen fanden die beiden Obersten Widersacher und wurden überstimmt; man versetzte sich darauf, die Zwingburg der Stadt und des Bistums zu Boden zu schleifen, und verbiß sich in die Belagerung so lange, bis die Bündischen herankamen. Die Katastrophen wären gewiß nicht abgewehrt worden, wenn die Besatzung, die im ersten Schrecken ganz bereit dazu war, sich ergeben hätte, sie wären nur um ein paar Wochen hinausgezögert; denn bei der Kläglichkeit der bäuerischen Kriegführung

wäre an einen Sieg ihrer Sache niemals zu denken gewesen. Mochten sie noch so gut mit Feldgeschütz und Hakenbüchsen, Spießen, Harnischen und Reiswägen gerüstet sein (und man darf sich die Masse keineswegs unbewehrt, wie auch ohne jede taktische Ordnung vorstellen), so zerstoben sie doch, wo sie sich auch stellen mochten, bei dem ersten Stoß der feindlichen Reiterei, der adeligen Waffe, die ihnen selbst ja völlig abging, der »Bauernpest«, wie man sie in grimmigem Hohn nannte. Aber freilich würde der Aufstand größere Dimensionen angenommen haben, wenn man die Kapitulation angenommen hätte. Die Franken würden zunächst wohl mit den Brüdern in der Markgrafschaft sich vereinigt haben und der Stadt Nürnberg und dem Brandenburger auf den Hals gerückt sein. So erklärten es wenigstens als ihre Absicht die Gesandten des fränkischen Haufens, welche in denselben Tagen, wie Geyer in Rothenburg, in Nürnberg erschienen und dem Rat ihre Forderungen vortrugen; sie verlangten Proviant, Pulver und Geschütz und traten zunächst recht gemäßigt auf, spielten sich auf die Freunde der Städte hinaus und wiesen auf die gemeinsame Abneigung gegen die adeligen Bedränger der freien Straßen, besonders auch den Markgrafen hin. Erst als die Herren vom Rat ihre Forderungen unter allerhand entschuldigenden Wendungen ablehnten, denn auch ihnen gebot das Verhältnis zu ihren armen Leuten drinnen in der Stadt und draußen auf den Dörfern große Vorsicht, traten die Bauern »prächtig und stolz, als ob ihnen die ganze Welt gehöre«, auf und sprengten unter dem Volk auf der Straße aus, man gedenke im Bauernlager kein Haus im ganzen Lande zu dulden, das besser sei als ein Bauernhaus. Die Weinsberger wünschten vor allem Schwäbisch-Hall heimzusuchen, das sich im Württembergischen noch allein aufrecht in dem Tosen des Aufruhrs erhalten hatte. Doch würden sie vielleicht zunächst sich westwärts gewandt und das Mainzer Stift überzogen haben; so hatten sie wenigstens dem Bischof Wilhelm in Aschaffenburg gedroht, wenn die 15000 Gulden nicht zum bestimmten Termin in ihren Händen sein würden. Die Mainzer und Rheingauer aber dachten gar nicht daran, soviel eigene Beschwerden sie gegen ihre Herrschaft haben mochten, das schöne Geld aus dem Lande zu lassen.

Alle diese Pläne wurden durch jenen Streit im Lager zu Würzburg und seine Folgen zunichte. Er würde, denke ich, auch wenn die Bündischen nicht so rasch gekommen und das Schloß wirklich erstürmt wäre, für die gemäßigte Partei und die Bauernsache überhaupt unheilvoll geworden sein. Denn es ist wohl anzunehmen, daß die anarchischen Elemente auch unter den Weinsbergern die Oberhand gewonnen und die Führer mit sich fortgerissen oder überwältigt haben würden. Götz, von Argwohn stets umlauert, fühlte sich seines Lebens niemals sicher; und auch Geyer und seine Mitgesandten wiesen die Rothenburger, als diese gegen den Artikel von der Einhaltung der Steuern Einwendung machten, mit der Erklärung ab, daß sie an den Willen des gemeinen Haufens gebunden seien; man würde sie im Lager erschlagen, wenn sie dem Rat darin zu Willen wären. Das gemäßigte Programm Götzens und Metzlers hätte also schwerlich behauptet werden können. Um so weniger, da der Konflikt über das Mainzer Oberstift noch völlig ungelöst war und sich in den widersprechenden Befehlen, die aus dem Lager an die dortigen Städte und Flecken erlassen wurden, immer mehr verschärfte. Gerade Geyer finden wir auch hierbei ganz auf seiten der Franken und als den heftigsten Gegner der Odenwälder. Ich kann mir daher nicht so unbedingt den Bericht Lorenz Fries' von seiner Haltung bei dem Streit über das Schloß von Würzburg aneignen, der bisher von jedermann als Tatsache nacherzählt und auch von Hauptmann verwertet worden ist. Fries stellt hier Florian mit Götz auf eine Seite, indem er ihm das Wort in den Mund legt: hätte er der Taubertalischen und derer, die von dem Gäu wären, geschwinden Sinn anfänglich gewußt, so hätte er sie lieber erstochen werden lassen, als daß er zu ihnen gekommen wäre; er sehe wohl, daß es des Teufels Bruderschaft und dem Evangelio nit gemäß wäre. Er soll mit Bubenleben, dem Pfarrer von Mergentheim, in ein »zänkisch Gefecht« gekommen sein, weil dieser den Vertrag gehindert habe. Da sei ihm das Wort entfallen: »es sollte kein Pfarrer in diesem Rat sitzen.« Worauf der Pfarrer: »man sollte keinem Edelmann in diesen Sachen getrauen.« Fries schrieb erst nach Jahren, und jene Stelle steht auf einem der nachträglich einge-

fügten Stücke. Auch darf man dem redseligen Manne, wie ein Vergleich mit Zweifel lehrt, keineswegs in jedem Satze aufs Wort glauben. Vor allem aber steht die Angabe mit dem, was wir sonst von Florian Geyer wissen, so sehr im Widerspruch, zumal mit der Haltung, die er unmittelbar darauf in Rothenburg einnahm, daß ich nicht wagen möchte, sie nachzuerzählen.

So zahlreich nun auch die Erklärungen von Herren und Grafen für den Bund der Odenwälder gewesen sein mögen, ist es doch völlig abwegig, wenn Lamprecht von dem Nachzittern der Sikkingischen Rebellion unter dem fränkischen Adel phantasiert und von dessen Lust, noch einmal »das Haupt zu erheben und, dann freilich rettungslos revolutionär, mit Bauern und Städten Sturm zu laufen gegen die Fürsten zur Befreiung des Kaisers, zur Errichtung des geträumten neuen, glänzenden, großen Reiches deutscher Nation«. Er schreibt, so scheint es, hier wie anderswo, Bezold nach, dessen etwas zu weitgehende Angaben er in seiner Manier aufbauscht und verzerrt. Vielmehr müssen wir sagen, daß die Edelleute, die mit den Bauern paktierten und ihre 12 Artikel unterschrieben, geradeso wie die hohen Herren, die Grafen von Hohenlohe, die von Löwenstein, Bischof Wilhelm und der Pfalzgraf, in der Mehrzahl dazu gezwungen worden sind. Sie wurden terrorisiert, wie Tausende unter den Bauern selbst, die von der lodernden Flamme des Aufruhrs mit fortgerissen wurden. Sie kauften sich von der Rache der Rebellen los; das Schicksal der Ermordeten von Weinsberg stand ihnen vor Augen. Sie mußten sich ducken, bis das Wetter vorüberging; und Verwegenere unter ihnen mochten denn auch wohl vorziehen, den Hammer zu spielen statt des Ambosses. Doch weiß ich noch gar nicht, ob die Anschuldigungen gegen Götz von Berlichingen, die heute, seitdem Sartorius sie mit dreistem Mut ausgesprochen, trotz der wackeren Verteidigung des Ritters durch Oechsle allgemein wiederholt werden, gerechtfertigt sind. Auch er verstand seine Verpflichtung jedenfalls nur auf Zeit und machte, als die vier Wochen herum waren, daß er davonkam; sein Glück wollte, daß es gerade der Tag vor Königshofen war, an dem er das Weite suchte. Direkt als Rebell und Bauernhauptmann wird in der Liste, die den Adel

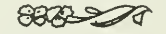
des Neckargebiets umfaßt und noch vor Götzens Eintritt aufgesetzt ist, ein Hans von Thalheim genannt, ein alter Diener des Pfalzgrafen. Er ward von den pfälzischen Reisigen auf ihrem Zuge nach Würzburg in einem Dorf nicht weit von Heidelberg aufgegriffen; über sein Schicksal wird nichts gesagt, man hat ihn vermutlich laufen lassen.

In dem eigentlichen Franken aber, den Landschaften am Main, in den Bistümern, wo der Hauptanhang Sikkingens saß und jetzt die Frankenbauern hausten, wird es uns wirklich schwer, außer Florian Geyer einen Edelmann namhaft zu machen, der zu ihrem radikalen Programm geschworen hätte. Unter den Hunderten von Adeligen und Beamten, die in der Fries'schen Chronik vorkommen, sind es, wenn ich recht gezählt habe, kaum ein halbes Dutzend, und diese fast sämtlich gezwungen; im Gebiet der Tauberbauern finde ich überhaupt keinen. Auch in Zweifels Buch begegnet uns außer Stephan von Menzingen, der ja aber längst in Rothenburg das Bürgerrecht hatte, keiner vom Adel im Bauernlager.

Gerade die Anhänger der Reformation, die Vettern und Freunde Ulrichs von Hutten, auf die er für seinen Pfaffenkrieg gerechnet hatte, waren jetzt die festesten Stützen Bischof Konrads. Sylvester von Schaumburg, der im Mai 1520 Luthern ein Asyl auf seiner Burg gegen die Romanisten angeboten hatte, verhandelte namens der würzburgischen Ritterschaft am Palmsonntag mit den Bauern in Mergentheim, neben ihm für den Bischof der Hofmeister und Dr. iur. Sebastian von Rotenhan, er, dem Hutten einst seine Trias Romana mit jenem herrlichen Bekenntnis für die deutsche Freiheit zugeschrieben hatte. Beide waren im Kriegsrat auf dem Frauenberg, und vor allem die Umsicht und Energie Herrn Sebastians hat, nach dem Zeugnis des Chronisten, das Schloß dem Bischof erhalten. Auch den dritten großen Namen unter dem reformfreundlichen Adel des Mainlandes finden wir auf der Fürstenseite, Hans von Schwarzenberg, der mit Markgraf Kasimir gegen die Bauern zog; und das Würzburger Schloß ward von den namhaftesten Mitgliedern des Stiftsadels, den Zobel, Thüngen, Bibra, Aufseß, Castel und vielen anderen, verteidigt.

Dort treffen wir auch Lorenz von Hutten, wahrscheinlich den Bruder Ulrichs, der ihn auf der Ebernburg um sich hatte, und Sebastian Geyer, den Amtmann von Bütthard, dessen Bauern in der Feldmark von Ingolstadt saßen; beide waren über eine Rotte im Schloß gesetzt. Ein anderer Verwandter Florians, Ambrosius Geyer, führte die würzburgischen Reisigen unter Jörg Truchseß und machte mit den Bündischen die Schlachten von Königshofen und Sulzdorf mit. Er hat, wie bemerkt, eine kurze Chronik von dem, was er erlebt, verfaßt, ohne seines rebellischen Verwandten nur mit einem Wort zu gedenken; schwerlich, weil er sich schämte, seinen Namen zu nennen, sondern weil ihm die Tatsache nicht den Eindruck machte, wie uns Nachgeborenen. Auch die Senioren derer von Hutten, Frowin und Ludwig, an denen Ulrich so gute Gönner besessen hatte, standen den Bauern gegenüber; jener als Hofmeister des Mainzer Erzstiftes und Führer seiner Reisigen unter dem Truchseß, dieser unter dem Markgrafen als der mildgesinnte Amtmann von Kitzingen, der bei seinem brutalen Herrn vergebens ein Wort für die unglücklichen Amtsverwandten einlegte. Es wäre auch wirklich nicht zu begreifen, wie diese Edelleute, deren Existenz auf der Verbindung mit ihrem Bistum in dem Kapitel und der ganzen geistlich-weltlichen Verfassung beruhte, und deren ganzer Stand von den rasenden Bauern mit Vernichtung bedroht war (hunderte fränkischer Schlösser gingen in Flammen auf), dazu hätten kommen sollen, ihre Sache mit den Rebellen zu verbinden. Das wäre in der Tat rettungslos revolutionär gewesen.

Was schließlich Florian Geyer dazu bewogen haben mag, ein Bauernbruder zu werden, ob wirklich die idealen Ziele, die man ihm ohne weiteres zugeschrieben hat, oder irgend welche ganz persönliche, vielleicht sehr untergeordnete Motive ihn geleitet haben — wer mag das sagen! Die Historie weiß darüber nichts zu berichten. Wohl möglich, daß auch er nur ein »Verdorbener vom Adel« gewesen ist, wie jener »Thoma Bauer«, der den Rebellen in Bayreuth die Fahne vorantrug.



Philipp Melanchthon.

(1897.)

Uns Deutschen ist es selten vergönnt, unsere Feste gemeinsam zu begehen. Jede Erinnerung an die Epochen, welche die Marksteine in unserer Entwickelung setzten, an die Bildner unserer Nationalität, die Helden des deutschen Geistes reißt alte Wunden auf; und schmerzlich können wir an der Gleichgültigkeit und Abneigung oder auch dem Hasse aller Gegner der Reformation jedesmal ermessen, wie tief die Kluft in unserem Volke geworden ist, seitdem Luther und seine Freunde es unternahmen, die lateinische Kirche zu den Quellen der Religion und der Bildung zurückzuführen. So an dem Tage, als die protestantische Welt in freudiger Bewegung das vierte Säkularfest ihres Reformators feierte, und so auch jetzt wieder, da wir uns zu der gleichen Ehrung Melanchthons vereinigten. Und wenn unsere Widersacher, welche damals die Reformation und ihre Helden mit Wogen von Schmutz übergossen, diesmal stiller geblieben sind, so verdanken wir das vielleicht nur dem Verhalten unserer Regierung, welche vor ein paar Jahren zu Ehren eines tschechischen Schulmeisters, dessen Name die wenigsten kannten, einen ganzen Apparat in Szene setzte, heute aber, da es dem Schildträger Luthers, dem Verfasser der Augustana, dem Reorganisator, ja dem Schöpfer der protestantischen Schule und Gelehrsamkeit, dem Praeceptor Germaniae galt, sich mit der Anweisung begnügen zu können glaubte, der Verdienste des Mannes gelegentlich im Laufe der Unterrichtsstunden zu gedenken.

Freilich würden wir weder die historische Wahrheit noch die eigene Meinung des selbstlosen Gelehrten treffen, wenn wir Melanchthon als einen religiösen Heros, ebenbürtig seinem großen Freunde, schildern wollten. Solche Rolle hat ihm von allen Zeitgenossen nur noch Luther in bescheidener Selbstverkennung zuschreiben wollen. Melanchthon selbst ist fern davon gewesen, seine Gaben so hoch einzuschätzen. Und wenn man in unserm Jahrhundert einen Fortschritt der religiösen Idee gegen Luther in ihm hat wahrnehmen wollen, wenn man ihm einen freieren und lichteren Geist vindiziert, seine tolerante Natur der starren Lehre und Unbeugsamkeit Luthers gegenüber gepriesen hat, so hat man damit mehr von ihm behauptet, als er selbst ohne Frage zugegeben oder auch nur gewünscht haben würde. Zum Teil wenigstens entsprang seine Friedensliebe, gestehen wir es nur, eher augenblicklicher Schwäche als einer freien oder gar tieferen Auffassung der religiösen Probleme; und mehr als einmal ging bei ihm die Nachgiebigkeit gegen altgläubige Gegner Hand in Hand mit unduldsamer Gesinnung gegen die geringen Lehrdifferenzen, welche Wittenberg von Straßburg oder Zürich schieden.

Als er nach Sachsen kam, im Sommer 1518, begann Luther eben aus seinem theologischen Winkel hervorzutreten und die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu erregen. Kürzlich erst war er in Heidelberg gewesen, Melanchthons alter Hochschule, wo er dem Kreise seiner Jugendfreunde und Lehrer nahe trat, und schon hatte er mit Johann Eck und anderen Vorkämpfern des Papstes seine ersten Fehden ausgefochten. Auch ein vatikanischer Theologe, Silvester Prierias, hatte bereits einen Pfeil gegen den deutschen Ketzer abgeschossen, und soeben war in Wittenberg die Zitation eingelaufen, welche ihn nach Augsburg zum Verhör vor Cajetan beschied. Hinter ihm lagen die Jahre des Klosters, der Zeit, »da er den Kampf in banger Brust verhüllt trug, der bald der Erde halben Kreis erfüllen sollte«; die Universität stand ihm treu zur Seite; und der Kurfürst, von Spalatin beraten, hielt die schützende Hand über seinem Professor. Aber niemand konnte bereits ahnen, welche Stürme so bald aus diesem Kreise von Gelehrten über Staat und Kirche Deutschlands daherbrausen würden, und in voller

Pracht ragte noch der Dom der Hierarchie himmelan; kein Stein war bis jetzt aus dem wie für die Ewigkeit gegründeten Gemäuer losgebröckelt.

Am wenigsten sah wohl der junge Gelehrte, den Spalatins Eifer für die Elb-Universität gewonnen hatte, in die Zukunft. Recht im Gegensatz zu Luther, dem schon als Knabe in die Welt Hinausgeworfenen, war Melanchthon niemals von den Latein- und Hochschulen seiner Heimat und aus der Obhut der Verwandten und väterlicher Freunde weggekommen. Bretten, Pforzheim und die beiden Neckar-Universitäten, die anmutigen Täler Oberdeutschlands, waren die Stätten seines Lebens und Lernens gewesen und die klassischen Autoren des heidnischen und des kirchlichen Altertums seine geistige Welt. Niemals hatte er das Bedürfnis eines Bruches mit den alten Ordnungen in sich empfunden, jenen Widerwillen gegen Wissenschaft und Welt, der Luther von dem bunten Treiben an der Universität in das Kloster, von der Jurisprudenz zur Theologie getrieben hatte.

Begabung, Erziehung, die Verwandtschaft mit Reuchlin, vorzüglich aber die angeborene Neigung hielten Melanchthon im gewohnten Geleise fest. Er kannte nicht Süßeres als die Schultriumphe, durch die er schon als Knabe in Pforzheim das Erstaunen seiner Lehrer erweckt und die Liebe seines Großoheims gewonnen hatte. Und niemals ist er glücklicher gewesen als in den Jugendjahren; nie vergaß er die Stunde, da ihn Reuchlin mit dem Segen Abrahams in die Fremde gesandt hatte, und noch unter den Schrecken des Schmalkaldischen Krieges erinnerte er sich seufzend des Tages, da er in das sächsische Land gekommen sei, »unwissend, wie süß das Vaterland ist«.

Es waren die Jahre, da der Humanismus auf deutschem Boden seine Blüte fand, da sich die Schar der Poeten sammelte zur lustigen Fehde gegen die Dunkelmänner; zu keiner Zeit waren sie kecker, übermütiger, selbstzufriedener gewesen. In ihrem Kreise hatte auch Melanchthon, so jung er war, eine ehrenvolle Stelle gewonnen. Lebte er doch gleichsam als Schildknappe in der Nähe des würdigen Gelehrten, zu dessen Schutz sich die Humanisten damals zusammenscharten. Von ihm stammt die Vorrede zu den Briefen der Berühmt-

heiten aus dem gelehrten Lager, die als Ehrengabe dem schwer gekränkten Manne dargebracht wurden; und in den Episteln der obscuri viri wird er selbst als einer der ärgsten Theologenfeinde geschildert.

Noch immer spukt in unserer historischen Literatur die Vorstellung von einem ausgesprochenen Gegensatz zwischen der älteren, korrekt-kirchlichen und der jüngeren Humanistenschule, den Stürmern und Drängern, die berauscht von dem Schönheitssinn und Geistesadel der Antike der hierarchischen Weltanschauung grundsätzlich den Krieg erklärt hätten. Luther habe, so pflegt man weiter zu sagen, diese freie Weltauffassung, die jung erwachte Lust am Schönen und an der Kritik, durch seine starre Theologie geknickt oder doch eingeschnürt in die Fesseln der Konfession; und man hat wohl gar gemeint, daß erst das achtzehnte Jahrhundert die humanen Ideale eines Hutten und Erasmus wieder aufgenommen habe. Sogleich sind dann unsere römischen Freunde geschäftig gewesen, den von uns geschaffenen Riß zu erweitern: weil die jungen Humanisten, die Glaubenslosen, die Revolutionäre von der Kirche abgewichen wären (so schallt es in dem Chor, den Janssen führte), sei die Wissenschaft, die unter dem Schutz der Kirche fromm und frei emporgeblüht, verkommen; ihres Geistes sei Luther schon vor der Klosterzeit gewesen, und sie seine Bundesgenossen geworden in der Zerstörung der Kirche und damit aller wahrhaft freien Studien.

Wenn irgendwo, so läßt sich bei dem Lebenslauf Melanchthons die Verworrenheit solcher Anschauungen klarmachen. Zu den Geschorenen stand er, wenn nicht schon in Heidelberg, so doch gewiß in Tübingen kaum anders als der Spötter Erasmus, dem er, wie die Humanisten ohne Ausnahme, eine grenzenlose Bewunderung widmete, und der die seinem Ohr so süßen Kosenamen mit nicht weniger glänzenden Zensuren vergalt. Nirgends waren die Dunkelmänner heftiger gezwackt worden als in jenen Briefen, worin sie ihre eigene Barbarei zur Schau stellen mußten; und derbere Possen über die faulen und geilen Mönche hatte auch Erasmus niemals drucken lassen als in den Fazetien Heinrich Bebel, Melanchthons Kollege und Lehrer, »der Vater der Schwarz-

wälder Musen«, wie er ihn in der griechischen Totenklage, die er ihm widmete, nennt. Aber derselbe Melanchthon war in Heidelberg Schüler des gefeierten Theologen Pallas Spangel gewesen, der noch ganz im Bann der scholastischen Doktrinen stand; zeitlebens hat er ihm das treueste Andenken bewahrt. Auch in Tübingen hat er noch den scholastischen Studien Zeit gewidmet; er hat damals versucht, zwischen dem nominalistischen und dem realistischen System, die beide dort recht friedlich miteinander auskamen, eine Brücke zu schlagen, und dabei schon die Klarheit der Disposition und die Leichtigkeit der Begriffsbestimmung entwickelt, welche wir in seinen protestantischen Lehrschriften bewundern. Und wenn er auch den scholastischen Spitzfindigkeiten keinen Geschmack abgewinnen konnte, gab es doch kaum einen eifrigeren Freund theologischer Studien. Aufs tiefste ergriff ihn die Lektüre des Neuen Testaments in der Ausgabe des Erasmus: »welche Blitze!«, schreibt er bewundernd, indem er sie mit der Vulgata vergleicht. Auch darin stand er nicht allein. Denn der Ruhm jenes großen Humanisten gründete sich nicht bloß auf seine Angriffe gegen die überlieferte Theologie und die Trägheit ihrer berufenen Lehrer, sondern viel mehr noch auf seine Studien in den heiligen und kanonischen Schriften. Seit frühester Jugend war Melanchthon in diesem Sinn erzogen worden. Noch in seinem Alter gedenkt er des tiefen Eindruckes, den die Zeremonien der alten Kirche auf sein Kinderherz gemacht hatten. In dem Elternhause lebte der Geist schlichter Frömmigkeit, dem wir so oft in den deutschen Bürgerhäusern vor der Reformation begegnen. Von seinem Vater wird erzählt, daß er in jeder Mitternacht vom Lager sich erhoben und auf den Knien ein Gebet verrichtet habe; als er starb, ermahnte er seine Kinder, immerdar der Kirche treu zu bleiben. Und nicht anders empfand Reuchlin trotz aller Angriffe, die ihm von der Inquisition her widerfuhren. An einen Bruch mit der Hierarchie im Sinne Luthers dachte in diesen Kreisen niemand.

So also kam Melanchthon nach Wittenberg — und von der ersten Stunde ab steht er an der Seite des Mannes, der schon zu den vernichtendsten Streichen gegen den Bau ausholt, an dem die Jahrhunderte gearbeitet hatten.

Und nicht anders wird er aufgenommen. Vor allem Luther neigt sich neidlos vor den herrlichen Gaben des Jünglings. Er eignet sich fast die Überschwenglichkeiten der Humanisten an, wenn er von ihm spricht: er sei ein wunderbarer Mensch, nichts sei an ihm, was nicht übermenschlich wäre. Aber niemals gab es eine reinere, überzeugtere Begeisterung. Der Reformator vergleicht sich dem »groben Waldrechter«, der die Bahn brechen müsse: »aber Magister Philippus fährt säuberlich stille daher, säet und begießt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich«. »Ach«, sagt er ein andermal, »Magister Philippus ist ein fromm Herz, ich verstehe ihn wohl; er versucht mit ruhigen Worten die Gegner zu bekehren; er ahmt den Propheten Joel nach; er braucht die Hacke, ich die scharfe Streitaxt«.[1]) Nicht die leiseste Spur von Widerspruch gegen den Geist, in dem der junge »Grammatist«, der »Graecanissimus« aufgewachsen war, atmen Luthers Briefe aus dieser Zeit; und keinen Augenblick war Melanchthon sich bewußt, daß er in ein ihm fremdes Lager übergegangen sei. Also können wir getrost sagen, daß ein solcher Zwiespalt überhaupt nicht bestand; daß die Bildung, aus der er herkam, in Wittenberg einmündete; daß die Reform von Schule und Kirche, die sie anstrebte, sich wenigstens aufs leichteste verbinden ließ mit dem Geist, der in Wittenberg eben zur Herrschaft kam.

Daß Erasmus und so viele andere Gelehrte, Pirckheimer und Crotus Rubeanus, Beatus Rhenanus, ja selbst ein Wimpheling, zurückwichen, kann kein Gegenbeweis sein, sowenig wie die Zerstörung und Verödung mancher Schulen und Universitäten Deutschlands unter den unvermeidlichen Stürmen der Revolution, welche Staat und Kirche in ihren Grundfesten erschütterte. Der Humanismus ist doch wahrlich nicht mit der Reformation zu Ende gegangen. Wo immer die protestantische Kirche in Europa sich erhob, kamen ihre Wortführer gerade aus den humanistischen und geistig angeregten Kreisen hervor: Zwingli und Vadian, le Fèvre, Calvin und Beza, Johann Laski und Dryander sind die Zeugen; und so

---

[1]) Zitiert von O. Vogt, Melanchthons Stellung als Reformator, Studien und Kritiken, XL, 90.

waren auch die analogen Bestrebungen im katholischen Lager, man denke an Männer wie Contarini und seine Freunde, mit den literarischen Idealen Melanchthons verwandt: als einer der größten Gelehrten im ganzen Abendlande ward er gerade in den Wittenberger Jahrzehnten gepriesen.

Als er kam, hatten diese Studien dort noch kaum Eingang gefunden. Auch in Erfurt war Luther, wie wir jetzt bestimmt sagen dürfen, von ihrem Geiste kaum gestreift worden. In die Tiefen, in die ihn seine Spekulationen geführt hatten, reichte dieser überhaupt nicht hinab, weder die historischen noch die philosophischen oder gar die theologischen Vorstellungen, die sich an der Wiederbelebung der klassischen Welt entzündet hatten. Die Humanisten glaubten, des scholastischen Systems durch Ignorierung Herr zu werden; sie meinten, indem sie es beiseite schoben, es schon mit allen Wurzeln ausgerissen zu haben; sie verkannten, daß es mit dem Wurzelgeflecht der Hierarchie zusammenhing, und daß sie also den Ast absägten, auf dem sie doch sitzen bleiben wollten. Luther hatte die kirchliche Philosophie von Grund aus studiert. Er dachte nicht an eine Vermittlung ihrer beiden Schulsysteme, sondern versenkte sich mit allem Ernst und ausschließlich in die fortgeschrittene, die nominalistische Doktrin, die zur Skepsis, zur Selbstauflösung der Scholastik hinführte. Und indem er die Unvereinbarkeit einer Philosophie, welche auf die Ergründung der göttlichen Geheimnisse durch die menschliche Vernunft ausging, mit der Gottesvorstellung erkannte, zu der er sich in den einsamen Kämpfen seiner Seele, ganz er selbst dem Ewigen gegenüber gestellt, hindurchrang, hob er sie mit der Wurzel aus dem Boden, den sie ganz überwuchert hatte und tausendarmig umklammert hielt. Von seinem Gottesbegriff aus zerstörte er den Gottesbegriff der Kirche, dem auch ihre Philosophie und alle ihre Wissenschaften unterworfen waren.

Dies war ein Angriff, so in der Front und gegen die stärksten Bollwerke der römischen Kirche ausgeführt, daß die literarischen Fehden der Humanisten dagegen wie ein bloßes Geplänkel und wie Scheingefechte erscheinen müssen.

Denn sie wollten ja die lateinische Bildung, welche als das Erbe Roms von den Barbaren, die es zerstörten, dennoch festgehalten

war und sich immer dichter mit den Anschauungen und Ordnungen der herrschenden Kirche verwebt hatte, behaupten und dachten nur eben daran, sie in ihrer alten Reinheit herzustellen. Und wenn sie schon darüber hinaus zu den noch tieferen Quellen des antiken Geistes vordrangen, traten sie auch damit nur auf einen Boden, in dem die lateinische Kirche selbst wurzelte, und den sie nie ganz verleugnet hatte. Wie hoch sie aber auch die Kenntnis der beiden originalen Sprachen des christlichen Altertums schätzen und wie begeistert sie das Lob des hellenischen Geistes, Homers und Pindars, verkünden mochten, sie blieben dennoch weit entfernt, diese nationalen Kulturen in ihrer Eigenart und ihren Ursprüngen zu verstehen oder auch nur von der Latiums recht zu unterscheiden. Den Hauptton legten sie nach wie vor auf die lateinische Schulung, die Sprache der Kirche. In ihr lehrten, schrieben und dichteten sie; fast als die Hauptaufgabe für jeden Kenner der griechischen und hebräischen Sprache galt es, ihre Schriftsteller in das lateinische Idiom zu übertragen; und ebenbürtig standen in ihren Augen Cicero und Terenz neben Demosthenes und Aristophanes, oder Ovid und Vergil neben Pindar und Homer. Nicht einmal ihre Methode wich in Unterricht und Forschung so sehr ab von der herkömmlichen, und nie waren sie imstande, mit ihren moralisierenden und allegorischen Deutungen den Sinn der Alten recht zu erfassen. Trivium und Quadrivium blieben die Wege, auf denen sie zum Verständnis der Antike zu gelangen strebten; und die Philosophie und Eloquenz, welche Melanchthon als das Endziel aller humanen Studien hinstellte, war doch, mag man sie nun an ihren klassischen Vorbildern oder an der Religion Luthers und Roms oder gar an der Fülle und Freiheit moderner Wissenschaft und Dichtung messen, nicht viel mehr als hausbackene Moral und trockene, eklektische Imitation. Eine freie und selbständige Bildung haben die deutschen Humanisten niemals angestrebt. Sie waren von Anfang her Pädagogen und stellten in letzter Linie ihre Bemühungen um reine Latinität und die Herstellung der alten Literatur in den Dienst der Schule und der Kirche. Wenn irgend einer, so ist Melanchthon allein unter diesem Gesichtspunkt zu verstehen. Darin gleicht er ganz

Jakob Wimpheling, der alle Fragen in Kirche und Welt, wie ein geistreicher Schriftsteller gesagt hat, mit dem Schulmeister lösen, alle Schäden pädagogisch heilen wollte; wie denn auch sein Lehrer in Pforzheim, Simler, der ihm in Tübingen als Kollege wieder nahetrat, in Wimphelings Heimatsort zu Schlettstadt, an der Quelle des elsässischen Humanismus seine Bildung erworben hatte. Ganz so leitet auch Melanchthon in der Rede, mit der er sich in Wittenberg einführte, und die ihm mit einem Schlage die Bewunderung der neuen Kommilitonen gewann, den Abfall und das Verderben in der Kirche von dem Untergange der echten Studien ab: in den ersten vier Jahrhunderten der Kirche, meint er, in ihrer unrömischen, glaubensreinen Zeit seien auch Philosophie und Eloquenz und alle Wissenschaften auf ihrer Höhe gewesen; erst mit dem Untergange des Römischen Reiches und dem Aufkommen des Papsttums sei die Bildung erstickt worden. Darum stellt er es als seine Lebensaufgabe hin, die Wissenschaften zu pflegen; denn unrettbar sei sonst die Welt der Barbarei, der geistigen und sittlichen Verödung verfallen[1]). Und darum ward er in den Jahren der Revolution, die den Ahnungslosen überraschte, so vom Schrecken ergriffen, als er die Schulen und Universitäten unter der allgemeinen Verwirrung leiden und Verwüstung an Stelle des frischen und frohen Treibens seiner jungen Jahre treten sah.

Hier aber ist der Punkt, wo er sich mit Luther treffen mußte. Auch dieser hatte die scholastische Barbarei bekämpft, und viel radikaler noch als jemals Melanchthon und alle Poeten: er hatte ein Prinzip aufgestellt, das, wenn es durchgeführt ward, die in

---

[1]) So unter vielen andern Stellen in einem Briefe an Spalatin, 22. Juli 1520 (Corpus Reformatorum I, 207): »Nam ego aliud nihil sequor, quam quod ex re literarum esse judico, quas nisi fideliter prudenterque tuebimur, rursus barbaries irruet.« Und weiterhin: »Non ignoras tu, quae rerum omnium bonarum vastitas literarum ruinam sequatur. Religionem, mores, humana divinaque omnia labefactat literarum inscitia. Propterea, si quid potes, te adhortor in hanc incumbas curam deliberesque, qua possit ratione rectissime consuli rebus. Meum studium nulla in re vobis defuturum est. Et ut quisque optimus est, ita vehementissime cupit salvas esse literas, quod videt nullam esse inscitia capitaliorem pestem.«

der herrschenden Theologie dicht verwebten Elemente antiker Bildung und christlicher Spekulation voneinander lösen mußte und wenigstens die Möglichkeit für eine freie und eigenartige Entwickelung in beiden Sphären, der Forschung und der Religion, schuf: über die Jahrhunderte hinweg war er bis zu den Quellen der Offenbarung, die ihm in den heiligen Schriften bloßgelegt lagen, vorgedrungen. Und so mußte er, der die Religion zu ihrem Ursprung zurückführte, in jenen auf die echten Quellen der Theologie gerichteten Studien einen Strom lebendigen Wassers erblicken, der auf die neuentdeckten Fruchtgefilde des evangelischen Glaubens geleitet werden konnte. Man weiß, wie instinktiv Luther jeden ihm feindlichen Geist gewittert und wie unbarmherzig er ihn dann bekämpft hat. Aber keinen Augenblick zögerte er, dem jungen Gelehrten das Gastrecht an seiner Universität zu gewähren. Nicht das Neue und Originale, sondern gerade die Klarheit, die Hingebung und der Nachdruck, mit der jener sein Programm in der Antrittsrede entwickelte, war es, was ihn entzückte und ganz Wittenberg zur Bewunderung hinriß. Ein Arsenal von Waffen brachte ihnen der Sohn des Waffenschmiedes von Heidelberg herbei.

Melanchthon selbst aber ward überwältigt von der Tiefe und Fülle der Religion, die ihm in Luthers Lehre entgegentrat. Eben jetzt, wo Luther stürmischer als je vordrang und Stück auf Stück der Hierarchie unter seinen Schlägen zusammenbrach, schloß sich Melanchthon enger an ihn an als jemals später. Er wolle lieber sterben, schreibt er, als je von Luther weichen, und alles für ihn ertragen. Er nennt ihn seinen Elias, seinen besten Freund, seinen Lehrer und Meister; er vergleicht ihr Verhältnis mit dem des Alcibiades zu Sokrates; jugendlich schwärmend bekennt er, daß ihm Martinus lieber sei als sein Leben, daß ihn nichts Traurigeres treffen könne, als ihn zu missen; er möchte ihn höher stellen als die Kirchenväter aller Jahrhunderte. Er fürchtet nicht die Drohungen der Romanisten und den Bann des Papstes. Wenn Gott für uns ist, ruft er aus, wer kann wider uns sein! Vergebens suchen wir in dieser Zeit nach einem Lehrunterschiede zwischen ihm und seinem großen Freunde. Auch in den Loci communes hat er doch

nur Luthers Gedanken mit der ihm eigenen klassischen Knappheit und Klarheit zusammengefaßt. Mag es denn sein, daß er in späteren Jahren von der Starrheit Lutherscher Lehrsätze in mehr als einem Punkte abgewichen ist oder, besser gesagt, gewünscht hätte, sie mildern zu können, und zwar nicht bloß aus Schwäche, sondern auch von dem Gefühl getragen, welches die klassischen Studien in ihm nähren mußten, daß die theologischen Formeln doch nicht allen Problemen und der Fülle des sittlichen und geistigen, ja des religiösen Lebens ganz gerecht würden: so ist er sich doch eines tieferen Unterschiedes in der Lehre auch dann noch nicht bewußt gewesen; an den Kerngedanken Luthers hat er Zeit seines Lebens festgehalten, auch in den bitteren Stunden, die ihm die Reizbarkeit des alternden Reformators und die Streitsucht seiner orthodoxen Nachfolger bereitet haben. Er blieb bis ans Ende sein treuer Schüler, und ganz vom Herzen kam ihm das Wort, das er ihm ins Grab nachrief: er habe, wie alle Freunde und Schüler des Entschlafenen, in ihm den Vater verloren.

Jedoch auch seinen geliebten Alten ist Melanchthon in jedem Moment seines Lebens treu geblieben. Nur Aristoteles, dessen Ausgabe er früher als sein Lebenswerk betrachtet hatte, setzte er anfangs, auch darin dem Einfluß Luthers weichend, beiseite; die Dichter hingegen vergaß er niemals, und bald genug ist er auch zu dem Stagiriten zurückgekehrt. Das Ziel aller seiner Bemühungen war stets, die humanistischen Studien und die evangelische Theologie gemeinsam zur Herrschaft zu bringen. Hierin hatte er in Luther und Spalatin nie fehlende Bundesgenossen. Noch hatten die Humanisten nirgends wirklich gesiegt, wie hitzig sie auch überall vorgehen mochten. Vielmehr ist gerade Wittenberg die erste Universität gewesen, wo die Scholastik gründlich ausgefegt wurde. Durch die Konflikte mit Rom und dem Kaiser ließen sich die drei Baumeister nicht aufhalten, nur um so rascher gingen sie vorwärts; alle Disziplinen, auch die medizinischen und juristischen Lehrstühle wurden mit Anhängern der neuen Richtungen besetzt. So ward hier die festeste Burg für den protestantischen Humanismus errichtet, ein Vorbild, nach dem alle evangelischen Schulen und Universitäten des neuen Glaubens sich fortan entwickelt haben. Zwei

Jahrhunderte protestantischer Gelehrsamkeit ruhen auf diesen Fundamenten. Und unermüdlich arbeitete Melanchthon weiter, um sein System in den verschiedenen Stufen, von der Volksschule bis zur Universität, auszubauen; immer war es dieselbe Verbindung zwischen humanistischer Bildung und evangelischer Religiosität. Großartig ist die Tätigkeit und das organisatorische Geschick, das er dabei entfaltet hat. Nach seinen Plänen wurden die Universitäten gegründet oder reformiert, Marburg, Königsberg, Rostock, Leipzig usf., auch Tübingen und Heidelberg und selbst noch Jena, das dann die Hochburg seiner flacianischen Gegner werden sollte. Seine Lehrpläne und Lehrbücher lagen den Vorlesungen überall zugrunde, auch für medizinische und juristische, mathematisch-astronomische und historische Professuren; und er entschied über die Berufungen weit über die deutschen Grenzen hinaus. Mit demselben Eifer umfaßte er den Unterricht auf allen Stufen und in allen Fächern. Sein Weltruhm als Gelehrter hat zu keiner Zeit geschwankt. Darin wenigstens wurde er niemals enttäuscht; und auch in den Jahren, da er sich vor der Rabies Theologorum und aus den Wirren der Politik nach der Ruhe des Grabes sehnte, fand er in den geliebten Alten immer wieder den Nektar, der seine Seele erquickte. Er war ein Professor ohnegleichen. Tausende von Schülern hat er nach Wittenberg gezogen: und gerade in den späteren Jahren, zumal vor dem Schmalkaldischen Kriege, sah er wieder die Auditorien dichter gefüllt als je; er hat immer größeren Zulauf gehabt als Luther selbst. Aus der ganzen Christenheit kamen die Hörer herbei, oft ältere und hochgelehrte Männer, denen es eine unvergleichliche Freude gewährte, an dem bescheidenen Tisch des bewunderten Meisters als Gäste weilen zu dürfen. Er hatte jetzt eine Stellung gewonnen wie weiland Erasmus; so fest gegründet, daß er sogar aus dem katholischen Lager, wie vom Kardinal Sadoletus, preisende Briefe erhielt. Seine Korrespondenz war ganz so ausgebreitet wie die des alten Humanistenkönigs; mit seinen Gutachten umschließt das, was von ihr gedruckt wurde, schon weit über zehn Quartbände, und an 2000 Briefe harren noch der Veröffentlichung. Kein größeres Vergnügen aber kannte er, als auf dem Katheder zu sitzen und vor

seinen Studenten den Römerbrief zu interpretieren oder aus dem Pindar zu übersetzen oder mit ihnen Prosodie und Grammatik zu treiben.

Hat er es doch sogar fast als Zeitverschwendung betrachtet, daß er heiraten mußte. Beim frühesten Morgengrauen war er des anderen Tages schon wieder am Schreibtisch, um, wie er Spalatin scherzend schreibt, die Ansicht der Freunde zu widerlegen, daß es mit seinen Studien nun aus sein werde. „Eher will ich Leib und Leben verlassen," ruft er aus, „als die echten Wissenschaften." Eben die Freunde aber waren es gewesen, die ihn, wie er von sich bekennt, fast wider Willen verheiratet hatten, zumal Luther, der seinem zarten Körper die häusliche Pflege verschaffen und ihn auch wohl damit — denn er verschmähte solche Diplomatie nicht — an die neue Heimat fesseln wollte. Es war die Tochter des Bürgermeisters von Wittenberg, *Αἰκατερίνη Κράπτι*, wie Melanchthon ihren Namen sofort gräzisiert, die sie ihm ausgesucht hatten. „Niemals ist mir kühler ums Herz gewesen als eben jetzt", gesteht der junge Ehemann wiederholt. Aber er ergab sich in sein Schicksal und hat danach Jahrzehnte in glücklichster Ehe gelebt.

Es ging ihm wie Luther, der am liebsten auch sein lebelang im Winkel geblieben wäre, des Dienstes an seiner Gemeinde gewartet hätte. So ward Melanchthon am wohlsten bei seinen Büchern und Studenten; außerhalb der Universität schien ihm das Leben wertlos zu sein. Aber öfter noch als jener mußte er hinaus, um seine Kirche zu vertreten. Nur bei den Visitationsreisen im sächsischen Lande, bei den Reformationen benachbarter Gebiete oder bei Verhandlungen mit den Glaubensverwandten, wie in Marburg und Schmalkalden, durfte ihn sein Freund begleiten. Vor Kaiser und Reich auf dem Tage in Augsburg oder bei den großen Religionsgesprächen mit der altgläubigen Partei konnte der Geächtete und Gebannte nicht wohl erscheinen, und so mußte hier überall Melanchthon für ihn einspringen. Es waren Geschäfte, bei denen die Politik ebenso sehr mitsprach wie religiöse Erwägung, und die dem empfindsamen Gelehrten durchaus unsympathisch waren. Oft hielten sie ihn monatelang von Wittenberg fern. Aber immer war er bereit, wo es der Sache galt, der er sein Leben geweiht hatte. Unent-

behrlich und wahrhaft großartig war die Arbeitskraft, die er dann bewährte, und die Hingabe, womit der kränkliche Mann allen Unbilden der Reise und den Feindschaften zahlloser Gegner trotzte. Gewiß, er ist manchmal kleinmütiger gewesen als nötig war und wohl auch ungerecht gegen den Fürsten, der ihn erhielt und das eigene Schicksal mit den hohen Gedanken verknüpft hatte, die in Wittenberg ans Licht getreten waren. Aber an sich hat er dabei zuallerletzt gedacht. Nur die Furcht für seine Schöpfung, die Angst, daß seine junge Pflanzung vernichtet werden und die Barbarei wiederkehren könnte, hat ihn dann und wann zur Nachgiebigkeit oder Ungerechtigkeit verleitet. Man muß diese brennende Liebe zu seinem Beruf im Auge behalten, wenn man über solche Schwächen leichthin den Stab brechen will. Wo es galt, für die Studien und die Universität einzustehen, da war Melanchthon tapfer und entschlossen wie kein anderer. Als einmal nicht lange vor seinem Tode unter seinem Rektorat Studentenunruhen ausbrachen, da ist das kleine graue Männlein mit seinem Degen allein den Tumultuanten entgegengegangen. Auch dürfen wir nicht vergessen, wie engherzig und borniert die regierende Gesellschaft war, auf deren Einfluß und Unterstützung die Gelehrten damals angewiesen waren. Wie oft bricht Melanchthon über die Zentauren und Zyklopen an den Höfen in bittere Klagen aus! „Wir Professoren," schreibt er einmal, „werden auf das hochmütigste verachtet, und nicht allein von den Ignoranten, den Pfeffersäcken und den Krautjunkern, sondern auch von jenen Halbgöttern, welche in den Regierungen sitzen. Ja man verachtet uns nicht bloß, man haßt uns geradezu."[1])

In ihm selbst war nichts als Hingabe an die Aufgabe, der er sein Leben geweiht hatte. Darum hielt er in dem Lande, wo er nie recht heimisch werden konnte, bis ans Ende aus und lehnte jeden Ruf, so noch den letzten an seine Jugenduniversität, ab. Auch mit solchen Anschauungen aber stand er nicht allein. Uns

---

[1]) »Adde, quod superbissime contemnimur, non solum ab imperitis, a mercatoribus, centauris, sed etiam ab illis semideis, qui regnant in aulis. Postremum non tantum contemnimur, sed etiam in odio sumus.« Zit. Hartfelder, Philipp Melanchthon, S. 80.

wird es heute, wo die banausischen Interessen von allen Seiten auf uns einstürmen, schwer, die Heldenkraft einer Gesinnung zu begreifen, welche sich nicht scheut, nur um der Idee willen, an die sie sich gebunden hält, das System eines Jahrtausends zu zertrümmern und nach den Gedanken, an die sie glaubt, die Welt neu zu gestalten. Aber die Reformation wäre nie möglich geworden, wäre nicht die weltverachtende Sicherheit dieses Glaubens in ihren Bahnbrechern mächtig gewesen. Zu diesen Helden des Gedankens aber rechnet auch Philipp Melanchthon, und darum vor allem wollen wir seine ehrwürdige Gestalt in treuem Gedächtnis bewahren.



Die geschichtliche Stellung der Deutschen in Böhmen.

(1899.)

Der geschichtliche Prozeß, dessen Hauptmomente hier skizziert werden sollen, umschließt schon beinahe einen Zeitraum von zweitausend Jahren, und weniger als je können wir heute sein Ende absehen; denn niemals haben sich die Nationalitäten, welche einander den Boden Böhmens innerhalb desselben Staatsverbandes streitig machen, mit größerer Feindseligkeit gegenübergestanden als in unseren Tagen. Nehmen wir uns dennoch vor, an der zeitgemäßen Bedeutung unseres Themas die Unparteilichkeit seiner Auffassung nicht scheitern zu lassen! Denn nur so wird es möglich sein, die Bedingungen, Befürchtungen oder Hoffnungen für die nationale Zukunft der Deutschen in Böhmen recht zu beurteilen: die Erkenntnis der Wahrheit allein gibt die Gewähr eigenen Wachstums und Gesundens.

Böhmen reicht bis an das Fichtelgebirge, bis an das Herz unseres Volkes: mit breitem Einfallstor öffnet es sich, sonst bergumringt, hier den Kernlanden Deutschlands, in denen der Strom unserer Geschichte immer am vollsten geflutet hat. Umschreiten wir den Bergrand, der Böhmen umgibt, so treffen wir überall Deutsche: in Schlesien, in Sachsen, in Franken, in Bayern; auch die Südgrenze ist ganz von Deutschen besiedelt, und selbst im Osten gehören große Sprachinseln unserem Volkstum. Städte mit slawischen Namen, wie Iglau, Zwittau, Olmütz, Brünn, also die Hauptstädte Mährens, sind die Brennpunkte von kernigen, mit wirtschaftlicher und geistiger Kraft erfüllten deutschen Kreisen.

Auch wenn wir in das böhmische Land hineintreten, durchschreiten wir zunächst noch einen Kranz deutscher Städte und Dörfer, vielfach deutschen, doch auch slawischen Namens, und nur in der Mitte sitzt eine festgeschlossene slawische Masse. Wären auch hier unsere Volksgenossen heimisch, so würde der deutsche Name von den Quellen der Oder bis zum Einfluß der March, von Ratibor bis Preßburg reichen, und von Ratibor bis Metz, von der Memel bis zur Mur wäre alles unser. Nicht ganz ausnahmslos freilich, da im Norden ja die Polen eingesprengt sind; aber diese leben in einem ihnen feindseligen, sie verdrängenden Staate. Im Süden aber, in Österreich, würde dann das Deutschtum in breiter Masse lagern. Und was würde Zisleithanien für die Südslawen bedeuten, welche beherrschende Stellung würde dann hier unsere Nation dem slawischen und magyarischen Osten gegenüber besitzen! Das steht den Tschechen vor Augen; wahrhaftig, es ist leicht zu begreifen, wenn sie, rings umstellt, die Gunst eines geschichtlichen Momentes benutzen wollen, um diese Fluten zurückzudrängen.

In den ältesten Zeiten der deutschen Geschichte war es aber so, wie die Tschechen fürchten. Die Völkertafel, welche Tacitus vom alten Germanien entwirft, umfaßt wie das Stromgebiet der Elbe so auch das der Oder, und gerade in Böhmen ist, wie er es beschreibt, der erste Versuch gemacht worden, mit den Formen der römischen politischen Kultur die germanische Urkraft zu verschmelzen und die so gesammelte Macht gegen Germanen und Römer zu werfen. Das ist die Tat Marbods, dessen Andenken dadurch, wie unglücklich auch der Versuch für ihn geendet, unvergeßlich geworden ist. Später kam wieder von denselben Landschaften aus die große Völkerbewegung in Fluß, der das Römerreich erlag; denn seit Mark Aurel in den Markomannenkriegen die barbarischen Völkerschwärme mühselig von den Grenzmarken des Weltreiches abwehrte, haben diese Angriffe nicht aufgehört. Aufs beste aber war die Angriffsstelle gerade hier gewählt. Denn nur wenige Meilen von der Südgrenze Böhmens zog sich langgestreckt die Donaulinie der römischen Befestigungen hin. Es war der nächste und der bequemste Weg nach Rom — nirgends waren die Alpen leichter zu überschreiten — und es war die Stelle,

wo die Ost- und die Westhälfte des Imperiums am leichtesten auseinanderzureißen waren: man brauchte eben nur das schmale Land von Carnuntum bis Aquileja zu besetzen, so konnten die römischen Legionen des Orients und des Abendlandes lediglich auf dem Seewege zueinander kommen. Es ist also erklärlich, daß in den folgenden Jahrhunderten diese verwundbarste Stelle in immer wiederholten Stößen von den Barbaren getroffen wurde. Böhmen war gleichsam das Becken, in dem sich der Strom der germanischen Volkskraft sammelte, bis er über die Berge hinflutete; hier erstarkten auch die letzten Eroberer Italiens, die Langobarden. So ward die Kraft der Ostgermanen, welche zuzeiten vom Finnischen bis zum Schwarzen Meer, ja bis zum Don und zur Wolga hin die Herren gewesen, in weltverwandelnden Kämpfen ausgeschüttet. Ihnen nach, mit und hinter den Hunnen, welche nur wie eine Springflut über Europa hinwogten, drängten die Slawen und nahmen alle Gebiete ein, welche jene verließen: die russischen Steppen und die Tiefländer der Weichsel und der Oder; über die Elbe hin breiteten sie sich bis zur Saale aus und siedelten hart an jenem Strome bis Harburg hin; sie besetzten den Osten Holsteins, gerade den fruchtbarsten Teil zwischen den Seen und Buchenwäldern der Halbinsel; sie erfüllten Böhmen und ergossen sich durch das Egertor in den Fichtelwald; in alle Täler der Ostalpen bis zur Etsch drangen sie vor, ja sie drangen weit abwärts bis an das Ostgestade des Adriatischen Meeres.

Es waren die Jahrhunderte, da die Germanen das römische Imperium stürzten. Im Westen und Süden, in dem größten und reichsten Kulturgebiete der Welt gewannen sie, was sie im Osten verloren. Freilich nicht auf die Dauer: niemals hat unser Volk eine größere historische Mission erfüllt — zerstörend doch die politische Kraft zu bringen, durch welche sich die von ihnen zertrümmerten und umgeschaffenen Nationen gegen die neuen Welteroberer von Osten her, gegen Hunnen und Araber, erhalten konnten — und niemals hat es größere Verluste erlitten. Die römischen Provinzen waren nicht nur an Kulturkraft, sondern, was man nicht übersehen darf, auch an Volkszahl den Eroberern überlegen; nicht lange, so lebten von den germanischen Bildungen

nicht viel mehr als die Namen. Romanische Nationen erhoben sich fast im ganzen Umkreise des weströmischen, des lateinischen Imperiums. Doch darf man diesen relativen Sieg der antiken Kultur nicht nur von dem Standpunkte des universellen Fortschrittes gutheißen: die germanischen Nationen selbst konnten nur durch Annahme der Kultur der Unterjochten ihr politisches und selbst ihr nationales Dasein zu erretten hoffen. Bestehen und Fortschreiten ist in der Geschichte überall nur möglich durch Aufnahme höherer Kulturkräfte. Die Stämme, welche, wie Ostgoten und Vandalen, in ihren kirchlichen und militärischen Institutionen sich von den Provinzialen spröde absonderten, gingen alsbald unter: der deutsche Stamm aber, welcher die Gleichberechtigung der Römer in Staat und Kirche von Anfang an und ohne Rückhalt anerkannte, der fränkische, errang die Oberherrschaft über alle anderen, vereinigte unter seiner Gewalt das weströmische Imperium und trug dessen Formen und Ansprüche weit über die alten Grenzen in den Osten. Auch auf die slawische Welt wirkte bereits unter den Merowingern diese Verschmelzung germanischer Kraft und römischer Gesittung zurück, in dem Reich, welches ein fränkischer Kaufmann, des Namens Samo, aus den lockeren Elementen slawischer Stämme schuf. Seinen Fürstensitz errichtete dieser Abenteurer in Böhmen; aber von Meißen bis Kärnten gehorchte alles seinem Gebote. Zum zweiten Male seit Marbod sehen wir in diesen Landschaften östlich von den kerndeutschen Stämmen eine monarchische Gewalt erstehen, welche jenen geschlossen und dominierend gegenübersteht; denn nicht bloß gegen die Avaren, sondern auch gegen die Franken wandte sich Samo mit glücklichem Erfolge. Träger dieser Kraft ist diesmal das Slawentum, aber nur eine Generation vermag sie zu dauern, und ein Fremder ist es, der sie schafft; es ist sein ganz persönliches Verdienst: sowie der Franke gestorben, zerfiel auch sein Reich, und gleich beim Eintritt in die Geschichte zeigten die slawischen Stämme, daß sie nicht aus sich heraus zur Einheit und Macht gelangen konnten.

Auch war Samo nach dem Westen hin nur darum glücklich, weil das Reich der Merowinger zerrüttet war. Denn dieser Staat,

dem im 6. Jahrhundert ganz Mittel- und Süddeutschland gehorcht hatte, so daß fränkische Besatzungen in den deutschen und slawischen Alpen standen, Italien sich bedroht fühlte und schon die Kaiserkrone von Byzanz dem Ehrgeiz seiner Könige vorschwebte, war in volle Auflösung geraten; und erst im schwersten inneren Ringen konnte sich aus ihr die fränkische Kraft in der karolingischen Monarchie vertieft und erweitert emporarbeiten. In dieser finden wir die gleiche Mischung der Grundelemente wie in dem alten Königtum. Vor allem den Dualismus zwischen der romanischen Kultur, deren Hoheit in Kirche, Kunst und Literatur unbedingt anerkannt wird, und den Zielen des germanischen Staates. Indem das Netz der fränkischen Grafschaften das Reich überspannt, wird die Individualität der Stämme gebrochen. Je mehr aber die Stammeseinheiten zurücktreten, um so mehr muß die oberste Gewalt ihres Charakters als Volkskönigtum beraubt werden. Und so tritt die Idee des Imperiums, die doch auch wohl schon in dem alten Volkskönig Chlodwig und seinen nächsten kraftvollen Nachfolgern sichtbar wird, wieder hervor. Es war dieselbe Gewalt, welche alle diese Länder vereinigt und gegen die Barbaren vergebens verteidigt hatte: unter den neuen Weltverhältnissen, dem Widerstreit der neugebildeten Nationalitäten, der territorialen Interessen, bei dem Gegensatz zwischen Adel und Königtum, zwischen Kirche und Staat ohne Frage eine nur ephemere Schöpfung, aber zunächst nun doch von einer Einheit und Kraft, vor der alles zurückwich. So mußten, nachdem die Missionen sie erschüttert, die deutschen Stämme sich aufs neue beugen, zuletzt auch die bis dahin freien Sachsen. Und nun fand sich das germanisch-romanische Kaisertum Karls des Großen der slawischen Welt unmittelbar gegenüber. Es kannte, wie das alte Imperium, keine Grenzen. Wie seine Vorfahren von Rom wollte Karl allzeit Mehrer des Reiches sein; ihm war es gleich, ob Römer oder Deutsche, ob Slawen, Dänen und selbst Araber ihm gehorchten, wenn sie nur seine Herrschaft, die Kaiserkrone anerkannten. So die Stellung Karls. Anders die der Sachsen, der Thüringer, der Bayern gegenüber ihren slawischen Nachbarn; indem sie eingeordnet wurden in das Weltreich, wurden ihre alten Grenzkämpfe dessen An-

gelegenheiten: der fränkische Heerbann kam ihnen jetzt zur Hilfe, und der Sieg über die Erbfeinde ward der Lohn ihrer eigenen Unterwerfung. In den nördlichen Gebieten kam es so zu einer Stauung der slawischen Flut. Feste Marken sicherten unter ihren Grenzgrafen von der Eider bis zum Bayerischen Wald das deutsche Gebiet; dem Namen nach wenigstens gehört auch Böhmen in dieses System. An der Donau aber brach die deutsche Kraft völlig hindurch; nachdem die Avaren besiegt und die Slawen hinweggedrückt waren, nahmen die Deutschen alles Land zu beiden Seiten des Stromes bis Ödenburg ein. Wieder wirkten das fränkische Schwert und das Wort der Missionare zusammen: Rom und das Kaisertum haben gemeinsam gearbeitet, um das Land zu gewinnen, welches Jahrhunderte hindurch der Eckstein des römisch-deutschen Kaisertums gewesen ist.

Das Karolingerreich zerfiel, und wie bei der Zerrüttung des Merowingerreiches geschah es auch jetzt — die slawische Welt fand wieder ihren Einiger und Reformator: schon nicht mehr einen Deutschen, sondern einen Slawen, den Mähren Swatopluk, der auch Böhmen beherrschte und die politische Gewalt auf kirchlicher Grundlage zu befestigen trachtete. Da ist es nun aber interessant, in dem Moment, wo das slawische Christentum ins Leben tritt, ein Schwanken desselben zu bemerken zwischen dem byzantinischen und dem römischen Glauben. Die Begründer und ersten Organisatoren der mährisch-böhmischen Kirche waren zwei Mönche von Thessalonike, Methodius und Cyrillus; es geschah offenbar im Gegensatz zu dem drohenden römischen Einfluß, wenn sie der neuen Kirche eine slawische Liturgie gaben. Da sich nun Swatopluk, der den Deutschen immer feind war, zugleich von den heidnischen Magyaren bedroht sah, kam er zu der Erkenntnis, daß Rom doch mächtiger und vor allem näher sei als Konstantinopel, und gewährte der abendländischen Kirche schließlich den größeren Einfluß. Deren Missionare waren aber doch eben wieder Deutsche; ein Schwabe namens Wichmann gewann allen Einfluß am Hoflager des Slawen, und mit ihm die deutsche Kirche. Aber auch dieser Versuch Swatopluks verlief unglücklich. Mit Kaiser Arnulf, von dem ihn der alte Zwist über die Ostmark schied, konnte

er sich nicht verständigen; die Magyaren zerstörten sein Reich, und das böhmische Land war wieder isoliert. So setzten sich die drei leitenden Nationen des heutigen Österreichs gegeneinander fest. Ihre Gruppierung hat seitdem oft gewechselt, meist war sie jedoch so wie zu Arnulfs Zeiten: bei allem Hader untereinander haben doch im großen und ganzen Ungarn und Deutsche gegen die Tschechen zusammengehalten. Damals war es den Deutschen nicht zum Segen. Die Magyaren bedrängten die einen nach den anderen, während Deutschland in seine Stämme zerfiel. Welch ein anderes Bild bieten die Deutschen jener Tage als ihre Vorfahren im Kampf mit Rom! Einst waren kleine Bruchteile der germanischen Völkerwelt imstande gewesen, die ausgebildetste Militärmacht der Welt, ein Reich, das fast seine ganze kriegerische Kraft hier gesammelt und in enormen, durch Natur und Kunst gesicherten Verteidigungsstellungen aufgehäuft hatte, mit immer neuen Anläufen zu erschüttern — jetzt zitterte alles Volk von der March bis an die Rheinmündungen hinter Burgwällen und Klostermauern vor wenigen Tausenden asiatischer Reiter, die wie der Sturmwind durch das Land flogen. Das ist der Gegensatz zwischen barbarischer Vollkraft und der bändigenden Gewalt der Kultur; es war die langhin nachwirkende Rache des Römertums. Eine dünne Schicht der Kultur lag über den Urboden gebreitet; aber sie reichte gerade hin, ihn zu entmannen. Einem kleinen Bruchteil der Nation kam sie zugute; schwer und doch kraftlos gegen große Stürme, lasteten wenige bewehrte Hände auf dem waffenlosen, aus der Staatsmacht getriebenen Volke.

Die Rettung konnte doch nur in der Fortbildung liegen, nicht in der Umkehr: in der Erneuerung der karolingischen Institutionen, in der Vereinigung aristokratischer, imperialer und hierarchischer Kräfte, nun freilich auf dem Grunde bestimmterer Nationalität und der in der Verwirrung neu erstarkten deutschen Stämme. Das ist die Arbeit Heinrichs I. und Ottos des Großen geworden. Beide besiegten die Magyaren so, daß sie das Wiederkommen vergaßen. Doch war dies nur Abwehr: der Angriff jener Herrscher galt den Slawen. Und damit nahmen sie gerade die Ziele des alten Stammesehrgeizes auf. Vor allem kamen jetzt

die Sachsen voran: über die Elbe hin bis zur Oder, zwischen der Saale und dem Erzgebirge wurden sie die Herren; darüber griffen sie hinweg auch nach Böhmen, hier vereinigt mit den Bayern, denn nur so konnten die aufeinander stoßenden Interessen beider Stämme ausgeglichen werden. Diesem Andrang gegenüber wagten die Böhmen einen Versuch des Widerstandes unter Boleslav I., der soeben als Führer der nationalen Partei seinen Bruder, den König Wenzeslaus, gestürzt hatte, als dieser bayerische Missionare unterstützen wollte. Er selbst hatte den tödlichen Axthieb gegen das Haupt des Bruders geführt, der diesen an die Spitze des böhmischen Heiligenkalenders gebracht hat. Aber im Besitze der Gewalt mußte auch er in die gleichen kirchlichen Bahnen einlenken, mußte auch er anerkennen, daß nur die Anlehnung an die Römerkultur die nationale Erhaltung der Tschechen ermöglichte — und das bedeutete eben die Duldung deutscher Missionare und Kirchensprengel. Aber auch politisch war Boleslav gegenüber der neuen Weltstellung unserer Nation ohnmächtig. Otto der Große bändigte seinen Trotz. Gegen die Magyaren jedoch verband sie das gleiche Interesse; daher wir denn auf dem Lechfelde eine böhmische Hülfsschar unter deutschem Banner fechten sehen. Böhmen aber kam danach ganz unter die deutsche Kirche, Prag ward die Diözese eines deutschen, des Mainzer Erzbistums; und so ward Böhmen eingegliedert in das römische Reich deutscher Nation, dem es bis in den Beginn unseres Jahrhunderts angehört hat.

Die Gewalt der lateinischen Kultur, der Böhmen sich gebeugt, war jedoch auch den autochthonen Kräften der deutschen Politik noch weit überlegen. Wie tritt das in Kaiser Otto III. hervor, in dem keine Spur von dem Sachsentum ist, das wie in der Sage so auch noch in den lateinischen Phrasen der Klosterhistorie die Gestalten seiner Ahnherren verklärt! Der Sachsenhaß und der Herrenstolz gegen die Knechte, die Slawen, sind in dem kaiserlichen Jüngling, der zu Rom auf dem Aventin in starrer byzantinischer Etikette, von südländischen Frauen und Geistlichen umgeben, Hof hielt, wie ausgelöscht. Sein Freund war vielmehr der böhmische Fürstensohn Adalbert, der von seinem Bischofsitze in Prag aus auf der Missionsfahrt nach Preußen den

Märtyrertod suchte und fand: auf dem Grabe des Heiligen in Gnesen legte der Enkel des großen Sachsenkaisers den Grund zu dem Erzbistum, das bis in unsere Tage das nationale Kirchenzentrum des Slawentums gegen Deutschlands Staat und Kirche geblieben ist. Seitdem trat Böhmen aus dem Zusammenhang der Reichsgeschichte auf lange Zeit zurück, um an dem Aufschwung der slawischen Nationen teilzunehmen. Mehrfach ward es Provinz oder Mittelpunkt eines auch Polen umfassenden Slawenreiches, das in die deutschen Ostmarken feindlich eingriff. Der Zusammenhang mit Rom ward mehr und mehr befestigt, und nur dadurch war es möglich, die nationale Kraft staatlich zusammenzufassen. Während Rom so ein hoher Machtzuwachs wurde, erlitt Deutschland Verluste. Aber es war und blieb uneins, und das Kaisertum griff oft zu dem verzweifelten Ausweg, böhmische Hilfe gegen deutsche Rebellen herbeizurufen. Als Lohn solcher Verdienste hat Heinrich IV. dem böhmischen Herzog die Krone verliehen.

Das zwölfte Jahrhundert war auch für Böhmen eine Epoche politischer Zerrüttung. Dynastische Parteiungen und mehr noch aristokratische Machtstrebungen gegen die Krone erfüllten alles mit Verwirrung. Daher suchten die Herrscher Anlehnung bei den deutschen Kaisern, so schon bei Lothar, besonders aber bei den Staufern, auf deren Kriegsfahrten nach Italien und dem Orient daher oft starke böhmische Heerscharen mitzogen. Hierauf ward das Königreich in die welfisch-staufischen Bürgerkriege hineingerissen, und diese Zerrüttung des Reiches ward der Boden, auf dem eine neue Dynastie, die der Premysliden, sich erhob. Unter diesen ragt vor allen der zweite Ottokar hervor, dessen Sturz die Macht des Hauses Habsburg begründet hat. Ihn, und nicht König Rudolf, müssen wir als den Schöpfer Zisleithaniens betrachten: nicht von dem deutschen Herrscher, sondern von jenem Slawen ist dies Ländergebiet vereinigt worden, nicht von Österreich aus, sondern von Böhmen her. Im welfischen Lager und unter dem Zeichen Roms hat Ottokar in Jahrzehnten politischer und kriegerischer Anstrengung das Erbe der Babenberger gewonnen, so daß wir ihn in Wahrheit als den Vorgänger Rudolfs von Habsburg bezeichnen können. Die Bedingung seines

Emporkommens war die Zersetzung des Deutschen Reiches: was er erwarb, löste er aus dem Reichsverbande, um ein großes Mittelreich zu schaffen, das von der Ostsee bis zur Adria Einfluß übte; so wie später das burgundische Reich in analoger Bildung, ebenso zweisprachig, halbdeutsch, feindselig den nationalen Monarchien, von der Nordsee nach dem Mittelmeer zu sich zwischen den französischen und deutschen Staat eingedrängt hat. Aber man darf diese Kraftentwickelung nicht als tschechische Reaktion gegen deutsches Wesen auffassen. Im Gegenteil, nur deutsche Kräfte befähigten Ottokar zu seinem Werk. Deutsch war die Sprache seines Hofes; Deutschlands Minnesang und ritterliche Art blühten in Prag; Reinmar von Zweter hat dort gedichtet; der König selbst und seine Verwandten versuchten sich in den deutschen Reimen. Auch kamen auf sein Geheiß Scharen deutscher Kolonisten ins Land, meist Niederdeutsche, ein Bruchteil jener neuen Wanderung unseres Volkes, die in diesem Jahrhundert alles Land bis in die Niederungen der Weichsel erfüllte und den ganzen Osten sich zinsbar machte: Bergleute, die im Erzgebirge und mitten in Böhmen die reichen Bodenschätze hoben, Handwerker, Kaufleute und um die neuen Städte her die breite Masse der Bauern. Mit dem König wetteiferten Herren und Geistlichkeit, die Johanniter besonders und die Zisterzienser; auch die slawischen Dörfer und Städte suchten deutsches Recht zu erlangen. Der große Staatsmann, der Ottokar in allem zur Seite stand, Bischof Bruno von Olmütz, war selbst ein Niederdeutscher, ein Graf von Holstein-Schauenburg.

Auch König Rudolf hat die Vereinigung ganz Zisleithaniens angestrebt, sein Sohn Albrecht sie zeitweise verwirklicht; und dynastisch war auch die Politik Habsburgs seit dem Begründer seiner Größe. Aber die allgemeine Konstellation fügte sich so, daß die Interessen dieses Hauses mit der Wiederherstellung des Deutschen Reiches zusammengingen. Und Rom, dem das Kaisertum immer unentbehrlich war, wandte sich dorthin: Gregor X. verließ Ottokar, um Rudolf zu erheben. Doch die Verbindung der zisleithanischen Gebiete war so nicht denkbar. Gegen den österreichischen Träger der deutschen Krone erhob sich die Krone Böhmen. Zwar kündigte sich hier bereits eine nationale Reaktion

gegen das deutsche Übergewicht an, aber beide Parteien fanden sich doch durch den gemeinsamen Gegensatz gegen Habsburg gebunden: die Idee Böhmens siegte; einem deutschen Geschlecht, dem luxemburgischen, ward die Krone anvertraut. Das bleibt nun aber der Grundzug der luxemburgischen Herrschaft: auf die Versöhnung der slawischen und der deutschen Bestandteile eine einheitliche böhmische Macht zu gründen, die sie wieder nach allen Seiten zu erweitern strebt. Darauf beruht vor allem die Stellung, welche Karl IV. einnimmt, eine internationale Persönlichkeit, Zögling eines Papstes, Freund Frankreichs, Gönner humanistischer Bildung und wieder mystischen Stimmungen ergeben, allezeit aber als Politiker und Wirtschafter der kühlste Rechner. Auf die Hierarchie gestützt, wollte er Prag zum Mittelpunkt seiner Hausmacht, die er unablässig vermehrte, wie des Reiches machen. Aber wie hätte er so weitgespannte Ziele anders als durch Deutsche erreichen können! Die Universität, die er in Prag stiftete, füllten deutsche Studenten und Professoren; deutsche Baumeister bauten ihm seinen Dom zu St. Veit und den Karlstein; Karl selbst förderte, wie er konnte, deutsches Wesen, dessen wirtschaftliche Tüchtigkeit seinen Wünschen am besten diente.

So ist es erklärlich, daß mit der wachsenden Kultur die slawischen Ansprüche wuchsen, daß ein immer schärferer Gegensatz der Tschechen gegen die deutschen Mitbewerber um den böhmischen Boden sich ausbildete, den diese doch erst seit hundert Jahren besaßen. Die Dynastie, welche haltlos zwischen den Parteien schwankte, erlag darüber, und die tschechische Bewegung siegte. Ihr Führer war diesmal ein Mann aus dem Volk, ein Professor der Theologie an der neuen Universität, Johann Hus, der mit seinem Anhang 1409 sich in den Besitz der Universität setzte; was, wäre er ungestört geblieben, zum Alleinbesitz der böhmischen Kirche hätte führen müssen. Hus aber, der schon ketzerisch dachte, geriet mit den Häuptern der Hierarchie aneinander; mit der nationalen Erhebung verschmolz die religiöse, und zum ersten Male gelang es einem Reformator, eine ganze Nation auf evangelischem Grunde gegen Rom zu vereinigen. Ohne Frage sind die Lehren Johann Hus' mit denen Luthers verwandt. Hat also das Tschechen-

tum den hohen Ruhm, aus seinem Geiste die Ideen geboren zu haben, die ein Jahrhundert später, mit deutscher Kraft gesättigt, die Welt verwandelt haben? Heute ist diese Frage in verneinendem Sinne entschieden. Hus hat nie behauptet noch behaupten dürfen, daß er seine Gedanken aus dem eigenen Herzen, aus der Tiefe des tschechischen Volksgemütes erzeugt habe: er übernahm Wiclefs Ideen, so wörtlich, daß er vielfach, wie erwiesen, als Abschreiber zu bezeichnen ist. Was aber dem englischen Reformator unmöglich war, gelang dem Tschechen, dem der Haß gegen die Deutschen die Seele schwellte und die Genossen zutrieb — die Losreißung seines Volkes von der römischen Kirche, mit der die Deutschen im engen Bunde waren. Da kam es zu einem Macht- und Rassenkampf, wie ihn unsere Geschichte noch nicht erlebt hatte, zu unerhörten Triumphen der Tschechen gegen die von der ganzen öffentlichen Meinung des Abendlandes getragene deutsche Nation. In fürchterlichen Ausbrüchen entlud sich die revolutionäre Lava: die Feuerströme, von den Geistern nationaler, religiöser, sozialer Leidenschaften genährt, rangen in dem böhmischen Bergkessel untereinander und strömten wildverwüstend über die Grenzen. Ein tragischer Anblick, das Ringen einer von Haß und Wut umringten kleinen Nation um Existenz und Anerkennung — denn anerkannt zu werden von der römisch-kirchlichen Staatenwelt blieb doch das Ziel der Böhmen in all dieser Verwirrung. Unüberwindliche Mächte hielten das Land umlagert. Aber wir dürfen hinzusetzen, daß die Geister slawischer Maßlosigkeit auch durch die evangelischen Gedanken, an die man sich anlehnen wollte, nicht gebändigt wurden; die eigene Haltlosigkeit hat mindestens soviel zum Ruin der Nation beigetragen wie der Haß der Feinde. Und so brannte der Krater in sich aus. Erfolg hatten nur die großen Barone, mochten es Tschechen oder Deutsche, Katholiken oder Utraquisten sein; und in die Asche fielen aufs neue dichte Keime deutscher Kolonisation: es ist bezeugt, daß die Deutschen am Ausgang des 15. Jahrhunderts in Böhmen einflußreicher waren als je. Am Ende entstand ein neues eigenartiges Staatsgebilde, das Königreich Georg P o d j e b r a d s , eines Vollbluttschechen, der danach rang, dem hussitischen Staat von dem Papsttum

eines Pius II. die Duldung abzutrotzen. Dem zerbröckelnden Deutschen Reiche gegenüber war die Stellung König Georgs gewaltig; mehrfach konnte er als Führer der ständischen Interessen gegen den Kaiser auftreten, die römische Königskrone selbst schien nicht zu hoch für seinen Ehrgeiz. Schließlich aber war all sein Ringen doch nur Sisyphusarbeit: Rom hielt an Habsburg fest, und was einem Friedrich III. traumhaft vorgeschwebt hatte, die Vereinigung der zisleithanischen und magyarischen Gebiete, die kaiserliche Vollgewalt seines Hauses, das ward unter seinem Sohne und seinem Urenkel zur Wirklichkeit. Seitdem ist Böhmen im Besitz der habsburgischen Krone geblieben, ein Stück Zisleithaniens, seit derselben Epoche, da die deutsche Kultur in einem autochthonen Prozeß noch tiefer, seelischer befruchtet ward mit den evangelischen Gedanken, denen Johann Hus hatte Bahn brechen wollen. Der nationale deutsche Staat aber, das innerste Ziel der religiösen Umwandlung, ward nicht erreicht, vielmehr die ständische Organisation, welche das Reich umspannt hielt, nur tiefer begründet, mit höherem Inhalt begabt; das Reich ward erfüllt mit untilgbarem Haß und Hader.

Nun hatte ja aber auch in Böhmen die religiöse Bewegung nicht zur Einigung geführt. Die Parteien standen hier wie in Deutschland gegeneinander; so wie dort förderte das Herrscherhaus die katholischen Interessen. Da traten, wie überall in der Welt, die nationalen Gegensätze auch in Böhmen zurück; Konfession hielt zu Konfession, die katholischen Barone zu den Habsburgern, die evangelischen zu den gleich gesinnten Ständen im Reiche. So war die Opposition beschaffen, welche sich im 17. Jahrhundert gegen Habsburg bildete, einen Pfälzer Kurfürsten zum König machte und den Kampf wagte, der auf dem Weißen Berge bei Prag mit dem Siege des deutschen Katholizismus endigte, den religiösen Bürgerkrieg aber in Deutschland entfesselte. Wiederum nicht als tschechische Reaktion ist der Aufstand anzusehen, sondern als eine protestantisch-ständische. Beide Nationalitäten finden wir in dem böhmischen Lager — neben den Bubna und Kinsky die Thurn, Fels, Hohenlohe — nirgends treten die alten nationalen Ansprüche hervor; man kann oft schwanken, welchem Stamme man den oder den Führer zurechnen will. Selbst das

konfessionelle Element trat im Laufe des Krieges vor dem aristokratisch-persönlichen zurück, und so kam unter den böhmischen Großen, ja in dem Heere, das Ferdinand seine Siege erfocht, unter den Offizieren, die ihm die Söldner geworben, von neuem die Idee auf, daß gegen Habsburg Böhmen als solches sich erheben müsse, daß von allem religiösen und nationalen Hader abzusehen sei. Zum zweiten Male seit Podjebrad appellierte die böhmische Politik an die religiöse Toleranz, und wieder war es ein böhmischer Edelmann, der unter ihrem Zeichen seinem Vaterlande und dem Reiche den Frieden geben wollte, Wallenstein. Aber hüten wir uns, diese erhabene Idee in den Händen des dämonischen Mannes als die hohe Kraft zu preisen, welche auf dem Grunde protestantischer Staatsgewalt und in späteren Weltkämpfen erwachsen ist. Dem Friedländer war sie nur die berückende Hülle, unter der er den Eidbruch gegen seinen kaiserlichen Herrn beschönigen, die Parteien im Reiche gewinnen, die Unersättlichkeit seines Ehrgeizes verbergen wollte, er, der in Wahrheit nur die barbarische, ideenlose, von der Scholle losgelöste Gewalt der durch Geld geworbenen und durch niedrigste Leidenschaften zusammengehaltenen Soldateska vertrat. So verschwand ihm die Krone seines Landes wie ein Phantom nebelgleich in dem Abgrunde, in den er stürzte, als er, zitternd vor Begierde und Furcht, mit unsicheren Händen danach greifen wollte.

Das Jahr der Schlacht am Weißen Berge und das der Ermordung Wallensteins, 1620 und 1634, sind die Gründungsjahre der modernen habsburgischen Gewalt über Böhmen. Seitdem hat hier weit über 200 Jahre ein System der Herrschaft bestanden, dasjenige, welches überhaupt den modernen österreichischen Großstaat zusammenhielt, bis ihn die preußischen Siege in neue Bahnen zwangen. Das Fundament war die Einheit der Religion und des Herrscherhauses sowie eine über nationale Unterschiede hinwegsehende imperiale Autorität; die Machtmittel die zentralisierende Bureaukratie und die Armee; der nationale Boden aber, auf dem Krone, Klerus, Beamtentum und Heer dieses Habsburgs ruhten, das Deutschtum. Dies ist die Epoche gewesen, in der katholische Politik und deutsche Nationalität den engsten Bund geschlossen, die größte Machtsumme gebildet und die höchsten

Erfolge errungen haben; Magyaren und Tschechen hatten es gleichmäßig zu empfinden. Ohne Frage also hatte unser Volkstum in Böhmen davon den größten Nutzen. Niemals hat es von den Tschechen weniger zu leiden gehabt als im 18. Jahrhundert. Alle leitenden Kreise im Lande waren von Deutschen erfüllt; deutsch war die Sprache des Umganges und der Geschäfte, der Literatur auch für die tschechischen Schriftsteller. Der tschechische Name schien verlöschen, Böhmen eine deutsche Provinz werden zu wollen.

Da kam die Zeit einer neuen Wandlung, das 19. Jahrhundert, das mit der Revolution anhebt, welche den alten französischen Staat in Trümmer schlug. Der Genius der europäischen Nationen, den die alten Ordnungen gefesselt hielten, befreite sich in weltverwandelnden Kämpfen. Die Grenzen, welche die alte Diplomatie gezogen, wurden überall zerbrochen; die Ideale des vergangenen Jahrhunderts, jene Träume von Weltbürgertum und Weltfrieden verflogen. Jede Nation ist nun in sich geeinigt oder strebt danach, sich politisch auszugestalten; nationale Leidenschaften führen allerorten das Wort, und die Welt starrt in Waffen. Noch stehen wir mitten in dieser Entwickelung. Wie sie enden wird — wer mag es ausdenken! Und am wenigsten bei dem Völkergemisch Österreichs, das ja erst seit kurzem in diesen Umwandlungsprozeß hineingerissen wurde, dürften wir eine Prophezeiung wagen. Vielleicht, daß uns für Böhmen die Vergangenheit einen Fingerzeig bieten kann. Niemals, so lehrt sie uns, haben die Tschechen aus eigener Kraft ihren Staat erbaut; immer haben sie sich bei den deutschen Nachbarn, bei deutschem Geiste Hilfe holen müssen. Selbständig und stark nach außen waren sie stets nur zuzeiten, da Deutschland zerrissen war; und die Blüteepochen ihres Landes wurden von Herrschern herbeigeführt, die, waren es nun Tschechen oder Deutsche, aus allen Kräften deutsches Wesen hoben. Als sie es aber unternahmen, ganz auf sich gestellt und in herber Feindschaft gegen die Deutschen Staat und Kirche Böhmens zu gestalten, schufen sie am Ende nichts als Ohnmacht und Elend, und auf den Trümmern ward erst recht der deutsche Einfluß mächtig. Zum Verzagen bietet also unseren Volksgenossen in Böhmen die Geschichte ihres Landes keinen Anlaß.

Gustav Adolf dem Befreier zum Gedächtnis.

(1894.)

Die protestantische Christenheit rüstet sich, das Andenken des nordischen Helden zu feiern, der in den dunkelsten Zeiten der deutschen Geschichte, in dem Gewirr blutigster Kämpfe rettend für den schon unterliegenden Glauben Martin Luthers aufgetreten ist — und schon erheben sich aufs neue die Stimmen des alten Hasses, die aus dem Lager Roms und Habsburgs dem fremden Sieger einst entgegenklangen. Zwar ist der politische Hader, der Deutschland in jenen Jahren durchwühlte und verwüstete, verschwunden: machtvoll und geeinigt steht die Nation da, entschlossen, jeden Angriff abzuwehren; längst sind die fremden Zwingherren, die ihre Machtkämpfe auf deutschem Boden ausfochten und unsere Grenzen, unsere Ströme zu ihren Gefangenen gemacht hatten, gerade Schweden zuerst, von uns abgeschüttelt und hinausgetan: die alten Marken sind wieder gewonnen und gewaltiger denn je befestigt, und vor der neuen deutschen Krone ist der fremde Glanz verblichen. Aber ungestillt ist der religiöse Zwist, der mit dem politischen gepaart war, und mit fanatischem Eifer suchen die modernen Römlinge alles hervor, um den Ruhm des großen Königs zu schmälern, der sich dem alten Glauben auf seiner Siegesbahn entgegenwarf und noch sterbend über ihn triumphiert hat. Nicht als ob sie dem Helden aus seinem Bekenntnis einen Vorwurf machen wollen, das ihre Vorfahren im römischen Glauben mit einem ehrlichen Hasse verfolgten. Dafür sind unsere Apologeten Roms und der römischen Politik zu tolerant geworden. Ihre Anklagen sind nur gegen die politischen Absichten gerichtet,

die sich in Gustav Adolf mit der Konfession verbündeten: von der Höhe des nationalen Selbstgefühls her verurteilen sie die eigensüchtige Politik des Eroberers, und über ihrer patriotischen Entrüstung vergessen sie fast, daß noch die jüngsten Historiker aus ihrem Lager, ein Onno Klopp und seine Gesellen, mit all ihrem Forschen niemals etwas Weiteres bezweckt haben, als die Ziele Habsburgs und Roms historisch zu rechtfertigen und den neuen Staat, in dem sich die protestantisch-deutschen Ideale verkörperten, zu bekämpfen.

In der Tat aber hat es kaum einen Moment in der deutschen Geschichte gegeben, wo das alte Kaisertum größere Erfolge errungen hat und der Herstellung der Glaubenseinheit näher gekommen ist als in den Jahren, da Wallenstein und Tilly ihre großen Siege erfochten und Kaiser Ferdinand mit der Liga sich anschickte, alle Zusagen und Verträge, die ihnen der deutsche Protestantismus abgerungen hatte, zu widerrufen. Als Ende 1627 die letzten dänischen Besatzungen aus Mecklenburg und der cimbrischen Halbinsel verjagt waren, schien es mit der deutschen Ketzerei aus zu sein. Bis zum Ottensund war der kaiserliche General Meister geworden. Seine Gedanken erhoben sich jetzt zum höchsten Fluge, bis zum Zuge nach Konstantinopel, den er mit der vereinigten Kraft der deutschen Heere und der Hülfe Spaniens, Venedigs und des Papstes ausführen wollte: in drei Jahren müsse der Türke aus Europa verjagt und sein Reich unter der kaiserlichen Krone den Eroberern ausgeteilt sein. Es waren die imperialistischen Ideale, denen auch Karl V. unter allen Kämpfen mit Papst und Ketzern, Franzosen und Türken nachgehangen hatte, und die noch immer den äußersten Horizont der katholischen Politik bildeten; Tilly selbst erging sich gerne mit dem Friedländer in diesen Phantasien. Zunächst aber galt es für beide doch, die nordischen Küsten und ihre Meere zu bezwingen. Elbe und Weser waren bereits in ihren Händen; und auch an der Ems und am Rhein standen ihre Regimenter, willkommene Nachbarn für die Spanier, die von Belgien her die Niederlande bedrängten. Durch das ganze Reich hin, bis an die Alpen, dehnten sich ihre Quartiere aus. Furchtsam duckten sich unter dem Macht-

wort der katholischen Generale die evangelischen Fürsten und Städte, triumphierend erhoben die Pfaffen ihr Haupt, und gierig griffen die hohen Offiziere nach den fetten Stiftsgütern der Ketzer, die ihnen der Richtspruch Ferdinands preismachte.

Schon damals haben sich die Katholischen mit den Motiven gebrüstet, welche man heute in ihrem Lager, ja, seltsam genug, bisweilen auch von anderer Seite her für die Politik Ferdinands und Wallensteins anzuführen pflegt — als ob die nationalen Interessen durch diese Anstalten Schutz gefunden hätten. Auf den Hansetagen zu Lübeck entwickelten die Sieger ein hohes Programm nationaler Politik, eröffneten sie dem deutschen Kaufmann die Aussicht auf Herstellung der alten Handelsgröße: es sei schimpflich für das deutsche Reich, so führten sie in einer Denkschrift aus, sich auf den eigenen Meeren und Strömen von den fremden Nationen Gesetze vorschreiben zu lassen; die Deutschen ließen sich behandeln, als ob sie lauter Kinder wären; mitten in das Nest hätten sich ihnen die Engländer mit ihren Monopolien und Propolien gesetzt, und so viele Millionen aus Deutschland gezogen, daß sie jetzt Kaiser und Reich Trotz böten. Und was sei der Zoll im Sunde anders als ein schädlicher und schändlicher Tribut aus ganz Deutschland an die Dänen! Im Namen der nationalen Ehre und Wohlfahrt, deren Schutz der Kaiser als seine heiligste Verpflichtung vor Mit- und Nachwelt auffasse, wurden die Hanseboten aufgefordert, den fremden Einfluß im Baltischen Meere zu zerbrechen.

Wer aber waren diese Versucher? Neben dem kaiserlichen, fast noch dringender als er, der spanische Gesandte, der Vertreter der Macht, welche seit 70 Jahren Staat und Religion Hollands zu vernichten trachtete und länger noch das Reich in alle Abenteuer ihrer weltumspannenden Politik hatte verstricken wollen. Also hätten die Städte ihre Häfen und das deutsche Meer nur einem neuen Herren geöffnet und den Rest ihrer Selbständigkeit aufgeben müssen; nichts anderes als dienende Glieder der spanischen Weltmacht wären sie geworden, allen ihren politischen und religiösen Plänen untertan, in ihre Siege, vielleicht aber auch in ihre Niederlagen verstrickt, und immer der Gefahr ausgesetzt, bei einer neuen Schwenkung der imperialen Politik die Kosten zu

bezahlen. Denn noch lagen die Gegner Habsburgs mit nichten am Boden. Wenn England durch seine inneren Wirren gelähmt war, so faßten sich die Holländer um so stärker zusammen; sie siegten zur See, in Westindien und daheim auf dem Lande; niemals waren sie eifriger zum Kriege gewesen. Und schon konnte Richelieu hoffen, mit der Unterwerfung Rochelles die Hände im Innern frei zu bekommen und die ruhmreiche Politik Heinrichs IV. zu erneuern. Auch der Norden war noch aufrecht, der Dänenkönig ungebeugt auf seinen Inseln, und unerreichbar für die kaiserlichen Waffen und Feuerbrände die Schiffe und Häfen Gustav Adolfs. Wohl rüstete Wallenstein jetzt zum Seekriege, 24 Orlogschiffe ließ er erbauen: zunächst aber blockierten die Dänen die Mündung der Trave. So ist es wohl erklärlich, daß die Hansen jene Versucher, die ihnen gleichsam die Schätze dieser Welt zeigten, um ihre Seele zu erkaufen, von sich wiesen. Sie hofften noch, ihre Neutralität zu behaupten. Das aber war auf die Dauer unmöglich. In einem neuen Waffengange ward Christian IV. abermals aufs Haupt geschlagen, und nun blieb Norddeutschland völlig sich selbst überlassen. Schwerer als je legte sich die katholische Verfolgung auf das Geburtsland der Reformation, und das Restitutionsedikt Ferdinands drohte Vernichtung. Vor Stralsund abgewiesen, okkupierte der Herzog von Friedland doch die andern pommerschen Häfen. Rostock und Wismar und ganz Mecklenburg hielt er durch Zitadellen und starke Garnisonen gefesselt; und noch vom Sunde her schickte er seine besten Regimenter unter seinem vertrauten Oberst Hans Georg von Arnim nach Preußen, um den Polen gegen Schweden zu helfen.

In dieser Gefahr, die ihn schon selbst bedrohte, hat sich Gustav Adolf, wie jedermann weiß, zu dem deutschen Kriege entschlossen. Gewiß nicht aus reinem Idealismus. Er vertrat Schwedens Macht so wie Ferdinand die Habsburgs, begierig sie auszubreiten; unlöslich war in beiden, wie in allen Politikern jener Epoche, Religiosität und politischer Ehrgeiz verflochten. Auch die dynastischen Interessen nahmen in dem Schwedenkönig den breitesten Raum ein; er setzte nur das Werk seines heldenmütigen Vaters fort, der die Macht der protestantischen Wasas im Kampf gegen den pol-

nisch-katholischen Zweig seines Hauses behauptet und neu gegründet hatte. Und beide bewährten sich darin als die echten Sprossen der Wasabrut, daß ihre persönlichen Interessen sie immer auf den Bahnen der schwedischen Größe und des Protestantismus führten.

Altdeutscher Boden war es, das Gebiet der Hanse und des deutschen Ordens, auf dem Gustav Adolf die Herrschaft Schwedens feststellte; wohin seine Fahnen getragen wurden, überall hatten der deutsche Kaufmann und das deutsche Schwert regiert; deutsche Arbeit hatte erst die Kultur in die Barbarenländer des Ostens getragen, Deutsche die Mission. Damals, in den Jahrhunderten der Hierarchie, waren unsere Vorfahren die Vorkämpfer des römischen Glaubens gewesen, den sie rund um das Baltische Meer pflanzten, und hinter dessen Grenzen das lettische Heidentum und die Moskowiter lange im Dunkel zurücktraten. Dann war ihre politische Allmacht und bald auch die religiöse Einheit zerbrochen worden. Aber diese wenigstens hatte sich schnell und entschieden hergestellt in dem neuen Geiste. Es war, als ob diese entlegenen Regionen, diese letztgewonnenen Provinzen Roms ihrer Natur nach sich ihm leichter hätten entfremden müssen: nicht ohne Kämpfe, aber im wesentlichen doch ohne tiefere Erregung der Massen war es geschehen, gar nicht vergleichbar den tiefaufwühlenden Erschütterungen, denen Staat und Gesellschaft Mittel- und Süddeutschlands oder des europäischen Westens ausgesetzt waren; von der großen Krisis, die der deutsche Protestantismus im Schmalkaldischen Kriege und im letzten Jahrzehnt Karls V. durchzumachen hatte, war diese nordische Welt kaum gestreift worden; mitten im Siege, an ihrer Grenze, in Wittenberg selbst, wandte ihr der Kaiser den Rücken.

Und dieser Glaube, der hier auch stärker einwurzelte als irgendwo anders, war der d e u t s c h e. Niemals vorher und nachher haben deutsche Gedanken in den nordischen Reichen so tief und nachhaltig geherrscht, als im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Alle Lebensäußerungen in dem weiten Gebiet von Wittenberg bis Upsala und von Lübeck bis Dorpat trugen ihre Farbe. Vor allem die Religion selbst ward in der ursprünglichsten

und deutschesten Form in allen Pfarrhäusern und Kirchen verkündigt; unvermischt mit reformierter Lehre und presbyterianischen Ordnungen regierte in Predigt und Verfassung der Kirche der Geist von Wittenberg. Mit Nachdruck und wissenschaftlichem Eifer ward er an den Universitäten hochgehalten, zwischen denen ein reger Austausch von Lehrern und Lernenden stattfand. Wie oft sind in den Zeiten eines Chemnitz und Pufendorf deutsche Professoren an schwedische Universitäten berufen worden, und wie vielfach findet man in den Matrikeln Greifswalds, Wittenbergs oder Frankfurts die Namen schwedischer Studenten! Doch war die Verbindung keineswegs bloß geistiger Natur. Auf dem großen Geldmarkt des Nordens, dem mächtig emporstrebenden Hamburg, begegneten sich die schwedischen und die deutschen Werber, und nirgends diente der norddeutsche Adel lieber als unter den blaugelben Fahnen. In den Heeren Gustav Adolfs standen unterschiedslos deutsche Offiziere neben schwedischen Kameraden, selbst in den höchsten Chargen, neben Baner und Horn Falkenberg und Knyphausen; und in der Kanzlei des Königs arbeiteten, während des deutschen Krieges wenigstens, fast mehr deutsche als schwedische Federn. Als Oberst und Diplomat zugleich diente dem König, schon in Livland und Preußen, der vielgewandte Hans Georg von Arnim, der am Berliner Hof für ihn als Werber um die Hand der Hohenzollernschen Prinzessin auftrat. Gustav Adolf selbst sprach und schrieb das Deutsche wie seine Muttersprache und erschien unter seinen deutschen Vettern fast wie ihresgleichen. Auch wirtschaftlich behauptete unsere Nation in ihrem alten Herrschaftsgebiete vor allen Rivalen noch immer den Vorrang; und wie sehr der deutsche Kaufmann auf den baltischen Märkten durch die Eifersucht der nordischen Nachbarn und durch das rücksichtslose Eindringen der protestantischen Westmächte gehemmt sein mochte, blieben doch diese Konflikte durch den religiösen Hader unvergiftet, seitdem sich unter Elisabeth und den Oraniern der protestantische Charakter ihrer Staaten entschieden hatte.

Wo waren nun die Gefahren, die diesem so fest geschlossenen und einmütigen Kulturkreise drohten? Sie kamen einmal aus dem Osten, von den Russen, die mit barbarischer Wild-

heit schon in dem sechsten und achten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts sich auf die zersplitterten und verlassenen Heimstätten der deutschen Bürger und Ritter in den baltischen Provinzen geworfen hatten. Wo aber hätten diese Rettung finden können, wenn Gustav Adolf nicht eingegriffen hätte? Nicht für den deutschen Staat, der hier kaum existierte, aber für den deutschen Glauben, für die im ganzen Norden mächtige Eigenart des deutschen Geistes und damit doch auch für die Grundlagen deutscher Macht ergriff er das Schwert. Und wenn die baltischen Provinzen heute gegen den neuen Ansturm der moskowitischen Barbarei noch auszuharren vermögen, so verdanken sie das keinem mehr als dem schwedischen Eroberer, der damals ihre Bedränger über den Embach zurückwarf. Drohender noch als die russische Gefahr, die wie ein Waldstrom die deutschen Pflanzstätten überflutet hatte und ebenso wieder ablief, war der Angriff der andern slawischen Macht, des mit Habsburg und Rom befreundeten, ja durch die Eigensucht deutscher Bürger und eines slawisierten Adels begünstigten Polens, das sich längst schon weichsel-abwärts in das Kerngebiet der deutschen Kolonisation hineingeschoben hatte und nach allen preußischen Küsten, ja über das Meer nach Schweden selbst hinübergriff. Wer kann übersehen, daß auch hier Gustav Adolf in Abwehr und Angriff die deutsche Art gegen das katholische Slawentum gewahrt hat? Und hierzu jetzt die dritte Gefahr, furchtbarer an sich schon als die anderen, und um so größer, als Habsburg und Polen in Religion und Politik eng verwandte Ziele verfolgten.

So traten sich hier an den Gestaden des Deutschen Meeres die beiden Bekenntnisse, die seit hundert Jahren miteinander gerungen, kampfgerüstet gegenüber: ans Meer gedrängt, fand das Luthertum, sonst die Religion norddeutscher Trinkfürsten und Hofprediger, jetzt endlich seinen Helden und rüstete sich zum Ansprung gegen den schonungslosen Gegner: ein Kampf auf Leben und Tod war es, zu dem sich der lutherische Glaube bereiten mußte: denn jenseits seiner Grenzen gab es nichts mehr als eisige Wüsten.

Mehr als einmal war Gustav Adolf versucht gewesen, neben Christian IV. in den deutschen Krieg einzugreifen, vor allem im

Jahre 1624, als der Dänenkönig, begünstigt durch eine antihabsburgische Konstellation der großen Mächte, den Kampf aufnahm; aber die Verhandlungen hatten sich stets zerschlagen; zwischen den beiden Rivalen war ein Bund nicht möglich. Auch war damals im Reich für den schwedischen König, der klare und einfache Verhältnisse um sich haben mußte, alles noch zu zerfahren: dieses Wirrsal von Zank, Kleinmut und Ohnmacht konnte nicht die Rückenlehne bilden, die er brauchte und die er sich später geschaffen hat. »In Euren Ratschlägen,« schrieb er seinen deutschen Verwandten, »ist keine Eintracht, sondern lauter discordiae, dadurch große Dinge zerfallen; denn was Ausgang ist sonst zu hoffen, da der niedersächsische Kreis nur Tagfahrten hält und deliberieret, auf was Weise sie still sitzen mögen und praeda victoris werden können.« Unwillig sah er auf die bornierte Selbstsucht seiner Vettern im Reich, die in dem Kampf der großen Weltmächte, während ihnen das Messer an der Kehle saß, nach dem nächsten kleinen Vorteil ausschauten und die Gefahr nur immer mit Papier statt mit dem Eisen abwehren wollten: »Werben und rüsten sollen sie!« Dann werde er ihnen zu Hilfe kommen mit einem königlichen Heere und Flotte, und mit Gottes Hilfe den Feinden das Noli me tangere weisen. In ihm lebte ganz die Energie eines nationalen Staatswesens, das auf dem universalen Elemente des protestantischen Glaubens ruhte. Verächtlich erschien ihm das wüste Treiben an den deutschen Höfen, wo auf ein Bankett mehr draufgehe als ein Kriegsschiff kosten würde: »und wäre doch E. L. mit einem mehr als mit dem andern geholfen.« Auch in ihm, bemerkten wir, waren die persönlichen Antriebe, Machtstreben und Tatendurst wirksam: aber niemals ließ er den allgemeinen Zusammenhang aus den Augen, immer blieb er sich bewußt, daß er auf der Wacht stehe gegen das Papsttum, in dessen Bekämpfung er aufgewachsen war, so wie sein Held und Vorbild Moritz von Oranien, dessen Taten und Worte er so gern im Munde führte. Furcht war ihm fremd, tollkühn fast suchte er die Gefahr auf, aber auch der persönliche Mut war bei ihm stets geadelt durch die Kraft eines Glaubens, dem das ewige Leben gewiß ist. Wie sehr verkennt man doch die Heldennatur Gustav Adolfs, wenn man ihm keine

anderen Beweggründe zuschiebt, als daß er Vorwerke für Schweden auf der deutschen Küste habe gewinnen wollen! Er habe, schreibt er, ein viel zu enges Gewissen, um Landes und Leute halber Krieg zu führen; ja er wolle keinen Krieg, in welchem er nicht wie ein Kriegsmann selig sterben und vor Gottes Angesicht fröhlich erscheinen könne.

Wo er aber auftrat, da wollte er auch selbst befehlen. Und wo seine Eisenfaust zupackte, da hielt sie fest. Das bemerkte sogleich nach seiner Landung Hans Georg von Arnim, der seinen alten Herrn kannte. Zunächst galt es damals, dem König die deutsche Küste zu gewinnen, Pommern, das er sich von Anfang an als den Preis des Sieges ausgesucht hatte, erst die Inseln und die Mündungen der Oder, dann mit raschem Griff die Hauptstadt und die anderen Plätze des Landes; langsam sodann arbeitete er sich an der Oder aufwärts. Er hätte wohl Knyphausen in Neubrandenburg entsetzen können und, wie ich glaube, auch Magdeburg, so wie er es dem treuen Falkenberg versprochen hatte, erretten. Aber er wollte nichts dahinten lassen, den Oderstrom nicht preisgeben und vor allem sich Kurbrandenburgs und seiner Festungen versichern. Schritt für Schritt geht er vorwärts, immer bedacht, sich die Verbindung mit der Küste zu erhalten. Dann, nach dem Lorbeer von Breitenfeld, den er doch auch nur zögernd gepflückt hat, beginnt er den rascheren Lauf. Nun bricht er, von den Ernestinern vielleicht gestachelt, über den Thüringer Wald in das Maintal ein und stürmt in dieser Pfaffengasse zum Rhein und wieder zurück nach Franken, wirft sich von neuem auf den weichenden Tilly und bringt ihm an der Pforte des Bayerlandes die zweite Niederlage und den Tod. Und nach dem Siegeszuge durch das katholische Kernland im raschesten Entschluß die letzte Wendung, gegen den Herzog von Friedland, dem er bei Nürnberg die Stirn bietet, bis er selbst auf dem Felde von Lützen im Siege gegen den Gewaltigen den Tod findet, der ihn so oft im Donner der Schlacht vergeblich umbraust hatte.

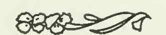
Was seine letzte Absicht gewesen, ob er von Anfang an einen festen Punkt im Auge hatte oder, wie Oxenstierna später gemeint hat, nur von Stufe zu Stufe weiter gezogen wurde, unbekannten

Zielen zu; und wohin ihn der Riesenkampf, in dem doch auch sein Auftreten und der ganze deutsche Krieg nur eine Episode war, getrieben hätte — wer vermag das zu sagen! Möglich, daß sein Sieg jenes Herrschaftsgebiet des lutherischen Glaubens und der schwedischen Macht noch fester abgeschlossen und auch politisch zu einem Corpus Evangelicorum zusammengefügt hätte. Die Verfassung des Reiches hätte sich dann schwerlich erhalten lassen und wäre dem Schicksal verfallen, das ihr Chemnitz weissagte. Habsburg und Rom haben kaum je einen gefährlicheren politischen Gegner gekannt als den schwedischen König, und also ist der Haß verständlich, mit dem ihn ihr Anhang im Leben und Tode verfolgt hat. Sein Dasein war auf Kampf gestellt, gleich dem des protestantischen Helden, dem er nachstrebte. Solange das alte Kaisertum Waffen hatte, war ein Friede mit dem nordischen Löwen nicht möglich. Niemand wußte das besser als Gustav Adolf selbst. »Was ist das für ein Ding: Neutralität? Ich verstehe es nicht«, herrschte er den brandenburgischen Gesandten an, der ihm die zaghaften und zweideutigen Anträge Georg Wilhelms in das Lager vor Stettin überbrachte.

Heute, wie gesagt, ist die politische Spaltung, welche damals den religiösen Frieden verhindert hat, verschwunden und die Welt ist verwandelt: kaum irgendwo noch eine Spur von den dynastischen oder politischen Interessen und Absichten, welche die Staatsmänner jener Epoche beherrschten. Aber wenn es wahr ist, daß unser Preußen als der Eckstein des neuen Reiches auf den religiösen Gedanken ruht, die in dem Herrschaftsgebiet Gustav Adolfs vorwalteten, und die nach dem Rankeschen Wort in der Monarchie Friedrichs des Großen einen späten Anhalt und Ausdruck fanden, so haben wir in dem Könige, der dem alten Reiche Zerstörung drohte, den Unsrigen zu verehren. Nationale Interessen im heutigen Sinne galten zu jener Zeit, wo alles mit privaten Anschauungen durchsetzt war, überhaupt nichts. Nicht an der deutschen Gesinnung Friedrich Wilhelms ist das Projekt, ihn zum Erben Gustav Adolfs und zum Herren in seinem deutsch-schwedischen Machtbezirk zu machen, gescheitert; und gern genug hat später der Große Kurfürst mit dem Gedanken an die polnische Krone gespielt: er

wäre bereit gewesen, die kaum erkämpfte Souveränität in Ostpreußen dafür zu opfern. Aber niemals hätte er sich dazu verstanden, was die Polen von ihm verlangten, gleich den Albertinern seinen Glauben preiszugeben, um den weltlichen Vorteil zu erhaschen. Nicht die wechselnden Verhältnisse staatlicher Kombinationen oder dynastischer Interessen ist das Letzte, was die Staatenwelt des siebzehnten Jahrhunderts bewegte, sondern überall stoßen wir auf den sittlich-religiösen Kern, der, seitdem ihn die Reformatoren in das allgemeine Leben eingesenkt hatten, dem persönlichen Ehrgeiz erst Farbe und Haltung gab, die politischen Parteien ohne Unterschied der Nationen aneinander band und die Idee der Nationalität selbst mit neuem Inhalt begabte. Auf diesem gemeinsamen Boden, dem Grunde unseres Daseins, steht mit den Schöpfern unseres Staates vereint der schwedische König.

Die Heroen des deutschen Geisteslebens in dem Weimarer Kreise haben wohl gewußt, was sie dem nordischen Helden verdankten, dessen gewaltiger Arm dem Andrang der katholischen Hochflut wehrte und die Deiche verstärkte, hinter denen die sprießenden Saaten religiöser Freiheit sicher aufwachsen konnten. Und so hat der Freiste und Reinste unter ihnen, Schiller, selbst mit historischem Tiefsinn ihm das herrliche Denkmal gesetzt. Seien auch wir daher dem fremden Herrscher dankbar, unbekümmert um die paar Landstriche, die er von dem vermorschten Reiche für ein paar Jahrzehnte losgelöst hat, und geben wir dem Eroberer den Platz zurück, den er unter den Gründern unseres Staates verdient: zwischen dem treuen und beherzten Landgrafen, der als erster den Kampf für den Glauben Martin Luthers gegen das römisch gewordene Habsburg wagte, und dem Großen Kurfürsten, der die schwedischen Bastionen an Pommerns und Preußens Küste mit schmetterndem Schwertschlag anfiel und zurückgewann, steht Gustav Adolf mitten inne.



Nationalität und Religion.

(1907.)

I.

Will man nach einer beherrschenden Formel suchen, einem Stichwort, das die Fülle der Kämpfe zusammenfaßt, die seit der französischen Revolution die Welt erschüttert haben, so wird man kaum ein besseres, prägnanteres finden, als die Idee des nationalen Staates. Jede Nation Europas will heute ihrem Genius gemäß ihr Leben gestalten, d. h. ihre Gesellschaft entwickeln, ihren Staat bilden, ihre Macht entfalten. Sie ist nicht damit zufrieden, daß man ihr Raum gewähre, um ihre Sprache, ihre Literatur und etwa ihre religiösen Ideale zu kultivieren, sondern sie will mehr: sie will in erster Linie ihre Selbständigkeit behaupten, sich selbst die Gesetze und alle Lebensformen geben, in dem ganzen Umkreis, den sie einnimmt, und womöglich darüber hinaus will sie herrschen. Diese Tendenz ist stärker als alle anderen, welche sonst etwa in dem Kulturkreis der europäischen Nationen von alters her mächtig geworden und noch lebendig sind, stärker selbst als diejenigen, welche aus dem Schoße unserer Zeit selbst neu geboren wurden. Als sie ins Leben trat, war der Horizont der europäischen Bildung noch beherrscht von internationalen, ja, man möchte fast sagen antinationalen Gedanken. Die Idee der Humanität, eines die Grenzen zwischen Ständen, Staaten und Nationen überbrückenden Weltbürgertums und Weltfriedens nahm die Köpfe ein; die Fehde zwischen den Bekenntnissen, welche drei Jahrhunderte erfüllt hatte, schien begraben, und man träumte von einer Religion, die befreit von allem Zwiespalt der Konfessionen,

ihre Grenzsteine weit jenseits der dogmatischen Differenzen in Regionen setzte, in denen menschliche Freiheit und der Glaube, Vernunft und Gottesverehrung den engsten Bund geschlossen hätten.

Von diesen Gedanken getragen erhob sich die französische Nation, um den Staat zu schaffen, in dem ihr Genius den adäquaten Ausdruck fände, und eröffnete gerade damit die Aera der Nationalitätenkämpfe. Denn indem die Krone der Bourbonen zerbrach und ihre Staatsordnung in Trümmer sank, entwichen jene Traumgestalten, die über der Zeit geschwebt hatten; und als wolle das Schicksal mit dem Beginnen, das so leichten Herzens unternommen war, seinen Spott treiben, so verwandelten sich jene Ideale unter den Händen ihrer Bekenner in das Gegenteil: aus den Propheten des Weltfriedens und idyllischer Gottesverehrung wurden Eroberer und Despoten. Zugleich aber erhob sich die Großmacht der überwundenen Kulturepoche, und die mit ihr begraben schien, die katholische Kirche, zu neuer Kraft. Während die protestantische Welt noch unbekümmert, in dem Gefühl der vererbten Kräfte, mit den Ideen des Jahrhunderts aufs engste verschwistert blieb, war bereits der Kampf zwischen den katholischen Regierungen und Rom auf der ganzen Linie entbrannt. Schon vor dem Ausbruch der französischen Revolution hatte das Papsttum die schwächlichen Versuche unterdrückt, welche die bourbonischen Höfe in Italien und Spanien sowie der Hof von Lissabon gemacht hatten, die klerikalen Fesseln zu zerbrechen. So gering wie Roms eigenes Ansehen in dieser Zeit auch war, hatte es doch dies mit leichter Mühe durchgesetzt. Schwerer ward der Kampf, den es gegen die revolutionären Machthaber in Frankreich zu führen hatte. Nicht um das Dogma handelte es sich in diesen Konflikten. Kein Tüttelchen des tridentinischen Bekenntnisses griffen die neuen Gesetzgeber Frankreichs an; sie fesselten die Kirche nur noch enger an das Dogma und beschränkten sie auf ihre geistliche Mission mehr als je der alte Staat es getan hatte. Aber sie forderten von ihren Dienern Anerkennung der nationalen Souveränität als des Grundgedankens des neuen Staates und muteten dem Papste zu, der französischen Kirche eine Konsti-

tution zu bewilligen, welche ohne seine Mitwirkung zustande gekommen und mit der Verfassung des nationalen Staates ganz und gar kongruent war. Kein Mittel scheuten sie, um den Widerstand, der sich alsbald in dem französischen Klerus zeigte, zu zerbrechen. Ströme von Blut wurden auf beiden Seiten darüber vergossen. Aber das Ergebnis war, daß die Kirche sich mächtiger erwies als die Revolution. Nur durch ein Kompromiß, durch das Konkordat, das der Erste Konsul mit Rom schloß, konnte der Staat der Revolution sich Ruhe und den Gehorsam seines Klerus erkaufen. Zum wirklichen Ausgleich kam es auch dann nicht, und insofern kann man sagen, daß auch heute der nationale Staat in Frankreich noch nicht fertig geworden ist. Alle Regierungen Frankreichs im 19. Jahrhundert haben unter diesem Zwiespalt gelitten, die klerikalen nicht weniger als die liberalen. Denn auch die Krone der Bourbonen wie das zweite Kaiserreich ruhten auf den Fundamenten, welche die große Revolution gelegt und Napoleon I. ausgebaut hatte und die eben in den Prinzipien des nationalen Staates, ja der nationalen Souveränität wurzelten. Gerade der Bund mit der Kirche wurde diesen Regierungen darum gefährlich. Daran entzündete sich die Revolution von 1830, der das bourbonische Königtum erlag; und so waren es wesentlich auch die Klerikalen, welche Napoleon III. in den Krieg gegen Deutschland verlockten, den er selbst so gern vermieden hätte. Auch Louis Philipp, der das Recht seiner Krone auf die Revolution selbst zurückführen mußte, fiel dem Bestreben, den Klerikalismus zu versöhnen, zum Opfer; wie auch die zweite Republik durch ihre Verflechtung mit den klerikalen Machtansprüchen und Tendenzen sich selbst das Grab gegraben hat. Erst unter der dritten Republik hat sich die Nation von den klerikalen Fesseln zu befreien versucht. Heute steht sie genau auf dem Fleck, den die erste Republik schon einmal erreicht hatte. Sie wiederholt den Versuch, der damals gemacht wurde, Staat und Kirche voneinander ganz zu trennen und die Kultusgemeinschaften auf sich selbst zu stellen. Wie wird es ihren Lenkern damit ergehen? Etwa so wie ihren Vätern, welche nach wenigen Jahren reumütig zu den Altären zurückkamen und den Bund mit der Verstoßenen suchten, nach-

dem diese ihre frei gewordenen Kräfte nur zu neuem und unerhörtem Wachstum benutzt und den Staat nur in um so größere Verwirrung und Ohnmacht gestürzt hatte? Oder können wir annehmen, daß die französische Nation unter ihrer jetzigen Verfassung, deren Dauer ja diejenige aller anderen Regierungen seit 1789 bereits weit übertrifft, das Problem des nationalen Staates für Frankreich endlich lösen wird, ohne die Einheit des französischen Geistes zu zerstören? Wer könnte es wagen, auf solche Fragen die Antwort zu geben in einem Moment, der erst den Anfang der neuen Phase bedeutet, welche Frankreich mit seinen neuen Kirchengesetzen beschritten hat? Immerhin triumphiert in Frankreich heute die nationale Idee über die der Kirche und offenbart damit ihre das Jahrhundert beherrschende Kraft.

Ähnlich wie in Frankreich, in Parallele mit ihm und unmittelbar unter seinem Einfluß, hat sich die Entwicklung Italiens vollzogen. Der junge Held, der (1796) die Herrschaft Österreichs südlich der Alpen zerbrach und Italien an Frankreich kettete, brachte ihm gleichsam als Morgengabe des Bundes die Idee der nationalen Einheit; und als er sich selbst zum Herrscher über die Unterworfenen machte, ließ er ihnen doch den Namen ihrer Nation und die nationale Krone. Darum blieben ihm die Italiener im Jahre 1813 treu, als alle anderen Untertanen und Bundesgenossen bereits abgefallen oder von den alten Herren zurückerobert waren — denn im Kampf gegen Österreich verteidigten sie die eigene Nationalität. Anhänger Napoleons waren die Patrioten, die auf der Halbinsel unter der neuen Herrschaft der Deutschen die italienische Idee lebendig hielten; und der Neffe des Kaisers, der seinen Thron in Frankreich erschlich, betrachtete es von Jugend auf als ein Erbteil seines Namens, für Italiens Einheit seine und Frankreichs Macht einzusetzen. Wenn Napoleon III. diese größte Aufgabe seiner Politik nicht durchgeführt hat, so lag das wieder an der Verflechtung der Idee der nationalen Demokratie, die doch auch für seine Herrschaft die Grundlage bildete, mit den Ansprüchen der klerikalen Partei, die ihm zum Thron verholfen hatte und von der er sich nicht zu lösen vermochte. Dies war es, was die Italiener dazu brachte, die preußische Hilfe anzurufen, um Österreich aus

Venetien zu verdrängen; und dies hielt sie ab, in dem Kriege, den Napoleon um seine Existenz und Frankreichs Zukunft mit dem geeinigten Deutschland führen mußte, ihre Geschicke mit den seinigen zu verbinden. So führte der Sturz des zweiten französischen Kaiserreichs und die Herstellung der französischen Republik die Italiener nach Rom. Auch danach ist der Parallelismus zwischen Frankreichs und Italiens Entwicklung nicht zu verkennen: je antiklerikaler die Pariser Regierung geworden ist, um so inniger ward ihr Verhältnis zu dem römischen Hof, — und heute stehen beide Nationen herzlicher zueinander als zur Zeit Napoleons III. und Vittorio Emanueles.

Jedoch fehlt es auch nicht an tiefgreifenden Unterschieden zwischen den Geschicken beider Nationen. In Frankreich ist die Idee des nationalen Staates durch die Entwicklung von Jahrhunderten vorbereitet worden; ja, man kann in gewissem Sinne sagen, daß sie bereits von der alten Monarchie vertreten wurde: denn der Zusammenschluß der nationalen Kräfte um das Königtum bildet den Inhalt der französischen Geschichte, seitdem es eine französische Nation gab. Die alte Monarchie ging unter, weil sie diese Entwicklung nicht weiterführen und vollenden konnte, weil sie den Willen zur Macht, der in den breiteren Massen der Nation sich entwickelt hatte und die demokratische Form des Staates forderte, verkannte oder nicht anerkennen wollte. In Italien aber ging die Gründung des nationalen Staates Hand in Hand mit der Befreiung des nationalen Bodens. Darum setzte diese Nation, wie der junge Treitschke einst bewundernd schrieb, ihr alles an ihre Einheit. Vor diesem Ziel mußte ihr jedes andere Interesse und jede Tradition zurückweichen. Das Haus Savoyen gehörte zu den klerikalsten und reaktionärsten Dynastien Europas: aber es gab alles auf, was es an die Vergangenheit fesselte, um die nationale Krone zu gewinnen; es scheute nicht zurück vor dem Bunde mit dem Radikalismus, so wie dieser selbst unter Preisgebung seiner republikanischen Ideale sich in den Dienst der Dynastie stellte, die für die Einheit Italiens focht und ihre alte Krone in den Schmelztiegel der nationalen Revolution hineinwarf. Die Idee des nationalen Staates zerstörte wie eine wilde

Flutwelle alle staatlichen Gebilde, die sich noch auf der Halbinsel behauptet hatten.

Auch der älteste Staat der Halbinsel, dessen Ursprünge höher hinaufreichten als die irgendeiner Monarchie in Europa, bis zurück in die Epoche der Ausbildung der romanisch-germanischen Nationen, der Staat der Kirche, verschwand unter der alles mit sich fortreißenden Flut. Rom ward der Schlußstein des nationalen Staates; keine Ruhe fand die Nation, bis ihr König im Quirinal residierte und auf dem Kapitol die nationalen Farben wehten.

Wie wäre es da anders möglich, als daß der Herr der Kirche den Räubern seines Staates zürnen muß! Und dennoch, merkwürdig genug, sind jene Konflikte zwischen Staat und Kirche, die in Frankreich mit der Revolution selbst einsetzten und bis heute nicht zur Ruhe kamen, in Italien ausgeblieben. Nirgends leistete in den Territorien, welche die Piemontesen und ihre Bundesgenossen den Habsburgern oder den Bourbonen entrissen, die Kirche nennenswerten Widerstand. Eher wohl stand die Geistlichkeit mit ihren Sympathien auf seiten der Nationalen. Erst heute, in der zweiten Generation der Italia unita bemerken wir die Bildung einer kleinen klerikalen Gruppe im römischen Parlament.

War doch die Kurie selbst noch in diesem Jahrhundert der Idee eines einigen Italiens nicht ungeneigt gewesen. Pio Nono selbst hatte einen Moment mit dem Gedanken kokettiert, und das Gedächtnis eines seiner größten Vorfahren, Julius II., war mit diesem Programm verknüpft. An das Dogma rührten die italienischen Patrioten so wenig wie die französischen Revolutionäre. Mochten die liberalen Wortführer der Nation aller Religion ledig sein, so haben ihre Könige doch niemals die alte Gläubigkeit ihres Hauses verleugnet. Das Klostergut freilich wurde eingezogen, denn man bedurfte seiner zum Ausbau des nationalen Staates; aber die alten Insassen wurden nicht vertrieben, und unter der Hand ließ man es wohl geschehen, daß sich die heiligen Hallen aufs neue mit Novizen füllten. Und im übrigen hat man die alten Formen der Hierarchie (die in Frankreich von Grund aus zerstört und ganz und gar auf die inneren Linien des Laien-

staates gelegt und danach zugeschnitten waren) in Italien nicht angerührt. Keiner der Hunderte alter Bischofssitze ist aufgehoben worden; kein italienischer Politiker hinderte die hohe Prälatur daran, es Pio Nono zu ermöglichen, durch ihre Überzahl auf dem Konzil das Dogma der Unfehlbarkeit von der allgemeinen Kirche sanktionieren zu lassen; und niemand unter ihnen hält das Volk von den Altären zurück, um die es sich heute noch so gläubig schart wie zu der Väter Zeiten. Man könnte beinahe sagen, daß die Repräsentanten des nationalen Staates die universalen Ansprüche der römischen Kirche mit Sympathie betrachten, die, wenn sie auch keineswegs eine Schöpfung italienischen Geistes ist, so doch im Laufe der Weltentwicklung auf italienischem Boden sich ausgebildet hat und von Italienern ausgeübt wird.

Uns Deutsche führte jeder Aufschwung des nationalen Geistes gegen Rom. Schon der größte unserer Lyriker im Mittelalter, Herr Walher von der Vogelweide, fand die vollsten und eigensten Töne seiner hell klingenden Leier, wenn er seine Landsleute zum Kampfe gegen die welschen Pfaffen aufrief. Der Humanismus, obschon genährt von italienischem Geiste und voll italienischer Formen, wurde dennoch sofort zum Kampfruf des nationalen Geistes gegen die Römer. Seinen lieben Deutschen das Evangelium zu bringen und sie aus dem römischen Gefängnis zu führen, erhob Luther seine gewaltige Stimme. Und auf dem Boden der Reformation ruht alles, was der deutsche Geist auf seiner Höhe im 18. Jahrhundert geschaffen, ruht der Staat selbst, der unserem Genius das feste Haus gebaut hat, in dem er seine Wohnung hat.

In Italien dagegen hat sich die Kulturbewegung niemals in einem inneren Gegensatz gegen die Kirche vollzogen. Die herrlichste Blüte und Offenbarung des nationalen Genius, die Renaissance, suchte und fand nur zu bald Fühlung mit den Herren der Kirche und erhob sich gerade unter ihrem Schutze zu ihren schönsten Schöpfungen. Die Opposition, welche der oder jener unter den großen Geistern Italiens wohl gegen Rom gewagt hat, trug immer, man möchte sagen, einen lokalen Charakter. Das gilt von den großen Florentinern Dante und Macchiavelli so gut wie von Petrarca und Savonarola, von einem Friedrich II. und Alfons

von Neapel ebenso wie von den populären Helden, einem Arnold von Brescia, Cola Rienzi und Garibaldi. Nicht gegen die universale Kirche, sondern gegen die Kurie und ihren Staat kämpfte der ghibellinische Geist, der in der nationalen Politik des Hauses Savoyen eine neue Form gefunden hat.

Solange die Kirche an dem Satze, der zwar kein Dogma für sie ist, aber durch die Geschichte eines Jahrtausends geheiligt und bestätigt wurde, festhält, daß sie ihre Aufgabe ohne den Besitz weltlicher Souveränität, und zwar in der Hauptstadt der alten Welt, deren Namen sie übernommen hat, nicht erfüllen könne, ist ein Friede zwischen ihr und dem nationalen Staate Italiens nicht zu erwarten: das „Roma intangibile“ hat für den nationalen Staat wahrhaft dogmatische Bedeutung.

Und so dürfen wir im Hinblick auf Italien und Frankreich wohl fragen, ob sich die Ansprüche des nationalen Staates und der römischen Kirche miteinander jemals werden ausgleichen können. Denkt man das Problem ganz durch, vergleicht man Ziel und Wesen eines Staates, der alles, was er schaffen will, auf den Grund der Nation stellt, nur in ihr die Richtlinien seiner Macht und seines Geistes sucht, mit einer Kirche, die, wie das Papsttum, von der Wurzel her bis in alle Verzweigungen ihres tausendfachen Geästes von dem Gedanken der Katholizität getragen wird, für welche die Nationen nur Provinzen sind, und die jeden Willensakt, mag er der Sphäre des geistigen oder des materiellen Lebens, des Staates oder der Kirche, dem Einzelleben oder der Gesammtheit entstammen, gegebenenfalls vor ihr Forum ziehen kann, so wird man in der Tat zugeben müssen, daß zwischen beiden Gewalten ein Gegensatz besteht, der in ihren Keimgedanken bereits enthalten und in ihrem Lebenskern beschlossen ist, und daß also, mögen ihre Wege noch so lange nebeneinander hergehen, irgendwannn eimal der Zeitpunkt eintreten muß, wo sie sich bekämpfen und die eine vor der anderen weichen muß.

Dennoch sehen wir heute, in dem Zeitalter der Nationalitätenkämpfe, selbst Nationen, die sich in den Schoß der Kirche völlig eingebettet haben und in ihren schützenden Armen wirklich das Bewußtsein ihrer Einheit und Eigenart pflegen und erhalten, ja

für welche die Kirche die beste Helferin geworden ist, um ihre Macht auszubilden und das Ziel eines eigenen Staatslebens zu erlangen. Gegenüber dem Sturm und Wogenprall der Zeiten, unter dem Andrang feindseliger Kulturen, ja unter der Herrschaft fremder Gewalt wird ihnen die Kirche gleichsam zur Arche, welche ihre heiligsten Güter, ihre Erinnerungen und ihre Hoffnungen erhält und sichert.

Schon der Anfang des vorigen Jahrhunderts erlebte dies der damaligen Welt so fremd gewordene Schauspiel, als Napoleon dem spanischen Volke eine neue Verfassung aufzudrängen versuchte. Die Konstitution von Bayonne enthält Grundsätze, welche die französische Revolution zu ihren Grundgedanken rechnete und die in dem Spanien des 19. Jahrhunderts selbst Wirklichkeit und die Fundamente des Staatslebens geworden sind. Sie waren also an sich gewiß nicht der Idee des nationalen Staates feindselig; und wenn Napoleon von den Spaniern die Gefolgschaft in dem Kriege gegen England forderte, so verlangte er nur die Fortsetzung einer Politik, welche der Madrider Hof das ganze 18. Jahrhundert hindurch befolgt hatte und die der Nation die Erhaltung ihrer Kolonien, sonst eine Beute Englands, in Aussicht stellte. Aber die Spanier wollten nicht die Segnungen der Freiheit aus den Händen des Protektors. Die Ideale, für deren Rettung sich jedes Tal ihrer Sierren mit Waffenlärm erfüllte, waren noch dieselben, denen die alten Könige und Heiligen ihrer Nation, ein Dominikus und ein Arbues, nachgetrachtet hatten. Diese verbanden sie mit den Ideen der nationalen Selbständigkeit, so wie ihre Vorfahren es in den Kämpfen mit den Mauren, Juden und allen Ketzern von jeher getan hatten: Nationalität und Kirchenglaube fielen auch für sie noch zusammen. Sie riefen lieber die englischen Ketzer, die Besieger Spaniens, die Eroberer der spanischen Meere und Kolonien, gegen die einst Philipp II. seine Flotten und Heere gesandt hatte, in das Land, als daß sie es den Franzosen auslieferten.

Das Schauspiel, welches das damalige Spanien darbot, einer von der Kirche getragenen Nationalität, bieten uns heute, und schon seit Generationen, die Polen. In der Epoche der Revo-

lution und Napoleons war bei ihnen dieser Zusammenhang gelockert; denn indem sich Frankreich, dessen Schützlinge sie von jeher gewesen waren, mit antiklerikalem Geiste durchdrang, trat auch bei ihnen die Verbindung mit Rom zurück. Aber dies blieb doch nur, wie es schon einmal im 16. Jahrhundert der Fall gewesen, eine Episode in der Geschichte der polnischen Nation. In dem Wettbewerb mit den anderen Mächten des europäischen Ostens und Nordens, unter denen nur eine, Österreich, katholisch, die anderen aber Ketzerstaaten waren, mußte für Polen die katholische Kirche der Fels sein und bleiben, an den es sich klammerte und zu dem es daher zurückzukommen trachtete, sobald der Protektor gestürzt war. Heute bildet die katholische Kirche, wie zu den Zeiten des falschen Demetrius, für die polnische Nationalität, den Russen wie den Deutschen gegenüber, den stärksten Halt. Katholisch und polnisch sind in unseren Ostmarken gleichbedeutend, und in der russischen Revolution hält sich zur Zeit das katholische Element bei den Polen nur deshalb im Hintergrunde, weil die Russen, die Regierung sowohl wie die Revolutionäre, sich scheuen, dies heiße Eisen anzugreifen.

Trotzdem sind selbst in Polen und Spanien die liberalen Strömungen nicht versiegt, und man kann also nicht sagen, daß hier wie dort die nationale Idee auf immer hinter derjenigen der Kirche zurücktreten und niemals der Zeitpunkt eintreten wird, wo sich auch in diesen Nationen beider Wege scheiden. In Spanien hat der Kampf zwischen beiden das ganze vergangene Jahrhundert erfüllt und ist heute so lebendig wie je; und in Polen ist er noch bei jeder Revolution hervorgetreten, so wie er auch im Frieden bei der Erregung der Wahlen zum Vorschein kommt. Wir erlebten es soeben in Oberschlesien, wo die Kirche vor der Wucht des nationalen Impulses ganz zurückwich, freilich eine Folge ihrer Taktik, den Gegensatz der Nationalitäten überbrücken zu wollen.

Wir sehen, daß der logische Widerspruch zwischen der Idee des nationalen Staates und der universalen Kirche sogar durch das Beispiel Polens und Spaniens nicht beseitigt ist. Denn nur den Unterdrückten kam die Kirche zu Hilfe, nicht den Mächtigen und den Siegern: den Spaniern, und nicht Napoleon, trotzdem er

das Konkordat geschlossen und von der Hand des Papstes gesalbt worden war; den Polen, und nicht uns, wie freundlich wir uns auch mit den katholischen Bischöfen unserer Ostprovinzen stellen möchten. Wer des Schutzes bedarf, der findet an der Kirche die Mutter, die für ihn sorgt — wie die Einzelseelen so auch die Nationen: nur muß man ihr vertrauen und die Liebe zu ihr durch kindlichen Gehorsam beweisen.

II.

Und das ist nun ein Teil der historischen Mission, der in allen Jahrhunderten bewährten Kraft der römischen Kirche: die Rettung und Erhaltung der Nationen, die in dem Kampf der Staaten, dem rastlos flutenden, den Mächtigeren erlagen und verblutet wären, hätte ihnen nicht die Kirche die Hand geboten und sich an die Stelle der vermorschten Hülle ihrer politischen Organisation gesetzt. Doch ist nicht bloß der Kirche Roms diese Energie zu eigen. Sondern wir dürfen es als ein allgemeines historisches Gesetz ansprechen, daß jede Kirche, ja jede religiöse Gemeinschaft im Gange ihrer Geschichte mehr oder weniger einmal jenen Beruf erfüllt hat. Man pflegt wohl von der Erstarrung zu sprechen, die sich der griechischen, der orthodoxen Kirche seit mehr als einem Jahrtausend bemächtigt hat. Aber gerade in dieser Versteinerung hat jene Kirche Aufgaben erfüllt, deren welthistorische Bedeutung erst in diesem Jahrhundert recht sichtbar geworden ist. Die harte Schale, die sie über sich zog unf durch die nun freilich kein Lichtstrahl der Aufklärung und des Fortschrittes drang, war nötig, um dieser Kulturwelt auf den Konfinien Asiens und Europas die Widerstandskraft zu verleihen, welche Jahrhundert um Jahrhundert durch die wild andrängende Kraft asiatischer Barbaren auf die Probe gestellt ward. Unter den immer wiederholten Stößen war nach wahrhaft heroischen Kämpfen ihre Staatenwelt zertrümmert worden. Macht- und rechtlos waren nun diese Nationalitäten der Willkür ihrer barbarischen Herren ausgesetzt. Aber in ihrer Kirche barg sich ihr Genius. Sie schuf ihnen ihre Rechtsordnung, sie erhielt und pflegte ihre Sprache und Literatur,

die Verbindung mit ihrer Vergangenheit, das Gemeinbewußtsein, die Fülle ihrer sittlichen Kräfte und Ideale. Es war eine Defensivstellung von unzerbrechlicher Kraft. In ihr haben diese Nationen sich erhalten können, bis die Stunde der Befreiung schlug und auch sie in dem Jahrhundert der Nationalitätenkämpfe abermals einen Platz an der Sonne sich suchen konnten.

Und wie könnten wir hier an dem Judentum vorbeigehen, an dem sich die erhaltende Kraft der Religion am allerstärksten offenbart hat. Die Sage von dem ewigen Juden, der nicht Ruhe und Rast findet, nirgends eine Heimat und nicht einmal den Tod, ist nicht auf jüdischem Boden erwachsen und entspricht nicht dem Sinne der Geschichte dieses Volkes. Der Wille zum Leben war es vielmehr, der die Nation aufrecht erhielt und den sie auch dann nicht verlor, als die Weltmächte des alten Asiens und Europas ihren Staat zerbrachen, ihren Tempel zerstörten und das Volk wie eine Herde Vieh mit sich führten: das Land, das ihre Väter gebaut, ging verloren, zerstreut und verfolgt, ein Fluch der Völker, irrte sie durch die Jahrhunderte hin. Aber in ihren Riten und ihrem Recht und in ihren heiligen Büchern besaß sie Formen und Vorstellungen, die ihr die Einheit ihres Stammes und das Bewußtsein ihrer Geschichte bis auf die Zeiten der Erzväter zurück lebendig erhielten.

Stärker noch als die römische Kirche umklammern diese nationalen Religionen die politischen Organisationen. Wie aus einer Wurzel erscheinen in ihnen Kirche und Staat, politisches und religiöses Leben entsprungen, und ihre Schicksalswege sind aufs engste ineinander verschlungen. Darum sind auch die Krisen dieser Nationen jedesmal Krisen für ihre Kirche, und niemals stehen beide enger zusammen als in nationalen Gefahren. Rußlands Geschichte bietet auf jeder Seite dafür die Belege. Wie der Zar Herr ist über Staat und Kirche zugleich, so sammelte sich noch jedesmal um ihn und die Heiligen Rußlands einmütig sein Volk, mochten es nun Tataren oder Türken, Polen oder Franzosen sein, denen der Kampf galt. Hier liegt das tiefste Problem für die Revolution, von der das Reich des Zaren seit drei Jahren heimgesucht wird. Würde sie durchdringen, so würde

dies nicht bloß den Zerfall des Staates in die Nationalitäten bedeuten, die dem Zartum unterworfen sind und deren Autonomie die Revolutionäre bereits zugeben, nicht bloß die Zersetzung des gesamten staatlichen Organismus, in dem die kirchlich-politische Doppelstellung des Zaren den Kern ausmacht, sondern auch eine Abwandlung des nationalen Genius, die einer Loslösung von dem Boden, der ihn trug, ja einer völligen Umkehr und Verleugnung seiner ganzen Vergangenheit gleichkäme. Noch ist die Kirche in der russischen Revolution kaum zu Worte gekommen. Man hat fast den Eindruck, als ob sie in dem ungeheuren Getöse schlafe. Sollen wir nun annehmen, daß sie sterben wird, ohne zu erwachen? Daß die Revolution siegen wird, ohne daß diese mit dem russischen Genius geborene und emporgewachsene Macht auch nur ein Lebenszeichen von sich gibt? Daß sie es dulden wird, wenn Polen seine Autonomie zur politischen Selbständigkeit, zum Wiederaufbau seiner Nation ausbilden und ihre Todfeindin, die römisch-katholische Kirche, dabei aufs neue trotzig und siegreich ihr Haupt erheben wird? Offenbar, wir sehen erst die Anfänge der Bewegung vor uns, welche Rußland ergriffen hat, und es würde zu einer Neubelebung jener tiefsten historischen Mächte kommen, wenn wirklich die Revolution ihren Gang vollenden sollte.

Die römische Kirche hat eine weit größere Spannung. Sie hat den Untergang der römischen Welt erlebt und die Entstehung der romanisch-germanischen Nationen; alle Abwandlungen von deren Geschichte hat sie überdauert. Die Kolonisationen dieser Nationen hat sie begleitet, ja, wohl selbst veranlaßt und geführt. Sie gab den stärksten Ansporn zu den Kreuzzügen. Mit ihrem Segen ausgerüstet gingen auch die Konquistadoren Spaniens und Portugals über die Meere. Sie teilte die fremde Welt auf zwischen den Eroberern, und für sie arbeitete ein Heer von Missionaren in beiden Hemisphären. Keine Macht der Erde hat so viel Kriege geführt, so oft um die Existenz gestritten und so viel Siege errungen. Politische Gewalt, Ketzerei und Aufklärung haben ihr die tiefsten Wunden geschlagen, und es hat Zeiten gegeben, wo alle Energie aus ihr selbst gewichen zu sein schien und sie selbst der Duldung bedurfte, die sie jedem

andern versagte. Aber sie hat alle Spaltungen, außer der einen großen letzten im 16. Jahrhundert, überwunden, und in keinem Moment hat sie den Anspruch und die Hoffnung aufgegeben, das höchste Ziel, die Alleinherrschaft auf Erden, zu erreichen. Aus der tiefsten Ohnmacht ist sie jedesmal zu größerer Kraft und verdoppelter Energie zurückgekehrt, — und niemals hat sie größere Kraft, stärkere Konzentration, höhere Ansprüche und heißere Hingebung bei ihren Gläubigen gefunden als in dem Jahrhundert der Nationalitätenkämpfe. Sie hat in dieser Epoche den Altar dicht an den Thron gerückt und sich als die beste Stütze für die Legitimität angepriesen: aber heute so wenig wie jemals hat sie sich mit einer Nation oder einer politischen Partei völlig identifiziert; den Republiken und jeder demokratischen Forderung hat sie sich gerade so angeschmiegt wie anderswo der Reaktion und dem Absolutismus. Immer hatte sie eine Existenz für sich. Als ein Organismus, der nach eigenen Gesetzen lebt, hat sie sich Organe geschaffen, die in der Mischung monarchischer, oligarchischer und demokratischer Elemente von allen politischen Verfassungen etwas enthalten und doch keiner gleichen. Sie darf sich die allgemeine Kirche nennen, insofern sie die Welt umspannen, die Idee der Menschheit in ihrer sittlichen Vollendung zur Darstellung bringen will. In ihr, so sprechen ihre Kinder, hat der Wille des Stifters unserer Religion, das Gesetz, das er gab, die Macht, die ihm im Himmel und auf Erden verliehen war, Form gewonnen.

Wie stellt sich nun uns D e u t s c h e n das welthistorische Problem dar, das sich in dem Verhältnis der Idee des nationalen Staates zu der Idee der Kirche vor uns aufrollte? Nahezu in allen Nationen Europas gehören die Bürger des Staates im wesentlichen derselben Kirche an; überall sind es nur Minoritäten, für die beide Sphären sich nicht decken. Das gilt auch für Großbritannien, denn noch immer sind dort die Iren so weit zurückgedrängt, daß die Macht des Staates und seine Organe durch den vom Protestantismus neu gestalteten Genius des Angelsachsentums getragen und belebt werden. So sind, wenn wir von den Magyaren absehen, wir Deutschen es ganz allein, durch die der

Riß, welcher die abendländische Kirche im 16. Jahrhundert spaltete, mitten hindurchgeht. Es ist wie eine Rache des Geschicks, daß die Nation, von der die große Kirchentrennung ausging, bis heute im Glauben ungeeinigt bleiben mußte. Den nationalen Staat haben wir nach unendlichen Kämpfen, die alle von daher sich ableiteten, endlich erlangt. Aber die kirchliche Spaltung reicht bis auf den Grund unseres sozialen Lebens, bis in die Gemeinde, die Schule, die Familie hinein — und dürfen wir in Wahrheit von nationaler Einheit sprechen, so lange wir in den heiligsten und persönlichsten Anliegen uneins sind, so lange unser Herzschlag nicht der gleiche ist?

Oder wäre es zu glauben, daß die nationale Einheit mit der religiösen Gemeinschaft nichts zu schaffen habe? Daß das Bewußtsein, e i n e m Staat anzugehören, e i n e Sprache zu sprechen, die gleichen Feinde zu haben und die gleichen wirtschaftlichen Vorteile zu genießen, genüge, um ein Volk zu sein, und die Summe der nationalen Güter bereits ausmache, von denen, als den verlorenen und neu zu gewinnenden, unsere Väter träumten? Es ist wahr, das neue Reich ist auf den Gedanken gegründet, den Willen zur Macht, der in der Nation lebte und der in den alten Formen gehemmt war, zu befriedigen, und darum hat sein Schöpfer seine Ordnungen so aneinandergefügt, daß alles, was politische und wirtschaftliche Kraft heißt und verbürgt, in ihnen zum Ausdruck gebracht ist. Die Sorge für die Pflege der geistigen Güter der Nation überwies er den Einzelstaaten, den Gemeinden, den Familien und dem persönlichen Gewissen.

Hängt also, so fragen wir, die Zukunft unseres Reiches und die nationale Idee von nichts anderem ab, als von der Konservierung der politischen Form? Der Anblick des Weltlaufes, wie er heute erscheint, könnte uns fast dahin führen. Keinen Augenblick hat die Entwicklung unserer Kräfte im neuen Reiche stillgestanden. In dem Wettstreit um den Erdball, den die großen Nationen miteinander führten, stehen wir in der vordersten Reihe; und dieser Kampf selbst, bietet nicht gerade er den Anblick eines unaufhörlichen Ringens um den Besitz der Erde, ihr Gold und ihre Güter, statt um die Ziele des Glaubens, der Bildung und der

Gesittung? Hat es in der Geschichte unserer Nation eine Epoche gegeben, in der sie ihre Macht so gewaltig und sturmgleich ausbreitete wie in diesem Jahrhundert? Was die idealen Antriebe früherer Zeiten, der religiöse Eifer oder die Gedanken des Weltfriedens und der Humanität niemals vermochten, hat das Jahrhundert der Nationalitätenkämpfe zustande gebracht. In unaufhörlichem Wettkampf miteinander, unter der stärksten Anspannung des nationalen Egoismus haben sich unsere Nationen in ihrer Gesamtheit zu den Herren der Erde gemacht. Zugleich sehen wir, daß, je weniger eine jede von ihnen dem Nachbar gönnt, den sie eher unter die Füße treten möchte als ihm einen Zollbreit des eigenen Bodens abzutreten, um so mehr die materiellen Zwecke und Ziele ihres Ehrgeizes zunehmen und um so schattenhafter und ohnmächtiger die idealen Momente zu werden drohen. Kein Wunder daher, daß bereits in Wissenschaft und Politik eine Geschichtsanschauung wirksam werden konnte, welche in dem ganzen Lauf der Geschichte, in allem, was in Staat und Kirche Form gewinnt, nichts anderes sehen möchte als das Auf- und Abwogen eines von wirtschaftlichen Impulsen belebten Daseins.

III.

Eine Ansicht freilich, zu deren Widerlegung der kürzeste Blick auf jene Zeiten genügen muß, in denen die Religion selbst das beherrschende Interesse unserer Nationen war. Oder was war es sonst, was die Hugenotten dazu trieb, Vaterland und Freunde im Stich zu lassen? Wirtschaftlich hatten sie gewiß keine Not. Allerorten kamen sie voran, wenn auch nicht im Dienst des Staates, der sie von sich ausschloß und um ihres Glaubens willen verfolgte, so doch in Gewerbe und Handel und in allen freien Künsten. Eine Messe hätte auch für sie, wie einst für ihren hochgeborenen Führer, genügt, um diesen grausamen Staat zum gnädigen Herrn zu machen. Aber sie bedachten das Wort der Schrift: Was hülfe es euch, wenn ihr die ganze Welt gewönnet und nähmet Schaden an eurer Seele? Sie machten Ernst mit dem schweren Gelöbnis des Lutherliedes: Ehr' und Gut und die Heimat selbst fahren zu

lassen, um das „Reich" zu ererben. Nicht weil sie das Vaterland dort suchten, wo es ihnen gut ging, verließen sie die Heimat, sondern um dem Glauben treu zu bleiben, auf den sie getauft waren, dem wahren Vaterlande, dem Reiche Gottes nachzutrachten. Bis in das 18. Jahrhundert, bis hart an die Schwelle der Aufklärung heran währt dies Ringen zwischen religiöser Intoleranz und dem Beharren auf den religiösen Meinungen. Zwei volle Jahrhunderte hindurch drängte die religiöse Idee in der Form des schroffsten Bekenntnisglaubens jedes andere Motiv des politischen Handelns beiseite.

Nicht als ob die politische Welt jener Tage materieller Antriebe bar gewesen wäre. Das Problem, welches diese Zeiten dem Historiker stellen, ist vielmehr überall dieses: das Mischungsverhältnis darzulegen zwischen den politischen, sozialen und nicht zum wenigsten auch den nationalen Motiven auf der einen und den schlechthin religiösen auf der anderen Seite. Aber niemals reicht eins jener drei Motive allein oder reichen sie alle zusammen aus, um den Fortgang der Ereignisse und die Stellung der Persönlichkeiten zu erklären; und immer ist das Bekenntnis der Prüfstein für die Politik der Regierungen, die Abgrenzung der Parteien und die Entwicklung wie die Schicksale ihrer Führer.

Vor allem die Stifter der neuen Konfessionen und die Vorkämpfer der alten Kirche sind internationale Persönlichkeiten. Zu der Zeit, als Deutschland noch die Führung der Reformationsbewegung hatte, fanden dort alle um der Religion willen in der Fremde Verfolgten ihre Zuflucht. So wurden Wittenberg und Straßburg, so später Genf die Brennpunkte, in denen sich die Strahlen der reformatorischen Bewegung trafen. So sammelte Ignatius Loyola, noch bevor sein Orden vom Papst bestätigt wurde, aus den Nationen, deren Herrscher in tödlicher Feindschaft lebten, die Männer um sich, die seine vom hispanischen Geiste ganz durchglühte Religion aufs neue zur Herrschaft über die Abgefallenen bringen wollten. Je weiter die Zersetzung um sich griff, je stärker der Angriff, und je hartnäckiger die Verteidigung der Papstkirche wurde, um so tiefer auch die politische Zerklüftung Europas. Nicht nach den nationalen Gruppen, sondern

nach der kirchlichen Parteiung gestalteten sich die Konstellationen der europäischen Politik. Vor ihr traten sogar die alteingewurzelten nationalen Vorurteile und Gegensätze zurück. Gegen das offenbare Interesse Frankreichs verband sich die Partei der Guisen mit dem spanischen Habsburger, der alles daran setzte, um Spaniens Sieg über Frankreich herbeizuführen.

Da geschah es nun, daß einige Nationen von Anfang an, sei es in der Bewahrung des alten, sei es in der Annahme eines der neuen Bekenntnisse, einig wurden. So in Spanien, Dänemark und Schweden. Andere, wie Polen, Frankreich und England, erreichten dies Ziel erst nach langen und tief erbitternden Kämpfen, die zum Teil bis an das Ende der Epoche reichten, um dann wohl den besiegten Elementen bereits einen gewissen Spielraum zu gewähren. Und nur uns Deutschen haben diese Kämpfe die nationale Geschlossenheit nicht wiederbringen können.

Wieviel gewaltiger erscheint solchen Tatsachen gegenüber die Macht der religiösen Idee im Vergleich zur Idee der Nationalität, zumal wenn diese sich in nichts anderem auswirken will, als in der Expansion ihrer wirtschaftlichen Macht. Der Glaube jener Zeiten war nach einem Rankeschen Wort eine Kraft, welche zugleich schuf und vernichtete. Er hat nicht bloß die alten Nationen zerbrochen oder sie auf neue Grundlagen gestellt, sondern er hat sogar neue Nationen ins Leben gerufen. Ein Splitter unseres Volkes, Blut von unserem Blut war es, was an den Mündungen des Rheins, zwischen Ems und Schelde zu einem neuen Volke, zu dem seegewaltigen Holland zusammenwuchs. Und weniger noch als dieses, ein Häuflein von Expatriierten, Engländern und Niederländern, hat in der indianischen Wildnis jenseits des Ozeans den Grund gelegt zu der nationalen Großmacht, deren ungeheuere Entwicklung die Welt von heute mit steigender Bewunderung betrachtet.

Zwei Beispiele, wie geschaffen, um uns einen Einblick in den Bildungsprozeß der Nationalitäten zu gewähren. Lange vor der Reformation waren die politischen und wirtschaftlichen Vorbedingungen für die Abtrennung der Niederlande vom Reiche gegeben. Aber zur Ausbildung der holländischen Nation

kam es erst, seitdem das neue Staatswesen auf den Grund des reformierten Bekenntnisses definitiv gestellt war. Auch jetzt noch blieben die Vereinigten Provinzen Staaten für sich, mit partikularer Organisation und Regierung, engherzig und eigensinnig und erfüllt von vielfachem Gegensatz und Hader. Dennoch bildete sich in ihnen ein durchaus eigenartiger und gemeinsamer nationaler Typus aus, der sich in der Musik wie in der Literatur, in der Malerei, in dem System der Theologie und des Staatsrechts fest geprägte Formen schuf.

Noch wunderbarer erscheint uns die Entwicklung der amerikanischen Nationalität. Losgerissene Blätter und Zweige vom englischen Stamm waren es, die hier am fremden Ufer zusammengeweht wurden. Was ist es nun, das sie organisch zusammenwachsen ließ und ihnen jene ungeheure Wurzelkraft verlieh, die in immer neuen Schößlingen diese weltüberschattende Macht emporgetrieben hat? Anhänglichkeit an das Mutterland gewiß nicht. Denn dies hatten die Kolonisten verlassen, weil es ihnen nicht die gesellschaftlichen Formen gewähren wollte, die sie von ihrem Glaubensgrunde her anstrebten. Auch war es nicht einmal das Blut, das die Ausgewiesenen zusammenfügte. Denn von Anfang an hatten sich den Engländern Fremde zugesellt, und im Laufe der Zeit kamen neben neuen englischen Einwanderern Ankömmlinge aus aller Herren Ländern in Menge ins Land. Nicht einmal die Sprache kann als das wesentlichste Merkmal der neuen Nationalität angesehen werden. Haben doch diese Republikaner im 18. Jahrhundert einen Moment geschwankt, ob sie nicht die deutsche Sprache zur Staatssprache erheben sollten. Und diese Mischung aus fremden Nationen hat sich seitdem nur fortgesetzt und immer größere, fast groteske Dimensionen und Formen angenommen. Schon kann man kaum noch von germanischem Blut, ja, nicht einmal von europäischer Rassenmischung sprechen, nachdem zu den Tausenden und Hunderttausenden von spanischer, italienischer, slawischer, finnischer Abkunft auch noch die Millionen freigelassener Neger Bürger der Vereinigten Staaten geworden sind. Und dennoch trägt der amerikanische Typus unverkennbar noch immer die Spuren der Epoche, da die

paar tausend Puritaner ihr Gemeinwesen nach den Geboten ihrer Kirche gründeten. Unvertilgbar war der Charakter, den die Religion, zu der sie sich bekannten, dem Staate und der Gesellschaft der Yankees aufgedrückt hat. Noch heute halten die gesellschaftlichen Formen die Nation in allen ihren Teilen fester und enger zusammen als der Staat. Noch heute waltet die Tendenz vor, der öffentlichen Gewalt nur gerade so viel Macht und Spielraum zu lassen, als es mit der persönlichen Freiheit und der sozialen Selbständigkeit irgend vereinbar ist. Noch heute herrscht das Prinzip, den Kirchengemeinden volle Unabhängigkeit gegenüber dem Staatswillen vorzubehalten. Und heute wie in den ersten Zeiten vermögen es die Kirchen, vor allem diejenigen, in denen die Gedanken des 17. und 18. Jahrhunderts am lebendigsten geblieben, die Baptisten und Methodisten, ihre Angehörigen an sich zu fesseln, ihre Meinungen und ihre Sitten in Zucht zu nehmen und zu beherrschen.

Wahrlich, wenn wir dieses alles überschauen, so begreifen wir den Tiefsinn des Rankeschen Wortes, daß „die Nationalitäten nicht durchaus naturwüchsig sind, nicht sowohl Schöpfungen des Landes und der Rasse, als der großen Abwandlungen der Begebenheiten".

Ranke stellt diese Betrachtung an im Hinblick auf die Ausbildung der italienischen und der französischen Nationalität. Und in der Tat, die Entstehung der romanischen Völkerwelt läßt uns an der Hand der Quellen einen analogen Prozeß beobachten, wie denjenigen, den wir in der neuen Welt täglich erleben. Auch damals bedeutete sicherlich die Blutmischung das wenigste und die Prägung, welche die Kirche gab, das meiste. Wenn von oben her germanische Staatsformen die eroberte römische Welt zusammenhielten, so war das ein Ergebnis der politischen und kriegerischen Kraft der Eroberer, aber nicht ihrer Volkszahl, ihres Blutes, das nur in ganz kleinen Wellen den Provinzialen beigemischt war und zum größten Teil bald ganz ausgetilgt wurde. Auch das Römerblut aber füllte keineswegs die Adern der westeuropäischen Bevölkerungen, sondern auch hier war es das Römertum, der römische Geist, die römische Kraft,

die Götterwelt und der Staat Roms, was Etrusker, Rätier, Kelten und Iberer in einer Arbeit von Jahrhunderten nach Sprache, Geist und Glauben zu Römern gemacht hatte. Diese römische Welt ward in den Jahrhunderten der Völkerwanderung, da die staatlichen Formen zerbrachen, von der Kirche zusammengehalten: in ihr, der letzten und fast größten Schöpfung der Antike, aus hellenischem und orientalischem Geiste geboren, fand das römische Nationalbewußtsein seinen letzten und stärksten Anhalt und Ausdruck. So hat also die römische Kirche dem Römertum denselben Dienst geleistet wie ihre griechische Schwester viele Jahrhunderte hindurch den unter dem Drucke der Ungläubigen seufzenden christlichen Nationen. Doch tat sie noch mehr. Sie war es, welche die Barbaren sich unterwarf und damit dem Geiste ihrer Schutzbefohlenen assimilierte: unter den Faktoren, welche die romanischen Nationen Europas geschaffen haben, gebührt ihr ohne Frage die erste Stelle.

Nur eine Fortsetzung dieser Offensive war es, wenn diese Kirche, sobald sie die in das Reich gedrungenen Barbaren bekehrt und damit die Nationalitäten in den Provinzen des römischen Westreiches begründet hatte, die Grenzen überschritt und auf die Eroberung der germanischen Welt, den Pfaden Cäsars folgend, ausging. Wir wissen, wie es ihr gelungen ist, und wie sie auch dann nicht Halt machte, sondern aus den eben Unterworfenen die Sendboten gewann, welche Nordgermanen, Slawen und Magyaren dem gleichen System angliederten. Sie hat den Genius dieser Nationen mit leichtester Mühe bezwungen und dadurch auch sie zum Bewußtsein des eigenen Geistes erhoben.

Nationalität und Religion, wir verstehen es jetzt, lassen sich nicht voneinander trennen. Sie sind Scheide und Schwert zugleich. Sie durchdringen sich nicht nur, sondern schaffen sich wechselseitig. Es sind Formen, welche das Menschengeschlecht anzieht, in denen es sein historisches Leben führt: unablässig quillt und fließt es aus dem Born der Kirche, auch wenn sie in den starren Fesseln des Dogmas liegt und mit dem Anspruch auf unbedingte Herrschaft dem Staate entgegentritt, in alle Organe der Nation hinüber: in die Funda-

mente der Nationalität sind religiöse Urkunden hineingelegt: der Idee der Nationalität selbst ist religiöses Empfinden beigemischt; und weil dies ein Teil ihres Wesens, ihres Keimens und Wachsens ist, durchdringt es alle Formen der Gesellschaft und des Staates, die auf dem Grunde der Nationalität ruhen. Darum stirbt die Religion auch nicht, wenn die Formen der Kirche sich wandeln, so wenig wie die Nationen mit den Staaten untergehen, die ihnen entstammen. Vielmehr teilt sich der Geist, den die Dogmen einhüllen, und der sie selbst erst gebildet hatte, wenn die allzu starr gewordenen zerbrechen, um so ungemessener und inniger dem Leben der Nation mit, die ihm vertraut.

IV.

Und nun können wir die Antwort auf die Frage finden, welche uns Deutschen das Schicksal stellt, ob wir in dem Zwiespalt, der seit vier Jahrhunderten durch unser Volk geht, ewig stehen können.

Wir würden, müssen wir sagen, es bald genug am eigenen Leibe empfinden, ja, wir spüren es bereits alle Tage, wohin wir geraten, wenn wir nationale Politik machen wollen, ohne uns um den Riß zu bekümmern, der zwischen den Bekenntnissen in unserem Volke klafft. Die nationale Einheit ist nicht fertig, so lange unsere Gottesverehrung noch nicht auf gemeinsamem Boden ruht. Der Wille zur Macht selbst, der unser Reich schuf, würde erlahmen, der Lebensmut, der Glaube an das Vaterland müßte versiegen, wenn nicht in dem Innersten, in dem Adyton gleichsam unseres nationalen Bewußtseins dieselben Heiligtümer, die gleichen Gottesgedanken ihren Platz fänden. Es liegt also eine zugleich politische und sittliche Notwendigkeit vor uns, jene Lebensmächte zu suchen, welche der Nationalität den eigentlichen Inhalt geben.

Wie aber dahin gelangen?

Auf dem Wege der Unterwerfung der einen Kirche unter die andere? Oder durch Ausgleichung ihrer Dogmen, der Annäherung ihrer Kulte, der Verbindung ihrer Verfassungen? — Das sind die Wege, welche Jahrhunderte hindurch, von dem Ursprung der Spaltung ab, begangen worden sind. Zum Ziele geführt haben sie

nicht: vielmehr jeder dieser Versuche, mochten nun Diplomaten des Staates und der Kirche oder die Wortführer unserer Bildung daran arbeiten, haben nur verstärkten Hader zur Folge gehabt. Denn die Union zwischen den beiden evangelischen Bekenntnissen, die nach schweren Kämpfen und unter wahrlich nicht geringer Nachhilfe der politischen Gewalt zustande kam, kann nicht als Beispiel für diese Möglichkeit angewandt werden. Ihre Differenzen wurzelten nicht im Zentrum ihres Glaubens, und viel eher auf dem Boden des Kultus und der Verfassung als in dem Dogma; und nur der politische Hader war es, der den Zwiespalt so tief hatte einwurzeln lassen: da jener sich ausglich, konnte auch dieser beseitigt werden. Gegenüber der römischen Kirche aber, den Papisten, trat dieser Streit weit zurück und standen die Streitenden jederzeit auf dem gleichen Boden. Denn dieser Widerspruch liegt in den Prinzipien und der Idee der Kirchen selbst. Eine Kirche, welche das Individuum auf jeder Station des Lebens sakramentlich fesselt und dadurch die Gesellschaft bis in ihre Tiefen hinein durchwuchert, für welche im Vergleich mit ihr selbst alles, was Welt heißt, Staub vom Staube ist, die jeden Satz ihrer Verfassung, jedes Stück ihres Kultus in dogmatische Substanz, in sittliche Verpflichtung verwandeln kann, eine Kirche, die in dem Gange der Menschheit ihren eigenen Weg vorgeschrieben sieht und damit den freien Lauf der Entwicklung vergewaltigt und die Geschichte selbst dogmatisiert, und die mit einem Worte die Gewalt beansprucht, in göttlichen und menschlichen Dingen zu binden und zu lösen — eine solche Kirche läßt sich nicht versöhnen mit einer Weltanschauung, welche keine andere Bindung anerkennt, als die durch das Sittengesetz in unserer Brust, und welche jede an menschliche Ordnung und Menschtum geknüpfte Mittlergewalt von sich weist. Es ist wahr, unter der Wucht des Wissens, das unser Jahrhundert aufgehäuft, vor allem unter der zersetzenden Kraft der historischen Aufklärung, die mit immer neuen und immer schärferen Mitteln und Methoden die von den Schleiern der Legende und der Unwissenheit verhüllten Jahrtausende in helles Licht taucht und das Weltbild der römischen Kirche an jedem Punkte korrigiert, drohen die Dämme des Kirchen-

glaubens hinweg zu schmelzen. Schon dringt diese Aufklärung, in unzählige Kanäle verteilt, in die kirchlichen Bezirke, in die Herde der Gläubigen selbst hinein. Und so nehmen wir wahr, daß die Verteidiger der Kirche selbst sich zur Anerkennung der Ergebnisse verstehen, welche unsere moderne Forschung zutage bringt, ja, daß sie in oft redlichem Eifer sie fördern helfen. Sie müssen es, denn der Strom der Erkenntnis, dessen Bett wir gegraben und der sich aus tausend Quellen täglich nährt, würde sonst über sie hinweggehen. Und so geschieht es wohl, daß auch die höchste Autorität ihrer Kirche ihnen einigen Spielraum läßt. Sie kann es ohne Schaden, so lange ihr nicht selbst vor ihrer Gottähnlichkeit bange wird und das Band nicht zerreißt, das jene an sie fesselt. Noch aber hat sie kein Stäubchen ihres jus divinum aufgegeben. Sie hat manches von dem, was sie früher forderte, vielleicht beiseite gestellt, aber nichts beseitigt, und keinen der Sätze, den sie jemals kraft ihrer Vollgewalt amtlich formulierte, hat sie widerrufen. Sie würde sich selbst verleugnen müssen, wenn sie es täte; sie würde es machen müssen wie Petrus, dessen Nachfolgerin sie sein will, der hinausging und bitterlich weinte, nachdem er seinen Herrn dreimal verleugnet hatte: aber noch sind solche Tränen in Rom nicht geflossen.

Keine Brücke führt von dem einen Ufer zu dem anderen. Es ist ein Gegensatz wie zwischen Nacht und Tag, zwischen Knechtschaft und Freiheit.

Vielleicht aber mag ein Blick in die Vergangenheit auch hier dazu dienen, um uns die Zukunft auszudeuten.

Es gab doch einmal eine Zeit, wo die Dogmen der Konfessionen ins Schwanken gerieten und zum erstenmal seit der großen Kirchentrennung eine gemeinsame Religiosität über alle Schranken hinweg sich in Deutschland ausbilden zu sollen schien. Nur ein Jahrhundert, eben das der Nationalitätenkämpfe, steht zwischen uns und dieser Zeit. Es war, wunderlich genug, gerade die letzte Generation in dem alten Reiche, es waren die Jahre, in denen Kaisertum und Papsttum zu Boden sanken, welche diese Annäherung der Gedanken und Empfindungen in allen Kreisen deutscher

Bildung sahen. Schon wollte man in den dogmatischen Systemen, welche mit oder auch gegen jene obersten Gewalten entwickelt waren, nichts mehr sehen als gleichgültige Meinungen vergangener und überwundener Parteien, und nicht bloß Duldung, sondern Anerkennung der jenen Systemen gemeinsamen oder in ihnen verborgenen oder auch über sie hinweg reichenden Wahrheiten war die Losung des Tages geworden. Dürfen wir aber sagen, daß das Gemeingefühl innerhalb der Nation, ich meine nicht das politische, sondern das die Herzen durchdringende und erwärmende, die Gesellschaft in sich verknüpfende und aufbauende Gemeingefühl, damals schwächer gewesen sei als heutzutage? Heute, wo die alte Kirche die Ihrigen aufs engste um ihre Altäre geschart hat und geflissentlich jede Berührung mit den Andersgläubigen in der Gesellschaft und dem geistigen Leben zu unterbinden trachtet?

Woher stammten nun die Kräfte, welche damals in Lebensführung und Weltauffassung die deutschen Herzen so stark und einhellig zusammenklingen ließen? Aus den Klöstern, den katholischen Universitäten und Pfarrhäusern? Die katholische Kultur hat sicherlich auch nach der Kirchenspaltung volle Blüten entfaltet; aber was davon deutschem Boden entsproß, wenig genug, war nichts als Übertragung aus der romanischen Welt, die darin die Führung hatte. Die Dichtung und Philosophie unserer klassischen Periode, die Belebung aller Wissenschaften dagegen schöpften wir Deutschen aus protestantischen Quellen. Jene Vorstellung von der Teilnahme der anderen Konfessionen an den wesentlichen Wahrheiten, und der Wunsch nach Ausbildung eines gemeinsamen Ideals, sie waren selbst Äußerungen des protestantischen Bewußtseins in unserem Volke: ein Voltaire besaß sie nicht; sein Écrasez l'infame galt ebensowohl den protestantischen wie den katholischen Dogmen. Jene Ansichten ruhten auf Voraussetzungen, die nur in der Weltanschauung der deutschen Aufklärung Bestand hatten und das Widerspiel waren der in den tridentinischen Fesseln gebliebenen Weltanschauung der römischen Kirche. Sie waren Äußerungen des Kraftgefühls, das der Sieg verlieh, den diese Anschauungen bereits auf der ganzen Linie, auch innerhalb der katholischen Staatenwelt und Gesellschaft, erfochten hatten.

Aber noch mehr: die Romantik selbst hat sich aus Quellen genährt, die auf dem Boden protestantischer Bildung entsprangen. Schleiermacher und Novalis, Tieck und beide Schlegel, Adam Müller und Gentz, alle die Anfänger und ersten Führer der neuen Bewegung stammten daher. Auch die Überläufer unter ihnen, wie sehr sie die verlassenen Ideale schmähen mochten, konnten niemals ihre Ursprünge ganz vergessen machen. Ihre Weltansicht selbst barg Elemente in sich, die erst die Aufklärung geschaffen hatte, und erscheint bereits uns Nachgeborenen vielfach mehr als eine Abwandlung der von ihr abgelösten Epoche denn als ihr Gegensatz. Die katholischen Kreise waren auch hier die nachfolgenden und empfangenden. Erst in der zweiten Generation, als der politische Kampf den zarten Schmelz der Romantik abstreifte und zerstörte und hinter ihrem weichen Antlitz die harten Züge des Ultramontanismus hervortraten, stellten sich unter Joseph Görres Söhne der katholischen Kirche an die Spitze. Und nun begann die allseitige Versteifung, die Repristinierung aller Organe und Dogmen, die in Trient geschaffen oder neu gebildet waren. Das aber geschah in engster Verbindung mit dem Kampf der politischen Parteien, den der Werdegang des nationalen Staates hervorrief. Er ist es gewesen, mehr als alles andere, der der Wiederbelebung der alten Formen Vorschub geleistet hat. Indem die Massen in Bewegung gesetzt wurden und in das Staatsleben hineinfluteten, Anteil an ihm gewannen und in den Formen seiner Verfassung selbst Organe für ihre Machtentwicklung erhielten, strömten aus ihren religiösen Empfindungen, die noch ganz unter der Herrschaft ihrer Priester standen, der alten Kirche neue Kräfte zu. Die Mittel, welche die demokratischen und die nationalen Ideen des Jahrhunderts zu ihrer eigenen Verwirklichung gebrauchten, kamen auch der reaktionärsten Gewalt zugute: die Kirche selbst wurde demokratisiert.

Niemals wird die Vergangenheit, wie mächtig sie auch fortwirken mag, die Gegenwart wieder ganz beherrschen. Vergebens ist die Sehnsucht, zur neuen Wirklichkeit zu machen, zu neuem Leben zu erwecken, was einst in Kraft und Blüte stand. Es sind nur Schatten, die wir beschwören; und aller Glanz der Verklärung,

mit dem wir sie umgeben, kann sie nicht zu den Unseren machen, unseren Herzschlag ihnen mitteilen. Aber so wenig die Geschichte zu ihrem Ausgang zurückkehren wird, so wenig folgt sie einem gestreckten Lauf: in vielfachen Windungen zieht ihr Strom durch die Jahrhunderte hin. Nur wenn wir auf den Boden zurückkehren, auf dem die Ideale unserer klassischen Periode erwuchsen, dürfen wir hoffen, den festen Grund zu finden, auf dem ein von gemeinsamen Ewigkeitsgedanken bewegtes Nationalbewußtsein sich bilden kann. Und nur in solchen Formen kann es geschehen, welche die alten Grenzlinien, die der politische Parteigeist unseres Jahrhunderts fast künstlich neu gegraben hat, abermals auslöschen und überschreiten werden. Aufnahme jener Gedankenwelt in das Bewußtsein und damit in alle Organe der Nation — auf dieser Verbindung und ihrer Weiterbildung beruht die Zukunft unseres Volkes.



Wie entstehen Revolutionen?

(1900.)

Das fluchwürdige Attentat, das den Lebensfaden des guten Königs Umberto so jäh durchschnitt, hat, wie die früheren, denen die Kaiserin Elisabeth und Präsident Carnot erlagen, es unserer Gesellschaft von neuem zu erschreckendem Bewußtsein gebracht, wie wilde Leidenschaften in ihren Tiefen schlummern; gleich grellen Blitzen haben jene Taten eines verbrecherischen Wahnsinns die Abgründe beleuchtet, die unter der Decke unserer Zivilisation verborgen sind. Dennoch ist heute die Sorge, daß diese sich auftun und den glänzend und machtvoll gefügten Bau unserer Kulturwelt in sich hinabziehen könnten, auffallend gering; und wo sie einmal laut wird, spricht aus ihr mehr der Eifer der Parteiung, dem daran liegt, Furcht zu verbreiten, als wirklicher Glaube an die Gefahr. Die tiefe Trauer, in die der Tod des neuen Märtyrers der Monarchie ganz Italien gesenkt hat, die kaum gestörte Einmütigkeit, mit der sich alle Klassen der Nation um die Bahre des Gemordeten scharten, und die Einstimmigkeit, womit die Presse aller Länder die Tat verurteilt hat, beweisen uns, daß unsere Zuversicht berechtigt ist; sogar diejenige Partei, die sich als den besonderen Anwalt der Darbenden und Unterdrückten ausgibt, und die so oft Gewalttat und Revolution als die berechtigten Mittel zur Erreichung ihrer eigenen utopischen Ziele angerufen hat, hielt sich angesichts der Tat zurück und verleugnete jede Gemeinschaft mit dem Mörder. Jene Verbrechen sind Blitze gewesen, welche die Gipfel trafen: aber der Boden, der

diese trägt, ist zu tief und fest gegründet, als daß sie ihn durchdringen und in Flammen setzen könnten. Der Steuermann stürzte über Bord, aber schon steht ein anderer an seiner Stelle, und sicherer noch als vorher durchschneidet das Schiff die Wogen.

Nicht immer sind politische Mordtaten so wirkungslos geblieben. Man weiß, wie tief sich Napoleon III. durch das Attentat Orsinis getroffen fühlte und daß es nicht das geringste Motiv für ihn war, um die Revolution in Italien zu entfesseln und das Joch, unter dem Österreich es hielt, zu zerbrechen. Und so waren auch die Mordanschläge, von denen sein Vorgänger auf dem französischen Thron, Louis Philipp, sich jahrelang unaufhörlich umdroht sah, nur die Vorspiele zu der Revolution, die ihn schließlich von seinem Thron stürzte. Zu seiner Zeit — es war die Jugendzeit unseres großen Reichskanzlers, und dieser hat es von sich selbst in seinen Memoiren berichtet — galt die Republik auch den Gemäßigten als die ideale Form des Staates; auf den Gymnasien feierte man die Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton als die Vorbilder männlicher Tugenden und die edelsten Helden der Freiheit; ein Sand gewann das Mitleid unserer besten Männer, der Alten wie der Jungen; und dem armen Kotzebue, den sein Messer niederstieß, folgten die Verwünschungen der Nation ins Grab. Damals regte der politische Mord wirklich die Tiefen der Gesellschaft auf und bereitete die Revolutionen vor, die das Antlitz Europas verwandelt haben. Seit dem Jahr des Frankfurter Friedens ist diese Kraft gebrochen geblieben. Der Aufstand der Communards in Paris war das letzte Ausbrechen des revolutionären Geistes: aber wenn die Flammen, die an der Seine aufgingen, früher jedesmal halb Europa in Brand gesetzt hatten, so blieben sie jetzt auf ihren Herd beschränkt; sie wurden durch die Armee, die aus der Gefangenschaft zurückgekehrt war, durch die Besiegten von Metz und Sedan erstickt, während unser Heer in den Provinzen Frankreichs lag. Wie die Epoche der Kriege im Umkreis unserer Nationen damals zu Ende ging, so auch die der Revolutionen, die in Wechselwirkung mit ihnen fast durch drei Menschenalter den Erdteil erschüttert hatten. Selbst die Nihilisten in Rußland haben nichts erreichen können; auch dort

standen die Wirkungen, die sie erzielten, im umgekehrten Verhältnis zu der Zahl und zu der Größe ihrer Mordtaten wie ihres Opfermutes; nur um so schroffer schloß sich das Zarentum gegen die Staatsformen des Westens, denen sie mit Dolch und Dynamit Bahn brechen wollten, ab und stellte sich um so fester auf die Grundlagen des starren Moskowitertums. Im Bereich der Verfassungsstaaten aber haben die politischen Meinungen niemals größere Freiheit genossen als seither. Bis auf den Grund unserer Nationen sind die öffentlichen Rechte ausgedehnt worden: der vierte Stand hat sich Organisationen schaffen dürfen, in denen seine politischen und sozialen Kräfte, die wir im täglichen Wachsen sehen, sich aufs gewaltigste regen; seine Presse hat volle Freiheit, die ausschweifendsten Ideen zu verkündigen; sogar den anarchistischen Lehren gewährt unsere Regierung Raum, solange sie sich innerhalb der Schranken der Doktrin halten, und sie hat auch nach dem letzten Attentat der Versuchung widerstanden, sie zu unterdrücken. Nichts kann unseren Glauben an die Festigkeit unserer Institutionen besser bezeugen als diese Toleranz; sie ist das stärkste Zeichen unseres Kraftgefühls: sobald wir jene Phantasten fürchten müßten, würden wir nicht zögern, sie mundtot zu machen.

Dieser Friede, den wir genießen, gibt uns die Möglichkeit und, wie ich dächte, auch ein Recht dazu, mit der Ruhe objektiver Anschauung das heiße Eisen der Frage anzurühren, die sich unsere Betrachtung gestellt hat: wie entstehen Revolutionen? Welche Klassen kommen in ihr zu Wort? Wann beginnen die Gefahren und wann werden sie sichtbar? Dürfen wir hoffen, daß sie für uns wenigstens auf immer gebannt bleiben? Vertreten die Freiheiten, die uns die Epoche der Revolutionen gebracht hat, die Chancen, die der einzelne hat, sich in der Gesellschaft zu betätigen, bereits die Stelle von Sicherheitsventilen, durch welche die Spannungen der Tiefe, wie stark sie sein mögen, machtlos entweichen werden, ohne den Gang der Maschine zu stören? Oder ist die Ruhe trügerisch? Bereiten sich am Ende dort unten schon neue Kräfte vor, die einst nach einem unvermeidlichen Verhängnis in vulkanischem Ausbruch ans Licht treten werden?

Fragen, deren Beantwortung uns zunächst auf eine tiefere zurückführt, diejenige nach dem Wesen und Begriff der Revolution überhaupt. Wir verstehen heute darunter gemeinhin die gewaltsame Umwälzung der sozialen und politischen Grundlagen unserer modernen Staatenwelt. In diesem Sinn sprechen wir von der Zeit von 1789 bis 1871 als von dem Zeitalter der Revolutionen, das im Verein mit den gleichzeitigen Kriegen die Gegenwart, das Zeitalter der nationalen Staaten Europas, vorbereitet und heraufgeführt hat; mit der Erhebung des dritten Standes in Frankreich begann es, mit der Schöpfung des Deutschen Reichs, der Herstellung der Republik in Frankreich, der Eroberung Roms durch die Italiener fand es seinen Abschluß. Dabei pflegt man wohl die Umwälzungen, die sich innerhalb des religiösen Lebens vollziehen, von den politisch-sozialen zu trennen, ja sogar oft genug Reformation und Revolution in Gegensatz zu stellen, als schließe jene nur eben die Abwandlungen der Weltanschauung, der ethisch-religiösen Ordnungen ein und entbehre des eigentlich revolutionären Elements der Gewalttat und Empörung. Indessen die Männer des dritten Standes, die sich im Juni 1789 als die konstituierende Versammlung Frankreichs erklärten, dachten an nichts weniger als an blutige Gewalttat. Waren sie doch nach Versailles gar nicht auf eigene Faust gekommen, sondern vom Könige selbst berufen, der ihrer Hilfe gegen gemeinsame Gegner bedurfte. Dies waren die Privilegierten, Klerus und Adel, eben die Stände, welche die französische Krone zwar gebeugt, aber noch nicht ganz unterjocht hatte und die sie jetzt mit Hülfe des Bürgertums willfährig machen wollte, dieselben, aus deren Niederhaltung die preußische Monarchie ihre stärkste Kraft gezogen hatte. In den Generalständen saßen bereits die meisten der Männer, die in wenigen Jahren die Geißeln Frankreichs werden und alle Greuel des Despotismus entfesseln sollten. Dennoch plante niemand unter ihnen, auch Robespierre nicht, den Königsmord: sie begannen vielmehr ihr Werk, getragen von der zustimmenden Begeisterung ihrer Zeitgenossen, welche davon die Erfüllung aller Ideale des Friedens und des weltbürgerlichen Glückes erwarteten; viel weniger ihr Durst nach der Gewalt als

die Angst vor der Reaktion hat die revolutionären Akte hervorgerufen, unter denen im Sommer und Herbst jenes Jahres die alte Monarchie Frankreichs zusammenstürzte. Und brauchen wir auf der anderen Seite noch zu sagen, wie tief die Abwandlungen des religiösen Lebens auf den sozialen und politischen Boden zurückgewirkt haben? Der deutsche Mönch freilich, der in dem Kloster zu Erfurt und zu Wittenberg sich abmühte, das Diesseits mit seiner Lust und Qual zu vergessen, ahnte die Katastrophen nicht, die sich an seine Spuren heften sollten; er meinte, der Welt abgestorben zu sein: nur das Ewige, das Unvergänglich-Jenseitige stand ihm vor der Seele. Und doch schuf er sich schon damals in den religiösen Ideen, zu denen er sich hindurchrang, die Kräfte, welche, gleich stark im Schaffen und Zerstören, die Welt verwandeln sollten.

Mithin ist jene Definition zu eng. Sie ist lediglich abstrahiert von einer Epoche, in der Staat und Gesellschaft sich von der Kirche emanzipiert hatten oder zu haben glaubten. Bereits heute trifft sie nicht mehr zu; denn vor Augen liegt, wie sehr sich seit dem Epochenjahr des Vatikanischen Konzils und unseres letzten großen Krieges die religiösen Interessen in den Vordergrund des öffentlichen Lebens gedrängt haben. Und sie paßt sogar im Grunde kaum auf die Periode, die nach ihr bezeichnet wird; denn ohne Mühe muß dem schärferen Blick deutlich werden, daß auch damals das kirchliche Element, wenn es auch nicht immer an der Oberfläche sichtbar wurde, einer der stärksten Kraftfaktoren war. Blicken wir aber über das Jahr 1789 zurück, so nehmen wir wahr, daß Jahrhunderte hindurch alle Umwälzungen in Staat und Gesellschaft von religiösen Erschütterungen nicht nur begleitet, sondern hervorgerufen wurden. Schon die englische Revolution, die so oft mit und ohne Grund zu der großen französischen in Parallele gebracht ward, ist ohne das religiöse Moment gar nicht zu verstehen; sie gehört durchaus noch zur Reformationszeit und ist von der Ideenwelt der französischen abgrundweit entfernt; die ganze Kulturbewegung des 18. Jahrhunderts liegt zwischen ihnen. An Umfang und Energie, an Verwirrung und Wildheit stehen diese alten Revolutionen den

modernen wahrlich nicht nach. Die Leidenschaften, die sie entfesselten, machten vor den Mächtigsten der Erde so wenig Halt, wie heute der Fanatismus der Anarchisten; die Mörder aber wurden von ihren Parteien gefeiert und gesegnet, sie galten ihnen als Märtyrer des Glaubens, und alle Bluttaten dienten nur dazu, die Wut des Kampfes zu vertiefen. Nicht eine Klasse stritt gegen die andere, sondern alle Schichten der Gesellschaft wurden gleichmäßig gepackt, in die entgegengesetzten Lager gedrängt, bis in die Familien hinein zerspalten, durcheinander geschüttet. Die Schranken des Staates und der Nationalität selbst zerbrachen unter der Wucht des religiösen Gedankens, und die Konfession ward überall das oberste der politischen Interessen; Meinungen wurden entwurzelt, an die ein Jahrtausend geglaubt hatte; alle Vorstellungen von Rechten und Pflichten, von Gott und der Welt wichen aus den Fugen. Es ist wahr, die Wortführer in jenen Kämpfen kümmerten sich nicht unmittelbar um die Formen der politischen Verfassung, die ihnen oft sehr gleichgültig waren, wenn sie sie nur beherrschten, noch um die materiellen Interessen der Gesellschaft, die sie zum Teil als den Bereich der Sünde und der Verdammnis ansahen; auch wandten sie sich zunächst gar nicht an die Sozietät, sondern an jedermann, nicht an den irdischen Vorteil, sondern an das Heil der Seele; sie beanspruchten gerade, die göttliche und die menschliche Sphäre zu trennen und den Bezirk abzugrenzen, in dem die Seele ihres himmlischen Ursprungs und Zieles gewiß werden, ihre Rechte frei genießen, ihre Pflichten ungehemmt erfüllen könne. Aber wie sie sich immer das Ziel setzen mochten, ob als Weltverneinung oder als Weltdurchdringung, in jedem Fall wollten sie die Welt um sich her, Staat und Gesellschaft und alle Lebensverhältnisse, in diejenige Form gießen, die dem Charakter ihres Bekenntnisses gemäß war.

Von hier aus gewinnen wir einen Zugang zu der Frage, die wir uns stellten. Halten wir also zunächst daran fest, daß die von den kirchlichen Regionen her eingeleiteten Umwälzungen der alten Zeiten in keinem Wesensunterschied stehen zu den modernen Revolutionen, so wenig wie sich die Bereiche des religiösen und des staatlichen Lebens jemals voneinander lösen lassen wer-

den. Beides hängt in der Wurzel zusammen; es sind Versuche, die Gesellschaft neu zu ordnen, und die geltenden Kategorien, die sie trennen wollen, sind nur Anschauungsformen, die wir von Teilerscheinungen ableiten, dem vollen Weltbilde gegenüber aber aufgeben müssen. Jede Weltanschauung, mag sie auf Buddha oder Mohammed, auf Christus oder Confucius zurückgehen, hat ein ethisches Ideal, das sie zur Anschauung, zur Darstellung bringen will; sie muß es wollen, wenn sie sich selbst treu bleiben will; sie muß darum kämpfen oder untergehen. Und wenn das Humanitätsideal des 18. Jahrhunderts nach einem Staat verlangte, in dem alle Bekenntnisse friedlich nebeneinander wohnen könnten, während er selbst völlig losgelöst von ihnen leben wollte, so lag auch diesem Ziel die Hoffnung auf die Herausbildung des Gemeinsamen, einer höheren Einheit zugrunde: man weiß, welche Anstrengungen gemacht worden sind, um es zu erreichen, und welche Gegenkräfte geweckt wurden. Sodann aber bemerken wir, daß die Erschütterungen um so tiefer greifen, je unmittelbarer die Persönlichkeit getroffen und ins Spiel geführt wird, mag nun die wirkende Kraft im Anwachsen oder im Absterben begriffen sein. Denn so wie diejenige Weltanschauung, die ihre Bekenner am stärksten an sich fesselt, naturgemäß die tiefsten Wurzeln in die Gesellschaft, die an sie glaubt, hineintreiben wird, so muß auch die letztere, sobald jene sich zersetzt und wandelt, wiederum auf das tiefste aufgewühlt werden. Daran liegt es, daß die kirchlich charakterisierten Revolutionen soviel durchgreifender gewesen sind als die Klassenkämpfe des 19. Jahrhunderts. Zwar verkennt auch deren Charakter durchaus, wer in ihnen nichts als soziale Verschiebungen sehen will. Mit dem bloßen Willen zur Macht wären die Männer des dritten Standes in der großen französischen Revolution nicht weit gekommen, hätten sie nicht die Ideen für sich gehabt, welche die Zeitgenossen erfüllten, und dazu die großen Notwendigkeiten und Aufgaben, die dem Staate und der Nation gestellt waren und die von der alten Krone nicht mehr gelöst werden konnten. Und so würde uns auch das Verständnis unserer eigenen Revolution verschlossen bleiben, wenn wir darin nichts als den Kampf des Bürgertums

gegen die Macht der Junker erblicken wollten. Anderseits waren freilich seit 1789 die Gebildeten der Nationen vorzugsweise Träger der Bewegung; und da diese meist den Schichten des mittleren Bürgertums entstammten, so verflochten sich ihnen die Ziele, die sie dem Staat und ihrem Volk steckten, mit ihren Interessen und den Idealen ihrer Bildung. Darum sind sie aber auch nicht imstande gewesen, die Weltanschauungen der alten Zeiten, welche die Massen hinter sich hatten, zu stürzen; viel zu zart und fein bereitet war das Gespinst ihrer Ideen, um die robuste Kraft der alten Überlieferungen, die der Menge das Ideal waren, in sich zu fassen. So ist es gekommen, daß, seitdem sich die unteren Klassen, durch die Revolution des dritten Standes selbst herangelockt, hervorgedrängt haben und einen Platz an der Sonne begehren, auch die alten Religionen, soweit sie noch Macht über sie besitzen, zu neuem Einfluß erwacht sind. Nur die Religionen, so scheint es in der Tat, sind imstande, das Antlitz der Gesellschaft von Grund aus zu verändern: wie sie noch im 16. und 17. Jahrhundert neue Nationen ans Licht brachten, so sind sie auch heute das einigende und erhaltende Element für unterworfene und zersplitterte Völker. Nur die Ideen, die bis auf den Grund der Gesellschaft reichen und, indem sie jeden einzelnen ergreifen, ein gemeinsames Band der Weltanschauung um die Höhen und die Tiefen schlingen, vermögen den organischen Zusammenhang und das Wachstum der Nationalität zu sichern. Ein Beweis, wie geringwertig das materielle Interesse für die Geschicke der Menschheit ist, und daß nur die Güter, für die man das Leben gern opfert, das Leben zu gestalten die Kraft haben. Die Welt der Ideale, mit einem Wort, ist der Boden, der die Gesellschaft trägt, und der Glaube das Band, das sie zusammenknüpft. Erst wenn dieser erschüttert ist, wenn die geistigen Führer der Nation an den überlieferten Idealen irre werden, beginnen die Gefahren. Es kann lange währen, bis diese ans Licht treten; denn in dem Kampf nimmt sich auch das Alte zusammen und entwickelt neue Triebe, und zu den interessantesten Aufgaben des Geschichtsforschers gehört es, solche Übergangsepochen, die Inkubationszeiten der neuen Ideen, zu studieren. Jahrhundertelang hat es gedauert, bis die

christliche Kirche stark genug war, um den Kampf mit dem römischen Weltreich aufzunehmen und in einer Kette von Revolutionen es sich völlig zu unterwerfen. Aber der Sieg war auf dem geistigen Schlachtfeld längst für sie entschieden, ehe sie an die Gewalt appellierte; die Ohnmacht der alten Weltanschauung war schon Generationen vorher in der Annäherung an die neuen Ideen offenbar geworden, die sie von sich aus versuchte, Anleihen gleichsam, die sie bei der jungen Kraft machte, um durch das neue Blut den welken Körper zu erfrischen. Eine Erscheinung, die in allen großen Revolutionen wiederkehrt, und die es macht, daß für uns Nachgeborene die Unterschiede zwischen den einst kämpfenden Parteien so oft sich verwischen und die erbittertsten Gegner uns als miteinander verwandt, als Söhne eines Zeitalters erscheinen. So gingen der Reformation eine lange Reihe von Reformversuchen voraus, um das Alte und das Neue zu verquicken; noch im Zeitalter Luthers und Calvins wurden sie fortgesetzt. So suchten die Reformer des 18. Jahrhunderts die überlieferten Institutionen mit den Formen des neuen Geistes zu verschmelzen. So lebten auch in der deutschen Romantik Elemente, die den in der nationalen Bewegung tätigen Kräften näher verwandt waren als den Traditionen des patriarchalischen Staates, den sie damit stützen wollten; nur in diesem Licht wird die Persönlichkeit und Politik eines Friedrich Wilhelm IV., des Romantikers auf dem Thron der Hohenzollern, verständlich.

Noch an einem anderen Moment dürfen wir nicht vorübergehen, wenn wir den Ursprüngen der Revolutionen nachforschen. Sie sind fast immer begleitet von großen Kriegen oder doch jedenfalls bedroht von äußeren Gefahren. Denn selten hat ein Staat das Glück, unbeachtet von rivalisierenden Mächten seine Angelegenheiten ordnen zu können. Wie er im Kampf seine Existenz gegründet und behauptet hat, und wie er selbst seiner Natur nach die eigene Macht auszubreiten beflissen ist, so weckt die Not, die ihn trifft, den Ehrgeiz der Nachbarn; der inneren Gefahr gesellt sich sofort die äußere hinzu, und schon der Wunsch, ihr zu begegnen, wird oft für ihn selbst ein Antrieb, sich die neuen Ordnungen zu schaffen. Statt die Beispiele zu häufen, sei nur

an zwei Tatsachen der neuesten Geschichte des äußersten Ostens erinnert. Als die Japaner die Unmöglichkeit einsahen, die Absperrung ihres Landes zu behaupten, machten sie ihre Revolution; und unaufhörlich sehen wir sie seitdem bemüht, in bewunderungswürdiger Anstrengung die Machtmittel des Westens ihrer Nation zu erwerben; nur so können sie hoffen, dem Strom der abendländischen Kultur gegenüber, der, von den Weltmächten getragen, heranrauscht, ihre Existenz zu behaupten; wäre diese Gefahr nicht so übermäßig gewesen, so hätte sich wohl ihre feudale Staatsordnung noch lange erhalten können. Und so hätte der Beamtenstaat Chinas gewiß noch lange ungestört weiter vegetiert, hätte nicht der Stoß von außen, die Angriffe der großen Mächte, die wetteifernd die besten Stücke aus dem verwitterten Reich herausrissen, auch dort eine nationale Bewegung hervorgerufen, die sich in den barbarischen Exzessen der letzten Monate Luft gemacht hat.

Sollen wir es nun noch wagen, nach einer Antwort auf die Fragen zu suchen, die sich auf die Gegenwart beziehen und an die Zukunft selbst gestellt sind? Ich müßte fürchten, den Widerspruch, den vielleicht schon die hier vorgetragenen Gedanken erweckt haben, noch zu vermehren. Und wer vermöchte überhaupt der Fülle ungelöster Probleme, die unsere Epoche vor uns ausbreitet, die Richtung zu geben! Indessen dürfen wir es wiederholen, daß das Vertrauen auf den Boden, der uns trägt, heute unvergleichlich viel stärker ist als noch vor vierzig Jahren. In gewaltigen Staatsgebilden hat sich die Kraft der großen Nationen gesammelt; niemals ist die vereinigte Macht der abendländischen Kultur stärker gewesen; rivalisierend und doch nicht im Kampf, erfüllt von gleichartigen Kräften und Tendenzen, beherrscht sie alle Meere und alle Kontinente; machtlos weicht die Barbarei vor ihr zurück.

Auch läßt sich nicht verkennen, daß es noch Ideale gibt, die alle Klassen der Gesellschaft miteinander verbinden, und daß das Leben auch für uns noch nicht der Güter höchstes geworden ist.

Eine Idee ist darunter, die, mag sie auch allzusehr mit den Interessen von dieser Welt gepaart sein, dennoch bis in die Tiefe

reicht und alle Herzen mit der Kraft der Religion erfüllt. Das ist die der Nationalität. Es ist die große Idee des Jahrhunderts, das mit der Revolution von 1789 begann. In allen Umwälzungen unserer Tage ist sie lebendig gewesen und ist seither nur immer gewachsen. Von dem dritten Stande ging sie aus, aber von Anfang an erhob sie den Anspruch, alle Schichten der Gesellschaft zu durchdringen. Leuchtend stieg sie vor den Besten unseres Volkes auf in den Donnern des herrlichsten der Kriege, des Kampfes um die Freiheit des deutschen Bodens. Jahrzehnte währte es, bis sie die Partikulargewalten, die sich aus dem verfallenden Reich erhoben hatten, sich dienstbar gemacht hatte, und nur durch Revolution und Krieg war es möglich. Aber vor einem Menschenalter empfing sie in dem Kriege gegen den Erbfeind unseres Volkes eine Weihe, so glorreich und erhebend, wie sie keinem Volk der Erde je zuteil geworden ist. Und sie hat fortgefahren, ihre Kraft unablässig zu bewähren. Sie hat selbst die Parteien, die ihr von Grund aus feindlich sind, ihren Prinzipien zum Trotz, zur Anerkennung gezwungen. Alle Institutionen unseres Staates werden von ihr getragen, und nicht bloß in rauschenden Festen, sondern mit der Tat selbst zeigt unser Volk, daß es sie seiner Väter wert im Herzen trägt. Sie befähigt die Besatzungen unserer Kriegsschiffe, wenn sie scheitern, mit einem Hurra auf den Kaiser in den Tod zu gehen; sie bändigte den Kleinsinn der parlamentarischen Fraktionen, als es galt, die Flotte zu vergrößern; und sie schuf es, daß die Tapferen, die freiwillig nach China hinausgingen, alle den einen Gedanken im Herzen tragen: ihr Leben einzusetzen für die Ehre und die Größe des Vaterlandes.



Die französische Revolution und die Kirche.

(1896.)

Wenn ich als Deutscher es wage über ein inneres Problem der Geschichte Frankreichs das Wort zu ergreifen, so geschieht es, weil der Versuch der französischen Revolution, die römisch-katholische Kirche Frankreichs dem nationalen Staate zu unterwerfen, trotz seiner internen Natur von universaler Wirkung gewesen ist und nur von universalen Gesichtspunkten aus begriffen werden kann; und weil, wie ich meine, wir Deutsche, deren Geschichte durch einen analogen Prozeß seit Jahrhunderten bestimmt wird, wohl vor anderen berufen sind, über Fragen dieser Art nachzudenken und zu urteilen.

Die Revolutionäre wollten damit in ihrer Weise das nachholen, was im 16. Jahrhundert den Hugenotten mißglückt war, wogegen sich damals in einem allgemeinen Aufruhr der Elemente ihres Staates alle reaktionären Kräfte und der Genius der Nation selbst siegreich erhoben hatten. Und sie schritten dabei nur auf den Bahnen fort, welche von dem alten Königtum seit längerer Zeit eingehalten waren, und die es noch jüngst zu nicht unbedeutenden Erfolgen geführt hatten: die Verjagung der Jesuiten, die Aufhebung der Edikte Ludwigs XIV. gegen die Hugenotten, die erst zwei Jahre vor der Revolution erfolgte, und viele andere Eingriffe in die Rechte und Besitztitel der Kirche waren Etappen auf diesem Wege gewesen. Es war derselbe, auf dem wir seit den Friedensschlüssen von Hubertsburg und Paris die bourbonischen

Höfe in Spanien und Italien, Portugals Regierung unter Pombal und Österreich unter Joseph II. sehen, gerade die katholischen Staaten, die auf der Gegenreformation beruhten, die Bundesgenossen und Verwandten des französischen Hauses. Überholt wie sie sich sahen von den germanisch-protestantischen Mächten, hatten sie alle ihre Kräfte in der gleichen Richtung eingesetzt. Die feudalen Schranken, die ihrer Krongewalt noch entgegenstanden, galt es hinwegzureißen oder doch zu erniedrigen, und da konnten sie vor der stärksten Organisation, der Kirche, unmöglich haltmachen.

Jedermann weiß nun, wie teuer den Revolutionären dieser Kampf, den sie so leichten Herzens begannen, zu stehen gekommen ist. Nichts ist klarer, als daß die Kirche der Fels wurde, an dem die Wogen der Revolution zerschellten; daß sie die eigentliche Macht der Reaktion war, welche dem optimistischen Taumel entgegen am frühesten sich auf sich selbst besann und schon vom Herbst 1789 ab ihre Kräfte zu einem prinzipiellen, unbeugsamen und immer schrofferen Widerstande zusammenfaßte; daß sie die Parteien, welche anfangs in der selbstgefälligen Blindheit des Jahrhunderts an die Untrüglichkeit und Allmacht ihrer Ideale geglaubt hatten, alle nacheinander und jede in ihrer Weise gezwungen hat, mit ihr zu rechnen, Königtum und Emigranten, Feuillants und Girondisten, Hébert, Danton und Robespierre, und so fort durch das Direktorium hin, bis endlich Bonaparte den Frieden schloß, der Staat und Kirche aufs neue ineinander fesselte und verstrickte und doch keinem von beiden genug tat. Keine Partei hatte jemals vor der Kirchenfrage Ruhe: die Vernunftreligion und der Kult des höchsten Wesens waren ebenso eine Anerkennung ihrer Macht, wie die Zivilkonstitution und das Konkordat, die Gleichsetzung des politischen und religiösen Daseins im Sinne Robespierres ebenso, wie die affektierte Gleichgültigkeit in der Toleranz aller Kulte, zu der sich das Direktorium verstehen mußte. Verfolgung konnte die Kirche nicht zerbrechen, und Duldung ward nur der Appell zur Sammlung ihrer Kräfte und zu erneuten Angriffen. Dem Idyll des Wahnwitzes, das Robespierre mit blutbefleckten Händen aufführte, und dem blasphemischen Sinnenkultus Héberts hielt

sie stand; aus allen Schichten der Nation, aus allen Parteien strömten ihr neue, lebendige Kräfte zu. Die revolutionäre Kirche selbst, in die Katastrophen der Revolution hineingerissen, schmückte sich mit Märtyrerkronen für den römischen Glauben, während sie noch von der alten Kirche zurückgestoßen wurde; und jubelnd umdrängten die Bekenner aus beiden Lagern den jugendlichen Helden, der im Glanze unerhörter Siege den Frieden mit Rom herbeiführte. Es war wie in der Sintflut gewesen, durch ein Meer von Blut waren die Heiligtümer des alten Glaubens, von der Kirche wie in der Arche geborgen, unverletzt hindurchgebracht; und alle Verirrten und Verstoßenen, die Getreuen Roms und die Revolutionäre, die Aufgeklärten und die Mystiker, Ultramontane und Jansenisten, scharten sich wieder um den Felsen Petri.

Nicht die Kurie war es, die den Kampf gegen die Revolution begann. Längst war er in Frankreich selbst entbrannt, ehe sich Papst Pius VI. zum Einschreiten entschloß. Sobald er sich aber auf die Seite der Reaktion gestellt, richtete er ihr damit das Banner auf, um das sich alle ihre Anhänger sammeln konnten. So kam Rom in dem Weltkampfe wieder zu der Macht, die es in dem Jahrhundert des Friedens eingebüßt hatte. Wohl trug es auch jetzt noch schwere Wunden davon; schlimmer, als von Kaiser Joseph, und als Clemens und Benedikt von den bourbonischen Höfen, ward Pius von den französischen Republikanern behandelt. Sie raubten ihm sein Land, sie plünderten seine Städte aus und führten ihn selbst mit über die Alpen; als ihr Gefangener ist er gestorben. Aber zwei Jahre darauf war der Triumph der Kirche entschieden, und der Nachfolger führte sie, unter Schwankungen freilich, zu immer neuen Siegen. Denn auch Napoleons Weltreich konnte nicht ohne Rom bestehen, so sehr er es geknebelt hielt. Er, der die liberalen Ideen, wohin er kam, entfesselte, war doch im letzten Grunde so unprotestantisch wie die Revolution, die er vollendet hatte: er konnte Roms so wenig entraten, wie Ludwig XIV. und Karl V., oder wie Karl der Große, als dessen Nachfolger er sich so gern bezeichnete. Jedoch auch die Gegenkräfte, die im Kampf gegen den Weltherrscher frei wurden und das Kaiserreich am Ende zerstörten, zeigten sich Rom und dem römischen Geist nicht

gefährlich, trotzdem die germanisch-protestantischen Nationen und das griechisch-gläubige Rußland die Führung hatten. Im Gegenteil, erst die Siege der Schismatiker brachten Pius VII. die Freiheit. Tilsit drohte Knechtschaft: Spaniens Aufstand, der doch nur durch Englands Hilfe möglich war, verhieß Rettung. Neue Siege des Gewaltigen drückten den Papst abermals aufs tiefste herab; und niemals hat er sich schwerer demütigen müssen, als in dem Konkordat von Fontainebleau im Januar 1813, worin er sich zur Residenz in Frankreich verpflichtete. Die Zeiten des Exils von Avignon schienen sich für die Kirche erneuern zu sollen. Noch stützte sich Napoleon auf den Bund mit Österreich. Aber wenige Wochen später brach Preußen los, und die Siege, welche die Verbündeten nach Paris führten, brachten den Papst nach Rom zurück. So wie einst Urban VIII. über Gustav Adolfs Siege hatte frohlocken können, und Clemens VII., der Mediceer, durch den Angriff Philipps des Großmütigen auf Württemberg von dem Druck der Habsburgischen Macht befreit worden war. Seitdem aber ist der katholische Geist erst wahrhaft mächtig geworden, in Regierungen und Völkern, im politischen und im geistigen Leben. Die liberalen Ideen, welche unser Jahrhundert beherrschen, haben, statt ihm zu schaden, vielmehr seine Kräfte, die nur unterdrückt, nicht erstorben waren, überall gelöst: je demokratischer die Verfassungen, um so stärker wurde zum Erstaunen und sehr gegen den Willen ihrer Schöpfer der Einfluß der klerikalen Parteien. Als Romantik bemächtigte sich der mittelalterliche Geist aller Künste, in denen er zum Teil noch heute nachwirkt, und ergriff die Wissenschaften selbst, Philosophie und die historischen Disziplinen, mit eigentümlicher Gewalt, hemmte sie wohl hier und da, aber lieh ihnen doch auch wieder die fruchtbarsten Antriebe zur Erkenntnis. Nichts hat über ihn die grandiose Entwicklung der Naturwissenschaften vermocht noch die Beherrschung der natürlichen Kräfte; und nicht einmal die historische Aufklärung, welche die kirchlichen und profanen Überlieferungen mit allseitigem Eifer durchforscht und sie des Nimbus, mit dem Dogma und Romantik sie umgaben, täglich mehr entäußert, hat den Verteidigern Roms viel anhaben können. Nur um so trotziger und selbstbewußter,

um kein Mittel je verlegen, wenn es zum Zwecke führt, treten sie auf allen Gebieten der Geisteswissenschaften der ehrlichen Forschung entgegen, die nichts will als die Wahrheit und sich außerhalb der den Horizont verengenden Strömungen des Tages stellt. Sehr im Gegensatz zu uns andern sind sie auch die Wortführer in den politischen Kämpfen und bilden mit ihrem Anhange heute, bei uns in Deutschland wenigstens, die einzige große Partei, welche Hoch und Niedrig, Gelehrte und Ungelehrte in der gleichen Weltanschauung vereinigt und den idealen Werten noch den Vorrang vor den wirtschaftlichen Interessen läßt. Stärker denn je stürmen die Wogen der Aufklärung und der Demokratie gegen alles, was fest war in Staat und Kirche, heran, aber nur um so tiefer und breiter senkt sich der römische Fels in den gelockerten Boden hinein: die Pilgerzüge nach Lourdes und Trier und alle Wahlen bei uns oder in Belgien beweisen es immer aufs neue.

Also, sollte man meinen, müßte der Klerikalismus der französischen Revolution eigentlich dafür danken, daß sie ihm diese Riesenkräfte entfesselt hat. Leider aber hat er die Schmerzen, die dabei der Kirche angetan wurden, nicht vergessen und nimmt noch immer die Miene an, als ob sich die Gesellschaft vorher viel wohler befunden habe, und daß es ein gar nicht gut zu machendes Unrecht der Revolution gewesen sei, die Kirche ihrer Freiheit, ihres Besitzes und ihrer Verfassung zu berauben. Noch auffallender ist es, daß diese Anschauung den lebhaftesten Widerhall in dem entgegengesetzten Lager findet. Zwar Edgar Quinet nehme ich aus. Er nennt es geradezu das Unglück Frankreichs, daß die Revolution die Kirche nicht besiegt habe, und daß »die großen Ideen der Gerechtigkeit und der Wahrheit« nicht den Staat und die Nation vom Herzen her ergriffen und verwandelt haben. Heute aber glauben unsere Liberalen, dies Urteil des Denkers, der unter seinen Landsleuten die Probleme der großen Revolution am tiefsten ergründet hat, als eine Überspanntheit beiseite schieben zu können, und die maßgebenden Autoritäten, ich nenne nur die Großen, wie Tocqueville und Sybel, Sorel und, nicht zu vergessen, Hippolyte Taine, stimmen mit den Delbos, Theiner und

Sciout völlig darin überein, daß sie es als den schwersten Fehler der Revolution und eine Verletzung aller Grundsätze der Religion wie der Toleranz bezeichnen, an die »Freiheit« der Kirche gerührt zu haben. Es ist darin noch ganz so wie zu der Zeit, da Edmund Burke mit Barruel und Maury auf einer Seite focht, und also kein Zufall, daß noch der jüngste Nachfolger Barruels, der gelehrte Abbé Sicard, sich mit Vorliebe auf das Zeugnis Tocquevilles und Taines beruft.[1] Ein literarischer Friedestand, der sein politisches Gegenbild in dem offiziellen Frankreich von heute hat, wo trotz Demokratie und Laienschule Staat und Kirche ganz wohl miteinander auskommen und Gambettas kühnes Wort gegen den Klerikalismus wie vergessen ist. Kann doch sogar ein Aulard, der auf Grund breitester Quellenkenntnis zu den treffendsten Urteilen über den Zusammenhang der politischen und kirchlichen Entwicklung und die Notwendigkeit, mit der das eine aus dem andern folgte, gelangt, es nicht unterlassen, von dem »Fehler« zu sprechen, den die Revolution mit dem Priestereide gemacht habe — als ob sie die Freiheit gehabt hätte, diesen Schritt zu vermeiden.

Dem entgegen möchte ich zeigen, daß die angeblichen Mißbildungen, welche nach der überwiegenden Meinung die Geschichte der Revolution entstellen sollen, in Wahrheit alles freilich recht borstige, aber doch fast durchweg normale Übergangsformen zu der Kirche des 19. Jahrhunderts gewesen sind; daß sowohl die Zivilkonstitution als die Kirchenpolitik der Legislative und sogar des Konventes, wie die des Direktoriums und Napoleons, in dem Konkordate eine Fülle verwandter Formen und positiver Fortbildungen enthalten; und daß diese ebenso sehr mit den andern parallelen Schöpfungen der Revolution verwandt, wie der Kirche der alten Monarchie entgegengesetzt waren: daß also die heutige römisch-katholische Kirche auch positiv auf der französischen Revolution ruht, ja daß die Bedingungen und das Wesen ihrer Macht gerade in den von der Revolution allseitig gelösten Kräften, in der Konzentrierung der politischen Ordnungen und in der Demokratisierung des nationalen Staates bestehen.

---

[1]) So zitiert auch schon Sciout häufig Tocqueville.

Fassen wir, um uns dies klar zu machen, einmal die Unterschiede ins Auge, welche die drei Hauptformen der Kirche Frankreichs in dieser Zeit, diejenige des Ancien Régime, die Zivilkonstitution und das Konkordat Napoleons, gegen einander zeigen.

Vor 1789 deckt sich das Bild der Kirche genau mit dem Anblick des alten Staates. Sie hatte, wie dieser, ihren ersten und dritten Stand, ihren höfischen und provinziellen Adel; und wie in der Administration, der Armee und dem Hofdienst stuften sich in ihr Würden, Besitz und Einfluß nach der gesellschaftlichen Stellung ab. Die Masse der Curés, dem Landvolk oder mehr noch dem kleinen Bürgerstande entnommen, war kärglich besoldet, bis zu 600 oder 700 Fr., hatte nirgends mitzusprechen und war nicht imstande hoch zu kommen; sogar der Zehnte entging ihnen häufig und ward den Besitzern der großen Benefizien zu Teil. Diese aber wurden von denselben Familien verwaltet, welche den Staat in Händen hielten. Sie waren erblich oder wurden nach Gunst und Laune von oben vergeben. Es war eine Überzahl, viel zu groß für die geistlichen Bedürfnisse: 134 Bistümer, an 100 mehr als im alten Deutschland, mit Einnahmen, die von 460 000 Frs. (soviel zog der Kardinal Rohan jährlich von Straßburg) bis auf 6000 und 7000 herunter gingen. Doch fehlte viel daran, daß die Bischöfe Herren ihrer Diözesen gewesen wären. Schon die Kapitel an ihren Kathedralkirchen, die bis zu 40 Kurien zählten, alles Präbenden mit oft Tausenden an Einkünften, besaßen Einfluß und Unabhängigkeit. Dazu kamen die 800 Mönchsorden und Abteien, auch diese zum Teil mit fürstlichen Revenuen ausgestattet und alle Sprengel durchsetzend, 300 Kollegiatkirchen, reiche und ärmere, und dann noch die Patronatsrechte des Königs, der Seigneurs und der Magistrate. Ein Viertel oder ein Fünftel der Priester mochte durchschnittlich dem Bischof direkt unterstehen; auch diese aber waren ihm nicht schlechthin unterworfen, sondern gegen jede Willkür geschützt und unabsetzbar, wenn nicht durch ein kanonisches Verfahren ihnen eine Pflichtverletzung nachgewiesen war. So zerspalten und uneins diese Korporation nun auch sein mochte, trat sie doch nach außen, Freund wie Feind gegenüber, geschlossen auf. Besitzerin des größten Ein-

kommens im Reich, hatte sie im Prinzip gegen alle Angriffe der Krone die Steuerfreiheit behauptet. Die Abgaben, zu denen sie sich verstand, waren, wie der Ausdruck bezeichnend lautete, dons gratuits, Almosen, die sie dem Staate gab, der ihr dafür zum Schutz aller ihrer irdischen und geistlichen Interessen verpflichtet war. Es war ein Bund zweier Gewalten, und die Kirche betonte gern, daß sie auf dem gallischen Boden vor der Krone bestanden und daß diese ihre Würde und ihren Glanz erst von ihr, seit Chlodwigs Taufe, erhalten habe. Ihr ungeheures Vermögen verwaltete sie durch eine vielgegliederte Beamtenschaft selbst, und auch ihre Steuern, zumal die Millionen an jährlichen Zehnten, erhob und verwandte sie nach ihrem Ermessen. Alle fünf Jahre traten ihre Deputierten zu einer kleinen, alle zehn zu einer großen Konvokation zusammen. Diese zweite berief der König und ließ sich durch seinen Kommissar vertreten; aber die Wahl und Abordnung ihrer Repräsentanten, die Bildung der Bureaus und der Kommissionen, die Umlegung der Steuern, die man bewilligte, erfolgten selbständig im Schoße der Versammlung; und in einem Cahier, das dem Vertreter der Krone überreicht wurde, faßten die Prälaten alle ihre Wünsche und Beschwerden in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten zusammen. Doch waren noch immer nicht alle Diözesen Frankreichs in diesem Parlament vereinigt; die 12 Episkopate der eroberten Provinzen rechneten noch nicht zur französischen Kirche und entschieden selbständig in den wirtschaftlichen Fragen, gaben ihre eigenen dons gratuits.

Dies war die Kirche, welche die Hugenotten besiegt und unter Bossuets Führung die Besiegten vom Boden Frankreichs verjagt hatte, dies die Priesterschaft, die mit dem großen König vereinigt die gallikanischen Freiheiten gegen Rom behauptet und mit ihm von neuem sich der Kurie unterworfen hatte. Mit den Jesuiten verbündet, hatte sie die Jansenisten und alle freien Meinungen in ihrem Schoße unterdrückt. Unerschüttert hatte sie in dem Ansturm der Aufklärung die römische Dogmatik behauptet; der theologische Nachwuchs an der Sorbonne und allen geistlichen Schulen war in ihren Händen; und mit der Volksschule, dem Beichtstuhl und der Kanzel hielt sie die Massen in Stadt

und Land in Unterwerfung. Wie ohnmächtig die liberalen Ideen gegen diese tiefe und weitverzweigte Macht waren, erfuhr Diderot, als er für seine Libertinagen in Vincennes büßen mußte, und der greise Voltaire, als er, der Patriarch der Aufklärung selbst, am Ende seiner Tage jene Farce vor dem Priester aufführen mußte, um nur nicht wie ein Ungläubiger und Ketzer auf den Schindanger geworfen zu werden. Und wie gründlich der Protestantismus in der Heimatsprovinz Calvins und in der südlichen Hochburg der Hugenotten ausgetilgt war, wie fest noch selbst die städtische Bevölkerung, und nicht bloß das Landvolk und die untersten Schichten, in der Gegenreformation wurzelte, zeigten jene Blutprozesse in Abbéville und Toulouse, bei denen Voltaires rastloser Eifer nichts weiter gut machen konnte, als daß er die Kassation des Urteils über den unglücklichen Jean Calas, als eines offenkundigen Justizmordes, erreichte. Dann freilich erlahmte der Geist des Angriffes und es schien fast, als ob der Klerikalismus unter dem Andrang der neuen Zeit allmählich absterben sollte. Die Klöster begannen sich zu leeren; von 1770 ab wurden sie in 20 Jahren um ein Drittel der Mönche ärmer und alle Reformen, die man versuchte, wollten sie nicht wieder füllen. Nicht als ob der katholische Sinn in dem Heer der Geweihten durchaus erloschen und die Massen gleichgültig geworden wären. Noch immer hielten die Trappisten peinlich ihre strenge Regel und behaupteten die Bettelorden sich in der Gunst des Volkes; nach wie vor arbeiteten die Benediktiner an ihren großen Sammlungen über die kirchliche und weltliche Geschichte Frankreichs. Mit Recht haben die klerikalen Historiker, auch hierin von Taine eifrig unterstützt, auf die Übertreibung in den Spöttereien hingewiesen, mit denen die ungläubigen Literaten die Abbés des Parquets und die Nonnen à la mode attackierten. Aber auch sie geben zu, daß der Indifferentismus in der Kirche des alten Frankreichs vor der Revolution mächtig geworden und eine Erneuerung des alten katholischen Feuers notwendig gewesen sei.

Nun wissen wir alle, wie gründlich die Zivilkonstitution mit dieser bunten Fülle feudaler Ordnungen aufgeräumt hat. Wie die bisherige Kirche dem alten Staat, so sollte die reorganisierte

dem neuen genau entsprechen. Alles in ihr ward zugeschnitten nach der administrativen Einteilung, zu der man geschritten war. Über jedes Departement ward ein Bischof gesetzt, so zwar, daß, wo es ging, die alten Sitze beibehalten, der Rest aber beseitigt wurde. Wie die Departements, so wurden auch die Metropolitanbezirke, deren man zehn kreierte, nach geographischen Gesichtspunkten ausgewählt. Innerhalb der Diözesen ward die Einheit hergestellt: gleich den Klöstern schaffte man auch die Kollegiatkirchen aus der Welt. Es blieben nur der Bischof und die Pfarrer, von denen je einer über 6000 Seelen gesetzt war. Auch die Kathedralkirche war nicht mehr die alte reiche und unabhängige Korporation, sondern unmittelbar unter den Bischof gestellt, der allein ihr Pfarrer war; alle andern Priester an ihr waren nichts als seine Vikare, 16 oder 12, je nach der Größe seiner Stadt. Auf jede Diözese kam ein Seminar, auch dies ganz an die Person des Bischofs herangerückt; ausdrücklich bestimmte ein Artikel des Gesetzes, daß es, wenn irgend möglich, neben der Kathedrale, ja innerhalb der Mauern der bischöflichen Residenz errichtet werde. An seiner Spitze stand ein dirigierender Vikar mit drei Kollegen, aber sie sämtlich wieder dem Bischof untergeben. Sie bildeten nebst den Vikaren an der Kathedrale das Konseil, mit dem jener seine Diözese regierte.

Es liegt auf der Hand, wie sehr der geistliche Einfluß des Bischofs in seinem Sprengel durch die neue Ordnung erhöht wurde. Im Seminar lenkte er die Erziehung seines Klerus, den er ebenso in der Disziplin wie in der Lehre zu überwachen hatte; die Zöglinge waren gehalten, mit ihren Direktoren an allen kirchlichen Handlungen in der Kathedrale teilzunehmen und jeden Dienst zu tun, den er oder sein oberster Vikar verlangte. Alle Ämter wurden aus der Diözese besetzt: der Curé mußte 5, der Vikar 10, der Bischof 15 Jahre amtiert haben. Also daß der oberste Hirte Wesen und Wirken eines jeden seiner Priester von Jugend auf kennen lernte. Nur die Pfarrer und der Bischof selbst waren der Kreierung durch die Wähler des Departements unterworfen; seine Vikare, also seine höchsten Beamten, ernannte er selbst nach freiem Ermessen, sowie die Curés die ihrigen. Das Dogma

blieb unverrückt. Wer gewählt war, hatte sich erst der Prüfung zu unterziehen in Lehre und Wandel; der Curé vor dem Bischof und seinem Konseil, der Bischof vor seinem Metropolitan oder seinem Vorgänger im Amt, ebenfalls in Gegenwart seiner Vikare. Erst danach erfolgte die Einsetzung auf das Bekenntnis zur »katholischen, apostolischen und römischen Religion«. Auch der geistliche Zusammenhang mit dem Papst sollte erhalten bleiben; denn so sehr es verpönt war, die Bestätigung von Rom zu erbitten, hatte doch der Erwählte ein schriftliches Bekenntnis seiner Einigkeit mit dem »sichtbaren Haupt der allgemeinen Kirche« im Glauben und in der Kommunion dem Papste einzusenden.

So ward die französische Kirche von den irdischen Geschäften hinweg- und ganz auf ihre geistlichen Aufgaben hingedrängt. Dies war immer das Ideal der katholischen Weltanschauung gewesen, und jede Reform in der Kirche, nicht am wenigsten die letzte zu Trient, auf der die Hierarchie der neuen Jahrhunderte ruht, hatte diese Tendenz ausgeprägt. Aber niemals war das Prinzip so streng durchgeführt worden wie durch die Revolution. Was brauchte es in dieser Kirche noch der Jesuiten und aller mönchischen Weltentsagung, da Pfarrer und Bischöfe selbst von Staat und Gesellschaft geschieden und auf die strikte Förderung der hierarchischen Zwecke beschränkt waren.

Je isolierter die neue Korporation aber der Laienwelt gegenüber stand, um so enger war jetzt, recht im Gegensatz zu der alten Zersplitterung und Ungleichheit, die Einheit und Interessengemeinschaft in ihrem eigenen Schoße geworden. Hierfür waren die stärksten Hebel die gleiche Ordnung in jeder Diözese, die Mechanik der geistlichen Bureaukratie und das unbeschränkte Avancement, das jedem Bauernsohn die Aussicht eröffnete, zum Kirchenfürsten emporsteigen zu können. Die alte Kirche war durch ihre Verbindung mit der französischen Gesellschaft in allen ihren Abstufungen, mit den Provinzen und der Krone, mit tausend in dem französischen Boden wurzelnden Interessen, mit den Traditionen einer vielhundertjährigen Geschichte an Frankreich geknüpft, auf die Rivalität mit der Kirche von Rom fast angewiesen und darin erzogen: die neue, aus der man alle inter-

mediären Organe hinweggeschnitten hatte, ward von Anfang an mit dem Gesicht nach Rom gewendet. An den Staat sah sie sich nur noch durch die Wahlen und den Treueid gefesselt, aber durch kein spezifisches Interesse. Sie hatte nur die Pflicht, ihn anzuerkennen, als den Herrn von dieser Welt, in dessen Gewalt sie gegeben war, dessen Geist und Ziele ihr fremd waren und unter Umständen feindlich werden konnten. Und dabei kaum eine der Klammern, welche sie an ihre universale Mission band, gelockert, weder Dogma noch Zölibat noch Sittenzucht, vielmehr alles noch uniformer gestaltet und im Geiste der Trientiner Reform fester geschmiedet. Es ist der Geist von heute, der Ultramontanismus, den die Revolution recht geflissentlich eingeimpft hat, und alles, was nach Gallikanismus und nationalgerichteter Religiosität schmeckte — auch der Jansenismus, der damit platt zu Boden fiel — ist seitdem in ihr ausgetilgt.

So schroff die neue Konstitution der alten Verfassung entgegentrat, ebenso nahe kam sie der Napoleonischen. In dieser sehen wir die Zahl der Sprengel noch karger bemessen, auf 50 Episkopate und 10 Metropolitansitze. Auch war die Gewalt der Bischöfe über ihre Curés größer, die sie einsetzen konnten, ohne ihr Konseil zu fragen; sie waren aber dafür an die Zustimmung des ersten Konsuls gebunden. Es stand in ihrem Belieben, sich mit einem Kapitel zu umgeben und ein Seminar zu gründen oder selbstherrlich ihre Diözese zu regieren, wie ein Präfekt sein Departement; aber der Regierung waren sie durch den alten Königseid und eine Reihe anderer Bestimmungen eng verpflichtet; auch die Errichtung der Kapitel war an deren Erlaubnis geknüpft worden. Sehr geringfügig waren die Unterschiede beider Verfassungen in Hinsicht der Besoldungen, während ihr Abstand gegen die alte Kirche darin so groß war wie in allem andern. Das wesentlichste war dabei wohl die Teilung der Curés in zwei Klassen zu 1500 und 1000 Fr., welche Napoleon festsetzte, gegen den Einheitssatz der Zivilkonstitution, der, dem Prinzip der Gleichheit mehr entsprechend, auf 1200 Fr. normiert war. Aber beide Gesetze offenbarten ihre demokratische Natur in der Erhöhung der Pfarrgehälter und in der Beschneidung der hohen Pfründen,

worin Bonaparte noch weit über die Zivilkonstitution hinausging. Lehre und Zucht waren in seiner Verfassung ganz so römisch geartet wie in dem Werk der Konstituante; kein Ausbiegen von dem vorgeschriebenen Wege war fernerhin möglich.

Eine wesentliche Differenz beider Gesetze begründen nur zwei Punkte. Einmal die Nomination zu den Ämtern, welche nach der Konstitution von 1790 durch Volkswahl erfolgte. Und hierauf haben sich die Angriffe ihrer Gegner von jeher mit Vorliebe gerichtet. Zumal Taine kann sich nicht genugtun in dem Spott über den Nonsens eines Gesetzes, welches die Kirche in die Gewalt von Protestanten, Juden und Mohammedanern gegeben habe. Er wiederholt damit nur ein Argument, das man schon in den Reden Maurys und in den Hirtenbriefen und Pastoralinstruktionen der rebellischen Bischöfe findet, nur daß diese es mit sehr viel gründlicherer Kenntnis und Distinktion der kanonischen Rechtssätze anwenden. Auch die Beschuldigung, daß die Revolutionäre presbyterianische Prinzipien in die katholische Kirche hineingetragen hätten, welche Taine und Sorel, um von andern zu schweigen, in gänzlicher Verkennung des Gemeindeprinzips der reformierten Kirche erheben, stammt aus dieser Schule. Nun kann man zugeben, daß an der Wahl zum Pfarramt und Episkopat grundsätzlich Ketzer und Ungläubige teilnehmen konnten, und die Entwicklung der Revolution mag manchen von diesen dahin gebracht haben, sein Wahlrecht auszuüben. Mohammedaner freilich wird man schwerlich unter den französischen Wählern ausfindig machen. Auch Juden gibt und gab es in Frankreich wenig genug; und dafür, daß die Gefahr von Seiten der Protestanten nicht groß war, hatten die Franzosen selbst in früheren Zeiten gesorgt. Unter normalen Verhältnissen wäre es aber sicherlich keinem Hugenotten eingefallen, sich an den katholischen Wahlen zu beteiligen. Denn wie die zu unseren evangelischen Synoden waren sie mit festen kultlichen Schranken umgeben und offenbar nur auf katholische Wähler berechnet. Sie erfolgten des Sonntags in den Kirchen (die des Bischofs in seiner Kathedrale) nach dem Hochamt, an dem jeder Wähler teilzunehmen verpflichtet war; auch die Proklamation des Gewählten ward vor einer feierlichen Messe in Ge-

genwart von Volk und Klerus vollzogen. An und für sich — d. h. wenn man von dem Anspruch der Kirche, bei solchen Verfassungsänderungen mitzusprechen, absehen will — verstieß die neue Form der Nomination gewiß nicht gegen das klerikale Prinzip. Es war die Verfassung der ältesten Zeit; und noch im 11. Jahrhundert hatten die Gregorianer den Kampf gegen die Einsetzung der Bischöfe durch den König unter dem populären Schlachtruf »Clerus et populus« begonnen. Und daß die weltliche Macht die Bischöfe ernannte — denn um nichts weiter handelte es sich, nicht um die Institution, die Übertragung der geistlichen Funktionen — war das Altherkömmliche in Frankreich, seit 1516, seitdem Franz I. jenes Konkordat mit Papst Leo X. geschlossen hatte, das die Bischöfe seines Landes in seine Hände gab. Nur daß bisher von der Krone ausgeübt war, was jetzt die Electeurs beanspruchten. Der Souverän hatte gewechselt: nicht mehr der König war es, sondern das Volk. Ganz so wie bei der Administration und der Justiz: viel weniger gegen Rom wandte sich die neue Kirchenverfassung als gegen die Krone. Der erste Konsul aber kündigte die Herstellung der Monarchie vor allem darin an, daß er zu der alten Ordnung zurückkehrte.

Einen fundamentalen, in das Wesen des Katholizismus einschneidenden Unterschied beider Verfassungen können wir also auch hierin nicht erblicken. Denn daß der Staat sein Verhältnis zum Klerus ordnete, so wie es ihm bequem war, ohne sich viel um die Kurie und den Willen seiner Bischöfe zu kümmern, war nichts Neues, und wie wir sahen, gerade in der letzten Zeit von der alten Monarchie häufiger als je geübt worden. Manchmal war sie damit gescheitert, oft aber hatte sie auch ihren Willen durchgedrückt. Das Entscheidende war immer nur die Macht gewesen; gemurrt hatte die Kirche immer, jedoch, wo sie nicht anders konnte, am Ende nachgegeben oder nachträglich bestätigt. Konnten sich doch die Revolutionäre gar auf einen Spruch des Pariser Parlamentes berufen, der einem Juden das Patronatsrecht über eine katholische Pfründe bestätigt hatte! Ihr Versuch, das Ernennungsrecht zu den kirchlichen Stellen in die Hände der Wähler zu bringen, war nichts weiter als ein neuer Schritt auf

dem Wege, der sich für die Krone seit Jahrzehnten gangbar erwiesen hatte — freilich ein solcher, der alles, was diese gewagt hatte, hinter sich ließ. Es fragte sich also, ob die Revolution die Macht, ihn bis zu Ende zu gehen, haben würde.

Eine grundsätzliche Verschiedenheit gegenüber dem Konkordat zeigt die Zivilkonstitution nur in einem Punkt, in der Institution der Bischöfe durch den Metropolitan und des Metropolitans durch den nächstältesten Bischof in seinem Bezirk. Napoleon überließ diese dem Papst. Eifersüchtig hielt er die Rechte, welche die alte nationale Kirche Rom gegenüber erworben hatte, fest und suchte seinen Klerus an seine Gewalt zu fesseln — aber das Band mit Rom hat er doch von neuem geknüpft.

Die Revolution dagegen wagte es, die Kette des geistlichen Amtes, welche die französische Kirche mit dem Zentrum der katholischen Hierarchie umschlang und vereinte, zu zerreißen. Auf das ängstlichste suchte auch sie den römisch-katholischen Charakter festzuhalten, also daß es die erste Pflicht des Gewählten war, dem Papst seinen römischen Glauben zu bekennen — aber in die Konfirmation sollte der Träger der Tiara so wenig hineinreden wie in die Nomination der König.

Denn auch das hätte dem Begriff der souveränen Nation widersprochen, der in der Assemblée nationale verkörpert war. Es war der Grundgedanke der Revolution, das neue Recht, das im Juni 1789 und durch den Bastillesturm erobert war. Auf dieser Basis hatte sich die Vereinigung mit dem Klerus vollzogen; kein anderer Rechtstitel, wenn es einer war, stand der Revolution zu Gebote. Alles hing davon ab: die Beschlüsse vom August 1789 wie die Aufhebung der Annaten und der paar Vorrechte, welche die alte Kirche Rom noch gelassen hatte, die Ablösung der Zehnten und der Sporteln, dann die Säkularisation der Kirchengüter, die Vernichtung der Klöster und — was aus alledem mit Notwendigkeit folgte — die Neueinteilung der Diözesen und die einheitliche Regelung der Verwaltung und Besoldung, das will sagen, die zivile Konstitution. Torheit ist es, immer nur von den Voltairianern, Legisten und Jansenisten zu sprechen, die in der Konstituierenden Nationalversammlung das große Wort geführt

haben sollen: sie hätten es Rom versetzen wollen, die »Infame« ausrotten, die Ideen des Jahrhunderts im Sturm verwirklichen, die Kirche des Deismus oder gar einer gottlosen Vernunft gründen wollen. Man braucht darum noch nicht zu leugnen, daß manch einer in der Versammlung mit Vergnügen seinen Voltaire und Diderot gelesen haben wird, unter den Prälaten und Kavalieren gewiß so gut, vielleicht noch lieber, als unter den Advokaten vom dritten Stande: auch heute pflegen die Politiker, welche mit Rom die Konkordate schließen, nicht lauter Kopfhänger und Kirchgänger zu sein, noch die Kurie sonderlich nach ihrem Glaubensbekenntnis zu fragen. Aber in den Debatten der Nationalversammlung war der Ton des Candide und des Mikromegas nicht gebräuchlich. Zugegeben auch, daß ein Mann wie Mirabeau (umgekehrt, als man es bei uns zu erzählen pflegt) zu einer radikaleren Politik hinneigte; er zog aus dem Prinzip der nationalen Souveränität, in dem seine Seele lebte und all sein Tun verständlich wird, mit der wundervollen Kraft seiner Logik gern die letzten Konsequenzen und hat in seinen Briefen und Denkschriften oft genug über den »Aberglauben von 18 Jahrhunderten« und die »Barbarei des Zölibats« geeifert. Aber auf der Tribüne holte er solche Argumente selten hervor und verschmähte es nicht, sogar mit Waffen aus den kanonischen Rüstkammern zu fechten; wobei er freilich Fiasko zu machen pflegte, auch wenn ihm seine Reden geistliche Freunde ausgearbeitet hatten. Wenn wirklich im Sommer 1790 der Gedanke an die Aufhebung des Zölibats und die Änderung der Ehegesetze laut werden konnte, so waren das doch zunächst nur zornige Schreckschüsse und Kampfmittel gegen den wachsenden Widerstand der noch immer unterschätzten Gegner. Die Männer aber, welche den maßgebenden Einfluß in der Kirchenfrage hatten, waren keineswegs Gesinnungsgenossen des großen Tribunen; auch Robespierre nicht, dessen Name unter der Zivilkonstitution steht. Wer konnte abstrakter denken als der Abbé Siéyès, wer hatte die Idee der Nationalsouveränität schärfer entwickelt und mehr zu ihrem Siege beigetragen? Dennoch trat er im August in der Zehntenfrage, und so auch im Oktober, als Talleyrands entscheidender Antrag über das Kirchengut debattiert

wurde, gegen Mirabeau und die Mehrheit der Versammlung für seine Korporation und ihre Güter in die Schranken. Niemand ist von den Partisans der alten Kirche mit größerer Erbitterung angegriffen worden als Camus, der Jansenist, der »Vater« der Zivilkonstitution, wie er genannt wird; und es ist wahr, er hat sich aufs eifrigste bemüht, den römisch-katholischen Charakter der neuen Verfassung mit kanonischen Argumenten von der Tribüne her wie in Zeitungen und Flugschriften zu beweisen. Aber im Oktober 1789 stellte er sich zu dem Antrage Talleyrands gerade so wie Siéyès. Neben ihm hat man vielfach Grégoire als den Schöpfer der Konstitution bezeichnet, den frommen Pfarrer von Embermesnil, dessen Appell an seine Amtsbrüder am 10. Juni den Anstoß gab zu ihrer Vereinigung mit dem dritten Stande, und der dann in der Tat der rechte Typus eines konstitutionellen Bischofs geworden ist; zu keiner Zeit ward er seinen Prinzipien untreu, den Blutgerichten Héberts und Robespierres hat er ebenso unerschrocken standgehalten wie dem Zorn Napoleons. Aber bei der Beratung der Verfassung hielt er sich ganz im Hintergrunde. Er gehörte nicht zu dem Komitee, das sie vorbereitete. Niemals hat er in der Generaldiskussion die Rednerbühne betreten. Und wenn er in den Verhandlungen einmal das Wort ergriff, geschah es, um zu mäßigen. So forderte er unter anderm den Ausschluß der Akatholiken bei den Wahlen, plädierte für die Ausstattung der Pfarreien mit liegenden Gütern und brach für die bedrohten Orden, auch für die Jesuiten, eine Lanze. Man sieht, wie auch die radikaleren Köpfe nur allmählich die Konsequenzen ihres ersten Schrittes und nur halb freiwillig zogen. Zu leicht vergißt man die Menge der geistlichen Herren, die in den Generalständen ein volles Viertel ausmachten und zur Nationalversammlung meist mit hinüber kamen, 200 Curés und an 100 Prälaten; an den Augustbeschlüssen nahmen sie gerade so teil wie die andern; sie waren von dem allgemeinen Taumel ergriffen. Prüfen wir das kirchliche Komitee, das am 28. August eingesetzt wurde und aus dessen Schoß die Zivilkonstitution hervorging, so finden wir unter seinen 15 Mitgliedern mehrere von der Rechten, darunter zwei Bischöfe, Clermont und Luçon, drei Curés, den Prinzen von Robecq und

andere, neben angesehenen Kanonisten, wie Durand de Maillane, der die Geschichte des Ausschusses geschrieben hat. Jansenistische Neigungen mochte dieser und jener haben, aber alle waren, wie die Gegner selbst zugeben, Männer von Überzeugung und sittlichem Ernst; als Voltairianer dürfte man kaum einen bezeichnen, auch Treilhard nicht, mag dieser sich auch später radikaler entwickelt haben. Als sich das Komitee infolge des Berichtes Treilhards über die Aufhebung der Orden spaltete, ward es von der Versammlung verdoppelt, um die Majorität für die Konstitution zu sichern, ohne doch die Gegner hinaus zu drängen, und als diese hierauf ihren Austritt anboten, nahm man ihn nicht an. Auch unter den Neugewählten waren noch Apologeten der alten Ordnung, wie der geistreich beredte Abbé de Montesquiou, und jedenfalls durchweg Männer von Charakter und innerem Anteil an den kirchlichen Fragen, so der grundkatholische Karthäuser Dom Gerle, der als Staatsmann und Theoretiker gleich bedeutende, stets gemäßigte Dupont de Nemours und die späteren Bischöfe Massieu, Expilly und Thibaut, denen auch die Gegner den Ruf geistlichen Wandels nicht absprechen können. In den Oktoberdebatten ward Camus bei seinem Auftreten für die Kirchengüter von mehr als einem Gesinnungsgenossen unterstützt und später haben wieder Jansenisten neben den Römischgesinnten die Zivilkonstitution literarisch bekämpft.

Wer konnte aber gegen das Argument ankommen, womit Chapelier die Säkularisation verteidigte: daß die Überlassung der Güter und ihrer Verwaltung an den Klerus nichts anderes heißen würde, als ihm den Charakter der Korporation, eines Staates im Staate reservieren? Sollte wirklich im Neubau des Reiches für die Kirche eine Ausnahme gemacht werden? Oder sollte man etwa versuchen, mit der höchsten Autorität einen Pakt zu schließen, den Papst auf die Seite der Revolution hinüberzuziehen? So rief es der Abbé Maury der Majorität höhnend entgegen: »Wartet doch die Antwort des Papstes ab!« Aber ließ man sich in Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhl ein, so räumte man ihm damit das Recht ein, zu diskutieren, Kritik an allen bisherigen Beschlüssen zu üben und Bedingungen zu stellen; nur durch einen

Kompromiß war von dieser Seite Hülfe zu erwarten. Das aber hieß das Prinzip durchbrechen, auf dem die Nationalversammlung ruhte, das neue Recht, mit dem alle Beschlüsse seit dem 4. August begründet waren. Und wie hätte man erwarten können, durch Hülfe der Kurie den Widerstand des eigenen Klerus zu brechen, ohne nach beiden Seiten hin die höchsten Preise zu zahlen! Wenn Pius nun aber Kritik ausübte und seinen Preis forderte, etwa die Annaten oder die Zehnten für die französischen Prälaten, oder die Erhaltung der Mönchsorden oder gar die der Kirchengüter — was dann? Wohl hatte man ein Pfandobjekt in der Nähe, Avignon, und wiederholte mit der Einziehung dieses Gebietes nur, was das alte Königtum seit Philipps des Schönen Tagen mehrfach und nicht ohne Wirkung versucht hatte. Jedoch selbst diese Maßregel wäre kaum rückgängig zu machen gewesen, da auch dort die Revolution sofort gewaltig eingesetzt und die alte Ordnung umgestürzt hatte, unter dem Jubel und der eifrigen Hülfe aller radikalen Dränger. So wenig wie es mit den Rechten und Besitztiteln der deutschen Fürsten im Elsaß denkbar gewesen wäre, deren Einziehung ein Keim der Revolutionskriege geworden ist, trotz des zweifellos guten Willens der Nationalversammlung und des Ministeriums, die Sache friedlich und durch reiche Geldzahlungen zu schlichten. Der Ursprung und Kern der Revolution lag aber in der Unmöglichkeit, den Staat weiter zu regieren, in der Notwendigkeit, durch eine Neuverteilung der öffentlichen Lasten und Institutionen Geld herbeizuschaffen. Deshalb hatte der König den dritten Stand zu Hülfe gerufen gegen die Privilegierten, die sich ihm für jede Reform versagt hatten. Der Staat war bankerott, und in der Umwälzung der Kirche, der Einziehung ihrer Güter winkte einzig die Rettung.

Und vor allem — Papst und Nationalversammlung standen sich nicht allein gegenüber. In seiner nächsten Umgebung, unter den Kurialen und Kardinälen, die sich durch die Augustbeschlüsse selbst geschädigt sahen und unter der geistlichen Aristokratie Frankreichs viele Freunde hatten, fand Pius VI. eine Partei, die ihn zum Widerstande und zur strengen Behauptung seiner Stellung antrieb. Der Vertreter der französischen Krone, Kardinal Bernis,

unstreitig »der zweite Mann in Rom«, wie er selbst mit persönlichem und nationalem Selbstgefühl schreibt, und seit Jahrzehnten auf dem römischen Boden heimisch, war durch seine Gesinnung, seine kirchliche und politische Laufbahn und seine Verbindung mit dem hohen Adel der Heimat ein Verfechter der alten Krongewalt und wenig geeignet, im Sinne der Majorität vermittelnd zu wirken. Noch schwieriger aber mußte es für Pius sein, die französische Prälatur für die Unterwerfung unter die neue Ordnung zu gewinnen. Denn wir wissen, wie sehr die Bischöfe mit dem Adel, den Emigranten und denen, die noch in Frankreich zurückgeblieben, verwachsen, ja identisch waren. Auch waren sie der Sympathien der fremden Höfe und der vornehmen europäischen Gesellschaft sicher, wo auch die liberalen Kreise, die Monarchen und Minister selbst, während sie zum Teil noch mitten in analogen Reformen begriffen waren, stutzig wurden über diese unvermutete Wendung der freisinnigen Ideen. Und nicht minder mußten die unteren Chargen der französischen Geistlichkeit in ihrer Haltung unsicher werden, als die Revolution sich zu allererst gegen ihre Vorgesetzten richtete, in deren Gehorsam und Verehrung sie aufgewachsen waren, und unter ihnen selbst Tausende zur Selbstentäußerung zwang. Sie hatten, getragen von der öffentlichen Meinung, der großen Bewegung zugejubelt: jetzt sahen sie sich häufig von ihren Gläubigen selbst verlassen und den Bischöfen und Edelleuten wieder zugedrängt; denn die patriarchalische Herrschaft war schließlich den Bauern doch noch vertrauter und lieber als die der Reformer, in deren Gefolge statt der erträumten Segnungen Verwirrung, Ohnmacht, Haß und Elend in allen Provinzen um sich griffen. Der Widerstand, den überall die hohen Prälaten organisierten, setzte da und dort schon im Sommer 1789, in den Wochen der ersten Emigration an; im Herbst war er tief eingewurzelt[1]); und im Jahr darauf gab es für die Revolution keinen Ausweg mehr: sie mußte nachgeben oder unterdrücken.

Und in diesen Bedrängnissen hätte der Vater der Gläubigen den Revolutionären zu Hülfe eilen und die abgewichenen Kinder

[1]) Wer die Beweise suchen will, findet eine reiche Fülle in dem Urkundenwerke von Chassin, »La préparation de la Guerre de Vendée«.

in ihren Werken der Zerstörung noch unterstützen sollen? Schon wankten allerorten die romfeindlichen Reformen in den katholischen Staaten. Mit Genugtuung bemerkte der Papst, wie in dem Nachbarlande Frankreichs, in den belgischen Provinzen, die klerikale Rebellion gegen Kaiser Joseph, der ihm fast das Schwerste angetan hatte, ihr Haupt erhob, und wie auch in Ungarn dem ungläubigen Bruder Marie Antoinettes tausend Verlegenheiten erwuchsen. Würde er nicht selbst dieser willkommenen Wendung entgegengewirkt haben, wenn er die neue und radikalste Reform geduldet hätte? Er sah die Tage der Vergeltung über seine Feinde herankommen; die Zeiten des Nachgebens waren vorüber. In Rom jedoch pflegt man nicht sich zu überstürzen und rasch Partei zu ergreifen. Und Pius VI., durch lange Erfahrungen gewitzigt, mild gesinnt und ängstlich wie er war, zögerte noch länger als leidenschaftlichere Vorgänger auf dem Stuhl Petri wohl getan hätten. Erst am 29. März 1790, wenige Wochen nachdem Joseph II. unter dem Scheitern aller seiner hochfliegenden Entwürfe dahingegangen war, und gewiß nicht ohne die Einwirkung dieser Katastrophe, wagte der Papst in einer Allokution an die Kardinäle Worte der Klage und des Tadels über die kirchliche Verwirrung in Frankreich und die Verletzung der pontifikalen Rechte. Noch entschuldigte er es fast unter vielen Lamentationen und Schriftzitaten, daß er sein langes Schweigen breche: aber er fürchte den Zorn des Höchsten. Er erinnerte an das Wort des Propheten: Vae mihi quod tacui! Damals gelang es Bernis, der hierin den Weisungen seiner Regierung, d. h. Montmorins und seiner Hintermänner in der Nationalversammlung, folgen mußte, die Veröffentlichung zu verhindern; und erst ein volles Jahr später, lange nachdem sich die klerikale Partei in Frankreich zusammengeschlossen und das päpstliche Losungswort herbeigesehnt und erbeten hatte, erschienen die entscheidenden Breven.

Es war in denselben Tagen, auf welche ursprünglich die Flucht der französischen Königsfamilie an die Grenze festgesetzt war, die den Bruch der Krone mit der Revolution herbeiführen sollte. Und damit treffen wir auf den Angelpunkt, um den sich die Entwicklung, wie der Revolution überhaupt, so auch der kirchlichen

Frage dreht, die Feindseligkeit der Tuilerien gegen das Werk, das die Mirabeau und Lafayette begonnen hatten. Wir wissen heute, daß Ludwig XVI. und seine Gemahlin in keinem Moment den ernsten Willen gehabt haben, mit der Nationalversammlung zu paktieren, daß auch der Eid des Königs auf die Verfassung, in dem sogar noch Ranke einen Versuch, mit der Revolution zu gehen, erblicken möchte, nichts war als eine neue Maske in dem Spiel der Verstellung und Verschwörung, zu dem die gekrönten Gefangenen gegriffen hatten, und in dem ihnen jede Rolle recht sein mußte. Über die Konzessionen vom 23. Juni 1789, die auf die Erhaltung der drei Stände gerichtet waren und die Revolution erst entfesselt hatten, wären sie niemals hinausgegangen. Dies war ungefähr das Programm, an dem sie noch festhielten, als sie den Fluchtversuch machten; aber ob sie es mit den Ständen oder den Parlamenten oder irgendeiner andern Vertretung der Nation oder gar aus eigener Autorität durchführen sollten, wußten sie damals nicht; und jedenfalls wollten sie zunächst nichts als die Macht, die volle diskretionäre Gewalt über den Staat, wenn es sein mußte, mit der Hilfe des Auslandes, wieder erringen, und die Verhaßten, in deren Gewalt sie waren, der Rache überliefern. Sie rechneten auf die öffentliche Meinung, die, wie sie alles zerstört habe, so auch alles wieder herstellen könne, auf die Schwäche und den Zwiespalt ihrer Feinde, die wachsende Anarchie, die Hülfe ihrer Verwandten, schließlich gar auf den Eroberungskrieg der fremden Höfe und nicht am wenigsten von Anfang an auf den Klerikalismus und alle seine Helfer diesseits und jenseits der Alpen. Und wer hätte damals die vulkanischen Kräfte ahnen können, die in dem stürmischen Wogen der in ihren Tiefen bewegten Nation lebten und zum Ausbruch drängten?

Die Revolutionäre selbst waren von der Schwäche ihrer Position fast ebenso überzeugt wie die fremden Kabinette und die Tuilerien. Daher auch die Versuche, die von den Führern der Nationalversammlung gleich nach der Publikation des Gesetzes gemacht wurden, dem Papst heimlich die Hand zu reichen, die man ihm offen nicht geben konnte, um noch nachträglich seine Billigung zu erlangen, und die oft wiederholten Proteste gerade

der Kleriker in der Versammlung, daß man an nichts weniger denke als an das Schisma. Damals hat Bischof Gobel, der als Bischof von Paris Märtyrer der konstitutionellen Kirche in dem großen Schreckensjahre werden sollte, den Schlußsatz in die Konstitution gebracht, der dem König die Sicherung und Durchführung ihrer Dekrete, d. h. eben die Verhandlung mit der Kurie anempfahl; und Grégoire setzte es durch, daß in den Paragraphen, der den Einfluß jeder fremden Gewalt in der nationalen Kirche ausschloß, der abschwächende Satz aufgenommen wurde: »Alles ohne Beeinträchtigung der Einheit im Glauben und der Kommunion, die mit dem Haupt der universalen Kirche aufrecht erhalten werden wird.« Friedfertigkeiten, die geradeso die Besorgnis der Revolutionäre vor Rom verrieten, wie die Gewaltmaßregel gegen Avignon und die Drohungen mit der Priesterehe.

Von hier aus muß die Dürftigkeit der herrschenden Meinung, welche die Politik der Nationalversammlung meistern will, deutlich werden. Es liegt darin eine Überhebung, die man durch Unkenntnis entschuldigen möchte, wenn sie nicht von Schriftstellern ausgesprochen wäre, deren Forschung und Erzählung als klassische Muster gelten. Neuerdings hat man die Lösung des Rätsels besonders gern in der Trennung von Staat und Kirche suchen wollen und es als den »Fehler« der Nationalversammlung bezeichnet, daß sie im Jahre 1790 versäumt habe, dieselbe zu dekretieren. So z. B. Albert Sorel und Séché in seinem wertvollen Buch über die Entstehung des Konkordats, und lange vor ihnen schon Pressensé, in dessen Urteil sich hugenottische und liberale Forderungen vermischen. Dies ist ein Gedanke, der in alle Ewigkeit chimärisch bleiben wird, weil die Kirche ihrer innersten Natur zufolge danach dürstet, auf die Zusammenfassung der Gesellschaft im Staat, in allen seinen Gliedern und in dem Prinzipe seines Daseins selbst, einzuwirken; sie würde sich selbst aufheben, wenn sie darauf verzichten wollte. Vollends unmöglich war der Plan im Jahr der Zivilkonstitution, in einem Zeitalter, da alle europäischen Staaten noch eng mit ihren Kirchen verknüpft waren und nach immer festerem Zusammenschluß strebten — zumal da die Kirche selbst an nichts weniger dachte als sich aus der

wechselseitigen Umschlingung zu lösen. So liberal die geistlichen Abgeordneten in den Cahiers zu den Generalständen sich gaben, war doch für alle die selbstverständliche Voraussetzung, daß die katholische Kirche die des Staates bleiben würde. Eine Trennung beider Gewalten wäre damals eine ungeheuerliche Vorstellung gewesen und hätte eine Kraftanstrengung der Revolution erfordert, wogegen die Einführung der Zivilkonstitution ein Kinderspiel gewesen wäre. Umgekehrt, die Klerikalen waren entschlossen, den Charakter ihrer Kirche als der nationalen, vom Staat allein garantierten, an ihn geknüpften Religion, koste es was es wolle, aufrecht zu erhalten. Wie hätten sie sich auch freiwillig der Stütze berauben sollen, die sie gehalten hatte, seitdem es einen gallofränkischen Staat gab, und die Waffe zerbrechen, welche Theorie und Praxis der Jahrhunderte auf jeder Seite haarscharf geschliffen hatten! Und sie brauchten in den Beratungen über die Zivilkonstitution sie nur zu zeigen, so beeilten sich ihre Gegner schon, zu Kreuze zu kriechen. Als im Februar 1790 der Bischof von Nancy eine Erklärung darüber verlangte, daß der Katholizismus die Religion des Staates sei, antwortete Dupont de Nemours, an das Gegenteil denke kein Mensch; und Roederer rief entrüstet aus, man beleidige die Nationalversammlung, wenn man die Religion in Gefahr erkläre. Dom Gerle nahm nur den Antrag des Bischofs wieder auf, als er in der großen Sitzung vom 11. April noch einmal, »um den Verleumdern den Mund zu schließen und die Gewissen derjenigen, welche die Zulassung aller Sorten von Religion in Frankreich fürchteten, zu beruhigen«, zu einem Dekret dieses Sinnes aufforderte; und die Antworten von den Bänken der Linken, die Art, wie unter dem Druck der populären Agitation schließlich die Tagesordnung motiviert wurde, zeigten aufs neue die ganze Ratlosigkeit der Liberalen jener Grundfrage gegenüber. Mitten in der Revolution und im Zentrum der Hauptstadt wagte es Monsieur de Pancemont, der Curé von St. Sulpice, dem jungen Spötter Paul Desmoulins seine Bosheiten in den »Révolutions de Brabant« heimzuzahlen und ihm die Einsegnung der Ehe zu verweigern. Und der »Anwalt der Laterne« gab klein bei und stellte eine Erklärung aus, die er niemals zu halten

gewillt war; Pétion und Robespierre aber waren seine Zeugen! Ströme von Blut haben vergossen werden müssen, ehe nur das Zivilstandsregister durchgesetzt werden konnte.

Im November 1792, als die Heere der Republik ihre ersten Siege erfochten, und inmitten der heißen Debatten über den Prozeß des Königs taucht dann freilich der Gedanke auf, den Klerus nicht mehr zu bezahlen und alle Kulte sich selbst zu überlassen. Cambon brachte ihn, zunächst im Jakobinerklub, im Namen des Finanzausschusses vor. Aber von allen Seiten ward ihm Widerstand geleistet. Bazire rief aus: Bei einem abergläubischen Volke sei ein Gesetz gegen den Aberglauben ein Staatsverbrechen! Und Robespierre nannte den Antrag schlecht für die Revolution, politisch gefährlich und nicht einmal finanziell von Vorteil; das revolutionäre Dogma sei in der Religion selbst enthalten, in der erhabenen und rührenden Lehre von der Tugend und Gleichheit, die der Sohn Marias seinen Mitbürgern gepredigt habe: wir hören bereits die Anklänge an die Lehre und den Kult, womit der Tyrann die Welt später überrascht hat. Diesen Kultus angreifen, heiße die Moral des Volkes verletzen. »Denn, wenn ihnen die Priester fortgerissen werden, so werden die Armen das ganze Gewicht ihres Elends fühlen, das ihnen alle Güter, bis zur Hoffnung selbst, zu rauben scheinen wird. Darauf kommt nichts an, ob die religiösen Meinungen des Volkes Irrtümer sind oder nicht; man muß sich nach seinem System richten[1])!« Das heißt, die Religion ist eine Hülfskraft für den Regenten — genau die Politik, auf der die Staatsmänner der Gegenreformation ihren Staat aufgebaut haben, und die Napoleon mit dem Konkordat von neuem zum Siege geführt hat; eine Lehre also, mit der die katholische Kirche zufrieden sein kann oder doch sich oft zufrieden gegeben hat, die aber Luther und alle Reformatoren verabscheut haben würden.

Ein Jahr darauf hatten die Jakobiner dennoch mit der Kirche in jeder Form gebrochen, und in dem Blutgeruch, der von hundert Schlachtfeldern und Richtstätten aufstieg, verkündigten sie nacheinander die beiden neuen Religionen, die ebensolange bestanden,

[1]) Quinet I, 184. Vgl. Aulard, »Le Culte de la Raison et le Culte de l'Être suprême« (1892) S. 265.

als den Tyrannen die Köpfe festsaßen, und mit ihnen in den Staub stürzten. Aber ihren Staat wollten sie von ihren »Prinzipien der allgemeinen Moral« oder von ihrem »Höchsten Wesen« nicht losreißen, vielmehr in ihnen Hülfe für ihre Politik suchen und beide Sphären nur um so fester aneinander knüpfen. Im Namen des französischen Volkes predigten die Kommissäre des Konventes die »Prinzipien des Republikanismus und der allgemeinen Moral«, und gegen niemand wandte sich Robespierre mit fanatischerer Wut als gegen die »Philosophen«, die ihm das Herz des Volkes, um das er buhlte, entrissen.

Ihren halben Kreislauf mußte die Revolution durchmessen, ehe sie sich zu dem Grundsatz der Neutralität gegenüber allen Konfessionen bequemte. Damals war die erste Koalition zersprengt, und mühsam hielten sich Österreichs Heere gegen die siegreiche Republik aufrecht. Ringsum türmte sich ein Wall eroberter Provinzen oder engverbündeter Freundesstaaten, und im Innern erhob sich eisengepanzert die Gewalt des neuen Staates, siegreich über jeden Gegner. Und was war das Resultat der neuen Politik der Toleranz? Daß die konstitutionelle und die royalistische Kirche binnen kurzem zusammenwuchsen; wenn nicht die Heißsporne, so doch die weniger Kompromittierten und die Masse des Volkes; und nur noch ein paar Jahre, so war ganz Frankreich mit Rom versöhnt und vereinigt.

Im Sommer 1790 jedoch die Trennung von Kirche und Staat aussprechen, hätte, wie die Dinge lagen, nicht bloß geheißen, den Grundsatz verleugnen, auf dem alles ruhte, sondern den mächtigsten Komplex des feudalen Staates bestehen lassen in einem Staat, der sich von Grund aus nach demokratisch-nationalen Normen umschuf. Viel mehr noch: man würde die Gegner, die, mit allen Feinden und Rivalen Frankreichs verbündet, nur auf den Moment lauerten, um dem neuen Staat alle Glieder zu zerbrechen, mit den stärksten Waffen ausgerüstet haben; man hätte ihnen für einen Kampf, in dem alle Welt sie schon als die Sieger erblickte, zwei Milliarden an Gütern und die Millionen an kirchlichen Steuern ausliefern müssen, die schon in den Abgrund des Defizits geworfen waren, ohne ihn schließen zu können. Denn die Kritiker der revo-

lutionären Politiker wollen doch nicht etwa gar behaupten, daß diese die Kirche erst hätten desorganisieren und ihrer Güter wie alles andern Einflusses auf Staat und Gesellschaft berauben, dann aber auf die Straße setzen sollen?

Der Sinn der Zivilkonstitution war aber gerade, den Gegnern die kirchlichen Waffen aus der Hand zu schlagen. Geradeso wie in der Administration, der Justiz und der Armee. Nur weil die Feindseligkeit so brennend wurde, brach man aus der Verfassung alle Bestimmungen heraus, welche die Macht der Krone und der Privilegierten stützen oder herstellen konnten. Anfangs war man kaum gewillt, so weit zu gehen; erst allmählich, im Streit der Parteien, in dem Argwohn gegen die Krone (und hatte man damit unrecht?) und unter dem fortwirkenden Druck der eigenen Schöpfungen wurde man vorwärts geschoben. Nichts ist verkehrter, als die Tragödie der Revolution, die in jedem Szenenwechsel eine furchtbare Verflechtung von Schuld und Schicksal, ein ungeheures Getümmel von Interessen, Leidenschaften und Notwendigkeiten und den Kampf einer tausendjährigen Vergangenheit mit der gärenden Gegenwart darstellt, rein räsonierend und abstrakt aus den Ideen der französischen Philosophie des Jahrhunderts ableiten zu wollen; als ob sie nicht gekommen wäre, wenn Voltaire und Rousseau nicht gelebt hätten. Das ist der Grundirrtum in Taines großem Werk, so reich an Geist und Wissen es sein mag, daß er seine Philosophie nicht los werden kann und die Geschichte der Revolution, das Ergebnis von Jahrhunderten, behandelt wie einen dialektischen Prozeß. So gelangt er dazu, sie als das Werk einer kleinen Sekte aufzufassen, die, um ihre Prinzipien geschart, Frankreich ihrer Afterreligion unterjocht habe, und zu dem Nonsens, Napoleons Riesengestalt und Werk aus den paar Ideen zu konstruieren, die er sich aus der Kulturwelt der Renaissance abstrahiert oder zurechtgemacht hat. Niemals wird die Revolution ohne die Wechselwirkung der auswärtigen und der inneren Verhältnisse begriffen werden können, welche in jedem Moment sichtbar wird. Davon ist aber bei Taine überall nicht die Rede. Nicht durch eine Deduktion aus jenen Ideen der jüngsten Vergangenheit wird der Fortgang der Bewegung

umschrieben, sondern in den Tatsachen selbst liegt, wenn man will, die Logik: in dem Kampf der Parteien bildeten sich die Kräfte aus, welche ihre Schöpfer mit eisernen Armen unentrinnbar umklammerten und auf ihrer Bahn forttrieben, immer weiteren Konsequenzen und grausigeren Notwendigkeiten entgegen. Sie selbst, und was sie Besonderes an sich haben mochten, lebten nur für den Tag; sie wurden von den Wellen, die sie erhoben, verschlungen; ihre Interessen, ihre Reden, ihr Haß, ihre Kämpfe waren nur wie das Schaumspritzen des in seinen Tiefen aufgewühlten Meeres. Für sie persönlich waren auch ihre Gesetze, die durch Verwirrung und Kampf ohnegleichen Frankreich zur Einheit und nie gesehener Kraft hindurchtrieben und erhoben, nur Notbehelfe und ein Beweis ihrer Schwäche; so wie die tausendfachen Bluttaten weit mehr dem Entsetzen entsprangen, als der Berechnung. Mit bebenden Händen vollbrachten sie unerhörte Taten der Tyrannei. Und selbst wo Berechnung im Spiel war, wie bei den Prozessen im Konvent, geschah es nur, weil sie so schwach waren. Gleichwie die Barbareien des mittelalterlichen Prozesses dem unbändigen Trotz der Gesellschaft entsprachen, den sie niederhalten wollten. Akte der Verzweiflung waren der Kultus der Vernunft und die Religion wie die letzten Bluttaten Robespierres, der, um die ihm entgleitenden Massen an sich zu fesseln, Gott wieder auf den Thron setzte, dessen Namen er nicht einmal zu nennen wagte. Handschläge von Knaben gegen die Wand, ein Rennen mit dem Kopf gegen die Mauer, die in allen Ecken wohlgefügt war, seitdem der Hugenottenfürst die Krone Frankreichs einer Messe wert geachtet hatte. Und so zitierten sie jetzt die Philosophen des Jahrhunderts und weckten die blutigen Schatten der Ermordeten auf, stellten die Büsten Voltaires, Marats und Lepelletiers in ihren Tempeln auf, um gegen die Heerscharen der Heiligen und Märtyrer, unter denen die alte Kirche und ihre Bekenner fochten, Helfer zu bekommen.

Während aber Robespierre betete und köpfte, trieben im Norden die gewaltigen Massen des nationalen Aufgebots die Werbeheere des alten Europas vor sich her und ward bei Fleurus das Übergewicht der Republik über ihre Feinde entschieden. Und

alsbald war es mit dem Tyrannen zu Ende. Die Gefängnisse öffneten sich und die Blutgerüste wurden abgebrochen. Fleurus hatte Robespierre getötet samt seiner Religion.[1]) Frankreich stieß ihn von sich und was ihm angehörte, weil es jetzt stark genug war, um Toleranz zu üben, die alte Kirche wieder zu ertragen.

Nun will ich den Leser nicht weiter durch das ermüdende Auf und Ab der Verhandlungen und Kämpfe hindurchführen, welche das Direktorium noch jahrelang mit Rom und der Kirche durchzufechten hatte. Solange der Papst den Sieg der Koalition noch hoffen konnte, hielt er den Anerbietungen und Gewalttaten der Republikaner stand. Aber im Sommer 1800 entschied sich aufs neue das Übergewicht Frankreichs, und nun neigte auch die Kurie zum Frieden. Unmittelbar fast vom Schlachtfelde bei Marengo sandte Bonaparte den Bischof von Vercelli nach Rom. Noch ein Jahr und länger hat es gedauert, ehe der neue Papst, Pius VII., in die gebotene Hand einschlug. Endlich war man doch so weit. Und nun ward (wer sollte es glauben!) von der Kurie genau das bestätigt, was sie immer als unmöglich und allen kirchlichen Prinzipien widersprechend bezeichnet hatte: der Verkauf der Güter und mit geringen Änderungen die ganze Organisation der revolutionären Kirche; die emigrierten Bischöfe aber sahen sich geradeso zur Entsagung aufgefordert wie die Konstitutionellen und, wer sich weigerte, abgesetzt; und aus beiden Lagern die neuen ernannt und bestätigt. Vergebens erging sich Louis XVIII., wie Monsieur sich nannte, von Warschau her in Protesten und Drohungen. Er hatte nichts als Worte; der Papst konnte ihn preisgeben, weil er völlig ungefährlich war, und er mußte es, weil Napoleon die Gewalt hatte auf beiden Seiten der Alpen.

Kann man nun noch daran zweifeln, daß die Kurie auch nachgegeben haben würde, wenn die Nationalversammlung die Macht, die dazu gehörte, besessen hätte? An der Institutionsfrage hätte sich der Friede schwerlich gestoßen. Das war ein Pfandobjekt, was man gelegentlich preisgeben konnte, wie Napoleon es ohne Schaden seiner Politik preisgegeben hat, oder wie

---

[1]) So unwiderleglich Aulard in dem angeführten bahnbrechenden Werke S. 362.

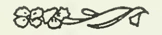
Bismarck seine Kampfgesetze gegen unseren rebellischen Klerus abbrach, als er sie nicht mehr nötig zu haben glaubte. Wenn nur der Papst ja gesagt hätte! Daß aber die Kurie nachgab und widerrief, was sie für unumstößlich erklärt hatte, war in der Geschichte der Kirche nichts Neues. Clemens V. war ganz in der gleichen Lage gewesen, als er sich zur Verleugnung der Bulle Unam Sanctam vor Philipp dem Schönen bequemt hatte. Gerade dies Beispiel wurde damals hervorgeholt, und zwar nicht von den französischen Republikanern, sondern von dem General der Dominikaner, einem Spanier, dem gelehrtesten Mönch seines Ordens, durch und durch orthodox, wie sich versteht, und eine Säule der Kirche. Er bewies seinem Gesandten und dem Papst selbst aus den kanonischen Vätern und an der Hand der Geschichte wie der Grammatik, daß das Direktorium mit seiner Forderung, die feindseligen Breven zu desavouieren, nichts verlange, was seiner unfehlbaren Autorität und dem Glauben widerspreche. Damals (es war im Jahr 1796) kam freilich der Mönch bei Pius VI., dem er seine Argumente persönlich vorzutragen wagte, übel an; denn noch meinte Pius, trotz der Siege des jungen Bonaparte und obgleich Spanien (daher der Eifer des Pater Quinones!) schon Frankreichs Seite hielt, standhalten zu können.

Ich bemerkte vorhin, daß die Revolutionäre mit ihrer Kirchenpolitik hätten nachholen wollen, was den Hugenotten mißglückt war; jedoch in ihrer Weise, im Sinne des 18. Jahrhunderts, das von den religiösen Tiefen absehen zu können glaubte und nur nach Zusammenfassung der Macht und in Frankreich nach der Einheit des nationalen Staates verlangte. Jetzt aber sehen wir, daß sich die Umbildung der französischen Kirche, die dadurch erreicht wurde, an Kraft und Erfolgen gar nicht vergleichen läßt mit der Revolution, welche das 16. Jahrhundert erlebte, oder gar mit der größten von allen, der Ausbildung der altkatholischen Kirche. Die französische Bewegung blieb völlig an der Oberfläche der kirchlichen Ordnungen; und Desmoulins hatte ganz recht, wenn er in seiner ergötzlichen Manier, den Stil der Hirten-

briefe parodierend, schreibt: »Ich habe es euch bereits gesagt, meine teuersten Brüder: sollte man nicht glauben, daß man einige Sakramente unterdrücken will, wie Luther und Calvin getan haben? Nichts von alledem, keine Prozession, kein geweihtes Brot ist unterdrückt; nein, die Nationalversammlung hat auch nicht ein Halleluja gestrichen!« Wirklich, es war nicht viel mehr als eine Frage der Geographie, eine Neuordnung der Diözesen. Da verstanden unsere Landsleute im 16. Jahrhundert, die Magistrate der Reichsstädte und die deutschen Bauernfürsten, ihr Metier doch besser, als sie, um in ihrem Stil zu reden, den Papst samt all seinen abgöttischen Greueln aus ihren Kirchen ausfegten. Sie wußten, ihre Professoren und Prädikanten hatten sie es so gelehrt, daß der Kirche mit Änderungen bloß der Verfassung nicht beizukommen war: weil ihre Macht auf der Lehre beruhte, in dem Prinzip des Daseins wurzelte. Und daß sie darum in dem Kern ihres Wesens, in ihrem Dogma selbst getroffen und entwurzelt werden mußte. Denn die römische Kirche wendet sich nicht bloß an die Besitzer der Macht, sondern zunächst an die Gläubigen, diejenigen, welche sich ihr unterwerfen. Diese fesselt sie an sich durch das siebenfache Band der Sakramente, das ihr Leben in Zeit und Ewigkeit umschlingt, und darum erst erstreckt sie ihre Wurzeln, wie tausend und abertausend Arme, in das Gefüge aller bürgerlichen Ordnungen hinein. Darum kennt sie auch keine Rücksicht auf die Form der Verfassungen und keine nationalen Schranken. Und darum konnten ihr nur Ideen schädlich werden, welche, wie sie, über die Grenzen der Nationalität und der politischen Zwecke hinwegsahen. Das wußten auch die Franzosen und die Evangelischen aller Nationen, welche im 16. Jahrhundert ihre Herzen willig den deutschen Gedanken öffneten und es für keinen Raub an ihrem Volke hielten, wenn sie Staat und Nationalität der Heimat auf ihrem Grunde umzuformen versuchten. So bedachte es Coligny in jener Nacht, als er mit seiner Gemahlin das Schicksal erwog, das ihnen drohte, wenn sie für ihre Kirche und die Brüder eintraten; als er sie fragte, ob sie mit ihm das gemeinsame Schicksal der Protestanten, Not und Verfolgung, auf sich nehmen wolle? Und Charlotte von Laval antwortete,

Verfolgung sei das Los der Gläubigen zu allen Zeiten gewesen und werde es bleiben bis ans Ende der Tage. So dachten auch noch die Hugenotten, welche vor Ludwigs XIV. Edikten den Himmel Frankreichs und alles, was sie an die Heimat fesselte, verließen, um ihrem Gotte treu zu bleiben »bis zum letzten Seufzer«. Nicht das bißchen politischer Forderungen oder wirtschaftlicher Interessen und irdisch-oberflächlicher Begehrlichkeiten ist es, was die Welt im Innersten verwandelt, das Antlitz der Völker umprägt und neue Nationen aus dem ewig kreißenden Schoß der Geschichte hervorgehen läßt.

Das wußte auch Dr. Luther, als er von der Wartburg heimgekehrt war, um dem Satan von Zwickau zu wehren, der in seine Hürden eingebrochen war, und nun seinen Wittenbergern von der Kanzel her das Wort Gottes auslegte: »Was meint ihr wohl«, sprach er, »daß der Teufel gedenkt, wenn man solch Ding will mit Rumor ausrichten? Er sitzt hinter der Höllen und gedenkt also: o wie sollen mir die Narren so ein fein Spiel zurichten! Also wollt' ichs haben! Mir wird mein Teil aus der Beut' wohl werden! Laßt sie also fortfahren! Das ist eben ein Spiel für mich, an dem ich meine Lust habe. Mit solchem Stürmen geschieht dem Teufel kein groß Leid. Sondern dann macht man ihm bange, wenn wir das Wort treiben und dasselbige allein wirken lassen. Dasselbige ist allmächtig und nimmet die Herzen gefangen. Wenn aber das Herz gefangen ist, so muß das Werk von ihm selbst abfallen und zu Trümmern gehn«.



Die Bedeutung der Seebeherrschung für die Politik Napoleons.

(1906.)

Daß die Seegewalt für die Macht der Nationen, für ihre Stellung im Rate der Völker entscheidend sei, ist uns Deutschen mit Bezug auf unsern Staat eine ganz moderne Vorstellung. Denn niemals haben wir sie bisher in den Kämpfen, die wir um unsere Existenz zu führen hatten, nötig gehabt. Von der Völkerwanderung her haben sich unsere Geschicke immer in Schlachten auf dem Festland entschieden und gewandelt. Mit dem Schwert haben wir uns gegen die Römer verteidigt, die römische Weltherrschaft zerbrochen, das Römerreich von der Nordsee bis Konstantinopel und bis an den Fuß des Atlas unterworfen, mit dem Schwert das Kaisertum des Mittelalters gewonnen und behauptet. Nur wie eine Episode in diesen Festlandskämpfen erscheinen die Meerfahrten eines Geiserich; und wenn in den Zeiten der Hansa die »Koggen« unserer norddeutschen Handelsstädte die Dänen und Schweden von der Ostsee hinwegfegten und selbst in der Nordsee und bis an die spanische Küste ihre Flagge wehen ließen, so waren auch das nur vorübergehende und für den Aufbau unserer nationalen Gewalt unfruchtbare Siege; niemals, wie man weiß, hat die Reichsgewalt selbst darin die Hand gehabt oder ist sie dadurch an irgendeinem Punkte wahrhaft gefördert worden. Vollends in den neueren Jahrhunderten hat sich die nationale Entwickelung abseits von der See und ihrer Beherrschung vollzogen. Beide Großmächte der deutschen Nation, Österreich und

Preußen, haben ihre Kraft gegründet und entwickelt auf dem Festland und durch die Gewalt festländischer Waffen. Kontinentale Interessen waren es, in die sie von Anfang an gestellt und verwickelt waren, mochte der Kampf den Türken gelten oder den Franzosen, den Russen oder selbst überseeischen Nationen, wie Schweden und England. Das Meer selbst war ihnen, wenn sie auch seine Gestade gewannen und bezwangen, verschlossen oder diente, wie einst in den Kreuzzügen, kaum zu etwas anderem, als zum Transport der Armeen, mit denen ihre Machtkämpfe ausgefochten wurden. Das war auch in den Kriegen des Großen Kurfürsten nicht anders, wie begierig gerade er nach dem Dominium über die See war, geschweige in den Kämpfen, die Preußen zum Großstaat machten und die Einheit der Nation, die Schöpfung unseres Reiches selbst heraufführten. Von Mollwitz bis Sedan hin ist der Zeiger unserer Uhr immer auf den Schlachtfeldern, und meist auf deutschen Schlachtfeldern, vorwärts gerückt worden.

Auch bei den andern Nationen des europäischen Festlandes ist es Jahrhunderte hindurch so gewesen. Mindestens in allen Kämpfen des Mittelalters. Selbst die Kriege zwischen Frankreich und England, welche die mittleren Jahrhunderte erfüllen, sind auf dem Festland entschieden worden. Lanze und Schwert brachten bei Hastings England in die Gewalt der Normannen; Lanze, Schwert und Bogen streckten bei Crecy und Azincourt die Blüte der französischen Ritterschaft nieder, als sie den Nachkommen des Normannenkönigs den Boden Frankreichs streitig machte. Mochte es auch dann und wann, bei Havre oder Honfleur, zu Scharmützeln zwischen französischen und englischen Schiffen kommen, die Entscheidung erfolgte doch immer im Felde oder vor den Mauern französischer Burgen und Städte. Das Meer blieb wie in alten Zeiten nur die Brücke, worüber die Ritter und Bogenschützen ins Land kamen.

Für den Westen Europas und schon früher für den Süden, die Gewässer des Mittelmeeres, änderte sich dies, als die Interessen, um die gefochten wurde, die See selbst überschritten: als die romanischen Staaten, Spanien und Frankreich, den Türken und ihren nordafrikanischen Vasallen die Herrschaft über das West-

becken des Mittelmeeres abzuringen versuchten, und als dann Frankreich, England und Spanien, dazu die Niederländer die transozeanischen Länder auf beiden Hemisphären einander abzujagen unternahmen. Aber sogar in dieser Zeit wurden die großen, entscheidenden Katastrophen in den Kämpfen des europäischen Festlandes herbeigeführt, denn mit den kolonialen Interessengegensätzen kombinierten sich immerfort die Fragen der europäischen Politik. Vor allem der Eintritt Rußlands in den Kreis der europäischen Mächte verlegte das Schwergewicht der allgemeinen Politik ganz auf das Festland. Bei Pultawa ward das Dominium maris baltici, das Schweden auch nur wieder durch festländische Siege errungen hatte, zerbrochen, und der große Kampf um die Herrschaft auf der Balkanhalbinsel und den Besitz der Dardanellen wurde Generationen hindurch mit festländischer Waffengewalt geführt. Sogar noch in den Kriegen, welche die Herrschaft der angelsächsischen Rasse über den nordamerikanischen Kontinent entschieden, fielen die endgültigen Entscheidungen zu Lande. Wie mächtig der Union-Jack auf den atlantischen Gewässern, an den europäischen Küsten und in Westindien sich entfalten mochte, konnten die Engländer dennoch nicht verhindern, daß die Regimenter und Kanonen Frankreichs und seiner Bundesgenossen nach Kanada und Pennsylvanien hinüberkamen: erst Quebec hat Kanada für England, Yorktown seine Kolonien für die Amerikaner gesichert.

Heute haben die Weltkämpfe ein anderes Gesicht, und nichts ist gewisser, als daß auch die Zukunft das Bild von heute zeigen wird. Der Krieg von 1870 konnte noch zu Lande entschieden werden; und so oft Deutsche und Franzosen oder Russen, Österreicher und Italiener untereinander um den Vorrang, auch jenseits der See, kämpfen, werden sie ihre größte und die entscheidende Anstrengung immer auf den Festlandskrieg verwenden müssen. Aber auch sie werden von jetzt ab ihre Kräfte zur See miteinander zu messen haben, denn sie werden niemals mehr unter sich allein und nie mehr nur um kontinentale Fragen einander entgegengehen. Der Welthorizont hat sich verändert. Neue Großmächte haben sich jenseits der Ozeane gebildet und sind eingetreten in

den Zusammenhang der allgemeinen Politik. Die Mächte unseres Kontinents selbst aber sind nicht mehr mit ihren Interessen auf seinen Umkreis beschränkt. Über die Meere hin strebt ihre Politik. Die Herrschaft über die fremden Meere und die fremden Kontinente ist das Objekt geworden. Nur wer sich hier behaupten, wer seinen Ehrgeiz über die Grenzen Europas hinweg auszudehnen den Willen und die Kraft hat, wird fortan unter den Mächten der Welt eine Stelle haben.

Wenn wir so den Rahmen ziehen für das Thema, das wir uns gesetzt haben, welche Stelle werden wir da den Kriegsfahrten und der Politik Napoleons zuweisen? Alle seine Siege, von Montenotte bis Borodino, hat er über Mächte des Festlandes erfochten; und von Moskau bis Arcis sur Aube und weiter bis Waterloo hin ward er auf dem Festland von Klippe zu Klippe geworfen. Was also war das Ziel, das er seiner Politik gesteckt hatte? Wenn es wahr ist, daß sein Ehrgeiz vor allem und von Anfang an darauf ausging, den Kontinent zu erobern, so haben offenbar Abukir und Trafalgar für ihn nur eine nebengeordnete Bedeutung gehabt. War aber England der Feind, dem seine Kämpfe in erster Linie galten, wollte er diesen Rivalen Frankreichs niederschlagen und also den Kampf, in dem die beiden seit einem Jahrhundert begriffen gewesen und der England zur Herrschaft über die Meere und die fremden Kontinente gebracht hatte oder zu bringen drohte, zum Ziel führen, so können jene Niederlagen für ihn nicht hoch genug bewertet werden. Mithin hängt die Beantwortung der Frage, die wir uns gestellt, in erster Linie ab von der Entscheidung über das Problem, in dem man mit Recht heute das Kernproblem in der Geschichte Napoleons sieht: wohin nämlich die Front seiner Politik gerichtet gewesen sei, ob das Verhältnis zu England oder dasjenige zum Festland der Gesichtspunkt ist, unter dem wir zum wahren Verständnis seiner Ziele und seines Schicksals gelangen können.

Nun ist in dieser Hinsicht mit Bezug auf seine Fahrt nach Ägypten kein Zweifel möglich und besteht in der Tat nicht mehr unter den Urteilsfähigen. Auf dem Festland gab es nach Campo-

formio und Rastatt für Frankreich keine Feinde mehr. England allein war noch unbezwungen, und der Zweck der Expedition konnte kein anderer sein, als den Kampf über das Meer und in die englischen Kolonien, zu denen Ägypten die Brücke war, hinüberzutragen. Auf der Stelle erhellt daraus die ungeheure Bedeutung, welche die Niederlage von Abukir für diese Pläne Napoleons hatte. Die Vernichtung der französischen Flotte ließ Ägypten nur die Bedeutung einer Festung, die ohne Hoffnung auf Ersatz blockiert, also auf die Dauer verloren war. Nur wenn es ihm gelang, nach Indien zu kommen, sei es von Syrien her zu Lande oder zur See vom Roten Meer aus, konnte er noch die Situation retten; und daß wenigstens der Seeweg möglich gewesen wäre, dafür haben wir kein geringeres Zeugnis, als dasjenige Nelsons, der dies aufs ernstlichste fürchtete. Denn auf dem Roten Meer und im Indischen Ozean hatte England keine Kriegsschiffe, und der Suezkanal war noch nicht gegraben. »Ein unternehmender Feind,« so schreibt der englische Admiral am 29. Juni 1798 an Lord Vincent, »würde, wenn er im Einverständnis mit dem Pascha von Ägypten und Tippo Sahib wäre, mit Leichtigkeit eine Flotte von Suez nach der Malabarküste schaffen können, wodurch Englands indische Besitzungen in größte Gefahr kommen würden.« Aber Napoleon dachte seit Abukir nicht mehr hieran und konnte nicht daran denken, weil der Sultan sein Feind geworden war und den »heiligen Krieg« gegen die Eroberer Ägyptens in allen seinen Provinzen predigen ließ. Das aber war eben die Folge von Abukir. Wäre Admiral Brueix, statt sich mit seinen schlecht armierten Schiffen in jener flachen Bucht den Engländern zu stellen, vor ihnen weg, wie Napoleon gewünscht hatte, nach Korfu oder Malta ausgewichen, so hätte Nelson schwerlich im Ostbecken des Mittelmeeres bleiben können; dann aber wäre, wie man kaum anders annehmen kann, Sultan Selim dem Sterne Frankreichs, dessen Freund er, gleich seinen Vorfahren, immer gewesen war, gefolgt. So in der Tat war die Rechnung Napoleons und seiner Auftraggeber gewesen: die Stellung eines Freundes und Protektors am Nil und an den Dardanellen hatte Frankreich einnehmen und die Pforte, wie gegen England, so gegen Rußland, ihren alten Erbfeind, wenden wollen.

Abukir machte dies alles unmöglich. Die Feinde Frankreichs erhoben aufs neue das Haupt; Rußland und die Türkei, Österreich und Neapel traten England zur Seite. Nichts kann darum falscher sein, als was man immer noch hört, daß Napoleon mit seinem Marsch nach Syrien Angriffspläne, sei es auf Konstantinopel oder gegen Indien, verfolgt habe. Auch wenn wir nicht sein direktes Zeugnis aus dem Lager von Akkon hätten, würden wir nicht daran zweifeln können, daß die syrische Expedition nichts als ein Vorstoß gewesen ist, um die Feinde von Ägypten abzuhalten.

Unterdessen aber geriet Frankreich, seines genialen Feldherrn beraubt, durch den Angriff seiner Feinde an den Rand des Abgrundes. Napoleon riß es zurück, stellte den Sieg her, zwang die Mächte des Kontinents zum Frieden. Einen Moment schien es, als würde ihm die Einigung des eben noch gespaltenen Kontinentes gegen England gelingen, als könnten die Festlandsmächte daran denken, ihre Meere gegen die englische Alleinherrschaft zu sichern. Ja die Aussicht tat sich auf, den Zug nach Indien Seite an Seite mit Rußland zu unternehmen. Die Ermordung Kaiser Pauls machte diesen Kombinationen ein Ende. Aber den Frieden weigerte England dennoch nicht mehr: die Herrschaft Frankreichs auf dem Festland hatte Napoleon durch Marengo erreicht; die Hoffnung auf die Beherrschung des Mittelmeeres, die Eroberung Indiens mußte er aufgeben.

Über den Bruch des Friedens von Amiens, die Frage, wer von den beiden Gegnern ihn herbeigeführt, ob Napoleons Interesse in diesem Moment Krieg oder Friede gewesen sei, darüber zu sprechen ist hier meine Aufgabe nicht. Wohl aber müssen wir den Angriff auf England ins Auge fassen, den Frankreichs jugendlicher Herrscher von Boulognes Küste her geplant hat, die Chancen, die ihm das Gelingen des großen Unternehmens geboten hätte, die Folgen, die sein Mißlingen für ihn gehabt hat. Länger als zwei Jahre, vom Mai 1803 bis zum August 1805, stand Napoleon England allein gegenüber; niemals vor- oder nachher haben ihm seine Festlandsgegner so lange Zeit gelassen; und wenn es noch immer Historiker gibt, die den Ernst der Absichten Napoleons gegen England leugnen und dagegen behaupten, daß er von allem

Anfang an den Kontinent zum Felde seiner Eroberungszüge ausersehen habe, so geschieht es vor allem im Hinblick auf die lange Zeit, die er sich ließ, um zu dem Schlage auszuholen.

Nun lassen es jetzt auch wohl die Anhänger letzterer Ansicht gelten, daß Napoleon wenigstens bis zum Frühling 1804 mit vollem Ernst den Übergang über den Kanal geplant habe: d. h. solange die Festlandsgegner, Österreich voran, in ihrer friedlichen Haltung beharrten. Sobald aber die Koalition sich aufs neue zu schließen begann, mußte der Kaiser auch die Gegner im Rücken im Auge behalten und alle seine Rüstungen so einrichten, daß sie in doppelter Front verwendet werden konnten. Hier also könnte man immerhin, auch dann, wenn man an den vollen Ernst seiner Absichten gegen England glaubt, zugeben, daß Napoleon mehr und mehr von England abgelassen und schließlich das Lager von Boulogne und alle seine Stellungen gegen England dazu benutzt habe, um unvermutet und mit voller Wucht über Österreich herzustürzen. Ich freilich bin dennoch der Ansicht, daß er an dem ersten Plane bis in die letzte Augustwoche 1805 und fast bis zu dem Tage festgehalten hat, wo er seinen Bataillonen den Marschbefehl gegen die Donau zukommen ließ; und daß er die Invasion Englands über den Kanal hinweg deshalb so lange und so leidenschaftlich geplant hat, weil sie nicht bloß den kürzesten, sondern auch den einzig möglichen Weg darstellte, um England niederzuzwingen.

Denn an eine Wiederholung des ägyptischen Zuges war, wie kaum gesagt zu werden braucht, nicht zu denken. Hannover war von Frankreich okkupiert; aber ein tödlicher Schlag war die Sperrung der norddeutschen Ströme für England nicht, und die Besetzung des Kurfürstentums war wohl mehr erfolgt, um Preußen, sei es zu gewinnen, sei es im Zaum zu halten. Noch weniger konnte Napoleon daran denken, zunächst durch Flottensiege die Seebeherrschung zu gewinnen. Das hätte geheißen, das Glück auf die schwächsten Karten, die er hatte, zu stellen; und daß der Kontinent so lange in Ruhe bleiben würde, bis eine Flotte, die es mit den see- und sieggewohnten Engländern hätte aufnehmen können, fertig wäre, war nicht zu erwarten. Auch war die Herr-

schaft auf dem Meere noch nicht gleichbedeutend mit der Eroberung Englands. Um England auf die Knie zu zwingen, mußten London und die Seefestungen, die Werften, die Arsenale, die Banken und Fabriken des Inselvolkes in der Gewalt des Eroberers sein; die Invasion, die Übermacht der französischen Armee über die englischen Milizen, das Feldherrngenie des Kaisers selbst mußten hinzukommen. Also war die Seebeherrschung nur so lange nötig, um die Armee auf die feindliche Küste zu werfen: für wenige Tage sie zu erlangen, darauf waren alle Gedanken und Anstrengungen Napoleons gerichtet.

Die Zaghaftigkeit seines Admirals machte es ihm unmöglich, und so warf er das Steuer herum.

Während aber der Kaiser neuen Siegen entgegeneilte, wagte Villeneuve, durch Scham und Wut über das Mißlingen seiner Aufträge und die Scheltbriefe Napoleons gestachelt, mit den vereinigten Flotten Frankreichs und Spaniens die Ausfahrt aus dem Hafen von Cadix und suchte auf der Höhe von Trafalgar mit dem Sieger von Abukir den Kampf, der seine Geschwader vernichten und England zur Beherrscherin der Wogen machen sollte. Kein Tag strahlt darum heller in Englands Geschichte und keiner seiner Söhne hat größeren Ruhm gewonnen als der Held, um dessen kalte Stirne, so wie er selbst es sich gewünscht, sich zugleich Lorbeer und Zypresse wanden. Niemals seitdem hat ein Feind Englands es gewagt, sich seinen Söhnen auf dem Meere zum entscheidenden Kampfe zu stellen, und in ihren eigenen Häfen konnte es die Flotten der Gegner aufsuchen und vernichten. Man braucht diese Bedeutung Trafalgars nicht zu leugnen, wenn man ihre Wirkung auf die Kriegführung und Politik Napoleons dennoch weit geringer anschlägt als die Abukirs. Weder die Operationen, in denen der Kaiser gerade begriffen war, noch die politische Konstellation wurden dadurch beeinflußt. Keinen Augenblick ließ er sich durch die Nachricht von der Katastrophe seiner Flotte in seiner Siegesbahn aufhalten. Er war schon in Mähren, als sie ihn erreichte: acht Tage später erfocht er auf den Feldern von Austerlitz den Sieg, der die Macht beider Kaiserreiche des Ostens brach. Nicht eine neue Koalition der Gegner Frankreichs, wie nach Abukir,

sondern die Zersprengung der kaum geschaffenen war die Folge: Rußland beiseite geschoben, Österreich unterworfen, Preußen in ein Bündnis gebracht, das fast schon der Vasallenschaft gleich kam — so war die Stellung des Kaisers, in die ihn Austerlitz, trotz Trafalgar, gebracht hatte: nicht isoliert und fast verloren, wie in Ägypten, sondern als Herr des Kontinentes stand er da. Nicht einmal in England selber wog der Eindruck Trafalgars den von Austerlitz auf. Seinem großen Minister brach die Kunde das Herz: im Gefühl des Besiegten ging William Pitt aus der Welt. Seine Partei löste sich auf; mit Fox kam wieder die Fraktion an das Ruder des Staates, die noch immer der Versöhnung mit Frankreich geneigt war, und schon schien es, als ob wirklich ein Friede hergestellt werden könnte, in dem England die bei Trafalgar erkämpfte Alleinherrschaft zur See würde aufgeben müssen. Wenn es dann doch nach längerem Schwanken am Kampfe festgehalten hat, so mag das Gefühl der Unangreifbarkeit, die ihm Nelsons herrlicher Sieg erworben hatte, darauf mit eingewirkt haben: entscheidend waren doch der Entschluß des Zaren, unter den Waffen zu bleiben, und der Eintritt Preußens in den Krieg.

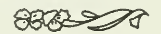
In den Kontinentalkämpfen, die nun vom Herbst 1806 ab in fast ununterbrochener Kette einander folgten, hat die durch Abukir erkämpfte Seeherrschaft Englands eine stets wachsende Bedeutung erlangt. Während es auf den Ozeanen und in den fremden Kolonien Frankreichs und seiner Verbündeten fast unaufgehalten um sich griff, blieb es zugleich Herrin in den europäischen Gewässern. Unmöglich für Napoleon, seine um ganz Europa her ausgedehnten Küsten auf allen Punkten zugleich zu schützen. Immer waren die englischen Schiffe schneller zur Stelle als seine Truppen. So 1807 vor Kopenhagen, und wenige Wochen darauf vor Lissabon. Sie wählten ihre Angriffspunkte, wo es ihnen beliebte, vor Kolberg und vor Antwerpen, an der Küste Galiciens und an der Mündung des Tajo, wie an der Küste Neapels. Sie blockierten die Kriegshäfen, die großen Emporien des Handels: Toulon und Brest, wie Marseille, Bordeaux und Hamburg; und sie brachten ihre Waren der Kontinentalsperre zum Trotz an hundert anderen Punkten der Küste von Petersburg bis Triest

in das Land. Und brauche ich noch zu sagen, daß die Gegner des Kaisers selbst nur durch diese Alleinherrschaft Englands zur See in ihrem Kampf und in ihren Hoffnungen aufrecht erhalten worden sind? Auf Englands Geld- und Waffenhülfe gründeten Gneisenau und alle Patrioten Norddeutschlands ihre Pläne des Befreiungs- und Rachekampfes. Nur Englands Kraft vermochte Spanien in seinem Kampfe gegen Frankreichs Übermacht zu helfen, ja es zum Abfall von seinem despotischen Alliierten selbst zu treiben. Hätte Villeneuve bei Trafalgar gesiegt, so wäre Spanien, man darf es aussprechen, Frankreichs Freund geblieben, dessen Alliierter es fast in allen Kämpfen mit England gewesen war, seitdem die Bourbonen in Madrid regierten. Denn es hätte dann einen Preis des Kampfes vor sich gesehen, der seine Anstrengungen lohnte, die Behauptung seiner Kolonien und die Eroberung vielleicht der englischen selbst. Was aber half es den Bourbonen, wenn ihnen Napoleon zu Fontainebleau im Oktober 1807 die Teilung der englischen Kolonien und das Kaisertum Indien versprach, dabei aber die eigenen Besitzungen jenseits der See den Engländern zur Beute fielen und Gut und Blut ihrer Untertanen in den Abgrund der Napoleonischen Kriege gezogen wurden?

Dennoch, so müssen wir schließen, hätte das alles den Engländern auf die Dauer nichts geholfen, wenn Napoleon die vereinigte Kraft des Kontinents gegen sie hätte führen können. Im Sommer 1807 glaubte er so weit zu sein: als er in Tilsit zum ersten Mal einen Frieden schloß, der dem einen seiner Gegner nichts nahm, sondern ihm ganze Provinzen gab und noch viel größere Hoffnungen erweckte. Spaniens Abfall brachte ihn von diesen Gedanken, die ihm schon eine Weile den Marsch nach Indien in greifbar nahe Aussicht gestellt hatten, zurück: und das war die stärkste Wirkung, die Trafalgar für ihn gehabt hat. Besiegt und zu Boden gedrückt ward Napoleon dennoch nur durch das Schwergewicht des Kontinenets, dessen Nationen er, da er es durch Bündnisse nicht vermocht hatte, mit Gewalt, mit seiner eisernen Faust hinter sich herzuziehen versuchte. Hierbei aber hat England immer nur Hülfsaktionen geleistet: wo es allein gelassen war, brachte es weder in Spanien noch vor Antwerpen etwas zustande; und auch

von der See her hätte es ohne seine Freunde auf dem Festlande niemals den Titanen in tödlicher Umarmung umfangen können. Es wäre immer der Kampf zwischen Walfisch und Elefant geblieben. Nur auf seinem eigenen Boden war Napoleon zu überwinden. Seinen letzten und den entscheidenden Sieg über ihn hat doch auch England zu Lande erfochten, und auch da nur mit Hülfe der Bundesgenossen und Vasallen vom Festland; selbst auf den Höhen vor Waterloo haben nur wenige schottisch-englische Divisionen neben den niederländischen und norddeutschen Kontingenten gestanden, die unter Englands Fahne kämpften.

Werfen wir von hier aus einen raschen Blick auf die Gegenwart, so nehmen wir erst wahr, wie weit die Fernwirkung des Sieges Englands über den Herrn des Kontinentes reicht. Wenn es wahr ist, daß das Wesen einer Großmacht darin besteht, sich auch neben dem Stärksten auf den eigenen Füßen behaupten zu können, so gibt es seit Trafalgar zur See nur e i n e Großmacht in der Welt: England. Und wie zu Napoleons Zeiten, so ist es noch heute: nur der vereinigte Kontinent würde hoffen können, Großbritannien von der Höhe seiner Stellung, die es in den Weltkämpfen vor hundert Jahren errang, herabzustürzen.



Napoleon I. und Preußen.

(1898.)

Vor einigen Jahren kam ein Blatt aus dem Nachlaß Leopold Rankes heraus (kaum mehr als eine Druckseite), das unter den Historikern von Fach ungemeines Aufsehen erregte. Es war eine Antikritik gegen einen Aufsatz Max Dunckers über die Denkwürdigkeiten Hardenbergs, worin dieser sich abweichend von der Auffassung Rankes in der Biographie des Staatskanzlers geäußert hatte, welche kurz zuvor veröffentlicht worden war. Ranke pflegte in seinen Darstellungen nicht zu polemisieren, kaum in den Anmerkungen; er überließ die Wirkung seiner Gedanken ihnen selbst und verwandte seine Zeit lieber darauf, eigene Bücher zu schreiben, statt andere zu kritisieren. Und so ist auch diese Notiz niemals zur Veröffentlichung, sondern gleich vielen anderen nur zu seiner eigenen Information bestimmt gewesen. Um so merkwürdiger war es zu sehen, wie lebhaft er darin den Angriff erwiderte, und wie tief er den Gegensatz zu den von Duncker vertretenen Ansichten empfunden hatte. Mit scharfen Worten äußert er seinen Unwillen über die Kleinigkeitskrämerei seines Kritikers, der wohl einiges Neue aus den Akten des Geheimen Staatsarchives beigebracht, aber das, was in dem Buche geleistet und neu sei, kaum gestreift habe. Statt dessen sei von ihm eine eigene Ansicht der Begebenheit entwickelt worden, in der aber Napoleon in der »hergebrachten«, der »landläufigen« Auffassung erscheine, als habe er sich von vornherein mit dem Plan der Welteroberung getragen

und diesen jeden Augenblick, der ihm günstig schien, zur Ausführung zu bringen gesucht. »Er erscheint, daß ich so sage, wie eine Eroberungsbestie, auf den Augenblick lauernd, wo er einen nach dem anderen seiner Nachbarn verschlingen könne.«

Der Eindruck, den diese Stimme des alten Meisters aus dem Grabe unter den Fachgenossen machte, war ebenso groß wie berechtigt. Denn was Ranke an Duncker verurteilt, war bis dahin von den maßgebendsten unter den deutschen Historikern außer ihm allgemein vertreten worden. Geradeso schildert Heinrich von Treitschke den großen Kaiser vor seinem Feldzuge gegen Rußland: »Der entscheidende Grund,« heißt es bei ihm, »lag wieder in dem unzähmbaren Charakter des Weltherrschers. Wie der Löwe nicht bloß aus Hunger mordet, sondern weil er nicht anders kann, weil es seine Natur ist, zu rauben und zu zerfleischen, so konnte dieser Allgewaltige nicht einen Augenblick bei einem erreichten Erfolge sich beruhigen. Ins Grenzenlose schweiften seine begehrlichen Träume; noch war ihm nichts gelungen, was der Märchenpracht des Alexanderzuges gleichkam. Kaum war mit Rußlands Hilfe Österreich unterworfen, so sollte der Zar mit dem Beistand der Hofburg gedemütigt werden.« Und nicht anders spricht Heinrich von Sybel von der Größe des dämonischen Mannes, die ebenso abschreckend sei wie begeisternd, fortreißend in ihrer Erscheinung, aber düster und unheimlich in ihrem Grunde. »Denn überall hat sie nur sich selbst zum Zwecke. Sie steht einsam in der Welt, sie ist herzlos für alle anderen, in denen sie nur das Material für ihre eigene Erhöhung findet.« Nichts als die glühenden Begierden eines schrankenlosen Ehrgeizes weiß er für den Plan des Feldzuges gegen Indien und alles, was Napoleon geschaffen oder zerstört hat, anzugeben.

Ranke hat uns sonst, soviel ich weiß, kein Gesamturteil über Napoleons Politik hinterlassen. Aber er hat dem, was er dort privatim gesagt, auch niemals wiedersprochen; und wer seinen Hardenberg oder seinen Consalvi oder irgendein Werk von ihm, das diese Epoche streift, gelesen hat, wer überhaupt Rankes Auffassung des Weltzusammenhanges kennt (was freilich nicht jedermanns Sache ist), wird finden, daß nur diese Ansicht über Napoleon

damit übereinkommt, und daß er sie an jener Stelle nur kürzer und schärfer als sonst pointiert hat.

Heute ist dieselbe auch in Deutschland nicht mehr so ungewohnt; mehrfach, u. a. auch von dem Verfasser dieser Zeilen, ist sie vorgetragen worden. Denn seitdem hat Albert Vandal sie aus den ursprünglichsten und reichsten Quellen in breiter Darstellung begründet. Aber daß sie weitere Kreise beherrschte, kann man noch immer nicht sagen; die »landläufige« Auffassung Napoleons möchte doch noch die von dem »selbstsüchtigen Abenteurer«, dem »gekrönten Scheusal«, dem »modernen Chingis-Khan« sein, und wie die hergebrachten Titel lauten mögen, in denen sich mehr löbliche patriotische Entrüstung als ein historisches Verständnis genugtut. Ältere, aber sonst noch maßgebende Bücher, wie die schöne Biographie Scharnhorsts von Max Lehmann, hängen ganz in den alten Vorstellungen, und selbst die neuesten Arbeiten über die preußische Geschichte in der napoleonischen Epoche haben sich noch nicht völlig freimachen können von den Konsequenzen einer Auffassung, die, in der Zeit der Unterdrückung selbst entstanden, in den Jahrzehnten, da wir die Sehnsucht nach der nationalen Einheit mit dem Hasse gegen Frankreich nährten, sich erhalten hatte.

Seitdem wir aber unsere Nachbarn zum zweite Male niederwarfen und, wenn auch in engen Grenzen, unsern nationalen Staat erlangten, haben wir es wohl nicht mehr nötig, unsere Vergangenheit patriotisch zu färben, und können wieder fremder Größe gerecht werden, ohne ernstlich Gefahr zu laufen, der Unempfindlichkeit gegen die nationalen Ideale angeklagt zu werden. Und so mag es mir erlaubt sein, die Politik, welche Napoleon gegen Preußen unter dem Zwange seines Systems einhalten mußte, in leichter Skizze objektiv zu schildern.

Ranke hat an jener Stelle schon die Lücke bezeichnet, welche in Dunckers Auffassung klafft und jedes Verständnis Napoleons unmöglich macht. »Dabei ist,« so bemerkt er, »das größte Weltverhältnis, in welchem sich Napoleon überhaupt bewegte, der Kampf gegen England und der Zusammenhang desselben mit den kontinentalen Angelegenheiten, so gut wie ganz aus der Acht

gelassen, also der eigentliche Faden, an den sich sein Tun und Lassen anknüpft. Von dem allgemeinen Verhältnis aber sind alle partikularen Unternehmungen ausgegangen, und man kann weder den Angriff noch die Abwehr verstehen, ohne jenes zu gedenken.«

Bonaparte fand diesen Feind vor, als er seine Laufbahn begann. Gegen ihn gewann er vor Toulon seine ersten Lorbeeren, und durch ihn erfuhr er in Ägypten seine erste Niederlage. Nicht von gestern war dieser Gegner, der alle Koalitionen und alle Niederlagen der alliierten Mächte überdauerte, unverwundbar hinter seinem breiten Graben, siegreich auf allen Meeren, Herr über Indien und fast alle Kolonien, welche Frankreich und seine Alliierten je besessen hatten, und stets bereit, den Kaiser an allen Küsten, die er besetzt hielt, anzufallen. 100 Jahre und darüber hatte der Kampf zwischen den beiden Mächten bereits gedauert: das alte Königtum hatte sich an ihm matt gerungen; die Revolution, die es vernichtete, hatte ihn nur fortgesetzt; und ihr Erbe war auch darin Napoleon geworden — um ebenfalls daran zu scheitern.

Daß der Kampf seines Lebens England gelte, hat er zu allen Zeiten und hundertfach ausgesprochen. Und niemand war tiefer davon durchdrungen als er, daß er dabei unter dem Zwange des Schicksals stehe. Er war persönlich verwachsen mit seinem System, so gut wie mit den ihrigen Cäsar und Alexander und andere Gewaltige in der Geschichte, denen er allein verglichen werden kann. Aber wie jene, stand auch er unter dem Druck der Weltverhältnisse, unter Mächten, die er nicht geschaffen hatte und nicht beherrschte, die älter waren als er und seine Zeit, tief verzweigt in dem Leben der Nationen. Er rief die einen geflissentlich auf und hielt die anderen nieder; so hoffte er noch, sie alle bändigen und gegen das eine Ziel wenden zu können — und mußte erfahren, daß sich fast alle vereinigten, um ihn in furchtbarer Umarmung zu ersticken. Wie oft gedenkt er selbst, zwischen den Schlachten oder in dem Moment der Verhandlungen, des Systems, das ihn fessele, des Geschickes, dem er dienen müsse. »J'ai un maître qui n'a pas d'entrailles, c'est la nature des choses«, schreibt er an Friedrich von Württemberg mitten aus dem pol-

nischen Winterfeldzuge heraus. »Ich weiß,« sagt er Josephinen, »noch andere Dinge zu tun als Krieg zu führen, aber die Pflicht geht allem vor. Mein ganzes Leben habe ich geopfert, Ruhe, Interesse und Glück, meiner Bestimmung.«

Unsere patriotischen Historiker haben solche Erklärungen und Bekenntnisse immer nur als Heuchelworte und Märchen des »großen Lügners« bezeichnet. Heute, wo man sich schon wieder gern in phantastischen Traumbildern von dem Zusammenschluß unseres Kontinentes gegen die englische Weltmacht ergeht, sollten sie uns schon darum gar nicht mehr so ungereimt erscheinen; und wir möchten wohl eher die früher herrschende Meinung von dem Kampfe Englands für die Freiheit Europas als eine Legende bezeichnen, entstanden in der Epoche, da die Briten sich so gern als die Hüter aller politischen Freiheiten von unseren Liberalen preisen ließen. Denn wer sieht nicht, daß sie in dem Kampf gegen die große Revolution und ihren Erben die Macht erst recht eigentlich begründet haben, welche heute auf Europa drückt und schon auf die Rivalitäten zwischen den Kontinentalstaaten ausgleichend einzuwirken beginnt?

Freilich mußte auch Napoleon darauf bedacht sein, daß alle Kräfte des Kontinents zu dem einen Ziel zusammenwirkten. Es war auch für sein Genie und seine Macht unmöglich, einen Frieden von England zu erzwingen, der die Errungenschaften der Revolution gewährleistete und ihre Verluste deckte, wenn ihm auf dem Festlande immer neue Gegner in den Rücken fielen. Nur ein System konnte er hier dulden. Nicht einmal Neutralität durfte er am Ende gestatten. Denn es war nicht bloß ein Kampf mit den Waffen, sondern von Markt gegen Markt: durch Hunger und Elend wollte er den Feind ruinieren, dem er nicht an den Leib kommen konnte. Wer nicht für ihn war, war wider ihn, und ein Todfeind ward er jedem, der es wagte, sich ihm in den Weg zu stellen.

Neutralität aber war die Politik Preußens, als es zuerst mit Bonaparte in Beziehungen trat. Es hoffte, in dem Weltkampf sich isolieren zu können, so wie es unter seinem ersten König inmitten des Nordischen und des Spanischen Erbfolgekrieges den

Frieden behauptet hatte. Aber damals hatte es wirklich in einer Neutralitätszone gelegen, an der jene beiden Erschütterungen hatten vorübergehen können, ohne ineinander überzugreifen. Jetzt hingegen war Rußland längst von dem allgemeinen Brande ergriffen worden und alle Lebensinteressen Preußens im Osten und Westen in Frage gestellt. Es war unmöglich, sich auf die Dauer dem großen Kampfe zu entziehen.

Im März 1803 sah sich der König zum ersten Male vor die Entscheidung gedrängt. Der Krieg Frankreichs mit England war nach kurzer Pause wieder ausgebrochen, und wahrlich mindestens gleich sehr durch die Schuld Pitts und seiner Freunde wie Bonapartes. Das Meer war seit Abukir in den Händen Englands, ein Angriff auf Malta oder Ägypten unmöglich, und auch den Stoß in der Front wollte der Konsul noch nicht wagen. Es gab für ihn keine Stelle, um England zu verwunden, außer in Hannover. Dort, an den Mündungen der deutschen Ströme, konnte er hoffen, auch den englischen Handel schwer zu treffen; aber er griff damit in die Zone der Neutralität ein, die dem preußischen Staat zu Basel, freilich nicht von England, gewährleistet war. Es waren die Landschaften, welche der große König in siebenjährigem Ringen, damals gegen Frankreich, behauptet hatte. Aber hineingerissen war auch er durch den Konflikt der beiden Westmächte, der mit der gleichen Notwendigkeit, wie 50 Jahre später, das Land zwischen Rhein und Elbe ergriffen hatte.

Man hat das ungünstige Urteil, unter dem Friedrich Wilhelm III. heute steht, wesentlich abgeleitet von seiner Haltung in den Jahren 1809 und 1811, als er vor dem Kriege um die Existenz, in den ihn die Patrioten hineinreißen wollten, zurückscheute. Jedoch in der furchtbaren Pressung, in der sich der verstümmelte Staat befand, hätte auch eine heroische Natur in der Stellung des Königs wohl schwanken können; und man wird immer Momente finden, welche sein Zagen und schließlich die Unterwerfung unter die erdrückende Übermacht entschuldigen, vielleicht sogar rechtfertigen könnten. Im Frühling 1803 dagegen hatte Friedrich Wilhelm noch alle Karten in der Hand. Sein Staat war völlig intakt, ja durch die neuen Erwerbungen, die man schon Bonaparte ver-

dankte, in besserer Lage als vor dem Kriege gegen die Revolution, und blühte auf unter einer einsichtigen und sparsamen Verwaltung. Auch die Rüstung, in der Friedrichs Staat allen seinen Feinden getrotzt hatte, war noch die gleiche, und kaum vermindert der Glaube an die kriegerische Kraft des alten Preußens. Die Macht der Krone war ungeschwächt, und kein Hauch revolutionären Geistes machte sich bemerkbar: des Königs Wille entschied und er allein trug alle Verantwortung.

Aber von dem Tage ab, wo ihm General Duroc die Besetzung Hannovers ankündigte, fehlte ihm jede Kraft des Entschlusses. Und während er zögerte und schwankte, ob er sich an Bonaparte, ob an England halten sollte, kamen die Franzosen; in wenigen Wochen hatten sie die hannöverschen Truppen umstellt und entwaffnet, waren die Herren geworden bis an die Mündung der Elbe. Dies war die erste politische Handlung Friedrich Wilhelms III. von Gewicht; sie war ihm völlig mißglückt. Er hatte das Spiel aus den Händen gegeben, bevor es recht eigentlich begonnen war.

Auch jetzt gab es für Preußen noch eine Möglichkeit, aus der gepreßten Lage herauszukommen und seine Stellung in der Welt würdig der Vergangenheit zu behaupten: wenn der König den Sprung zu Frankreich hinüber gewagt hätte. Es wäre die Rückkehr zu der Politik Friedrichs des Großen in den ersten Schlesischen Kriegen gewesen. Napoleon wollte nichts anderes. Denn was konnte ihm mehr am Herzen liegen als die preußische Armee zu gewinnen! Er hätte vielleicht Rußland und Österreich in Schach halten und alle seine Kräfte gegen England wenden können. Auch war es nur die Fortsetzung seiner Haltung bei der deutschen Säkularisation und entsprach der Politik des neuen wie des alten Frankreichs, das immer die Führung der deutschen Fürsten angestrebt hatte. Die Vertreter der friderizianischen Politik in Berlin, wie Lucchesini, waren dafür, und wohl denkbar, daß der große König dem Sohne der Revolution die Hand gegen Habsburg gereicht haben würde. Aber der Geist Friedrichs war aus den Formen, die er geschaffen, gewichen. Hardenberg übte Kritik an den Vorschlägen Lucchesinis: vor der Besetzung Hannovers, meinte er, wäre die Verbindung mit Bonaparte anzuraten gewesen,

jetzt sei es zu spät. Denn der Krieg werde dadurch unvermeidlich und nicht bloß gegen England, das unseren Handel schütze, zu führen sein; man werde der Vasall Frankreichs werden. Die Unabhängigkeit müsse man behaupten, eine Macht für sich bilden; »die wahre Präcaution sei, sich vergrößern, sich verstärken: Macht, vor allem Macht!« Als ob Macht jemals ohne Anstrengung zu gewinnen oder auch nur zu behaupten sei! Man war in Berlin nach fremdem Gut geradeso lüstern wie alle anderen: aber es sollte nichts kosten, weder Blut noch Geld. Man hoffte, Hannover als Geschenk zu bekommen, sowie Österreich Venetien: je nachdem aus Englands oder Frankreichs Händen, durch Erpressung, als Lohn dafür, daß man das Schwert in der Scheide behielt und nicht dem einen oder dem anderen in den Rücken stieß. Hardenberg dachte, den Frieden im Bunde mit Österreich behaupten zu können, dem sich die übrigen deutschen Staaten anschließen würden. Chimärischer Gedanke! Denn wenn schon die erste Koalition der deutschen Mächte gegen die Revolution so bald zerbrochen war, wie hätte es nach allen Vorgängen seit Basel unter dem Druck der neuen Konstellationen zu ihrem Zusammenschlusse kommen können! Vielmehr den Weltkrieg machte diese Haltung von Tag zu Tage unvermeidlicher.

Und so ließ Preußen es geschehen, daß die neue Koalition gegen Frankreich sich bildete, ohne selbst Stellung zu ihr zu gewinnen; von Mißtrauen und Feindseligkeit allseits umgeben, kannte es keine andere Weisheit, als in dem Weltkriege — während über das Schicksal des Kontinents die ehernen Lose geworfen wurden — in der Isolierhaft seiner Neutralität zu verharren. Der Bund mit Bonaparte im Jahre 1803 hätte vielleicht doch die Feinde in seinem Rücken verscheucht und dem Konsul den Angriff auf Englands Küste, zu dem er alles vorbereitet hatte, ermöglicht. Jetzt aber, gedeckt durch die neutrale Haltung der Norddeutschen, wagten die Kaisermächte des Ostens den Angriff, der den neuen Kaiser zwang, die englische Landung aufzugeben und alle Kraft gegen jene zu kehren. So knüpfte Preußen den Knoten seines eigenen Schicksals, indem es die größte Wendung in dem Geschicke Napoleons herbeiführen half.

Ich will nicht darüber entscheiden, ob es auch dann noch für den Staat Friedrichs denkbar gewesen wäre, seine Großmachtstellung an Napoleons Seite zu behaupten. Ihm selbst wäre nach wie vor nichts lieber gewesen; aber in Berlin waren solche Ansichten verstummt, und das preußische Gewissen begann stürmisch die Vereinigung mit den Gegnern des Eroberers zu fordern. Herstellung Deutschlands unter der alten Krone wurde das Ideal: verschwommene Gedanken in romantischer Färbung, unpreußisch in ihrem liberalen und altdeutschen Enthusiasmus; aber es war Wille, Tatkraft und Glaube in ihnen — die Kräfte beginnen sich zu bilden, welche Preußens Wiedergeburt vorbereitet haben.

Der König und seine nächsten Ratgeber waren von ihnen kaum berührt. Widerwillig, gezwungen fast, ließ Friedrich Wilhelm sich in Potsdam zu den Zusagen gegen Zar Alexander herbei, die er kaum in dem Momente, da er sie gab, zu halten gewillt war. Und während seine Diplomatie zögerte und überlegte, ging Napoleon zermalmend vorwärts: sein Sieg bei Austerlitz zerstörte die werdende Allianz im Keim, warf Österreich zu Boden und Alexander über seine Grenze, isolierte Preußen und schuf dem Sieger aufs neue breitesten Raum in Deutschland. Niemals war einer der alten Kaiser dort oder in Italien mächtiger gewesen, und keinem hatten die Stämme nördlich wie südlich der Alpen je williger Heeresfolge geleistet.

Auch jetzt wünschte Napoleon nichts weniger als den Krieg mit Preußen. Er hatte keine Lust, seine Feinde auf dem Festlande zu vermehren. Vielmehr wäre ihm noch immer nichts lieber gewesen als den König zum Freunde zu haben, sowie die Kronen des Rheinbundes und Italiens. Aber jetzt wäre es wirklich nur Vasallentum geworden. Jede Freiheit des Entschlusses war schon für Preußen dahin, und die Krone hatte nur noch zu wählen zwischen Kampf und politischer Ohnmacht. Um diesem Schicksal zu entgehen, um die Großmachtstellung, das Erbe seines Ahnherrn zu behaupten, stellte sich der König endlich dem Übermächtigen. Ein Schlachttag entschied. Wenige Wochen und die Reste der besiegten Armee, die Hauptstadt und die meisten Festungen waren verloren; und ganz ohne Nutzen blieb der Kampf, den

die niedergeworfene Monarchie noch einmal an der Seite Rußlands wagte: preisgegeben von Alexander, verlor sie die Hälfte der Provinzen und geriet auf Jahre unter das härteste Joch des Siegers.

In Tilsit erreichte Napoleon den Zenith seiner wunderbaren Bahn; niemals hat er wieder so hoch gestanden. Schon das glänzende Schauspiel, das er ein Jahr darauf der Welt auf dem Hoftage zu Erfurt gab, an der Seite Alexanders und umgeben von seinen deutschen Vasallen, bedeutete einen weiten Schritt zurück und konnte mit allen rauschenden Huldigungen kaum eine Niederlage verhüllen. Alle seine Anstrengungen waren seitdem darauf gerichtet, die Position, die er in Tilsit aufgegeben hatte, wieder zu erreichen; und alle Siege, die er noch über die Spanier und Österreicher erfocht, waren nicht imstande, das Verlorene einzuholen; ja, nicht einmal der Erfolg der Rüstungen im Jahre 1812 und die neue Fesselung Preußens haben ihm solche Chancen verschaffen können, wie er sie fünf Jahre zuvor gehabt hatte. In Tilsit waren ihm alle Sterne günstig: Preußen lag am Boden und der Kontinent gebändigt hinter ihm. Nur an einer Stelle, in Konstantinopel, zuckte ein Flämmchen des Widerstandes auf. Dort, in der Reaktion des alttürkischen Fanatismus gegen Sultan Selim und seine fränkischen Reformen, haben sich zuerst die Geister nationaler Empörung geregt, deren gemeinsamem Ansturm Napoleon erliegen sollte. Aber noch wäre es auch hier leicht gewesen, sie niederzuhalten. Wenigstens urteilte Sebastiani so, der Vertreter Frankreichs an der Pforte, in dem noch immer der offensive Geist der Revolution glühte; er trieb seinen Herrn an, vorwärts zu gehen, so werde man auch am Bosporus alles wiedergewinnen und den neuen Sultan mit fortreißen. Und so taten auch die Polen, die dem Kaiser noch in Tilsit, während schon der Friede verhandelt wurde, den Aufstand in Litauen verhießen. Die Grenzen Rußlands aber lagen offen vor ihm. Kein Zweifel, daß der erste Stoß genügt hätte, um die Reste der russischen Truppen jenseits der Memel, aufgelöst wie sie waren, zu zertrümmern. Alle Offiziere des Zaren, ihr Oberbefehlshaber General Bennigsen und Großfürst Konstantin an der Spitze, forderten von Alexander

den Frieden; sie haben ihm das Schicksal seines Vaters angedroht, wenn er nicht nachgebe. Seine Briefe und alle Nachrichten aus diesen Tagen zeigen ihn völlig gedemütigt, fassungslos und bereit, die schwersten Bedingungen aus der Hand des Siegers anzunehmen.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Napoleon wirklich nicht die sinnlos fortstürmende, blut- und beutegierige Eroberungsbestie gewesen ist, daß es ihm Ernst war mit dem Kampf gegen England, ja mit den friedlichen Siegen, die er danach von der Erneuerung der kolonialen Macht Frankreichs erhoffte, so muß man ihn in diesem Moment beobachten, wo er dem waffenlosen Gegner die Hand zum Frieden bot. Man weiß, wie erbarmungslos der Kaiser mit seinen Unterworfenen zu verfahren pflegte; Friedrich Wilhelm sollte es in Tilsit erleben. Dem Zaren aber nahm er keinen Rubel und keinen Fußbreit Landes ab, vielmehr gab er ihm noch ein Stück aus der polnisch-preußischen Beute; er verlangte nichts von ihm als den Beitritt zu seinem System, den Bund gegen England. Ja mehr als das, er erregte in Alexander die Hoffnung auf Finnland und die türkischen Provinzen, und wiegte seine bewegliche Phantasie in den berauschenden Plänen der Eroberung Indiens.

Doch dürfte man nicht sogleich sagen, daß der Imperator in Tilsit nichts als Krieg gegen England im Sinne gehabt habe. Er wollte nur seinen Zweck erreichen; konnte es ohne Waffengewalt geschehen, so war es ihm nur um so lieber. Und erwägt man, auf welche Bedingungen hin er dem Inselreich den Frieden bewilligen wollte — in dem geheimen Bündnisvertrage mit dem Zaren, der vor ein paar Jahren ans Licht kam, sind sie verzeichnet —, so möchte man wirklich glauben, daß er sich einen Augenblick in der Hoffnung gewiegt habe, den starren Gegner durch die bloße Entfaltung der gesammelten Macht des Festlandes auf die Kniee zu zwingen. Denn auch England sollte nichts von seinem eigenen Besitzstande verlieren; es sollte nur die Eroberungen seit 1805, die französischen, spanischen und holländischen Kolonien herausgeben und die Freiheit der Meere für die Flaggen aller Nationen zugeben, dafür aber Hannover zurückerhalten. Nicht einmal Malta, auf das es in Amiens verzichtet hatte und um dessen willen

der Krieg neu entbrannt war, forderte der Kaiser, geschweige Ägypten. Ob also England Frieden schließen wollte, darauf kam es an.

Die Antwort, welche das neugebildete Torykabinett auf die ersten Eröffnungen gab, die der Zar, wie verabredet war, nach London gelangen ließ, war deutlich genug. Es war die Expedition nach Kopenhagen, die Zerstörung der wehrlosen Stadt, die Vernichtung einer neutralen Flotte — ein Rechtsbruch von einer Brutalität, daß auch die ärgsten Gewalttaten Napoleons davor in den Schatten treten. Aber ihren Zweck erreichten die Briten: sie wollten den Krieg und zersprengten darum den eisernen Ring, bevor er sich noch ganz um sie gelegt hatte; alle Küsten der Ostsee lagen ihren Angriffen nun offen.

Wie hätte Napoleon jetzt noch an Frieden und Verhandlungen denken können! Alles mußte er daransetzen, um nicht auch auf dem linken Flügel gelähmt zu werden, sich des längst schwankenden Spaniens versichern, in Lissabon den Beherrschern der See — schon steuerten ihre Schiffe dorthin — zuvorkommen. Und so wurde er in den Konflikt mit den spanischen Parteien, in das Attentat von Bayonne und den Aufstand der bigotten Nation mit allen seinen unheilvollen Folgen hineingerissen. Der Zar schloß wirklich seine Küsten und erklärte sich zum Gegner Englands — aber während er dann um sich griff, Finnland den Schweden raubte und auch an der Donau seine Heere sich an Kampf und Sieg gewöhnten, hielt er sich dem eigentlichen Feinde gegenüber völlig aus dem Spiel; kein Russe hat für Napoleon geblutet; der Freund ließ ihn in seinem Kampfe völlig stecken.

Solange die spanischen Sorgen den Kaiser nicht drückten, fanden die Expedition nach Indien und die Aufteilung der Türkei in seinen Plänen Raum. Noch im Februar 1808 ließ er, gereizt durch eine neue kriegerische Thronrede der Engländer, die Aufforderung dazu nach Petersburg gelangen. Sie war zugleich darauf berechnet, den Zaren an seine Politik zu fesseln. Auch ist es richtig, daß er selbst, wie Alexander es oft betonte, in Tilsit die Pläne gegen die Türken zur Sprache gebracht hatte. Dennoch war der russische Ehrgeiz viel mehr als der seine auf die Donauländer und

den Bosporus gerichtet. Ihm konnte wohl daran liegen, den Bundeseifer des Zaren gelegentlich anzustacheln, aber im ganzen war er offenbar der Zurückhaltende, und Alexander war es, der nicht müde ward, gegen den französischen Gesandten, Grafen Caulaincourt, die Teilungspläne zu erörtern, die Donaufürstentümer, ja Konstantinopel selbst als sein Los herauszubringen. Je mehr sich aber die Lage im Westen verwirrte, um so mehr mußte Napoleon darauf bedacht sein, die Dinge im Osten in der Schwebe zu erhalten und sich nicht noch neue Feinde am Bosporus und an der Donau zu verschaffen. Wie kann man nach alledem noch glauben, daß er den Krieg gegen Österreich heraufgeführt, daß er auch diesen Staat seinem »rasenden Ehrgeiz«, seinen »unzähmbaren Leidenschaften« habe zum Opfer bringen wollen! Es ist dies gerade so ungereimt wie das ebenso immer noch wiederholte Märchen, daß er schon in Tilsit die Entthronung der spanischen Bourbonen beschlossen habe — Memoirenklatsch, dem seine geheimsten Korrespondenzen ebensosehr widersprechen wie die Vernunft der Tatsachen. Ihm konnte gar nichts Schlimmeres begegnen als der Angriff der Österreicher, während ihm die Spanier auf dem Halse lagen. Als ihn im Sommer 1808 in Paris und Bayonne die ersten Nachrichten von der drohenden Haltung des Wiener Hofes erreichten, mochte er kaum an ihren Ernst glauben. Danach meinte er wohl, man rüste gegen ihn aus Furcht, und hoffte, daß der Abmarsch seiner Truppen aus den Stellungen an der Weichsel und Oder, zu dem ihn die Niederlagen in Spanien nötigten, die Lage bessern werde. Er trieb seinen Freund an der Newa an, eine scharfe Sprache in Wien zu führen, um dadurch die Kriegslust zu dämpfen, und erreichte von ihm in Erfurt wirklich das Versprechen, falls Österreich angreife, Bundeshülfe zu gewähren. Dafür mußte er jedoch jenem die Donauprovinzen preisgeben, wodurch sich der Konflikt mit Österreich natürlich verschärfte. Dennoch hoffte er durch die Niederwerfung der Spanier, die er jetzt persönlich und mit aller Kraft unternahm, dem feindseligen Hofe Respekt einzuflößen. Und man weiß, wie gut es ihm auf der Halbinsel gelang: er zersprengte die spanischen Heerhaufen, zog als Sieger in Madrid ein und warf das englische Hülfskorps gegen die Küste. Schon

plante er neue Unternehmungen über die See. 60 Linienschiffe und ebensoviele Fregatten bildeten eine Streitmacht, mit der er den Engländern wohl zu schaffen machen konnte. In den Häfen von Vlissingen, Brest und Toulon lagen die Geschwader bereit, um nach Indien oder Jamaika auszulaufen. Ein neues Lager von Boulogne war in der Bildung begriffen und große Truppenmassen nach jenen Kriegshäfen in Marsch. Aber umsonst waren alle seine Bemühungen, den Zaren zu gemeinsamen Erklärungen in Wien fortzureißen, die diesen Hof hätten einschüchtern können. Die Haltung Alexanders war eher dazu angetan, die Österreicher zu der Offensive im Frühjahr 1809 zu ermuntern, in deren Entwicklung sie nur durch den furchtbaren Gegenstoß Napoleons in dem genialsten seiner Feldzüge jäh unterbrochen wurden.

Dahin war der große Kriegsfürst mit seinem System von Tilsit geraten: statt der Vereinigung des Kontinents hatte es ihm Aufstände und Kriege im Osten und Westen gebracht und seitens des russischen Freundes nichts als Hinterlist und Enttäuschungen. Napoleon erscheint wie ein ausgezeichneter Fechter, den von allen Seiten die Gegner umringen. Wo sein Schwert hinfällt, trifft er tödlich. Aber während er zum Streiche ausholt, fallen ihm andere in den Rücken — wie hätte er nicht endlich erliegen müssen!

Nicht daß es ihm ganz an Freunden gefehlt hätte. Die Rheinbundstaaten und die Italiener halfen ihm gegen Österreich gern, denn sie verteidigten ihre Existenz. In Italien belebte er, wie in Polen, die nationalen Hoffnungen, und auch im rheinbündischen Deutschland waren die leitenden Schichten der Gesellschaft napoleonisch gesinnt und die Massen apathisch: aber nirgends fand der Kaiser, auch in Frankreich nicht, den freien Gehorsam und die gleiche angestammte Treue wie die alten Dynastien. Er blieb der Emporkömmling, der Sohn der Revolution, die ihn in die Höhe geworfen hatte, wie früher die Mirabeau und Lafayette, die Danton und Robespierre. Immer hatte er mit den besiegten Parteien, des alten wie des neuen Frankreichs, zu rechnen, und gerade der heimische Boden bebte ihm unter den Füßen. Rücksichten auf Frankreich wirkten mit zum Frieden von Tilsit; und man weiß, daß neben den Nachrichten aus Wien und Konstanti-

nopel die üble Kunde von der Opposition einheimischer Faktionen ihn bewogen hat, seinen Siegeslauf in Spanien zu unterbrechen. Nur wo er unbedingt herrschte, wo seine Zollwächter und Divisionen standen, hatte er Ruhe: Gewalt allein hielt ihn aufrecht. Es nützte ihm nichts, seine Brüder mit den fremden Kronen zu begaben: ihre Politik nahm sofort etwas von der Farbe des Bodens an, über den sie gesetzt waren, und sie verfielen dann dem Zorn des Imperators so gut wie die andern. Nur im Frieden konnte er hoffen, sich auf die Dauer zu behaupten und eine Dynastie zu begründen; das eigenste Interesse trieb ihn an, gleich Cromwell und Wallenstein, von den erhabenen Idealen kolonialer Macht und friedlichen Wohlstandes Frankreichs und der Welt als den Zielen aller Kämpfe zu träumen. Er suchte seine Gewalt zu legalisieren, die Legitimität unter den Fürstenhäusern Europas und den Bund mit der Hierarchie zu erlangen: es war alles vergebens. Seine Macht konnte ihren Ursprung nicht verleugnen: unablässiger Kampf war sein Los, und eine Heldenlaufbahn, die so unerhört war wie die Blutopfer, die sie kostete. Er mußte die Völker auspressen und die Länder rauben, sowie Robespierre und Saint-Just hatten töten müssen, weil sie nur so sich hatten behaupten können. Und so war denn im letzten Grunde — mag das Paradoxon gewagt werden — die tyrannische Härte, mit der er jeden Widerstand der Unterjochten niederhielt und bestrafte, nur ein Ausdruck seiner Schwäche.

Inmitten seiner Todfeinde und lauen Freunde und Rivalen erblickte Napoleon Preußen. Seine Freundschaft für Alexander und die Liebe des Zaren zu den Seelenfreunden von Memel hatten die Dynastie der Hohenzollern gerettet und ihr die knappe Hälfte der Provinzen zurückgegeben. So ungefähr stand es in der Friedensurkunde und ward so der Welt immer von neuem verkündigt. Doch wäre es naiv zu glauben, daß der Biedersinn Friedrich Wilhelms und Luisens Liebreiz es über das leichtbeschwingte Herz Alexanders davongetragen hätten. Nicht einmal das Scham-

gefühl gegenüber dem früheren Alliierten, den er preisgegeben, hatte viel Raum in seiner zärtlichen Seele. Das Interesse an Preußen war für ihn, und so auch für Napoleon, lediglich bedingt durch ihre Stellung zueinander und durch den Gang der allgemeinen Politik. An sich konnte ein Staat, der nicht viel größer war als Westfalen oder Bayern, für beide nur sekundäre Bedeutung haben. Wenn sie ihm trotzdem größeren Platz in ihren Berechnungen gewährten, so verdankte er das neben den Traditionen der Dynastie, die sich doch nicht so leicht wie die Grenzen selbst verwischen ließen, seiner geographischen Lage. Es war die Zwischenmacht zwischen den beiden Kaiserreichen. Napoleon duldete sie, weil er durch die Ausdehnung des Rheinbundes bis an die Elbe den verstümmelten Staat von zwei Seiten umklammert hielt und durch die Herstellung Polens auch gegen Rußland eine starke Stellung gewann. Es war eine der Konzessionen, die er dem neuen Freunde machte, um ihn gegen England zu gewinnen. Und solange dem Zaren an der französischen Allianz lag, blieb ihm das Schicksal Preußens gleichgültig genug. Zwar hörte er nicht auf, Napoleon mit Bittgesuchen für seinen »unglücklichen alten Alliierten« zu bestürmen, Minderung der Kontribution und den Abmarsch der Truppen zu fordern. Aber damit diente er in erster Linie sich selbst. Denn je weniger Franzosen in den Weichsel- und Oderfestungen standen, um so leichter konnte er aufatmen und um so eher darauf rechnen, in Preußen selbst wirksame Hülfe zu finden, falls sich der Wind einmal drehen sollte. Deshalb war er schon in Tilsit so übereifrig für die Restitution Magdeburgs an Preußen eingetreten: in demselben Moment, wo er bei Napoleon (natürlich im tiefsten Geheim vor den alten Freunden) um ein großes Stück aus den polnisch-preußischen Provinzen bettelte und sich sogar auf den Kreis von Memel Hoffnung machte. Ganz entsetzt war er, als ihn der Kaiser im November durch seinen Gesandten ersuchen ließ, ihm die Besetzung Schlesiens zu gestatten. Es war die Gegenforderung für die Donauprovinzen, die der Zar für sich verlangt hatte; Napoleon wollte dadurch seine Position im Osten auch Österreich gegenüber verstärken, das durch den russischen Besitz der Donaumündungen aufs ärgste ver-

letzt wäre. »Die Forderung von Berlin,« schrieb damals Caulaincourt mit treffender Ironie, »würde die Herren in Petersburg nicht so wild gemacht haben«.

Nun erkennen wir, weshalb Napoleon nicht daran denken konnte, Preußen aus den Fingern zu lassen. Da er diesem Staat in Tilsit die Unabhängigkeit garantiert hatte, besaß er kein anderes Mittel, ihn niederzuhalten und sich die Verbindung mit Polen zu sichern, als die Kontribution, die Festungen, die Etappenstraßen und alle die anderen Foltern und Fesseln, in die er ihn einschnürte. Vergebens waren alle Versuche der preußischen Regierung, Erleichterung der Lasten zu erreichen; nur immer drückender wurde das Joch. Die Missionen Knobelsdorfs, Brockhausens und des Prinzen Wilhelm nach Paris blieben ganz ohne Nutzen. Es war nur zu wahr, was der Kaiser letzterem, als er ihn im Februar 1808 empfing, erklärte: »Das Arrangement Ihrer Angelegenheiten hat seinen Platz unter den Kombinationen der allgemeinen Politik, die in der Entwicklung begriffen ist.... Im Sommer werden vielleicht die großen Angelegenheiten arrangiert sein.« Und so war es in der Tat nicht die größere oder geringere Geschicklichkeit der preußischen Unterhändler, was die Wendung herbeiführte, sondern der Umschlag in der allgemeinen Politik im Juli dieses Jahres: die Kapitulation Duponts bei Baylen in Andalusien zwang den Eroberer, seine besten Truppen aus Norddeutschland wegzunehmen und in Erfurt dem Zaren Finnland und die Donauprovinzen zu cedieren, ohne etwas anderes als das Versprechen zu erhalten, eventuell gegen Österreich mitzuhelfen. Aber wenn er hoffte, dadurch die Wiener Angriffslust zu hemmen, so geschah, wie bemerkt, das Gegenteil. Und wie an der Donau, so erwachte auch in Preußen alsbald die Hoffnung, das Joch vom Nacken zu werfen.

In dem engen Rahmen dieses Essays kann ich leider nicht die Agitation schildern, in welche sich der preußische Staat durch den österreichischen Krieg im Jahre 1809 gestürzt sah. Man weiß, daß der König sich zweimal bis dicht vor die Erhebung drängen ließ, im Mai, und zwar noch vor der Siegeskunde von Aspern, und Ende Juli, nachdem Österreich schon bei Wagram

niedergeworfen war und in dem Waffenstillstand von Znaim den Frieden mit Napoleon eingeleitet hatte. Auch will ich nicht darüber richten, ob das Eintreten Preußens in den Krieg Aussicht auf Erfolg geboten hätte, ob es denkbar gewesen wäre, rechtzeitig neben den Österreichern dem Genie und der Kriegsmacht des französischen Kaisers zu begegnen. Militärische Erwägungen allein werden niemals darüber entscheiden können, da es dabei vor allem auf politische Momente ankommt: auf die Fragen, ob Österreich Treue gehalten hätte, ob der Aufstand in den westfälischen Bereichen ausgebrochen, ob von Alexander irgend etwas zu hoffen und nicht eher zu fürchten gewesen wäre. Doch wird man zugeben, daß, wenn überhaupt, nur im Frühling, als Österreich noch aufrecht stand, an einen Erfolg zu denken gewesen wäre. Nach Wagram glaubten die Patrioten selbst kaum noch an den Sieg; und als vollends das kriegsmüde Österreich die gebotene Hand zurückstieß, war ihr Versuch, den König dennoch in den Kampf hineinzustoßen, kaum mehr als ein Akt der Verzweiflung. Sie sahen den Untergang vor Augen. Denn Napoleon hasse Preußen, er wolle es vernichten und werde den letzten Streich führen, sobald er mit Österreich fertig sei — es bleibe nichts anderes übrig, als mit Ehren kämpfend zu fallen.

Und freilich hatten der König und seine Ratgeber im Herbst dieses Jahres Grund zur Furcht. Denn ihre Rüstungen und Absichten hatten sich nicht verbergen lassen, und im System Napoleons lag es, wie wir wissen, jeden Widerstand niederzuschlagen. So war es denn ein saurer Gang für den preußischen Unterhändler, Oberst von Krusemarck, als er am 5. November dem Kaiser den Glückwunsch Friedrich Wilhelms zu dem siegreichen Frieden zu überbringen hatte. Unsere patriotischen Historiker schäumen vor Entrüstung über die Brutalitäten und Sottisen, die der »Korse«, der »Nichtswürdige« bei jener Audienz dem Preußen ins Gesicht geschleudert habe. In der Tat, liebenswürdig war der Empfang, den Napoleon dem Gesandten bereitete, nicht zu nennen; auch Bismarck, fürchte ich, würde im analogen Falle einen französischen Unterhändler nicht eben glimpflich behandelt haben.

Aber das Ende der Zornreden gegen Schill und »Bluquaire« und die revolutionierte preußische Armee entsprach dem polternden Ton keineswegs. Er habe zwar das Recht, Preußen den Krieg zu erklären, werde es aber nicht tun. Denn wozu? Etwa um in Preußen einen Sprossen seiner Dynastie einzusetzen? Das würde keinen anderen Zweck haben, als eine entartete Nation schneller zu regenerieren und ihr die für ihr Dasein erforderliche Kraft zu geben. Oder um das Königreich Westfalen zu vergrößern? Er dächte nicht daran; denn wenn auch sein Bruder ihn nicht bekriegen werde, so würden doch ihre beiderseitigen Nachkommen miteinander in Kampf geraten. Darum wolle er sich mit dem Könige von Preußen verständigen, sobald dieser auf dem Platz sei, wohin er gehöre — er meinte: in Berlin. Kurz, diese Erklärung war, wie schon Ranke bemerkt hat, durchaus friedlich.

Nur hatte der Kaiser freilich keine Ursache, nach solchen Vorgängen die Fesseln zu lockern. Um so weniger, als in diesem Winter sich die große Wandlung in seinem Verhältnis zu Rußland vollzog: mit seiner Werbung um die Schwester Alexanders, durch die er die Allianz hatte sichern wollen, hingehalten und schließlich abgewiesen, wandte sich Napoleon in rascher Schwenkung dem Kaiserhof an der Donau zu.

Unter dem Druck dieser Wendung hat er aufs neue, diesmal direkt beim Berliner Kabinett, die Forderung erhoben, die Kontribution mit der Cession eines Stückes von Schlesien abzukaufen, ein Plan, der offenbar wieder ebensosehr gegen Rußland wie gegen Preußen gemünzt war. Es ist bemerkenswert, daß Napoleon den Gedanken an demselben Tage faßte, an dem er auf die russische Heirat verzichtete und die Werbung um die österreichische Prinzessin eröffnete (6. Februar 1810).

In Preußen führte diese neue Forderung eine innere Krisis herbei. Das Ministerium Altenstein, dem Scharnhorst angehörte, glaubte den Staat nicht anders retten zu können, als indem es die Abtretung der größten Provinz gegen den Erlaß der Kontribution und einen völligen Systemwechsel, den engen Anschluß an den unbezwinglichen Kaiser, anriet; wie denn gerade Scharnhorst mehr als einmal für die preußische Politik die Alternative ent-

schlossensten Widerstandes oder wirklicher Verbindung mit dem Eroberer gestellt und gefordert hat. Es war zunächst der König, dessen dynastisches Gefühl sich gegen den Verlust seines besten Besitzes sträubte; er entließ das Ministerium und beauftragte Hardenberg, der sich anheischig machte, das Geld trotzdem herbeizuschaffen, mit der Führung der Geschäfte. Aber die Hauptsache war doch (denn die Zahlungsschwierigkeiten blieben wie sie waren), daß Napoleon nicht wieder auf jene Forderung zurückkam, die eben nur jenem Moment des Zornes und der Abwendung von Rußland entsprochen hatte. Denn den völligen Bruch mit Alexander wünschte er trotzdem zu vermeiden, und selbst das neue Verhältnis zu Österreich duldete kaum die Annexion Schlesiens.

Seit dem Frühjahr 1811 aber spitzten sich die Verhältnisse so zu, daß der Kampf mit der letzten Großmacht des Kontinentes, die sich neben dem Eroberer aufrecht erhielt, unvermeidlich erscheinen mußte. Ja es schien einen Moment, als ob Alexander ihn beginnen und die Rolle Österreichs wiederholen würde, als er im Frühjahr in Verbindung mit Fürst Adam Czartorysky, dem Führer der russischen Partei in Polen, in plötzlichem Anfall das Herzogtum Warschau zu überrennen dachte. Es waren die alten preußischen Provinzen, dieselben, die er im Herbst 1805, den Einflüsterungen desselben polnischen Magnaten, damals seines Ministers, folgend, Friedrich Wilhelm zu entreißen lüstern gewesen war. Jetzt hoffte er sie für sich gewinnen zu können, indem er die preußische Armee selbst als Avantgarde gegen den Zwingherrn Preußens vorschickte. Ähnlich ist es ja später gekommen: erst der Vertrag von Kalisch, in dem Friedrich Wilhelm auf seine polnischen Weichselprovinzen verzichten mußte, hat den gemeinsamen Kampf gegen Napoleon ermöglicht. Im Frühjahr 1811 waren es die Polen selbst, die sich der »Befreiung« durch den Zaren versagten, und darum scheute Alexander im letzten Moment vor dem Wagnis zurück. Napoleon aber bemerkte die Gefahr erst, als sie fast vorüber war, und der Zar sich mehr als je in die passive Haltung zurückzog. Und auch in Preußen zitterte die Erregung, in welche die Rüstungen hüben und drüben, die Anerbietungen Alexanders und die Furcht vor einem vernichtenden Angriff Na-

poleons es gesetzt hatten, noch lange in stürmischen Verhandlungen der Kriegs- und Friedenspartei nach, als der Zar, der seine polnischen Pläne in tiefes Dunkel gehüllt, sie schon wieder aufgegeben hatte.

Für Napoleon war die feindselige Apathie Alexanders fast noch unleidlicher als ein rascher Bruch. Denn in seinen Plänen gegen England war er auch so gelähmt. Oder wie hätte er die Landung wagen können, wenn er in jedem Moment den Rückenangriff seiner Gegner unter Rußlands Führung hätte befürchten müssen! In Portugal hatte Wellington die Linien von Torres Vedras gegen alle Sturmangriffe Massenas verteidigt und den Vormarsch siegreich begonnen. Auch Frankreich begann, die unaufhörlichen Opfer schwer zu empfinden. Man hörte, so berichtet ein russischer Diplomat schon im Januar 1811, den Kaiser bisweilen rasch, mit gedämpfter Stimme und ungeduldig sagen, wenn die Engländer es noch lange aushielten, so wisse er nicht, was daraus werden und was er anfangen solle. Die Weigerung Alexanders, das Edikt gegen die Neutralen auszuführen, hatte die Kontinentalsperre für Rußland fast illusorisch gemacht, und sein Zollgesetz gegen die französischen Weine und Seidenstoffe war eine geradezu beleidigende und feindselige Maßregel gewesen. Hätte er, was jeden Augenblick zu fürchten war, die Häfen den Engländern vollends geöffnet und seinen Frieden mit ihnen geschlossen, so wäre das nicht bloß dem Bruche der Allianz, sondern dem Bunde mit dem unversöhnlichen Feinde des französischen Kaisers gleichgekommen. Auch dem Zaren gegenüber gab es für Napoleon kein anderes Gesetz als gegen jeden Staat des Festlandes: er mußte ihn bei sich festhalten oder ihn niederwerfen.

Aber wie konnte er an ihn herankommen, wenn er sich beharrlich hinter seinen Grenzen hielt? Er mußte den Niemen wieder erreichen, die Stellung von 1807. Dann erst durfte er darauf rechnen, Litauen in Aufstand zu bringen, die Türken gegen die Krim, und die Schweden, wie er noch hoffte, auf Finnland und Petersburg zu hetzen.

Lag es nun in seinem Interesse, Preußen auf dem Wege anzugreifen? Er hätte befürchten müssen, daß Alexander aus seinen

Grenzen herausbrach und Polen überrannte, bevor er selbst hingelangt war. Nun kann man vielleicht urteilen, daß er dann den elementaren Mächten, die ihn in Rußland überwältigten, entgangen, daß es ein Krieg für ihn geworden wäre, wie der Feldzug gegen Österreich, gestützt auf die Festungen an der Oder und der Weichsel und rings umgeben von hülfreichen Vasallen. So die Meinung Vandals, während von deutscher Seite neuerdings die Chancen für eine preußische Erhebung an der Seite Rußlands im Jahre 1811 als recht günstig bezeichnet worden sind. Ich will mit meinem Urteil zurückhalten. Jedenfalls rechnete Napoleon anders als der Historiker der Allianz von Tilsit. Er hielt es für unabweisbar, erst die russische Grenze zu erreichen. Wie ein Wildbach, sprach er, wolle er über Preußen hinweg, d. h. ohne Aufenthalt bis an den Niemen hinstürzen, um von dort aus mit der gesamten Macht den letzten Gegner niederzustoßen.

Dazu bedurfte er aber mehr als je der Straßen und Festungen des unterworfenen Staates. Und nur um so mehr, weil er damit zugleich jede Regung des Widerstandes in ihm ersticken konnte. Er mußte ihn völlig in seiner Gewalt haben.

So sahen die preußischen Patrioten aufs neue die schwerste Wolke des Unheils herannahen. Diese endlosen Durchzüge von Truppen, Munitionskolonnen und Zufuhren, die unablässige Verstärkung der Besatzungen in den Oder- und Weichselfestungen, die immer neuen Forderungen und dabei das Schweigen des Unergründlichen auf alle Anfragen, das Ablehnen der Bundesanträge selbst und das Ableugnen feindseliger Absichten gegen Rußland — sprach das nicht alles für die Absicht, Preußen zu vernichten? Konnte es stärkere Beweise geben für die Unaustilgbarkeit seines Hasses, die Unersättlichkeit seiner Herrschsucht? So hatten sie schon die ersten Vorbereitungen im März und April gedeutet. Je stärker aber die französischen Rüstungen wurden, um so größer ihre Besorgnisse: man müsse sich dem Eroberer entgegenstellen, solange man noch die Schlinge nicht ganz um den Hals habe, Spandau, und wenn es dafür zu spät sei, Kolberg, Graudenz, Pillau besetzen, mit dem Rücken gegen das Meer und gegen Rußland, wie Wellington in den Torres Vedras, und Zar Alexander herbei-

ziehen. Auch jetzt glaubten die Patrioten kaum an den Sieg. »Wenn die Vorsehung das Wunder tun will, Preußen zu erhalten«, schreibt Scharnhorst schon am 15. April in einem Gutachten, worin er den Krieg empfiehlt.

Den Heldenmut der Männer, die dem Staate lieber ein Ende im hoffnungslosen Kampf als ehrlosen Untergang wünschten, werden wir immer bewundern müssen. Und es kann wohl sein, daß die Aussicht auf den Erfolg größer gewesen ist, als sie selbst zu hoffen wagten — wenigstens im Frühjahr, solange Alexander noch an die Offensive dachte. Aber ihre politische Einsicht, das dürfen wir uns nicht verhehlen, war gering. Auf diesem Felde waren sie Dilettanten. Sie rechneten niemals mit der allgemeinen Situation, in der Zar und Kaiser zueinander standen, und mit den Schwankungen, denen dieselbe unterworfen war. Daß Polen das eigentliche Motiv war in der verschlagenen Politik Alexanders, blieb ihnen ebenso verborgen wie die Wechselwirkung der Pläne Napoleons gegen England mit seiner festländischen Politik. In ihren Kreisen ist die legendarische Auffassung von der zwecklosen Eroberungsgier des Kaisers recht eigentlich ausgebildet, welche unsere Geschichtsschreibung so lange beherrscht hat. Indem sie aber den Krieg predigten, beschworen sie gerade dadurch die Gefahr des Angriffes herauf. Denn eine Hemmung auf dem Wege zum Niemen wollte freilich Napoleon nicht erfahren; und alle seine Rüstungen waren so getroffen, daß sie sich in jedem Moment ebenso gut gegen Preußen wie gegen Rußland wenden konnten. Im November 1811 schien bereits die Stunde der Entscheidung gekommen. Damals wartete Davout nur auf einen Wink seines Herrn, um das rings umstellte Preußen zu überfallen, und nur die schleunige Unterwerfung des Königs hielt die Schwerter in den Scheiden.

Für die Ansicht der Patrioten beweist dies offenbar ebensowenig wie die Rüstungen selbst. Daß Napoleon jeden Widerstand niederschlagen würde, verstand sich bei ihm von selbst; er verfuhr darin gegen Preußen nicht anders wie etwa gegen seinen Bruder, König Louis von Holland, und jeden anderen seiner Bundesgenossen. Im Gegenteil, bei seinem Temperament möchte man sich

fast über die Langmut wundern, mit der er den ganz offenkundigen Rüstungen und Winkelzügen des Berliner Kabinettes zusah.

Zum Teil trug hieran freilich die Schuld sein Gesandter in Berlin, der seine Stellung, möchte man fast sagen, mehr im Sinne Preußens als Frankreichs auffaßte. Es war der Marchese di San Marsano — oder Graf St. Marsan, wie der von Napoleon ihm verliehene Titel lautete —, ein savoyardischer Edelmann, einst Minister in Piemont und Gegner Frankreichs, der aber seinen Frieden mit dem Allgewaltigen gemacht hatte und Ende 1808 von ihm nach Berlin gesandt war. Seine Berichte sind in einem Grade wohlwollend, ja verblendet für Preußen, daß man wohl gemeint hat und sich kaum des Verdachtes erwehren kann, er habe sie absichtlich gefärbt und den Kaiser nicht aufrichtig bedient. Aber er erfüllte mit seiner konniventen Diplomatie wirklich nur seine Aufträge. »Meinerseits,« schreibt er am 1. Juli 1809, in den kritischen Tagen zwischen Aspern und Wagram, dem Minister Champagny, »folge ich der Verhaltungslinie, die Ew. Exz. mir vorgezeichnet haben, und beobachte die größte Mäßigung. Ich unterlasse alle Klagen, die nicht dringlich sind, und bin in meinen Antworten so liebenswürdig wie nur möglich.« — »Ich werde,« bemerkt er in demselben Bericht, »mich aufs äußerste bemühen, um die hier herrschende Idee zu zerstören, als dächte man an eine zweite Invasion des Landes«. Er verdoppele, fügt er am anderen Tage hinzu, seine Liebenswürdigkeit und Geduld und schließe soviel als möglich über das, was vorgehe, die Augen. Daß der König loyal denke und eine aufrichtige Vereinigung mit Frankreich wünsche, blieb bis zuletzt seine Überzeugung. Auch an Hardenberg glaubte er felsenfest, und der Staatskanzler verstand es vorzüglich, dies Vertrauen auszunützen, um die große Wendung vorzubereiten. St. Marsan war es, der seine Rückberufung in das Ministeruim, aus dem er in Tilsit von Napoleon gejagt war, bei diesem durchsetzte, und erst in Breslau sind ihm die Augen aufgegangen.

Nun mag man sagen, daß der Kaiser sich vielleicht absichtlich dies stumpfe Werkzeug ausgewählt habe, um desto sicherer und verborgener seine Netze zu stellen. Er würde sich so in seiner

eigenen Schlinge gefangen haben. Aber dann müßte doch in den Akten, die heute rückhaltlos aufgedeckt sind, irgendeine Notiz oder Andeutung über seine schlimmen Absichten enthalten sein. Aber nichts dergleichen findet sich darin. Das einzige Dokument, das sie beweisen könnte, ein Gutachten Champagnys aus dem November 1810, in dem er für die Vernichtung Preußens plädiert, hat sich längst als gefälscht herausgestellt. Vielmehr entsprechen die geheimen Schriftstücke, die Vorträge der Minister vor dem Kaiser, die intimen Weisungen für den Gesandten im wesentlichen der Haltung, die dieser dem Berliner Kabinett gegenüber beobachtete. Und wenn Napoleon einmal im Herbst 1811 über die *allzu* große Blindheit St. Marsans gegen die Intriguen und Rüstungen in Preußen ärgerlich wurde und an seine Abberufung dachte, blieben doch auch damals seine Instruktionen dieselben. Ja man muß sagen, daß der Kaiser den preußischen Hof viel aufrichtiger behandelt hat als dieser ihn und daß seine persönlichen und offiziellen Erklärungen sich mit seinen geheimen Befehlen im wesentlichen deckten.

So kehrt z. B. die Sprache, die er nach dem Siege über Österreich gegen Krusemarck führte, wörtlich wieder in einer Depesche Marets, des Herzogs von Bassano, der Champagny im Ministerium des Auswärtigen abgelöst hatte, aus dem Oktober 1811, worin er übrigens die allzu große Vertrauensseligkeit des Gesandten aufs schärfste rügte. »Wenn der König von Preußen,« heißt es hier, »endlich die Maßregeln annimmt, welche seiner Lage entsprechen, so wird Seine Majestät sich nicht weniger auf Preußen verlassen, als wenn der König von Westfalen in Berlin regierte; aber die Aufrichtigkeit muß eine unbedingte und der Kaiser über Preußen ebenso ruhig sein können wie über Westfalen und Bayern; er kann es aber nur, wenn Preußen auf seine alten Illusionen verzichtet, seinen wahren Rang einnimmt und keine anderen Vorteile beansprucht als diejenigen, welche es erreichen kann.« Am nächsten Tage gab Maret dem Gesandten genaue Instruktionen über die Linie, die er fortan einzuhalten habe: »Seine Majestät,« heißt es darin unter anderm, »hätte Preußen zerstören können. Sie hat es nicht gewollt. Sie hat kein Interesse daran, es zu wollen,

wenn Preußen nicht aus seiner natürlichen Stellung heraustritt. Sie will es durchaus nicht, weil sie ein System bilden will, in dem Preußen den ersten Rang unter den Mächten zweiter Ordnung einnehmen soll«. Und ebenso in einer konfidentiellen Note des Ministers ein paar Wochen vorher: »Seine Majestät sieht mit Vergnügen den König von Preußen im Besitz seiner Staaten. Sie hat ein Interesse daran, daß er seine Macht bewahre, so wie sie ist, und wird keinen anderen Wunsch haben, solange derselbe fest auf der Ausführung des Kontinentalsystems besteht«.

Die Besorgnis der antifranzösischen Partei in Preußen fand besonders ihre Nahrung in dem Schweigen des Kaisers auf alle Bundesanträge und in dem Ableugnen der Kriegsgefahr. Dies schien ihnen im krassesten Widerspruch zu stehen zu den ungeheuren Rüstungen und der Weigerung, Glogau als Preis der Allianz dem König zurückzugeben. Aber letzteres forderte doch das gewiß gerechtfertigte Mißtrauen des Kaisers in die Aufrichtigkeit jener Anerbietungen; und anderseits war es völlig richtig, daß die Frage, ob Krieg oder Frieden, noch in der Schwebe war, und daß Napoleon, wie sehr er auch alles auf den Zusammenstoß vorbereitete, ihn immer noch zu vermeiden wünschte. Es war in der Tat schon ein Abweichen von dieser Linie, als er auf das Ultimatum Hardenbergs vom 26. August seinem Gesandten die Weisung zugehen ließ, in die Verhandlung über die Allianz einzutreten.

Um die Hoffnung, welche St. Marsan auf eine »offene und aufrichtige Union« zwischen Frankreich und Preußen setzte, ganz zu verstehen, müssen wir auch der Stimmungen gedenken, die in Preußen damals über Frankreich herrschten. In den Berichten des französischen Gesandten werden diese nicht als besonders feindselig geschildert. Die Masse der Nation erscheint ihm recht gleichgültig; erleichtere man ihr die Lasten der Kontribution, so werde sie sich leicht mit dem französischen System befreunden. Die großen Besitzer, meint er im März 1809, also kurz bevor Schill ausbrach, die Geschäftsleute und alle Vernünftigen wünschen nichts als Frieden und Ruhe und würden mit einer Armee, die gerade so groß wäre, um die Polizei im Lande auszuüben, sehr zufrieden sein. Neben Hardenberg nennt er Beyme, Kalckreuth,

Tauentzien und eine Reihe anderer hoher Beamten und Militärs als Gutgesinnte. Auch von der Königin vernahm er im Februar 1810 durch einen »guten Kanal«, sie sei in ihren Gefühlen gegen Rußland sehr erkaltet und denke mit lebhaftem Vergnügen an eine Reise nach Paris, um den Bund mit Frankreich enger zu knüpfen. Und ebenso merkwürdig ist es, was er im August 1811 über den jungen Kronprinzen zu berichten weiß, der damals schon den Einflüssen Delbrücks entzogen war und unter der Leitung Ancillons stand. Derselbe habe sich über die Tugendbündler und ihre altdeutschen Manieren lustig gemacht. Zum Beweise legte er die Durchzeichnung einer Karikatur von der Hand des jungen Prinzen bei, die ihm kein Geringerer als der General Tauentzien übermittelt hatte. Von der Armee schreibt er im Herbst dieses Jahres, sie wünsche zum größten Teil den Krieg gegen Frankreich nicht und glaube nicht an den Sieg, wenngleich sie sich wacker schlagen würde; die Masse der Nation aber fürchte davon die Auflösung des Staates und sehe den Ereignissen in einer Art von Apathie entgegen. Diese Eindrücke verstärkten sich ihm nur, als der Bund endlich geschlossen war. Das Volk sei glücklich darüber und bezeuge laut seine Genugtuung; die Armee begrüße den Kampf gegen Rußland als eine neue Bahn des Ruhmes. Den wenigen Offizieren, welche damals ihren Abschied forderten, stellt er die Meldungen vieler anderer zum Eintritt in das Korps Yorks entgegen, besonders von Gardeoffizieren, darunter des jungen Neffen des Königs, Prinz Friedrichs, und seines Halbbruders, des Kapitäns Grafen Brandenburg von den Gardes du Corps.

Solche Ansichten entsprechen wieder wenig der landläufigen Überlieferung, die sich nicht genug tun kann in der Schilderung des tiefglühenden Hasses, der das Volk in allen seinen Schichten, vor allem in der Armee erfüllt habe; mit Mühe habe es sich im Zaum halten lassen und dem Tage der Rache mit fiebernder Wut entgegengesehen. Aber die Beobachtungen dieses Fremden werden durch hundert unverdächtige Zeugnisse, sogar aus dem Lager der Patrioten selbst, bestätigt, und ich zweifle nicht, daß sich bei näherem Zusehen die gebräuchliche Farbengebung auch nur wieder

als ein Stück der legendarischen Tradition herausstellen wird, welche das wahre Bild der Ereignisse dicht verschleiert hat. Der materielle Druck und die Ungewißheit des Schicksals lasteten schwer auf der Bevölkerung; aber die großen Gedanken: Ehre, Freiheit, Vaterland sind in den Jahren der Unterdrückung unter der Menge noch selten genug zu finden. Der Ruhm der Helden, in deren Seele sie schon mit reiner Flamme glühten, wird dadurch wahrlich nicht geringer. Indem sie König und Regierung endlich in den rettenden Krieg hineinstießen, ward sich erst die Nation unter dem mächtigen Eindruck des Kampfes und der Siege ihrer selbst bewußt und entzündete sich mit wachsender Glut an den Leidenschaften und Idealen ihrer Führer.

Ein Erfolg Napoleons gegen Rußland hätte ohne Zweifel der französischen Partei im Rate des Königs das Übergewicht verschafft und ihn wie sein Volk in der Stimmung der Ergebung unter den Willen des Eroberers festgehalten. Ich möchte meinen, daß auch Hardenberg, er, den »die allmächtigen Stunden beherrschten«, in solchem Falle seinen Anker nach dieser Seite ausgeworfen hätte.

Soll man aber glauben, daß der Kaiser nach dem Siege den Staat, an dessen Zerstörung er schon vorher kein Interesse hatte, vernichtet haben, einen seiner Brüder damit ausgestattet oder ihn in Stücke zerschlagen und unter Polen, Österreich und Sachsen ausgeteilt haben würde? Als der König von Preußen ihm den Krieg erklärte, hat er diesen Plan gefaßt. Aber keine Minute eher. Er folgte in jedem Moment nur seinem Interesse, dem was sein System ihm gebot. Wo aber lag sein Interesse an der Zerstörung Preußens, wenn es in sein Fahrwasser hineingesteuert und der Politik gefolgt wäre, zu der er es schon im Jahre 1803 hatte verführen wollen? Nur wer ihm entgegentrat, war sein Feind. Der Zar war es geworden: auf dessen Kosten hätte er seine Alliierten entschädigt, schon um ihn mit seinen Nachbarn zu verfeinden. Das beste Los würde gewiß Polen gezogen, Wilna und, wer weiß, vielleicht Kiew wieder erlangt haben. Auch der österreichische Schwiegervater hätte seine Belohnung erhalten, die ihm in dem Bundesvertrage bereits versprochen war. Doch sehe ich nicht ein,

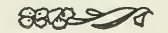
weshalb die sehr unbestimmt lautenden Worte darüber gerade auf Schlesien bezogen werden müssen, wie man, offenbar unter dem Eindruck der Vernichtungstheorie, anzunehmen pflegt. Man könnte ebensowohl an die Donauprovinzen oder an die Länder nahe der Adria denken; denn ich kann nicht glauben, daß die Aufstellung Österreichs zwischen Polen und Sachsen für Napoleon sonderlich angenehm gewesen wäre. Warum aber hätte Friedrich Wilhelm leer ausgehen sollen? Auch für ihn war eine Entschädigung, freilich noch unbestimmter als für Kaiser Franz, in Aussicht genommen worden. Ich denke, Schwedisch-Pommern (denn Bernadotte mußte für seinen Abfall bestraft werden) und vielleicht auch ein Stück der Ostseeprovinzen bis Mitau oder gar bis Riga hinauf wären unserm Staate ausgeliefert worden. Und wer weiß, ob nicht Hardenberg in diesem Fall seine Hoffnungen noch höher gespannt und die Personalunion mit Polen, welche Alexander für sich begehrt hatte, für seinen König angestrebt hätte! Es war ein Gedanke, den er schon im Frühling 1811 geäußert hatte und den er auch gegen St. Marsan einmal durchschimmern ließ.

Halten wir daran fest, daß der wahre Feind Napoleons England war, auf dessen Niederwerfung mitten in den Rüstungen gegen Rußland sein Absehen mehr als je gerichtet war. Man lese nur seine zahlreichen Weisungen an seinen Marineminister Admiral Decrès gerade aus diesen Jahren, wie unaufhörlich er darin die Verstärkung seiner Marine betreibt und den Angriff in der Front gegen die englische Küste im Auge behält. Dies war sein Plan, und nicht etwa der Zug nach Indien über Moskau hinaus. War er doch fast wider Erwarten zu dem Marsch gegen die russische Hauptstadt durch die Rückzugsstrategie des Zaren gezwungen worden. Er wollte Alexander in einem Feldzuge, mit einem oder ein paar gewaltigen Stößen zu Boden werfen, dann aber die Wendung gegen den Erbfeind Frankreichs machen. Denn dann durfte er wirklich hoffen, auf der Pyrenäischen Halbinsel ohne Mühe Herr zu werden und den Kontinent gegen England zu schließen, ohne befürchten zu müssen, daß ihm ein Feind in den Rücken falle.

Nehmen wir einen Augenblick an, daß Napoleon über Russen und Engländer gesiegt und die Dinge so sich gefügt hätten. Preußen

wäre dann ein Staat geworden von fast ausschließlich protestantisch-deutschem Charakter, die baltisch-deutsche Vasallenmacht Frankreichs, umgeben von dem vergrößerten Polen und den Staaten des Rheinbundes, unter den Mächten zweiter Ordnung eine der ersten — während Rußland tief in den Osten und das Binnenland zurückgeschleudert wäre. Wie lange würde ein solches Europa wohl bestanden haben? Auf Legitimierung seiner Gewalt, auf die Gründung einer Dynastie waren alle Absichten Napoleons gerichtet. Ob ihm das Schicksal auch im Siege die Zeit gelassen haben würde? Die Krankheit, die seinen stählernen Körper auf St. Helena ro sasch zerbrach, hätte ihn auch auf dem Throne schwerlich verschont. Und wie soll man glauben, daß die Vasallenreiche, daß die besiegten Parteien in Frankreich selbst eine solche Katastrophe ruhig hätten vorübergehen lassen? Man wird vielmehr sagen dürfen, daß der Tod des Eroberers und die Thronfolge des Knaben, den er hinterließ, alle seine Feinde, so gut wie seine Niederlage in Rußland, gegen sein kaum festgewurzeltes System in die Schranken gerufen haben würden.

Doch genug der unfruchtbaren Betrachtung von Eventualitäten, die so weit von allem Geschehenen abweichen. Das Schicksal hat es anders gefügt. Im Kampf gegen den Unterdrücker, im Völkersturm, die deutschen Stämme hinter sich herziehend, hat Preußen das Erbe seiner Väter, die Großmachtstellung in der Welt neu erworben und unverwelkliche Lorbeeren den ruhmvollen Traditionen seiner Geschichte hinzugefügt. Unermeßlich ist der Segen, den die folgenden Generationen, den die ganze deutsche Nation davon gehabt hat. Der Staat Friedrichs des Großen, die Vormacht des evangelischen Deutschlands, hat sich dadurch erst recht den Anspruch erworben, der Führer zur deutschen Einheit zu werden. Also, daß heute die Ruhmestaten, welche in deutschen Bürgerkriegen Preußens Macht begründet haben, wie ein Gemeingut des ganzen Deutschlands betrachtet werden, und daß die Siege von Warschau und Roßbach, ja die von Leipzig und Königgrätz in der nationalen Erinnerung fast schon dieselbe Stelle einnehmen wie die Tage von Wörth und von Sedan.



1848.

(1898.)

In einem eigentümlichen Kontrast zu den rauschenden Festlichkeiten, mit denen wir vor zwei Jahren und danach bei der Zentenarfeier unseres geliebten alten Kaisers das Gedächtnis unseres letzten großen Einheitskrieges und seiner Helden erneuerten, steht die Art, wie wir heute der großen Ereignisse gedenken, die vor fünfzig Jahren das Leben unseres Volkes erschütterten und an die uns jeder Tag dieses Jahres erinnern müßte. Die Siege von Gravelotte und Sedan, die Tage der Kaiserproklamation in Versailles und des Friedens zu Frankfurt wurden mit dem ganzen Aufwande offiziellen Pompes begangen; und mit den Behörden wetteiferte die Bevölkerung, um Kaiser Wilhelm und seine Paladine zu feiern und die blutigen Opfer zu segnen, mit denen wir unsere Einheit erkauft haben. Jubel erhob sich überall, wo Deutsche wohnten. Neidlos und fast sehnsüchtig sahen unsere Brüder in Österreich zu uns hinüber, und im Reich schienen die besiegten Parteien kaum mehr daran zu denken, daß auch ihre Ideale, die klerikalen wie die demokratischen, auf den Schlachtfeldern Böhmens und Frankreichs erlegen waren. Nur wer, wie die Sozialdemokraten, die Grundlagen unseres Staates, Monarchie und Nationalität, verleugnet, blieb grollend abseits.

Heute dagegen sind es diese allein, welche sich zu unserer Revolution bekennen und sie zu lärmenden Demonstrationen ausnutzen werden. Unsere Behörden hüllen sich geflissentlich in Schweigen. Ängstlich sucht selbst der liberale Magistrat Berlins das zahme Demonstratiönchen abzuwehren, mit dem sich die Väter

unserer ersten Stadt zu Ehren der Märzgefallenen herauswagen wollen. In Italien sahen wir kürzlich, wie am Jahrestage der Sizilianischen Revolution ihrem alten Führer, ihrem letzten Repräsentanten, Francesco Crispi, enthusiastische Huldigungen dargebracht wurden, und der Erbe des nationalen Thrones, der mit nach Palermo gekommen war, trat neben dem alten Verschwörer ganz in den Schatten. Bei uns, so scheint es fast, wird sich die offizielle und korrekte Ehrung des »tollen Jahres« auf das Festmahl beschränken, zu dem sich, wie die Zeitungen melden, am 18. Mai in Frankfurt das Dutzend alter Herren vereinigen wollen, die noch von den Mitgliedern des ersten deutschen Reichstages am Leben sind. Sie werden ohne Zweifel mit berechtigtem Stolz auf das an Geist und reiner Leidenschaft größte Parlament in unserer Geschichte zurückblicken und werden betonen, daß die Gedanken, welche in der Paulskirche ans Licht traten, sich zur Gegenwart verhalten wie die Aussaat zur Ernte. Und sie werden vielleicht sich dann daran erinnern, daß alle ihre Hoffnungen und Entwürfe, von den hohen Worten, mit denen Heinrich von Gagern die Verhandlungen eröffnete, bis zur Übertragung der nationalen Krone an Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, getragen waren von derselben Idee, auf welcher das moderne Italien ruht — und daß auch die Barrikadenkämpfer am 18. März für sie in den Tod gegangen sind.

Nicht als ob damit behauptet werden sollte, daß gerade der Berliner Straßenkampf dazu gehört hätte, um den Widerstand Preußens gegen die Revolution zu zerbrechen und das Frankfurter Parlament herbeizuführen. Man könnte in der Tat viel eher sagen, daß dies Blutvergießen wirklich einem Mißverständnis entsprungen sei, daß es nur ein Zwischenfall war in einer Entwicklung, die auch sonst unaufhaltsam und kaum langsameren Schrittes sich vollzogen haben würde. Aber die Idee, für welche sich das bunte Heer der Revolution, Polen und Arbeiter, Spießbürger und Studenten, hinter den Barrikaden scharte, war dennoch die Basis auch des Frankfurter Reichstages.

Das war der Sinn der Leichenfeier und der tausendfachen Kundgebungen der Sympathie, welche in allen Schichten der Berliner Bevölkerung den unglücklichen Opfern des Kampfes

dargebracht wurden. Sie hatten nur an das letzte Recht, an die ultima ratio desselben Herrscherwillens der Nation appelliert, der auch in dem Verfassungswerke der Paulskirche und seinen meisten Paragraphen, samt denjenigen von der Kaiserkrone, zum Ausdruck gebracht wurde.

Denn nur durch den Druck und Stoß der Revolution, durch die Übermacht des allgemeinen Willens konnte der Stein ins Rollen gebracht und die Regierungen für die Reformen und die Einigung der Nation gewonnen werden. Niemals hätte Friedrich Wilhelm IV. aus freien Stücken in die konstitutionellen Forderungen gewilligt. Von Anfang an war er vor der steigenden Flut zurückgewichen, und seine ständischen Ideale selbst hatten sich bereits unter ihrem Andrang gemodelt. Was er 1847 ausführte, entsprach nicht mehr ganz seinen früheren Plänen, und was er dem ersten Vereinigten Landtage mit äußerster Schärfe versagt hatte, die periodische Berufung, das Petitionsrecht und andere konstitutionelle Rechte mehr, mußte er bereits den vereinigten Ausschüssen im Januar 1848 für die Zukunft versprechen. Dann aber begann erst die Bewegung mit voller Macht einzusetzen. Von Italien her ergriff sie Frankreich, und allein gelassen von den verhätschelten Ultramontanen, versank in ihrem Strudel das Königtum Louis Philipps. In wenigen Tagen hatte sie den Rhein überschritten und wogte unaufgehalten durch den deutschen Westen und Süden hin. Donauabwärts dringend, warf sie in ein paar Stunden Metternichs System über den Haufen, und rings von der Brandung umtost, ward auch der preußische Staat von dem gewaltigen Wogenschlage bis in seine Tiefen erschüttert. Wie hätte sich der König jetzt noch frei erhalten und die Monarchie auf ihren alten Grundlagen behaupten können? Von Moment zu Moment sah er sich weiter gedrängt. Die Sendung Radowitz' nach Wien, die Einberufung des Vereinigten Landtages erst zum 27., dann zum 2. April, das Patent, in dem dies am Morgen des 18. März verkündigt und die Ausbildung der preußischen Verfassung, Aufhebung der Zensur und eine durchgreifende Reorganisation des deutschen Bundes verheißen wurde, waren nur die Etappen eines Weges, der den preußischen Staat unabwendbar in die allgemeine Umwälzung hineinführen mußte.

Unter den Anklagen, die man gegen den unglücklichen Fürsten aus der historischen Vogelperspektive zu erheben pflegt, figuriert besonders oft der Vorwurf, daß er zu spät die Hand der Liberalen ergriffen habe. Der König hätte, meint Heinrich von Sybel, schon im Frühjahr 1847 einen vollen und ganzen Entschluß fassen müssen, einen Entschluß, durch welchen eine rasche und warme Einigung mit dem bevorstehenden Landtag erzielt worden wäre. Unschätzbar hätte ein solcher Bund der Krone mit der Auswahl der tüchtigsten und einflußreichsten Männer der Nation werden können, ein Felsen, an dem die Wogen der aufgeregten Zeit zerschellt wären. »Welch eine Ausdehnung«, ruft er aus, »des preußischen Ansehens in Süd- und Mitteldeutschland, welch eine Vorbereitung für die Wiedergeburt des deutschen Bundes zu einem deutschen Reiche! Und wahrlich, dies alles wäre damals ohne große Opfer erreichbar gewesen, lediglich durch die rückhaltlose Vollziehung der Gesetze von 1815 und 1820 unter großherziger Auslegung etwa unbestimmter Punkte.« Der große Historiker steht nicht an, alle und jede Schuld an dem Scheitern der deutschen Reform dem König zuzuschreiben: »Man darf es aussprechen: die geschichtliche Verantwortung für alle wesentlichen Akte seiner Regierung gebührt ihm und ihm allein.« Und in verwandter Weise urteilt über den Besiegten Heinrich von Treitschke fast auf jedem Blatte.

Wäre jedoch dies mitleidslose Urteil richtig, so würde es kaum zu verstehen sein, weshalb denn nicht die opferlose Wiedergeburt des deutschen Reiches auch noch im Frühjahr 1848 möglich war, wenn nicht vor dem 18. März, so doch wenigstens in den Tagen nachher, als Preußens König, mit den Farben der Revolution geschmückt und umgeben von seinen liberalen Ministern, den Umritt durch die Berliner Straßen machte, als er sich eins mit Deutschland erklärte und alle liberalen Wünsche auch für Preußen erfüllte. Niemals hat er die nationalen Forderungen rückhaltsloser anerkannt. Aber mehr als je häuften sich gerade jetzt mit jedem Schritte die Konflikte.

Denn es war nicht möglich, die deutsche Frage auch nur an einem Punkte zu lösen, ohne in die allgemeine Politik einzugreifen.

Das ist, was jene Kritik völlig übersieht. Wie das legitimistische System zugleich die innere und die äußere Politik umfaßt hatte, ebenso auch das Programm der Liberalen in allen seinen Schattierungen. Der preußische König konnte nicht mehr der Freund seines russischen Schwagers bleiben noch auch das langgepflegte Verhältnis zu Österreich aufrecht erhalten, sobald er den nationalen Forderungen irgendwie nachgab. Die Revolution war eben nicht ein rein deutsches, sondern, wie schon Ranke sie bezeichnet hat, ein europäisches Ereignis.

Vor fünfzig Jahren bedeutete liberale und nationale Politik Feindseligkeit mehr noch gegen Rußland als gegen Österreich. Kaum saß David Hansemann, das Muster eines konstitutionellen Ministers, im Sattel, so begann er mit General Willisen, dem liberalen Adjutanten seines Königs, und mit polnischen Emigranten die Polen gegen ihren Zwingherrn im Osten aufzuregen. Er scheute sich nicht, die Absetzung des kommandierenden Generals in Posen zu fordern, weil er sich der Deutschen in der Provinz gegen Willisens Anordnungen annahm; und nicht an ihm hat es gelegen, wenn die deutschen Kolonisten in der Ostmark sich damals aufrecht erhielten. Jedoch tat er damit nichts anderes als was er schon mit Vincke und allen Liberalen im Vereinigten Landtage gefordert hatte und wozu die Wortführer der Nation im Vorparlament die deutschen Regierungen feierlich aufriefen, als sie die Teilung Polens für ein schmachvolles Unrecht erklärten und es als die heilige Pflicht des deutschen Volkes bezeichneten, zu seiner Wiederherstellung mitzuwirken. Sie zogen damit die Konsequenz aus ihrem Prinzip und hatten auch politisch nicht so unrecht, denn einen grimmigeren Feind als Zar Nikolaus konnte die Revolution in der Tat nicht finden.

Friedrich Wilhelm hielt an der russischen Freundschaft fest, aber in der Sympathie für die polnische Szlachta, wenigstens soweit sie unter seinem Szepter stand, berührte er sich, wie in so vielem, mit den Liberalen. Er hoffte, das vom Vater ererbte System der Allianz mit den Ostmächten, die der Eckstein in dessen Politik gewesen war, erhalten und dennoch seine deutschen Rechte und Hoffnungen verfolgen zu können. Aber sowie er sie nur in Wien

angemeldet hatte, lange vor der Revolution, gleich nachdem er den Thron bestiegen, war er hier den kältesten Mienen begegnet. Metternich wußte sehr wohl, weshalb er jeden Hauch der liberalen Ideen zu unterdrücken hatte; im Gefühl seiner Ohnmacht mußte er brutal sein. Gerade in seinem Sturz bewies er die Richtigkeit seiner Lehre: vor dem ersten vollen Atemzuge der Revolution sank der Bau, den er länger als ein Menschenalter aufrecht erhalten hatte, in Trümmer. König Friedrich Wilhelm aber hoffte noch immer, mit dem Strome schwimmen zu können; er wollte den Moment benutzen, um seine deutschen Pläne durchzudrücken. Offenbar spekulierten dabei er und seine Ratgeber, Radowitz ebenso gut wie Heinrich von Arnim, auf die Macht der Revolution und die Schwäche der befreundeten Regierung. So schon in der Instruktion an den General für seine Reise nach Wien vom 1. März, mehr aber noch in dem Patent vom 18., das direkt unter dem Einfluß der Nachricht von dem Sturze Metternichs zustande kam, und vollends in der Proklamation vom 21. März, die von der Leitung Deutschlands durch den preußischen König sprach und fast wie eine Kriegserklärung in Wien betrachtet werden mußte. Wie sie dort wirkte, lehren uns die Briefe eines jungen sächsischen Diplomaten, Vitzthums von Eckstädt: sie sei, schreibt er, wie ein Akt des Wahnsinns aufgenommen worden. Und diese Stimmung war in allen Schichten Österreichs gleichstark; selbst die Radikalen hatten für den König von Preußen nur Hohn und Verwünschung.

So löste sich die langjährige Freundschaft der beiden Vormächte Deutschlands. Der Kampf gegen die französische Revolution hatte beide vereinigt, die deutsche trieb sie auseinander. Wie die großen, so zwang sie aber auch die kleinen Staaten, sofort ihre Forderungen anzumelden und in den Kampf um die Existenz einzutreten. Und mit einem Worte, alle Mächte der deutschen Geschichte, auch die politisch noch ungebundenen, uralte und eben geborene, die Geister der Tiefe, Klerikalismus und Sozialismus, regten und rührten sich unter dem gewaltigen Stoß und drängten ans Licht.

Daß die Regierungen sämtlich freiwillig nicht weichen würden, daß sie wohl paktieren, aber nicht bis zur Selbstvernichtung ge-

horchen würden, war selbstverständlich. Nichts war berechtigter als das Mißtrauen in den Wetteifer, mit dem die deutschen Höfe allerseits ihre Liebe zur Freiheit und Einigkeit der Nation bekannten. Sie folgten dem Strom, solange er sie fortriß. Wie es Friedrich Wilhelm später in besserer Zeit gegen Leopold Ranke mit seinem drastischen Humor ausgedrückt hat: »Wir lagen alle auf dem Bauch.« Es war das Interesse der Revolution, sie in dieser Lage zu lassen. Der Wille der Nation mußte der Herrscher über sie bleiben. Nur so konnte man hoffen, die Zentralgewalt zu schaffen, welche jeden Sonderwillen niederhielt. Hier also lag die Stärke der Radikalen und die werbende Macht ihrer Ideen. Sie waren die einzigen, welche die volle Einsicht in die Situation hatten und die letzte Konsequenz daraus zogen. Weil die Regierungen dem Willen der Nation zur Macht, Einheit und Freiheit widerstrebten, darum mußten sie untergehen in der einen, unteilbaren Deutschen Republik. Sie allein wollten jene Idee zur Wahrheit machen, mit der die andern bloß spielten. Sie waren wirklich die Bekenner der Lehre von der Souveränität der Nation: alle andern waren Heuchler, die nur mit Worten, niemals mit der Tat ihre Prinzipien vertraten. Man spricht so gerne von der Professorenpolitik im Frankfurter Parlament und verspottet ihre unpraktischen Theorien. Aber die Professoren, die Beseler, Dahlmann, Droysen, waren gerade die Opportunisten, die Politiker in der Versammlung, welche sie von den dürren Abstraktionen der Theorie auf die realen Verhältnisse und die lebendigen Mächte in der Nation hinzulenken versuchten. Die Radikalen waren jedenfalls viel wildere Doktrinäre, obschon gewiß nicht ärgere als in ihrer Weise Friedrich Wilhelm IV. und seine nächsten Freunde. Aber gerade in ihren Theorien steckte für den Moment die stärkste politische Kraft; in ihnen kam die volle Wucht des revolutionären Willens zum Ausdruck, unter dem sich die Regierungen beugten, und an den mehr oder weniger, sei es auch nur mit Bangemachen und verstecktem Drohen oder sogar aus eigener Angst, alle Liberalen, auch die gemäßigtsten, appellierten. Und nur auf ihrem Wege wäre es wenigstens denkbar gewesen, die Deutschen Österreichs von ihrer Dynastie loszureißen und einer Zentralgewalt zu unterwerfen.

Es war die Idee, welche im Jahre 1789 ihre Kraft bewiesen hatte: Frankreich war durch sie umgestaltet worden. Alles, was diese große Nation seitdem geleistet hat, ihre Rumestaten und ihre Niederlagen, alle ihre Schicksale sind dadurch bedingt worden. Darauf kam es also auch in Deutschland an, ob die Idee der nationalen Souveränität so wie in Frankreich, und wie es elf Jahre später in Italien geschehen sollte, durchschlagen oder ob die Mächte der Vergangenheit, die seit Jahrhunderten in dem Leben unseres Volkes festgewurzelten Dynastien, sich behaupten würden. Die ganze Geschichte der deutschen Revolution verläuft in diesem Konflikt, und auf der Tatsache, daß jene Idee an der Kraft des Partikularismus zerbrach, ruht seitdem unsere Entwicklung: unsere Siege und unsere Verluste, die Einheitskämpfe des großen Jahrzehnts und die Preisgebung der österreichischen Brüder an Slaven und Magyaren, Recht und Verfassung des neuen Reiches und alle Parteiungen auf seinem Boden haben dadurch ihre charakteristische Färbung erhalten.

Preußen aber, der Staat, von dem aus das neue Reich geschaffen wurde, hat zu allererst diese Kraft gegen die Revolution bewährt — in dem Straßenkampf am 18. März. Nicht die Revolution siegte an diesem Tage, sondern die Armee. Überall war jene kampflos zu ihrem Ziel gekommen: in Berlin wagte sie in dem Moment, da sie es fast schon erreichte, den Kampf und erlag. Dem alten Königtum in Frankreich war es, wie schon Ranke betont hat, umgekehrt ergangen. Der Abfall der Truppen hatte dort den Sieg der Revolution bei dem ersten Zusammenstoß entschieden. In Preußen aber behauptete sich das Werk seiner alten Könige: das stärkste Metall in ihrem »Rocher de bronce« hielt dem Geiste des Jahrhunderts stand, auch in der nationalen Umbildung der Freiheitskriege, die doch der absoluten Krongewalt nicht mehr entsprach: bereits im Mai hielten die Gardelandwehrmänner fest zu ihren Kameraden von der Linie, und auf allen Bahnhöfen wurde auf seiner Heimkehr aus der Verbannung Prinz Wilhelm

von seinen alten Soldaten mit dem Liede von dem „Prinz von Preußen“ empfangen.

Aber damit war die Aufgabe der Armee erfüllt. Auch für diesen »Militärstaat« galt das Wort, daß man mit den Bajonetten wohl stechen, aber nicht darauf sitzen kann. Zur eigentlichen Lösung aller der Aufgaben, welche im Innern und von außen auf den König einstürmten, waren die Truppen unfähig, sie konnten nichts, als ihn und seine Krone für den Moment erhalten; keinen Schritt konnte er vorwärts tun, ohne sich mit den allgemeinen Fragen, welche die Welt bewegten, auseinanderzusetzen. Jedermann sah dies ein. Auch die Vertreter des alten Systems, wie der Prinz von Preußen, der jetzt seinen absolutistischen Überzeugungen Valet sagte und sich in England durch seinen Koburger Vetter und den Ritter von Bunsen von der Untrennbarkeit der liberalen und der deutschen Ideen und der Notwendigkeit, sich ihnen zu unterwerfen, überzeugen ließ. Was hätte Friedrich Wilhelm auch sonst tun sollen? Etwa bis 1840, auf das System seines Vaters zurückweichen? Dann hätte er seine eigenen Ideale, alles, was er geschaffen und worauf er stolz war, seine heiligsten Überzeugungen verleugnen müssen. Und was wäre damit gewonnen worden? Hätte er dann in dem Wirrwarr der deutschen Dinge neutral bleiben sollen, während das eigene Volk in allen Schichten von dem allgemeinen Fieber ergriffen war und die deutschen Rivalen, so wie es die süddeutschen Kronen schon früher gemacht hatten, den neuen Wind in ihren Segeln auffingen? Oder sollte er kämpfen, nach allen Seiten um sich schlagen, auf die Rebellen in seinen Provinzen und auf alles, was von draußen her sie verleitete und unterstützte? Nicht einmal Minister hätte er, wie Leopold von Gerlach seufzend bemerkt, zu einer Politik des Rückschrittes oder auch nur des Stillstandes bekommen.

Hier lag der tiefste Grund dafür, daß Friedrich Wilhelm im Siege vor der Revolution zurückwich, daß er die Truppen entließ und in Berlin blieb, hier die Erklärung für seinen Umzug am 21. März und alle seine liberalen und deutschen Akte in den nächsten Wochen.

So blieb zunächst die Revolution überall im siegreichen Fortschreiten. Auch in Frankfurt auf dem Bundespalais wehte das

schwarz-rot-goldene Banner sowie in Wien vom Stephansturm und auf dem Palais des Erzbischofs; selbst der alte, blöde Kaiser Ferdinand mußte sich mit den Farben der Revolution am Fenster der Burg vor seinen geliebten »Weanern« präsentieren. Willenlos unterschrieben die Regierungen die Forderungen aller Adressen und Deputationen, die an sie gelangten, und der Bundestag ließ sich in jede Richtung treiben, die ihm das Vorparlament oder die Komitees der Sieben und der Fünfzig anwiesen. Es waren die frohen Tage der Erwartung, vorzüglich auch für die Radikalen; unter deren Druck standen auch die mittleren Parteien, mehr als sie es sich gestehen mochten.

Als das Parlament in Frankfurt zusammentrat, war die Hochflut schon ein wenig verlaufen. Hecker und Struve hatten sich im südlichen Schwarzwald bereits ihre Schläge geholt und mußten jenseits der eiligst erreichten sicheren Grenze Rache schnauben. Und im Posenschen hatte sich endlich die Regierung ermannt und die Insurgenten zur Raison gebracht. Wieder waren es territoriale Kräfte gewesen, an denen der revolutionäre Sturm erlahmt war.

Jedoch nicht bloß die Regierungen hatten sich stark gezeigt. Im Gegenteil, in Posen wurden König und Minister durch ihre eigenen Untertanen vorwärts getrieben, entgegen den Frankfurter Beschlüssen und ihren eigenen Idealen, mochten sie die romantischen sein oder die konstitutionellen. Die Kraft also, an der die deutsche Revolution sich brach, lag nicht bloß in den Dynastien, sondern ebenso sehr in der Bevölkerung. Durch die polnischen Rebellen in ihrer Existenz bedroht, dachten die Deutschen in der Provinz zunächst an sich selbst. Keine Theorie hielt vor dem nächsten Interesse stand. Die Stettiner Kaufmannschaft war gewiß liberal: aber sie beschwor im April den König, den dänischen Krieg zu vermeiden, der ihren Handel vernichten müsse. Vor dieser Tatsache kapitulierte auch der Radikalismus des jungen Wilhelm Jordan, als er im September namens der durch die Blockade zur Verzweiflung gebrachten preußischen Provinzen für den Waffenstillstand von Malmö eintrat, an dem sich die Revolution recht eigentlich verblutete. Der Partikularismus beherrschte die Re-

volution in allen Gestalten. Alle Parteien des Reichstages waren von ihm durchsetzt, bei allen Debatten, in jedem Beschluß und je länger je mehr kam er zu Worte. Vor allem im zweiten Halbjahr, bei den Beratungen über die Verfassung und über die Kaiserkrone. Aber schon früher trieb er die Parteien bald hierhin, bald dorthin. Selbst Männer wie Dahlmann und die Beselers zollten ihm ihren Tribut. Denn wer kann leugnen, daß nordalbingische Interessen bei ihnen mitwirkten, als sie für das deutsche Recht auf die Herzogtümer samt ihren dänischen Bezirken mit voller Leidenschaft eintraten.

Doch würden wir vorbeigreifen, wenn wir nur das territoriale Interesse als das dirigierende Moment in der Parteientwicklung der deutschen Revolution bezeichnen wollten. Mehr noch bewirkte der Druck der europäischen Konstellation. Der Sturz des Julikönigtums hatte die deutschen Throne erschüttert, die Furcht, in diesen Abgrund mit zu versinken, sie der Revolution unterworfen. Als er sich schloß, mit der Straßenschlacht in Paris am 23. und 24. Juni, begann, wie Sybel treffend bemerkt, die Ebbe der Revolution für ganz Europa.

Wenige Wochen vorher hatte das Parlament, welches der Nation Einheit, Kraft und Freiheit bringen wollte, seine Beratungen begonnen. Es waren stolze Worte, mit denen Heinrich von Gagern es eröffnete: »Wir sollen schaffen eine Verfassung für Deutschland, für das gesamte Reich. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränität der Nation.« Und gerne wiegten er und seine Freunde sich in dem Gefühl, daß das Schicksal der Nation in ihre Hand gelegt sei. Um so nachdrücklicher betonten sie ihr Recht und ihre Macht, je eifriger sie nun doch bemüht waren, auch den anderen »Gliederungen« des deutschen Volkes die gebührende Mitwirkung zu sichern. Auch Dahlmann pries es an der Versammlung, daß »sie allein und niemand sonst das Ungestüm der Bewegung gebändigt und das Sonderleben der deutschen Staaten wieder zu Ehren gebracht habe, indem sie hoch über ihnen die politische Einheit aufstellte, als den Polarstern der deutschen Zukunft«. »Die Nationalversammlung«, so schrieb er, »hätte die Einheit auf dem

Wege der Revolution erreichen können, sie war stark genug dazu, denn sie bildete lange Zeit den einzigen Mittelpunkt des vaterländischen Vertrauens, und viele wollten diesen Weg. Sie war stark genug, ihn nicht zu wollen.« Und diese Auffassung färbt im wesentlichen bis heute die historische Überlieferung, deren Hauptvertreter ja in jenem Jahre die Führer der Nation waren oder die Grundrichtung ihres Lebens und Wirkens empfingen.

In Wahrheit entsprang die wachsende konservative Strömung in der Versammlung dem Gefühl ihrer Ohnmacht und dem Bedürfnis der Anlehnung an die erstarkenden Regierungen gerade dem Radikalismus gegenüber. Das Verhältnis zwischen den Gemäßigten und den Höfen war unklar und zweideutig von Anfang an, von Argwohn und Intriguen ganz durchsetzt, und wenige waren so sehr darin verstrickt wie die Gebrüder Gagern, die Lameths der deutschen Revolution. Wie wenig die Frankfurter gegen die Regierungen selbst in der Höhezeit ihres Einflusses vermochten, zeigte ihr Versuch, die deutschen Truppen am 6. August zur Huldigung gegen den neuen Reichsverweser zu bringen, der völlig fehlschlug, und der seine Beantwortung durch König Friedrich Wilhelm beim Domfeste zu Köln fand, als er die Deputation der Nationalversammlung daran erinnerte, daß es noch Fürsten in Deutschland gebe und daß er einer sei. Ihr erster Versuch, in die auswärtige Politik einzugreifen, war der Krieg um Schleswig-Holstein, in dem Preußen das Schwert für sie führte. Er scheiterte schmählich in dem Waffenstillstande zu Malmö, den der König hinter dem Rücken der Reichsregierung und seiner eigenen Minister zustande brachte. Gerade die Gemäßigten, die Freunde Preußens wurden dadurch getroffen. Im tiefsten Herzen verwundet war Dahlmann. Immer hatte er die Wogen gebändigt und niemand hatte die nationalen Fragen ernster und tiefer aufgefaßt als er. Jetzt stellte er namens des Ausschusses den Antrag, die zur Ausführung des Waffenstillstandes ergriffenen Maßnahmen zu sistieren. »Unterwerfen wir uns,« so rief er aus, »bei der ersten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber, kleinmütig bei dem Anfange, dem ersten Anblick der Gefahr, dann, meine Herren, werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt *nie* wieder

erheben! Denken sie an diese meine Worte: Nie!« Aber was war die Folge dieser prächtigen Apostrophe und dieses aus der Tiefe hervorbrechenden Schmerzes? Ein Scheinsieg von wenigen Tagen und danach die Unterwerfung der Versammlung und die Auslieferung der nationalsten Frage an die Terroristen: Anarchie und Bürgerkrieg wären der Weg geworden, um die Herzogtümer zu gewinnen.

Auch der Radikalismus aber war bereits machtlos. Ein wüstes Aufschäumen des Pöbels und ein paar gräßliche Mordtaten, das war alles, was er vermochte; wenige Kompagnien und Kanonen genügten, um die Straßen Frankfurts rein zu fegen.

Sybel tadelt die Majorität, weil sie die Grundrechte vor der Verfassung in Angriff genommen habe; sie hätte diese erst rasch unter Dach bringen sollen. Ich sehe nicht ein, was dadurch gewonnen wäre. Denn die dänische Frage wäre dadurch nicht anders gelöst worden, und wenn es im Herbst und Winter wirklich so scheinen konnte, als ob das Werk doch noch gelingen sollte, so lag das wieder an Ereignissen, die völlig außer dem Bereich der Versammlung lagen. Es war der Wiederausbruch der Revolution in Österreich, die ihre Hoffnungen steigen ließ und sie Preußen zutrieb.

Dies scheint der Augenblick, da Preußen seine historische Aufgabe hätte ergreifen können. Mit Friedrich Wilhelms deutschen Plänen ging die Mehrheit in Frankfurt jetzt eine Strecke weit zusammen. In seinem eigenen Hause, wie unter den Ministern und den hohen Offizieren fanden die Erbkaiserlichen Sympathien; nachdrücklich sekundierte ihnen die neue Kammer in Berlin; man sprach davon, daß der König, wenn er das Programm nicht durchführen wolle, wohl abdanken könne, wie Kaiser Ferdinand in Olmütz.

Daß er sich widersetzte, ist die wichtigste Entscheidung gewesen, die er je getroffen hat. Unendlich oft ist er darum angegriffen worden, selten genug verteidigt. Und freilich, auch die Katastrophe, die sein Staat danach erlitt und die sein Leben zerstört hat, hängt damit zusammen. Aber die deutsche Zukunft hat dadurch die Richtung erhalten, die in Bismarcks Werk aus-

mündete. Denn nicht dieser und seine Partei würden das neue Reich gebaut haben, wenn Friedrich Wilhelm aus den Händen der Frankfurter Deputation die Kaiserkrone angenommen hätte, sondern die Gagern und Simson, die Dahlmann, Beseler und Vincke. Preußen hätte den Weg durchmessen müssen, der Sardinien an die Spitze Italiens gebracht hat: es wäre schließlich die Provinz geworden eines auf der Parlamentsmacht aufgebauten, unitarisch gerichteten Nationalstaates. Ungeheure Aufgaben waren ihm damit gestellt. Krieg gegen Österreich war das Erste und fast das Geringste. Das Zweite die Bändigung der Kleinstaaten, die nur aus Furcht vor der Revolution sich beugten und zitternd vor dem preußischen Ehrgeiz schon jetzt mit Österreich verhandelten. Wie hätte es anders geschehen können, als daß man aufs neue den nationalen Willen gegen sie aufrief! Und doch wäre die Nötigung nicht ausgeblieben, auch dessen wiederum Herr zu werden und den Einfluß der parlamentarischen Theorie, die, ganz abgesehen von dem allgemeinen und geheimen Stimmrecht, in dem Suspensivveto und der Stellung des Parlamentes zu den Ministern und der Gesetzgebung übermächtig entwickelt war, womöglich zu zerbrechen. Damit aber noch nicht genug. Diesem Deutschland galt es die Stellung zu erringen in der Welt. Der Bruch mit Österreich war, man kann gar nichts anderes annehmen, auch der mit dem Zaren, und noch schwebte die Frage um Schleswig-Holstein. War es denkbar, die neue Ära mit dem Rückzuge hinter die Eider einzuleiten? Noch mehr aber: ganz ungelöst waren die Fragen der Tiefe, die mit immer stärkerer Gewalt herandrangen, die soziale Frage und die der römischen Kirche, welche durch den protestantischen Träger der deutschen Krone und die Loslösung von Österreich aufs tiefste getroffen werden mußte und schon alle liberalen Formen zu benutzen begann, um den Kampf mit den Geistern der Freiheit und der Nationalität aufzunehmen: alle Feinde des neuen Kaisertums hätten alsbald hier ihre stärkste Stütze finden müssen.

Wahrlich, mehr als ein Friedrich der Große und ein Bismarck hätten dazu gehört, um ein solches Programm zum Segen der Nation durchzuführen.

Es war die eigenste Tat des Königs, daß er diese Krone zurückwies. Aus der Tiefe seiner romantisch-gefärbten Politik sprang sie hervor. Für Deutschland wollte er, wie jemals, eintreten — aber von Österreich sich nicht trennen und den Weg der Revolution niemals beschreiten. Darin blieb er doch der Überlieferung seines Vaters treu. Es war keine Politik der Tatkraft noch des spezifischen Preußentums: ich bin kein Friedrich der Große, sagte er zu Beckerath. Aber die Gefahren, welche die Annahme der Krone unzweifelhaft über Preußen heraufgeführt hätte, hat er vermieden und dadurch doch das spezifische Preußentum behauptet. So hat er den Boden bereitgehalten, auf dem eben die Männer, welche damals ihm ähnlich dachten, das neue Reich errichtet haben — den Bund der deutschen Territorialstaaten diesseits vom Inn und den böhmischen Bergen.



Bismarcks Religion.

(1901.)

Der erste April hat die Gedanken der Nation von neuem auf den Mann gelenkt, dem sie ihre Einheit, ihr neues Leben verdankt, und er hat sie noch immer in dem alten Widerspruch der Meinungen gefunden, den der Name des gewaltigen Kämpfers von jeher in ihr erweckte. Immerhin ist, irre ich nicht, der Ton, in dem Freund und Feind heute des großen Toten zu gedenken pflegen, schon ein etwas anderer geworden als vor Jahren: die Dissonanzen sind nicht mehr ganz so schrill wie früher; in Liebe und Haß führt nicht mehr ausschließlich die Parteiung das Wort; das reinere Licht historischer Auffassung beginnt den Reformator unseres Staates zu umfließen. Man braucht aber kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß diese Stimmung sich mit der Zeit noch verstärken, und daß Bismarcks heroische Gestalt um so höher über dem Getümmel der Parteien und ihren Leidenschaften emporwachsen wird, je fester sich sein Volk in die Formen, die er ihm schuf, einleben und zusammenschließen wird. Es wird ihm gehen wie allen wahrhaft Großen, die in dem Ahnensaal der Nation stehen: das Trennende wird mehr und mehr zurückweichen, das Gemeinsame hervorkommen; die Parteien, zwischen denen er kämpfend seinen Weg fand, werden vergehen und die neuen, die ihre Stelle einnehmen, auf dem Grund sich erheben, den er gelegt hat; sie werden zu ihm als ihrem gemeinsamen Ahnherrn emporschauen, wie zu den alten Helden, die wir als die Schöpfer und Bildner unserer Nationalität verehren, und die im Leben

weit mehr noch des Hasses und des Haders erweckt haben als Bismarck selbst.

Daran wird nichts ändern, daß vermehrte Quellen die Einzelzüge seines Bildes schärfer beleuchten, und daß die Kritik auch die Schatten in ihm aufsuchen, Schwächen und Widersprüche entdecken, den Anteil seiner Mitarbeiter betonen, den Ideen und Zielen seiner Rivalen und Gegner gerechter werden wird, als es ihm selbst und seinen Anhängern möglich war. Bismarck ist groß genug, um ein objektives Urteil zu vertragen; ja er wird der Nachwelt nur um so markiger und eigenartiger erscheinen, je heller das Licht ist, das auf ihn fällt, und nur um so mächtiger aus seiner Umgebung hervortreten, je sichtbarer diese selbst wird.

Zu solchen Betrachtungen muß uns die jüngste Publikation über sein Leben besonders anregen, die Sammlung seiner Briefe an die Braut und Gattin, die sein Sohn, Fürst Herbert, uns vor kurzem schenkte, ohne Frage der bedeutendste Quellenkreis, den wir seit vielen Jahren über das Leben Bismarcks erhalten haben, ja vielleicht durch seine Originalität und die überraschenden Lichter, die daraus auf die Entwicklung des großen Staatsmanns fallen, wertvoller als alles, was wir früher von und über ihn besaßen. Daß sich Fürst Herbert zu der Veröffentlichung entschlossen hat, können wir ihm nicht genug danken; aber die Tat der Pietät trägt ihren Lohn in sich selbst, denn die Briefe zeigen uns, wie der Herausgeber schön und treffend sagt, daß das Gemüt des Schöpfers unseres Reiches so groß und tief war wie sein Geist. Sie führen uns nicht auf den Schauplatz der politischen Kämpfe, in den Streit der Parteien, der vielmehr darin fast ganz zurücktritt, sondern in den Frieden des Hauses, in den Bereich des allgemein Menschlichen, in den Kreis der Empfindungen, die an jeden von uns herantreten, in uns allen widerklingen und am eigenen Herzschlag von uns gemessen werden können. Und wer kann sagen, daß er jemals Briefe gelesen hat, die diesen gleichkommen an Echtheit und Ursprünglichkeit des Tons, an Kraft und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, an Ernst und Wahrhaftigkeit der Gesinnung? Schönere Briefe als Bismarck an seine Braut

hat nie ein Liebender geschrieben. Sie erinnern zugleich an den jungen Goethe und an Luther: so vereinigen sich in ihnen Geist und Tiefsinn und dichterischer Glanz der Sprache, überwallendes und doch nie verletzendes, stets zart zurückhaltendes Empfinden, reinste und oft rührend weiche Hingebung und leidenschaftlich an die Geliebte sich klammernde Sorge mit tiefer, demütiger Frömmigkeit und männlich fester Kraft und Willensklarheit: Religion und Liebe bilden ihren Grundakkord und sind in untrennbarem Gleichklang wundervoll darin verschmolzen. Und so werden diese persönlichsten seiner Briefe vielleicht mehr als alles, was Bismarck uns gegeben hat und gewesen ist, dazu helfen, ihm das Herz seines Volkes zu erobern, da sie eben selbst die reinste Offenbarung des deutschen Herzens sind.

Unter den vielen neuen Zügen, die das Bild des jungen Bismarck aus den Briefen an die Geliebte für uns gewonnen hat, ist einer der merkwürdigsten die strenge Bekenntnisgläubigkeit, die aus ihnen spricht; sie hat, kann man sagen, auf viele Leser fast verblüffend und wohl auf alle überraschend gewirkt.

Denn wenn wir auch im allgemeinen wußten, daß Bismarck in den Jahren seiner Brautschaft und in der ersten Zeit seiner Ehe sich näher zur Kirche gehalten hat als vorher und später, so ahnten wir doch nicht, daß er mit solchem Ernst, ja solcher Inbrunst die Dogmen des Luthertums in sich aufgenommen habe. Als die Zeitungen bei dem Erscheinen des Buches den Werbebrief um die Braut, der sie eröffnet, brachten, hörte man oft sagen, daß es Bismarck mit dem Bekenntnis seiner Bekehrung nicht völlig ernst gewesen sein könne, daß er schon in diesem Schreiben den Diplomaten nicht verleugnet habe, der jene Sprache wählte, weil er sich sagen mußte, daß er die Hand der Tochter von den orthodoxen Eltern auf keine andere Weise erlangen könne. Wer so urteilte, bewies freilich, daß er die folgenden Briefe noch nicht gelesen und jedenfalls sie nicht verstanden hatte, denn ein vollerer Einklang als zwischen ihnen und dem Werbebrief ist nicht denkbar, und wir kämen, wenn jene recht hätten, zu der absurden Annahme, daß Bismarck auch in den Briefen an die Braut und die Gattin, als er schon in vollem und unantastbarem Besitz seines

Glückes war, noch diplomatisiert hätte und ein blöder Heuchler gewesen wäre.

Immerhin aber darf man so viel zugeben, daß die Liebe zu Johanna von Puttkamer den Durchbruch des neuen religiösen Empfindens in ihm bewirkt, und daß seine Religiosität sich auch in seiner strenggläubigen Periode mit dem Glaubensleben seiner neuen Verwandten nicht völlig gedeckt hat. Letzteres deutet er in der Werbung wenigstens an und hat er in seinen Liebesbriefen an die Braut nirgends verleugnet.

Wenn er der Einwirkung seiner Neigung auf das Erwachen seines Glaubens dem Vater gegenüber nicht gedenkt, so wird man in dem Puttkamerschen Haus doch wohl den Zusammenhang geahnt und es ihm eben nicht zu streng angerechnet haben, daß er diesen zartesten Punkt umgangen hatte; niemals aber hätte Bismarck in Reinfeld Aufnahme gefunden, wenn man dort an der Aufrichtigkeit seines Bekenntnisses hätte zweifeln müssen. Selbst die Tochter hätte ihn, wie sie ihm nach der Verlobung bekannte, korbbeladen abziehen lassen, wenn Gott sich nicht seiner erbarmt und ihn wenigstens durch das Schlüsselloch seiner Gnadentür hätte sehen lassen.

Die lutherische Orthodoxie, die später in Pommerns Kirche ihr festestes Bollwerk gefunden hat und sie noch heute ungebrochen beherrscht, war damals in ihr noch nicht lange heimisch geworden, wenn auch schon im siegreichen Aufstreben begriffen. Als ihr Begründer ist vor andern Adolf von Thadden auf Trieglaff anzusehen, in dessen Familie Bismarck diese Religiosität und mit ihr Johanna von Puttkamer kennen und lieben gelernt hat. Thadden war kein Pommer, sondern ein Berliner, und hat in Berlin die Anregungen empfangen, die er in Pommern ausgebreitet hat. Sohn eines höheren Offiziers und im Kadettenhaus erzogen, hatte er nach dem Krieg, in dem er mitfocht, einem Kreis junger Offiziere und Juristen angehört, welche die religiöse Erregung, die der Druck der Fremdherrschaft und der Kampf um die Freiheit erweckt hatte, festzuhalten und fortzubilden bestrebt waren; die »Bibelhusaren« hießen sie darum bei ihren ungläubigen Kameraden. Es waren vor allem die Gerlachs, von denen Ludwig, der

spätere Präsident und Kreuzzeitungsrundschauer, der Schwager Thaddens wurde, ferner Lancizolle, Senfft-Pilsach, Plehwe und andere; auch Clemens Brentano hat eine Zeitlang mit ihnen verkehrt. Schleiermachersche Ideen, die auch auf sie gewirkt, hatten sie bald abgestreift und unter herrenhuterischem Einfluß — Pastor Anders von den böhmischen Brüdern ward von ihnen besonders verehrt — einen in strengeren konfessionellen Formen festgebannten Pietismus entwickelt.

Als Thadden nach Pommern und in den Besitz der Trieglaffschen Güter kam, durch die Heirat mit einer geistesverwandten Dame, fand er die dortige Kirche noch völlig beherrscht vom Rationalismus. Er war der Feind, dem sein Glaube aufs stärkste entgegenstrebte, und sofort nahm er den Kampf mit allem Nachdruck auf. Doch gründete er keine Sekte, sondern als ein rechter Pietist suchte er die herrschende Kirche zunächst von seinen Konventikeln her zu unterhöhlen und zu erobern, in denen er und seine Freunde, darunter als einer der ältesten und ihm engverbunden der Herr von Puttkamer auf Reinfeld, selbst den Gottesdienst leiteten, predigten, beteten und sangen und jede Verbindung mit den aufgeklärten Pastoren vermieden.

Als Bismarck nach Pommern kam, stand der fromme Edelmann auf der Höhe seines Einflusses: die hinterpommerschen Pfarreien waren bereits von seinen Anhängern erfüllt; zumal die jungen Pastoren, die Schüler Hengstenbergs, die Eiferer für Thron und Altar, scharten sich um ihn und sahen zu ihm als ihrem Führer und Patron empor. Nicht bloß religiös, sondern auch politisch und sozial eine festgeschlossene Schar, königstreu, altpreußisch, von dem Geist eifriger Propaganda erfüllt, wenig duldsam gegen Andersgläubige, aber auf dem gemeinsamen Grund eines friedevollen und selbstsicheren Glaubenslebens innig miteinander verbunden.

Bismarck hatte schon mehrere Jahre auf dem Lande gelebt, als er mit Thadden, der nicht zu seinen nächsten Nachbaren gehörte, bekannt wurde; ein Schulkamerad, Moritz von Blanckenburg, mit dem er die alte Freundschaft erneuerte, und der als Besitzer von Cardemin der nächste Nachbar von Trieglaff war,

führte ihn in das fromme Haus ein. Bismarck war in dem Geist erzogen worden, der in diesem Kreis verpönt war: im Elternhaus wie auf der Schule hatte ihn noch die rationalistische Atmosphäre umgeben, die so ganz dem Geist des alten Preußens entsprach; Schleiermachers Religionsunterricht hatte ihn nicht tiefer berührt; ohne große Kämpfe, wie es scheint, wenn auch nicht ohne ernstes Nachdenken, hatte er schon auf der Schule mit dem Glauben der Kinderjahre gebrochen; er habe, sagt er, bei seiner Einsegnung an seinem sechzehnten Geburtstag keinen anderen Glauben gehabt als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischungen geblieben sei. Bei Spinoza und Hegel, später, als er schon in Kniephof hauste, in den Schriften von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer suchte er den festen Boden zu finden, den ihm die Kirche nicht mehr bot, und den nun doch auch die Modephilosophen ihm nicht wiederzugeben vermochten.

In diesem Zustånd der Leere und des Überdrusses, den das ungestillte philosophische Grübeln, unbefriedigter Tatendrang, die Langeweile und das Einerlei des Berufes und nicht zuletzt die Sehnsucht nach dem Glück des Hauses und der Liebe selbst in ihm hervorriefen, trat er in jenen Kreis ein, der ihm alles darbot, was er vermißte: inniges Familienleben, treue Freundschaft und eine feste, friedenschaffende Weltanschauung. Blanckenburg, der ganz darin lebte, sich nie davon getrennt hatte und bald durch seine Verlobung mit der Tochter Thaddens sich noch enger mit ihm verband, suchte den Freund mit liebendem Eifer für seinen Glauben zu gewinnen. Dennoch hat Bismarck, wie sehr es ihm auch in dem frommen Haus, das ihm wie eine neue Heimat war, behagte, und wie trostlos er sich oft in seiner Einsamkeit fühlte, lange geschwankt, bis er sich unterwarf.

Auch die Bekanntschaft mit Johanna von Puttkamer, die er auf der Hochzeit Blanckenburgs im Oktober 1844 kennen lernte, hat ihn nicht sogleich dahin geführt. In Reinfeld verkehrte er gar nicht; auch lag es von den Gütern seiner Freunde zu weit ab, als daß er oft hätte Gelegenheit haben können, das Fräulein zu sehen. Erst 1846 hat er eine Zuneigung zu ihr gefaßt, die ihn nicht mehr losließ, auf der Harzreise, die er im August

mit ihr und Blanckenburgs machte; und erst der Tod der jungen Frau von Blanckenburg, die im Oktober darauf dem Typhus, der ihr schon Mutter und Bruder geraubt hatte, erlag, hat die religiöse Krisis in ihm hervorgerufen, in der er sich mit den trauernden Freunden für Leben und Sterben eins fühlte, und aus der er nun den Mut schöpfte, die Hand der Geliebten von ihren frommen Eltern zu erbitten.

»Mir ist die glückliche Ehe und die Kinder, die mir Gott geschenkt hat, wie der Regenbogen, der mir die Bürgschaft der Versöhnung nach der Sündflut von Verwilderung und Liebesmangel gibt, die meine Seele in früheren Jahren bedeckte« — in diesen ergreifenden Worten, die er lange Jahre nach seiner Heirat von Wien her an seine Gattin gerichtet, hat Bismarck ausgesprochen, was ihm sein Glaube für das Glück, das er errungen, und was die Liebe für den Glauben, den er gewonnen, ihm bedeutete: die beseligende Gewißheit, in der Geliebten, in dem Glück des Hauses den Frieden zu besitzen, den er in der Unruhe und der Einsamkeit der Jugendjahre hatte entbehren müssen; in einem allmächtigen Gefühl waren ihm Liebe und Religion zusammengeflossen. »Ich habe Dich geheiratet,« schreibt er in den ersten Tagen von Frankfurt, »um Dich in Gott und nach dem Bedürfnis meines Herzens zu lieben und um in der fremden Welt eine Stelle für mein Herz zu haben, die all ihre dürren Winde nicht erkälten und an der ich die Wärme des heimatlichen Kaminfeuers finde, an das ich mich dränge, wenn es draußen stürmt und friert«. In immer neuen wundervollen Bildern hat er diesem Empfinden Ausdruck gegeben, am schönsten vielleicht an einem Sommertag des Jahres 1849 zu Schönhausen, in einem jener Briefe, aus denen es uns wirklich wie Goethes Wertherstimmung und Luthers Glaubensinnigkeit entgegenweht. Er war hinausgefahren nach der Heide, um die neuen Schonungen anzusehen, die von der Dürre gelitten hatten: »Ich nahm die Büchse mit, um Franziska möglicherweise durch einen Spießer zu erfreuen. aber ich sah nur

Mütter und Babies, die ich nicht voneinander trennen mochte. Am Abend wollte ich Dir schreiben, aber es war so himmlische Luft, daß ich wohl zwei Stunden auf der Bank vor der Gartenstube saß, rauchte und die Fledermäuse fliegen sah, ganz wie vor zwei Jahren mit Dir, mein Liebling, ehe wir unsere Reise antraten. Die Bäume standen so still und hoch neben mir, die Luft voll Lindenblüte, im Garten schlug eine Wachtel und lockten Rebhühner, und hinten über Arneburg lag der letzte blaurote Saum des Sonnenuntergangs. Ich war recht von Dank gegen Gott erfüllt, und vor meine Seele trat das ruhige Glück einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit, ein stiller Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeeres wohl ein Windstoß dringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben, solange das Kreuz des Herrn sich in ihnen spiegelt; mag auch das Spiegelbild oft matt und entstellt zurückstrahlen, Gott kennt sein Zeichen doch.«

Wunderbare Vereinigung weltweiter Widersprüche! Dieser Mann, der nach außen so kalt und verschlossen erscheint, der harte Realist, der immer nur mit dem, was Macht ist und Interesse, rechnet, das Ideale aber aus der Politik recht absichtlich ausstößt, der Held, der keine Furcht kennt, der Kämpfer, der nicht ruht, bis der Gegner am Boden liegt, der Herrschgewaltige, der keinen Willen neben dem seinen duldet, der Zornmütige, der seinen Feinden mit unstillbarem Ingrimm begegnet und ihnen gram bleibt, auch wenn sie vernichtet sind — sobald er in den ihm geheiligten Bezirk eintritt, ist er wie ausgetauscht. Da atmen seine Worte, seine Gedanken, seine innersten Empfindungen nichts als Treue, Hingebung, Demut, Dank und Liebe. Und ist er von ihm getrennt, so kommen alsbald wieder über ihn die alten, trüben Gedanken. Da er von der Brautreise heimkehrt in das Haus der Eltern und der Ahnen, während der Frühling durch das Land geht — der Schnee ist schon fort, die Luft warm, die Leute pflügen —, ist in ihm selbst der kurze Frühling wieder Winter geworden; je näher er Schönhausen kommt, desto drückender wird ihm der Gedanke, auf wer weiß wie lange wieder in die alte Einsamkeit zu treten: »Die Bilder wüster Vergangenheit stiegen

in mir auf, als wollten sie mich von Dir fortdrängen. Mir war fast weinerlich, wie wenn ich nach den Schulferien die Türme von Berlin aus dem Postwagen erblickte.« Noch als Ehemann preßt ihm der Abschied von Reinfeld Tränen aus. Sie kommen ihm, wenn er des Nachts der fernen Geliebten gedenkt. Brennende Unruhe erfaßt ihn, wenn ihre Briefe länger ausbleiben, als er erwartet hat. Wie heiß und stürmisch, »mit fast unziemlicher Leidenschaft«, gesteht er selbst, dringt sein Gebet empor, wenn er sich um die erkrankten Kinder ängstigt, und wie freudig sein Dank, wenn er sie wieder gerettet weiß! Mitten in dem Getriebe des politischen Lebens, wie leidenschaftlich er daran teilnimmt, »friert und bangt« ihn doch nach seinen Lieben, dürstet ihn nach einem »Tropfen Himmelsruhe in dieses fieberheiße Durcheinander, etwas Feiertag in diese Werkstatt, wo Lüge und Leidenschaft rastlos auf den Amboß des menschlichen Unverstandes hämmern«. Noch auf der Höhe seiner Stellung, in den Tagen von Gastein, fordert er die Geliebte auf, indem er sich der gemeinsamen Reise vor achtzehn Jahren erinnert, mit ihm Gott zu danken für alles, was er an ihnen Gutes getan habe, »daß ich aus der Wüste des politischen Lebens im Geist nach dem häuslichen Herd blicken kann, wie der Wanderer in böser Nacht das Licht der Herberge schimmern sieht. Gott erhalte es so bis zur Einkehr!«

Dennoch sind alle diese Gegensätze, so disharmonisch sie an sich sein mögen, untrennbar in ihm verbunden. Sie berühren sich nicht nur, sie gehören zueinander — Luther würde gesagt haben: »wie die Scheide zum Schwert, wie das Bögel zum Kranz«, oder, um wieder Bismarcks Worte zu gebrauchen, »wie Tinte auf weißes Papier, wie das starre Siegel auf das weiche Wachs«. Ohne die Beimischung jener mildesten Tugenden würden die heroischen Züge den Charakter des Harten und Abschreckenden gewinnen: beide wurzeln sie in demselben Grund seiner mächtigen Natur: erst vereinigt vollenden sie das Bild des Helden.

An dieser Stelle wird es uns deutlich, wie tief die Kluft war, die Bismarck zu jeder Zeit auch von seinen Freunden schied, und daß er auch ihnen gegenüber immer er selbst blieb. Auch von Thadden haben wir den oder vielmehr die Werbebriefe —

denn der fromme Ritter fand noch als Großvater den Mut, sich aufs neue dem Ehestand zu ergeben; und auch sie sind viel mehr Glaubensbekenntnisse als Liebeserklärungen. Es scheint fast, als sei das so Stil in diesen Kreisen gewesen; und schon deshalb hat wohl Bismarck zu dieser uns auffallenden Form seiner Werbung greifen müssen. Aber wie weit weicht er darin nach Ton und Auffassung von den Ergüssen seines väterlichen Freundes ab! Wenn er es gegen Herrn von Puttkamer ausspricht, er hoffe, daß die neue Regung seines Herzens, der Friede und die Zuversicht, die sie ihm gegeben habe, was auch über ihn beschlossen sei, nicht verloren sein würden, so hat er damit wohl mehr versprochen, als was er im Grunde des Herzens glaubte und sich selbst gestanden hätte; dies ist eine der Stellen des Briefs, in denen man wirklich etwas von Diplomatie entdecken möchte: sie war auf den Empfänger berechnet. Wie Bismarck in Wahrheit damals zumute war, und was er in jenen Tagen fürchtete, das hat er bald nach der Verlobung seiner Braut in einem Traumbild geschildert, von dem er geängstigt worden war: »Ich hatte einen so häßlichen Traum, Moritz hatte Dir gesagt, das ginge nicht mit uns, wir wären zusammen verloren, weil mein Glaube nicht recht und fest sei, und Du stießest mich von der Planke, die ich im Schiffbruch gefaßt hatte, in die rollende See, aus Furcht, sie möchte uns beide nicht tragen, und wandtest Dich ab, und ich war wieder wie sonst, nur um eine Hoffnung und einen Freund ärmer.«

Von solchen Ängsten weiß der junge Thadden nichts. Im Gegenteil, er tritt der Mutter, bei der er um die Tochter wirbt — der Vater war tot — mit rechter Zuversicht entgegen und möchte fast glauben, daß Fräulein Jette ihn erhören werde; sollte er sich aber darin täuschen oder ein anderes wichtiges Hindernis sich finden, so wird er, wiewohl mit Schmerz, darin die warnende, züchtigende, aber liebende Führerhand seines Gottes erkennen, sich seiner unzeitigen Wünsche begeben und mit Wehmut sprechen: »Den meine Seele liebt, hat nimmer seinesgleichen, drum soll auch dieser Lieb' all andre Liebe weichen.« Und noch bei der zweiten Werbung, als ihn die grauen Haare schon zaghafter gestimmt haben, will er doch, falls ihm die Eltern die Hand der

Tochter versagen werden, obwohl mit Tränen, sagen: »Behalten Sie Ihr Kind, ich besitze es ja mit als Glied an dem großen, heiligen Leibe der Kirche, davon unser Herr Christus das Haupt ist.«

Diese Religiosität kennt wohl Unruhe, aber keine Kämpfe, wie Helden sie führen. Sie bildet zärtliche, rein gestimmte Herzen, sie bindet ihre Bekenner innig aneinander und schafft ihnen den Frieden, den sie draußen nicht finden. Aber sie schließt sie gegen die Welt ängstlich ab; keiner unter ihnen verläßt die Reihen, um im Einzelkampf den Gegner aufzusuchen und zu bestehen; je stärker vielmehr sich ihr Gegensatz zur Umwelt entwickelt — denn erobern wollen auch sie — um so enger tun sie sich zusammen. Sie sind nicht ohne Unruhe und innere Bewegung, aber selbst der Kummer und die Sorge um das ewige Heil äußern sich bei ihnen in weichen, zärtlichen Tönen, und in die Klage über die eigene Sündhaftigkeit mischt sich das glückliche Gefühl, daß der Freund der Seele ihnen näher ist als der Welt da draußen, und daß man sich ihm nur um so inniger, sanftmütig und still, in willenloser Demut zu ergeben habe, um seiner erfrischenden Gnade ganz teilhaftig zu werden.

In den vierziger Jahren war dieser Pietismus von der strengen Haltung der alten Zeit, die Tanz, Spiel und Theater verpönt und selbst noch das Rauchen für sündhaft gehalten hatte, schon freier geworden; das persönliche Element in der Bewegung war zurückgetreten, dafür aber das Gemeinsame um so stärker ausgebildet und das soziale und politische Leben um so mehr nach den kirchlichen Gesichtspunkten geordnet. Thadden selbst war nie ein Kopfhänger gewesen; er hatte von jeher allgemeinere, auch literarische Interessen gepflegt, und so war auch Blanckenburg voll Geist und Leben; auf den Gesellschaftsabenden in ihren Häusern, an denen Bismarck teilnahm, wurden Shakespeare und Schiller mit verteilten Rollen gelesen. Bei den Puttkamers dagegen war, wie es scheint, die quietistische Tendenz, die der Pietismus von Natur in sich trägt, fester gewurzelt, und auch Johanna neigte noch sehr zu ihr hin.

Bismarck hat sich zu seinen Freunden, nachdem er sich einmal unterworfen, rückhaltlos bekannt; wie er sich einst mit be-

wußter Entschlossenheit von den Glaubensvorstellungen seiner Kindheit losgerissen hatte, so ergriff er auch das neue Leben mit der vollen Energie seines Willens, dem nichts verhaßter war als Halbheit. Er disputierte mit ihnen über dogmatische Probleme und verteidigte seinen neuen Glauben gegen ungläubige Freunde; er betete des Morgens und des Abends; täglich suchte er in den Spruchsammlungen der böhmischen Brüder, wie es die Sitte seines Kreises war, sich die Losung des Tages; er las vor dem Einschlafen Kapitel für Kapitel in der heiligen Schrift, besuchte jahrelang, auch in Frankfurt noch, die Kirche, und zwar, wie es die Geliebte wünschte, besonders die strenggläubigen Pastoren. Er hatte Stunden bußfertiger Zerknirschung, die uns fast an die Seelenängste des jungen Luther erinnern. »Ich freue mich,« schreibt er im Februar 1851, »daß wir beide zugleich zum Tisch des Herrn getreten sind; möchte Dir unser Sauerchen (der Pastor an der Kirche der Reinfelder) ebenso in die Tiefen des Herzens gegriffen haben, wie mir Knaak; ich war fast hoffnungs- und hilflos, als es so weit kam, und wollte die Kirche verlassen, weil ich mich der Feier nicht wert fand, aber im letzten Gebet vorm Altar gab mir Gott doch Erlaubnis und Beruf dazu, und ich war recht froh danach.« So war auch unser Reformator vor dem Altar von Angst durchschauert zurückgewichen, als er zum erstenmal als Priester das heilige Opfer bringen sollte.

Aber bei alledem war Bismarck von Anfang her des Zwiespaltes zwischen seinem Empfinden und dem der Freunde sich voll bewußt. Auch darin ging es ihm ganz wie dem Reformator. Wie diesem, so war auch ihm der milde Glaube, den er in ihrem Kreise fand, Balsam für das wunde Herz; die Sicherheit in ihren Überzeugungen, die Herzensreinheit und der Friede, das Treuempfinden und Frauenhafte taten es ihm an. Aber gerade ihre Kerngedanken, ihr für gar nichts Sorgenwollen und Sichabsondern, ihre Willensertötung und Weltentsagung verwarf er. Er hat sich darüber schon in den ersten Tagen seines neuen Glückes mit der Geliebten ausgesprochen und in den Briefen der nächsten Wochen die Diskussion mit Eifer fortgeführt. Es war der alte Streit über Glauben und Werke. Gerade Johanna meinte den Glauben im

Sinne Luthers zu besitzen, und Bismarck sprach dagegen für den Wert der Werke; selbständig wie immer, trat er sogar für den Brief Jakobi ein, den Luther selbst einst eine stroherne Epistel genannt hatte. Er wollte es nicht wahr haben, daß ein Glaube, der dem Gläubigen von seinen irdischen Brüdern sich abzusondern gestatte, so daß er sich mit einer vermeinten isolierten Beschaulichkeit genügen lasse, der rechte Glaube sei; er nannte dies stillsitzende Harren auf den Tag des Herrn, in Glaube und Hoffnung, einen toten Glauben, denn es fehle das, was ihm die rechte Liebe scheine. »Wo die ist, da ist auch, glaube ich, das Bedürfnis, sich in Freundschaft oder durch andere Bande einem der sichtbaren Wesen enger anzuschließen als bloß durch die Bande der allgemeinen christlichen Liebe. Jesus selbst hatte einen Jünger, den er ‚lieb hatte', d. h. noch inniger und in anderer Art als nach dem Worte ‚liebet euch untereinander'; denn daß Du dieses letzte Gebot bei dem caring for nobody nicht ausschließen willst, weiß ich wohl; aber Du sollst mehr tun, Du sollst Seelen haben, die Dir näher stehen als andere, auch wenn Du einst ohne mich leben solltest; indessen fatta sia la tua volontà, und käme es so, so denk daran, mein Herz!« So mündet auch diese Betrachtung in dem Gefühl aus, das ihn ganz durchglühte und sein Leben erneuert hatte. Brauchen wir aber noch zu fragen, wer von beiden Liebenden den Ideen des Reformators näher gewesen ist? Auch Luther war, wie man weiß, von dem Empfindungsleben der Mystiker tief berührt worden; aber überwinden hat er sich niemals von ihm lassen; und je stärker sein Glaubensbewußtsein sich entwickelte, um so mehr fühlte er sich von ihm geschieden. Auch er hat den prinzipiellen Unterschied zwischen seiner Religion und der eines Staupitz klar erkannt und auf das entschiedenste betont: gerade das quietistische Warten auf den Tag des Herrn, das völlige Versinken in Gott, die »Gelassenheit in der Gelassenheit«, wie er es nennt, und dabei doch die Kampfesstellung gegen die als ungläubig aufgefaßte Welt, jenes zugleich leidvolle, demütig sich gebende und doch selbstgefällige, gerechttuende Wesen hat der Reformator grundsätzlich bekämpft: das ist ihm der Geist der Rottierer, der die Schrift mit dem eigenen Geist meistern will und doch nichts anderes

ist, als die alte Papisterei in einem neuen Kleid. »Ich kämpfe«, fährt Bismarck an jener Stelle fort, »grundsätzlich in mir gegen jede düstere Ansicht der Zukunft, wenn ich ihrer auch nicht immer Herr werde; ich bemühe mich, zu hoffen, unter allen Umständen das Beste, immer natürlich mit obigen italienischen Worten des Vaterunsers als Grundgedanke.« Mangel an Glauben und Ergebung, Zweifel am Wiedersehen, am ewigen Leben, Zweifel an Gottes Liebe nennt er den in Tränen schwimmenden, nicht zu stillenden Schmerz seines Freundes um den Tod der Gattin. »Mit dem Glauben, wie ich ihn verstehe, ist mir die Trostlosigkeit ganz unfaßbar. Wenn ich an Moritz schreibe, habe ich Lust, ihn an beide Schultern zu greifen und recht herzhaft zu schütteln.«

Ist es nicht, als ob wir Luthers Vers vernähmen:

»Ich komme, ich weiß woher,
Ich fahre, ich weiß wohin,
Mich wundert, daß ich noch traurig bin?«

Die Religiosität, die Thadden nach Pommern verpflanzt hatte, wurzelte in dem Boden der Romantik, in der die Sentimentalität der Rousseauschen Gedankenwelt mit katholisierenden Empfindungen, wie sie in der Reaktion gegen den Druck der französischen Revolution überall erwachten, verwachsen war. Bismarck aber hat auch in seiner Religion, wie in seiner Politik, die Romantik ausgestoßen: sein Glaube war der demütig-starke, weltfreudige und freie männliche Glaube des Protestantismus. »In ergebenem Gottvertrauen«, so ruft er der Geliebten zu, »setz die Sporen ein und laß das wilde Roß des Lebens mit Dir fliegen über Stock und Block, gefaßt darauf, den Hals zu brechen, aber furchtlos, da Du doch einmal scheiden mußt von allem, was Dir auf Erden teuer ist — und doch nicht auf ewig.«

Wir sehen nun wohl, einen wie breiten Raum die Liebe zu Johanna von Puttkamer in der neuen Lebensauffassung einnahm, zu der Bismarck seit dem Herbst 1846 sich bekannte; daß sie ihr nicht bloß den Anstoß gab, sondern gemeinsam mit ihr ans

Licht brach, ihre stärkste Wurzel, ja mehr als das, ein Stück ihrer selbst war. Dennoch würden wir sein Glaubensleben nach Ursprung und Wesen nur halb verstehen, wenn wir es lediglich aus diesem persönlichsten Empfinden ableiten und nicht auch der allgemeinen Momente gedenken wollten, unter denen es sich entwickelt hat. Man hat längst erkannt, daß Bismarck die Orthodoxie seiner mittleren Jahre nicht immer bewahrt hat, vielmehr gegen das Ende seiner Laufbahn zu einer freieren Religiosität zurückgekehrt ist, so daß seine orthodoxe Periode beinahe wie eine Episode erscheinen kann. Auch in den Briefen an seine Gattin wird diese Entwicklung sichtbar; die dogmatischen Erörterungen, die Angaben über Kirchenbesuch, Kommunion, Bibellesen und Hausandachten treten in den späteren Jahren darin zurück. Es fehlt auch da nicht an Aufblicken zu Gott, und jeder Gedanke an die Lieben daheim wandelt sich ihm in Gebet; aber die Kirchenluft der ersten Zeit atmen wir in den Briefen der späteren Periode nicht mehr. Im Sommer 1851, in den ersten Monaten von Frankfurt, herrscht noch die alte Stimmung vor; die Einsamkeit, die Sorge um die Kinder, die mit der Mutter in Reinfeld geblieben waren und dort erkrankten, gewiß auch der Mangel an Tätigkeit, solange noch Herr von Rochow die Geschäfte der Gesandtschaft führte, hielten sie in Bismarck wach. Er merkt noch an, wann er in der Kirche war, welchen Pfarrer er gehört, welchen Eindruck die Predigt auf ihn gemacht hat; »mit System« liest er des Abends im Bett die Episteln des Neuen Testaments; auf den Rheinfahrten hat er es bei sich; wir finden ihn so in Rüdesheim auf dem Balkon seines Gasthauses mit einem Freund, dem Grafen Lynar, bei der Zigarre und einem Glas Wein, unter ihnen der rauschende Strom: »Mein kleines Testament und der Sternhimmel brachten uns auf christliche Gespräche, und ich rüttelte lange an der Rousseauschen Tugendhaftigkeit seiner Seele, ohne etwas anderes zu erreichen, als daß ich ihn zum Schweigen brachte.« Mit Dank gegen Gott erkennt er daran, wie groß die Entfernung zwischen seinem jetzigen Glauben und seinem früheren Unglauben geworden ist: »möchte sie immer größer werden, bis sie das rechte Maß hat.«

Aber schon in dieser Zeit nehmen wir wahr, daß er sich fast wider Willen freieren Gebräuchen und Vorstellungen anbequemt. Zuerst besucht er noch die lutherische Kirche. Er findet einen »zwar nicht sehr begabten, aber doch gläubigen Pastor«; aber »die Zuhörer waren außer mir genau zweiundzwanzig Weiber, und mein Erscheinen war sichtlich ein Ereignis«. Das schreckt ihn ab; am nächsten Sonntag versucht er es schon mit der reformierten französischen Kirche, wo er wenigstens mehr Gemeinde und Andacht, auch einen leidlichen Prediger antrifft; er wundert sich über den hübschen Gesang dieser »nüchternen Reformierten«, »fast nach der süßen katholischen Melodie, die Du immer spieltest«: »aber ich kann nicht Französisch reden zu meinem lieben treuen Herrn und Heiland, es kommt mir undankbar vor«. Acht Tage darauf, am ersten Pfingsttag, muß er nach Heidelberg zu einer Zusammenkunft mit dem badischen Minister: er hat Gewissensbisse darüber, daß er am Feiertag fahren muß, aber Rochow, sein Chef in Frankfurt, hat es so gewollt. Auf der Rückkehr, am zweiten Pfingsttage, weiß er es so einzurichten, daß er in Bickenbach an der Bergstraße, wo ein neues Rendezvous mit den Frankfurter Freunden und Kollegen verabredet ist, in einer lutherischen Kirche einen »sehr süddeutsch redenden, aber gläubigen Prediger« hört. Aber schon am 26. Juni gesteht er der Gemahlin, die nach den Konfessionsverhältnissen in Frankfurt geforscht hat: »Ich werde hier etwas reformiert und rede noch immer Französisch zu Gott, weil es mir jedesmal zu spät wird, um einen mir als sehr gut empfohlenen lutherischen Prediger draußen in Sachsenhausen zu besuchen.« Und Mitte August muß er gar den besorgten Reinfeldern bekennen: »Ich bin ein rechter Heide, daß ich gar nicht mehr in die Kirche komme und immer des Sonntags reise«. Und wenn er auch hinzufügt, daß er ein recht schlechtes Gewissen darüber habe, denn er diene Menschen an dem Tag, wo er nur Gott dienen sollte, und habe immer dumme Nützlichkeits- und Notwendigkeitsentschuldigungen dafür, so läßt sich dennoch vermuten, daß er sich trotzdem nicht gebessert hat; denn in den späteren Briefen ist von den Kirchgängen kaum noch die Rede.

In denselben Wochen (es waren die Tage, wo er ganz an die Stelle des Generals von Rochow trat) bemerken wir aber auch bereits eine leise Abwandlung seiner politischen Anschauungen. Im Beginn seiner Frankfurter Tätigkeit war er noch ganz der leidenschaftliche Reaktionär, der den Bruch mit dem konstitutionellen Regime forderte. Kaum aber war der Sommer vorüber, als er diesen Gedanken, mit dem sich der König und die Partei der Reaktion, wie man weiß, sehr ernstlich trugen, widerrief, »auf die Gefahr hin, von dem Minister für einen konstitutionellen Renegaten gehalten zu werden«. Das Motiv, das ihn leitete, war nicht sowohl aufkeimender Liberalismus, der ihm ganz fernlag, sondern die Überzeugung, daß die Regierung auch so ihren Willen durchsetzen werde, und daß die Rücksicht auf die deutsche Politik, der Gegensatz Preußens zu Österreich, den er schon voll in sein Programm aufgenommen hatte, es ratsam für die Krone erscheinen lasse, die inneren Schwierigkeiten nicht ohne Not zu vermehren. So genau also entspricht die religiöse Haltung Bismarcks der politischen Richtung, in der er sich jeweilig bewegte: seine Erziehung im Geist des Rationalismus dem altpreußischen patriarchalen Staat, mit dem diese Weltanschauung ganz homogen war; die Unsicherheit und Skepsis der Universitätszeit und der folgenden Jahre der allgemeinen Unruhe, die in Staat und Gesellschaft seit der Julirevolution um sich gegriffen hatte; die Hinwendung zum orthodoxen Bekenntnis der Reaktion seines Preußentums gegen die deutsche Bewegung, welche Krone und Staat in ihren Grundfesten erschütterte und aufzulösen drohte; und endlich die Abkehr von der strengen Kirchlichkeit und die Wiederannäherung an die Weltanschauung der jüngeren Jahre den Aufgaben, die ihm die Politik seit seiner Berufung nach Frankfurt stellte, und die in der Versöhnung der preußischen Machtidee, in der er wurzelte, mit der nationalen, von dem Liberalismus getragenen Bewegung gipfeln sollten.

Dieser Parallelismus kann kein Zufall sein; religiöses und politisches Denken fallen nicht nur zeitlich in Bismarck zusammen, sondern stehen in lebendiger Wechselwirkung.

Hierfür ist sehr bezeichnend, daß in dem Winter nach Olmütz, eben in der Zeit der leidenschaftlichen Reaktion, sich auch seine

Religiosität am strenggläubigsten zeigt. Damals war es, wo er Knaak hörte und sich von seiner Bußpredigt so tief erschüttern ließ, daß er es kaum wagte, in seinem Sündenbewußtsein vor den Tisch des Herrn zu treten (Februar 1851). Aber sogar da deckt sich sein religiöses Empfinden nicht mit dem seiner Freunde. Ein paar Wochen später gesteht er es unumwunden ein, daß er Büchsel doch lieber höre als Knaak, der ihm zu aufgeregt sei und ihn so mutlos mache, daß sein ganzes Christentum in Gefahr gerate: »ich kann ihn nicht vertragen, was ohne Zweifel ein schlechtes Zeugnis für die Kraft meines Glaubens ist, und ich bitte Gott um Kräftigung durch seinen Geist, denn ich bin wie eine lahme Ente am Rande seiner Wasser, das sehe ich klar und kann mich doch nicht ermannen, daß es anders werde« (29. März). Am folgenden Sonntag besucht er doch wieder auf die Empfehlung der Gemahlin den von ihr so verehrten Pastor; aber seine Opposition wächst nur: Knaak überspanne die Saiten, indem er Tanzen, Theater und alle weltliche Musik verdamme; das gehe zu weit, sei Zelotismus. Freilich setzt er hinzu, daß er ihn persönlich dennoch liebe und wohl wünsche, es gebe mehr solcher Zeloten, wenn er auch seine Anschauung nicht teile: aber das ist eben doch die Stellung, in der wir Bismarck von Anfang an dem Pietismus seiner Freunde gegenüber sahen; so sehr er sich von ihm angezogen fühlte, blieb er doch grundsätzlich von ihm geschieden.

Und darin wiederholt sich nur auf religiösem Gebiet, was wir in seiner politischen Haltung während der Revolution überall wahrnehmen. Von außen gesehen, gehörte er ganz zu der Partei der Kreuzzeitung und konnte wohl als ihr Heißsporn gelten; mit gleichem Eifer trat er für Thron und Altar ein, sprach und schrieb gegen Judenemanzipation und Zivilehe, kämpfte für den christlichen Charakter des Staates, gegen das »Recht« der Barrikaden und die heidnische, krebsfräßige Bureaukratie, und prophezeite, daß das Narrenschiff der Zeit an dem Felsen der christlichen Kirche scheitern werde. Aber diese Schlagworte der Partei haben in seinem Munde einen andern Klang als in dem seiner Freunde und ordnen sich alle einem Grundgedanken unter, der bei jenen hinter den Doktrinen der Partei zurücktritt. Die Macht der Krone, als

deren getreuen Vasallen er sich gibt, deckt sich ihm in jedem Moment mit der Interessensphäre des Staates, mit den Machtansprüchen Preußens. Das Vaterland, das Land seiner Könige und seiner Ahnen, stellt er auch in dieser Zeit höher als die Partei. Es ist der Boden, in dem er wurzelt, auf dessen Umkreis sich sein politischer Wille bewußt beschränkt, der ihm den Maßstab und die Grenze seines Handelns an die Hand gibt. Preußisch war immer die Grundfarbe seines politischen Empfindens geblieben. Indem er nun Preußens Krone von der Revolution bedroht sieht, erwacht dasselbe in ihm um so stärker, mit autochthoner Kraft; die liberalen und die nationalen Ideale seiner Jugend treten davor zurück, da sie sich ihm überall mit unpreußischen Tendenzen verbündet zeigen: Erhaltung Preußens und die Besiegung aller seiner Gegner wird das Zentrum seiner politischen Gedanken.

So tritt für Bismarck die Politik nirgends aus der Sphäre der Macht heraus, der historisch gewordenen Macht. Es ist kein erträumtes Preußen, das er nach den Idealen seiner Weltanschauung gestalten möchte, nach Maßstäben, die nicht von ihm selbst hergenommen sind, sondern der Staat der Hohenzollern, der in der Arbeit von Jahrhunderten erworben und erwachsen war und deutsches Leben ausbreitete, wohin er immer seine Wurzeln senkte. Was Bismarck an den König und seine Partei fesselte, war im letzten Grunde das Empfinden, daß das Gut, auf dessen Besitz es ihm ankam, in ihren Händen besser geborgen sei als bei ihren Gegnern. In Wahrheit stand er letzteren kaum ferner als seinen Freunden. Denn auch diese waren nicht durchaus von preußischen Gedanken getragen und zum Teil noch viel ärgere Doktrinäre als die Liberalen. Romantiker waren die einen wie die andern: Bismarck allein hatte der Romantik bewußt und völlig Valet gesagt.

Hier aber wird uns die Analogie, ja mehr als das, die innere Verwandtschaft seiner Weltanschauung mit derjenigen Martin Luthers aufs neue deutlich. Denn wenn es wahr ist, daß die Ideen der Reformation in dem Staat der Hohenzollern Leben gewannen und gerade die Epochen seiner Größe von ihnen getragen wurden, so muß vor allen der Staatsmann, in dem sich der Genius des

preußischen Staates recht eigentlich verkörperte, auf ihrem Grunde gestanden haben. Er selbst ist sich des Zusammenhangs mit Luther immerdar bewußt gewesen. Da Frau von Puttkamer Mitleid äußert mit den ungarischen Rebellen, Graf Batthyany und seinen Freunden, die der Rache Österreichs geopfert waren, verweist er sie auf die lutherische Predigt über Matth. 18, Vers 21 ff., die er soeben mit seiner Frau gelesen, und die voll Liebe und Vergebung sei: aber »weltliche Gewalten sollen nicht vergeben, was man unrecht tut, sondern strafen,« sage der alte Luther ausdrücklich am Eingang. Er nennt ihr Mitgefühl eine Nachwirkung der Rousseauschen Erziehungsprinzipien, in denen ihre Generation aufgewachsen war, und bezeichnet damit genau den Zusammenhang, in dem ihre Weltauffassung mit der Sentimentalität des 18. Jahrhunderts stand. Er fragt, ob sie nicht eher Mitleid habe mit den vielen Tausenden unschuldiger Leute, deren Frauen und Kinder durch den wahnsinnigen Ehrgeiz oder die Selbstüberhebung jener Rebellen zu Witwen und Waisen geworden seien; das weichliche Mitleid mit dem Leib des Verbrechers trage die größte Blutschuld der letzten sechzig Jahre; die rechtmäßige Obrigkeit sei ihren Untertanen, die Gott ihr anvertraut, den Schutz ihres Schwertes gegen Übeltäter schuldig, die Rebellen aber bleiben Mörder und Lügner, wenn sie jenes Schwert durch Gewalt an sich reißen sollten, sie können töten, aber nicht richten. Wieder ist es, als läsen wir Luthers Worte, jene Sätze, die auch heute noch weichlichen Gemütern ein Entsetzen sind, in denen der Reformator die Herren auffordert, in die mörderischen Rotten der Bauern dreinzuschlagen, zu würgen, zu stechen, wer da könne: »Bleibst du drüber tot, wohl dir, seligeren Tod kannst du nimmermehr überkommen, denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Wortes, Römer 13, 1 ff., und im Dienst der Liebe, deinen Nächsten zu retten aus der Hölle Banden.« Wie Dr. Martinus, so rechnet auch Bismarck den Staat zur Sphäre des Staubes; niemand hat je ein zutreffenderes Gefühl für den Unwert alles Irdischen gehabt als dieser Gewaltige, dessen Leben im Zerstören und im Schaffen dahinging. Aber wie alles, was irdisch ist, ruht auch ihm, gleich dem Reformator, weltliche Macht unmittelbar in

Gottes Hand. Dort ist der Ursprung ihres Rechtes, daher stammt das Gottesgnadentum des Regiments. Nicht, als ob es einer besonderen Weihe und Legitimation bedürfe, oder eine bestimmte Regierungsform, etwa die absolute Monarchie, den Vorzug vor anderen habe. Nichts lag Bismarck ferner. Nicht wegen der monarchischen Idee an sich, sondern weil es Preußens Krone galt, stand er gegen die Rebellen; er hat das Gottesgnadentum auch für den konstitutionellen König sofort in Anspruch genommen. Er will nichts weiter als den Gottesauftrag des Amtes, das göttliche Recht der Obrigkeit, so wie Luther es formuliert hatte: Recht, Pflicht, Verantwortlichkeit vor Gott und den Menschen entspringen derselben Wurzel. Das hat Bismarck im Sinn, wenn er, wie so oft, seinen Glauben, sein Christentum als den Urgrund seines Pflichtgefühls, seiner Treue, seines Mutes und aller seiner Handlungen bezeichnet, und nichts anderes schließlich, wenn er von dem christlichen Charakter des modernen Staates und von seiner Aufgabe spricht, christlicher Lebensauffassung die Wege zu bereiten. Mögen seine Reden aus der Revolutionszeit manchmal an die Hallersche Staatslehre anklingen, tatsächlich hat er sie schon damals überwunden oder, besser gesagt, sie niemals besessen. Das machte ihn zu dem geborenen Gegner römischer Staatsauffassung, um so mehr, als er für jenes Preußen einzutreten hatte, das von der Ecclesia militans, wie er schon Ende 1853 an General Gerlach schrieb, »bis auf die Existenz selbst als ketzerischer Mißbrauch bekämpft werde«.

Alle diese Gedanken aber besaß Bismarck bereits, als er sich zu der Geliebten und ihrem Glauben bekehrte; wir finden sie schon in seinen ersten Briefen an die Braut, er hat sie aus der Zeit seines »Unglaubens«, seiner Unrast und »Verwilderung« herübergebracht. Beweis, wenn es noch eines solchen bedürfte, daß das Studium der unchristlichen Philosophie und die inneren Kämpfe, die sie ihm brachte, doch nicht so unfruchtbar gewesen sind, als es ihm in dem Glücksgefühl seines neuen Lebens erscheinen mochte, und daß seine Weltanschauung mit den Einflüssen der Schule und Universität und den Erziehungsprinzipien, ja wohl auch der Religiosität des elterlichen Hauses selbst enger zusammen-

hing, als er es im Kampf gegen die Revolution eingestehen wollte. Auch hat er sie nie wieder verloren, mochte er auch das viele Kirchengehen mit den Jahren lassen und den spezifisch orthodoxen, an den Mythus gebundenen Glauben mehr oder weniger abstreifen. Mit seinen alten Freunden zerfiel er: sein einstiges Vorbild Ludwig von Gerlach ward Hospitant des Zentrums; Thadden selbst wurde ein Tischgenosse dieser schlimmsten seiner Gegner; von seinem alten Gönner Senfft-Pilsach mußte er Vorwürfe über seine Glaubenslosigkeit hinnehmen, und er mußte es erleben, daß auch sein wärmster Freund, Moritz von Blanckenburg, der ihn einst zur Kirche zurückgeführt hatte, sich von ihm wandte. Dennoch blieb er im Kern derselbe. Er hatte ja niemals, wie sie, gewähnt, die Fülle des Friedens und der Gewißheit bereits zu besitzen; nur eine Station des Glaubens hoffte er bei seiner Bekehrung erreicht zu haben, von der ihm Gott weiterhelfen werde, wie er ihm bisher geholfen habe: er wollte ein Kämpfer sein, so im Glauben wie im Leben.

Darum hat er auch zu keiner Zeit den Anspruch erhoben, den Glauben anderer zu meistern; nur das göttliche Recht des Staates wollte er schützen, denn das gebiete ihm sein Glaube: er möchte, schreibt er der Braut, auch den Schein davon vermeiden, als wollte er sie irgendwie zu Glaubensregungen hinüberziehen, wie sie gerade in ihm arbeiten: »Es ist mir so sehr lieb, wenn Du bei dem, was Du für wahr erkannt hast, unerschütterlich fest bleibst, und ich würde es mir zur Sünde anrechnen, wenn durch meine Schuld das mindeste in Dir wankend werden könnte.« Wie hoch ihn das Schicksal führte, vor der Majestät des göttlichen Namens verschwand ihm alle menschliche Gerechtigkeit und Größe. Vor ihr verstummte auch sein Zorn und die lähmende Sorge, und kam der Sturm der Leidenschaft zur Ruhe: »Wie Gott will, es ist ja alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehn wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Was sind unsere Staaten und ihre Mächte und Ehre vor Gott anders als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt?«

Noch im Alter, als er längst den Gipfel irdischen Ruhmes erstiegen hatte, erfüllte zuweilen das Gefühl der Vergänglichkeit, der Vergeblichkeit alles Strebens seine Seele mit den Schatten der Schwermut. Aber an dem Gedanken an Gott fand auch sie allzeit ihre Grenze; und wie wenig verstehen ihn alle diejenigen, welche solche Stimmungen mit dem Modewort des Pessimismus bezeichnen oder ihn einen Fatalisten schelten möchten. Es ist nicht sowohl Resignation und Verzagtheit, als ein Ausruhen in dem Gedanken an die Ewigkeit, eine »Station des Glaubens«, das lebendige Empfinden der Abhängigkeit unmittelbar von dem Willen des Herrn. Es war immer nur eine Stufe, auf der Bismarck neue Kraft schöpfte, um die Last seines Amtes zu tragen und seine Feinde zu bestehen, alle Rechte und alle Pflichten die Verantwortlichkeit vor Gott und der Geschichte. Die dritte Bitte des Vaterunsers, auf die er seine Braut an der Stelle, die wir zitierten, hinwies, war bis ans Ende seines Glaubens letzter Schluß. So hat es der Achtzigjährige gegen die deutschen Professoren ausgesprochen, die ihm die Huldigungen unserer Hochschulen darbrachten: »Unser Herrgott ist doch ein einsichtigerer Regent, als irdische Fürsten sein können, und es gibt unter uns viele Leute, die mit dem Regiment der Vorsehung innerlich, wenn sie frei reden sollen, auch nicht vollständig zufrieden sind. Ich bemühe mich, es zu sein, und das Gebet im Vaterunser ‚Dein Wille geschehe' ist mir immer maßgebend. Ich gebe mir Mühe, ihn zu verstehn, aber verstehn tue ich ihn nicht immer.«



Bismarck und Ranke.

(1901.)

Es ist eine verbreitete Annahme, daß Bismarck ein großer Leser historischer Werke gewesen sei und daß das Studium der Geschichte auf seine politischen Anschauungen sehr eingewirkt habe. Auf der Universität, so pflegt man zu erzählen, habe der alte Heeren, der mit seiner historischen Bildung noch im 18. Jahrhundert, in der friderizianischen Epoche und den Anfängen der Revolution, wurzelte, auf ihn besonderen Eindruck gemacht, tieferen als seine anderen, zumal die juristischen Lehrer, deren Auditorien er gern vermieden habe; später aber, in der Einsamkeit des Landlebens, in den Jahren, da die Elemente seiner Politik in seinem Geist gärend nach Gestaltung rangen, sei es vor allem Ranke gewesen, dessen Werken Bismarck ein intensives Studium gewidmet habe. Für den Historiker von Fach ist es gewiß eine sehr schmeichelhafte Vorstellung, daß der größte Staatsmann bei dem größten Historiker des 19. Jahrhunderts in die Lehre gegangen sei, und daß die Elemente der Rankeschen Geschichtsauffassung in Bismarcks Staatskunst Leben gewonnen haben. Leider jedoch muß ich bekennen, daß ich weder in den Reden und Denkschriften Bismarcks noch auch in seinen Erinnerungen, die doch voll von historisch-politischen Betrachtungen sind, einen direkten Hinweis auf besondere historische Studien, sei es Rankes oder irgendeines zeitgenössischen deutschen Geschichtsprofessors, gefunden habe. An der einzigen Stelle seiner Memoiren, die man allenfalls so deuten könnte, gelegentlich eines Urteils über die Konvention von Reichenbach, die Preußen und Österreich im Juli 1790

abschlossen, und mit der die Allianzpolitik gegen die französische Revolution ihren Anfang nahm, spricht er doch nur ganz allgemein von »geschichtlichen Urteilen chauvinistischer Landsleute«, zu denen er sich in bezug auf jenes Ereignis in Gegensatz stellt; so daß man im Zweifel bleibt, ob er dort überhaupt Historiker von Fach im Auge hat. Dies Schweigen ist um so auffallender, als Bismarck, wie man weiß, groß war im Zitieren; denn was ihn packte, haftete auch in ihm und verschmolz mit seinem ganzen Sein und Wesen. Wie lebte und webte er in William Shakespeare! Die Verse des englischen Dichterfürsten begleiteten ihn durchs Leben, sowie die heroischen Gestalten seiner Dramen ihm etwas von der Kraft und Leidenschaft, die ihr Schöpfer ihnen einhauchte, mitgeteilt zu haben scheinen. Der erste Brief, den wir von seiner Hand besitzen, in englischer Sprache geschrieben und an einen englischen Studienfreund gerichtet, schließt schon mit einem Zitat, den Hexenworten aus Macbeth, und das letzte Wort seiner »Gedanken und Erinnerungen« ist eine gegen Gegner und Führer der Fraktionen gerichtete Stelle aus dem »Coriolan«, dessen finstere Züge auch das umschattete Bild des alten Fürsten in den Jahren seiner eigenen Verbannung an sich trägt, jenes Wort voll bitterer Verachtung, das der Römer, den die Vaterstadt verstieß, den Demagogen Roms entgegenschleudert: »Get you home, you fragments!« Neben Shakespeare war es vor allem Goethes »Faust«, an dessen Geist Bismarck sich genährt hat. Mit ein paar Bänden von Goethe, so sprach er unter seinen Tischgenossen in Versailles, glaube er es wohl ein paar Jahre auf einer einsamen Insel aushalten zu können. Seine Reden bezeugen uns, wie sehr er auch in dem deutschen Dichter zu Hause war. Wie oft blitzt uns aus ihnen, gleich einem Edelstein in der Goldfassung, ein Wort aus Goethes »Faust« entgegen! In der Waldeinsamkeit von Friedrichsruh, in dem Sommer nach seiner Verstoßung, griff Bismarck wieder zu Schiller, las seine Dramen noch einmal nacheinander. Und wie immer, gewann, was er las, Leben und Beziehung zu ihm selber. Als er in den »Räubern« an die Szene kam, wo Franz den alten Moor mit den Worten: »Willst du denn ewig leben?« in den Kerker zurückstößt, »da stand mir,« so erzählte er bald danach

einem Besucher, »mein Schicksal vor Augen!« Oder man vergegenwärtige sich die Briefe des jungen Helden an seine Braut, aus denen dem Leser allerorten, gleich Tautropfen aus blühendem Gezweig, die Perlen deutscher und fremder Poesie entgegenglänzen.

Vergleicht man mit diesem Reichtum der Lektüre und ihrer Präsenz in Bismarcks starkem Gedächtnis sein Verhältnis zunächst zu den liberalen Historikern unserer Nation, so könnte man beinahe zu dem Glauben gelangen, daß, wenn er sie überhaupt gelesen hat, ihre Gedanken doch völlig von ihm abgeglitten seien. Und doch kannte er manchen unter ihnen, gerade die Wortführer, persönlich und zu Zeiten mehr als ihm und ihnen selbst lieb sein mochte. Aber nicht auf ihrem, sondern auf seinem eigenen Boden waren sie ihm begegnet, in der politischen Arena. Denn sie trieben ohne Ausnahme neben ihrem eigentlichen Metier auch das der Politik; ja, es gab Zeiten, wo sie über der Teilnahme an den politischen Geschäften ihren eigentlichen Beruf fast vernachlässigten. Und immer verfolgten sie in ihren historischen Werken eine auf die Gegenwart, auf die politischen Aufgaben der Nation unmittelbar gerichtete Tendenz: die Auswahl ihrer Stoffe, ihre Darstellung und ihr Urteil, oft genug sogar die Kritik der Quellen richteten sie danach ein; sie schilderten die Vergangenheit nicht anders, als ob sie selbst an ihren Kämpfen teilgenommen hätten, mit dem Eifer und der Gesinnung, die sie denen der Gegenwart entgegenbrachten; sie haßten und verklagten die einen, als wären sie ihre persönlichen Gegner, und priesen diejenigen hoch, in denen sie die eigenen oder verwandte Überzeugungen wiederzufinden glaubten; die Gegensätze und selbst die Schlagworte des Tages übertrugen sie auf den Hader längst vergangener Geschlechter, bis hinauf zu den fernsten Zeiten; selbst den Parteiungen in dem alten Rom und Hellas liehen sie Farben, die sie der Gegenwart entnahmen. Denn die Historie diente ihnen als Lehrmeisterin der Politik; in dem Zusammenhang des Geschehenen suchten sie die Wege aufzuweisen, welche die Mitwelt gehen müsse, die Rechtfertigung ihres eigenen Meinens und Tuns und das Urteil über die Schäden und Irrtümer der entgegengesetzten Richtung; ihre Geschichtsschreibung selbst war ein Mittel und ein Stück ihrer Politik.

Ja, sie waren recht eigentlich die Stimmführer der öffentlichen Meinung, die Führer der Nation in ihrem Ringen um die Einheit; und niemals hat die deutsche Geschichtsschreibung ein größeres Publikum gehabt und tiefer auf die Parteien und die Presse eingewirkt als zu der Zeit, da Politik und Historie von jenen so ineinander gemengt wurden. Denn nur der Liberalismus hatte in der Historie noch das Wort oder fand wenigstens allein Nachfolge und Anklang; wo sich noch eine Stimme für eine reaktionäre, ja auch nur unparteiische Auffassung der Geschichte erhob, ward sie überhört; niemals hat Ranke einen geringeren Leserkreis gehabt als in dieser Zeit.

Es waren die Jahre, da Bismarck im Kampfe gegen die aus ganz Deutschland andrängende Flut des Liberalismus stand und durch das Heer seiner Gegner hin die Bahn brach, auf der er Preußen, Staat und Krone, an die Spitze Deutschlands brachte. So waren denn die liberalen Historiker alle in dem ihm feindlichen Lager. Schon in der Revolution waren die älteren unter ihnen, Dahlmann, Duncker, Droysen, die erklärten Gegner des Junkers von Schönhausen gewesen. Die Jungen, die neben und nach ihnen auftraten, ihre Gedanken annahmen und fortentwickelten, bildeten den Gegensatz nur schärfer aus, je mehr der Konflikt die Parteien gegeneinander trieb und Bismarcks Politik die Aussicht auf das Ziel, das alle verfolgten, zu verdunkeln schien. Sogar Männer von so gemäßigter, durchaus preußischer, ja dynastisch-hohenzollernscher Gesinnung, wie Max Duncker, oder ein so energischer Verfechter der Militärreorganisation, wie Theodor von Bernhardi, standen gegen den Minister auf, als er, mit dem wieder reaktionär gewordenen Österreich verbündet, das Schmerzenskind der Nation, Schleswig-Holstein, dem Dänenjoche auszuliefern schien; Heinrich von Sybel, der in den Anfängen des Konfliktes so eifrig zum Frieden mit der Regierung geraten, war jetzt der erbittertste, leidenschaftlichste Gegner geworden, und selbst Heinrich von Treitschke wandte sich für eine Weile von einem Preußen ab, das, wie auch er wähnte, einer vaterlandsverräterischen Reaktion anheimgefallen zu sein schien. Bei solchen Gegensätzen ist es in der Tat nicht zu erwarten, daß der preußische Minister historische Be-

lehrung bei Männern gesucht haben sollte, die sich in ihrer Geschichtsschreibung so sichtlich von ihren politischen Doktrinen leiten ließen und aus ihr die Rechtfertigung ihrer staatlichen Ziele zu gewinnen trachteten.

Zwar bedeutete die Höhe des Kampfes für diese Gegner Bismarcks fast schon die Umkehr und die Versöhnung: die Triumphe des Ministers zerstreuten die Wolken des Mißverständnisses, die seine Absichten verhüllt hatten; sein Sieg bekehrte weitaus die meisten unter ihnen, und sie wurden die frühesten und eifrigsten Lobredner seiner Taten. Denn am Ende des Weges sahen sie oder glaubten sie doch zu sehen, daß Bismarck dieselbe Richtung eingehalten habe, in die sie immer hingewiesen hatten. So wurden sie die Herolde, ja die Geschichtsschreiber des Mannes, den sie soeben noch befehdet hatten. Unter seinem maßgebenden Einfluß modifizierten sich ihnen die Bilder der Vergangenheit in demselben Verhältnis wie ihre politischen Überzeugungen. Man vergleiche nur, wie Treitschke seinen Plan einer deutschen Geschichte unter dem alten Bunde während der Konfliktszeit auffaßte und wie er ihn später ausgeführt hat: ihm, der die Bilder nationaler Zerrissenheit und stumpfer Reaktion, zumal in Preußen selbst, seinen Zeitgenossen warnend vor die Augen zu stellen gedacht hatte, verwandelte sich das Buch, als er nach dem Siege über Frankreich an die Ausarbeitung ging, in eine Lobpreisung der altpreußischen Monarchie. Den gleichen Abstand nehmen wir wahr an den beiden großen Werken Sybels, dem Zeitalter der französischen Revolution und der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches: jene, unter dem Eindruck des Scheiterns der deutschen Revolution entworfen und in ihren Hauptbänden noch während der Kämpfe um die deutsche Einheit vollendet, trägt in Auffassung und Darstellung auch die Farben jener streiterfüllten Epoche; während die deutsche Geschichte des großen Historikers sowohl in der Anordnung des Stoffes, die von den inneren Vorgängen fast absieht und nur die äußere Politik, eben das Werk Bismarcks, voll umfaßt, wie auch in dem Urteil und den Doktrinen selbst ganz den Stempel des Bismarckschen Genius trägt. Kann man doch Bismarck fast als einen Mitarbeiter

Sybels bezeichnen! Er hat ihm nicht nur den Zugang zu den Quellen eröffnet, sondern, wie zu vermuten, auch die Korrekturen gelesen oder doch jedenfalls den Fortgang des Werkes mit persönlichstem Anteil begleitet; die Vergleichung der »Gedanken und Erinnerungen« mit Sybels Werk lehrt uns, daß dieser an mehr als einer Stelle, um nur ein Beispiel zu nennen: in der Darstellung der spanischen Kandidatur, die Ansicht der Dinge zum Ausdruck gebracht hat, an die der Minister selbst glaubte oder geglaubt wissen wollte.

Wie nahe sich aber auch in der späteren Zeit die Wege des großen Staatsmannes und der aus dem liberalen Lager stammenden Historiker berührten, wie verwandt auch immer von jeher ihre Ziele gewesen waren und wie eng verbündet sie nunmehr sein mochten, blieb dennoch in Gesinnung und Urteil, ebensosehr der Vergangenheit wie der Gegenwart gegenüber, zwischen ihnen ein Abstand, der niemals ganz ausgefüllt ist. Zumal in der Auffassung historischer Vorgänge läßt er sich wahrnehmen. Um so leichter, da das besondere geschichtliche Interesse Bismarcks auf dieselbe Epoche gerichtet war, der sich auch die liberalen Historiker mit Vorliebe zuwandten, auf die Jahrzehnte der großen französischen Revolution und der Befreiungskriege. Es war die Zeit, in der die Gedanken, welche die Welt des 19. Jahrhunderts bewegten, zuerst Form gefunden und von der die Kämpfe der Gegenwart ihren Ausgang genommen hatten. Wer diese beurteilen will, muß jene kennen, und wer, wie jene politischen Historiker, mit den Lehren der Vergangenheit die Gegenwart meistern wollte, konnte nirgends treffendere Parallelen für den Unsegen radikaler oder reaktionärer Theorien, für die begeisternde Kraft vaterländischer Gesinnung oder für den Anspruch des reformierten Preußens auf die Führung der deutschen Nation gewinnen als in den erschütternden Kämpfen, in denen das alte Europa versank und das neue heraufkam. Freilich hatte damals die preußische Politik nicht in jedem Moment die heroischen oder die liberalen Züge an sich getragen, um derentwillen die politisch-historische Schule ihm den Beruf, Deutschland zu einigen, vindizierte; und es war nicht immer ganz leicht, die Schritte des preußischen Kabinetts

zu rechtfertigen und den Widerstreit, in dem es mit Österreich stand, zu seinen Gunsten zu schlichten. Ein solcher dunkler Punkt in der Geschichte der preußischen Diplomatie war z. B. der Friede von Basel 1795, der Rücktritt Preußens von der ersten Allianz gegen Frankreich gerade in dem Moment, da dieses die Übermacht am Rhein gewann, wodurch ohne Frage der Verlust des linken Rheinufers an Frankreich entschieden worden ist. An ihm entbrannte daher der Kampf zwischen den kleindeutschen Historikern, den Preußenfreunden und den Vorkämpfern des österreichischen Einflusses, den Großdeutschen und Klerikalen, in besonderer Stärke: man weiß, welche Verdienste sich Häusser und Sybel um die Würdigung der preußischen Politik in diesem kritischen Moment unserer Geschichte erworben haben; aber auch, daß ein objektives Bild jener Vorgänge erst gewonnen worden ist, seitdem Ranke den Einzelfall, wie immer, unter das Licht der europäischen Konstellation und der allgemeinen Politik gestellt hat. Auch Bismarck hat, wie bemerkt, der Epoche des Baseler Friedens seine Aufmerksamkeit zugewandt, und zwar nicht bloß in den »Gedanken und Erinnerungen«, wo er ihm einen ganzen Abschnitt gewidmet hat, sondern schon lange vorher, ehe noch Sybel und Häusser in ihren Büchern zur Darstellung des Baseler Friedens gelangt waren. »Ich habe den Mut,« so schrieb er seinem Freund, dem General von Gerlach, der die entgegengesetzte Richtung vertrat, am 30. Mai 1857, »den Baseler Frieden nicht zu tadeln; mit dem damaligen Österreich und seinen Thugut, Lehrbach und Cobenzl war ebensowenig ein Bündnis auszuhalten wie mit dem heutigen, und daß wir 1815 nur schlecht fortkamen, kann ich nicht auf den Baseler Frieden schieben, sondern wir konnten gegen die uns entgegenstehenden Interessen von England und Österreich nicht aufkommen, weil unsere physische Schwäche im Vergleich mit den andern Großmächten nicht gefürchtet wurde. Die Rheinbundstaaten hatten noch ganz anders ‚gebaselt' wie wir und kamen doch in Wien vorzüglich gut fort«. Für die Differenz zwischen der historischen Anschauung Bismarcks und der der liberalen Historiker kann die Art, wie der eine und die andern die Preußen rechtfertigen, nicht charakteristischer sein. Letzteren ist bei allem

Eifer der Polemik doch nicht ganz wohl zumute; sie erklären und entschuldigen wohl die Politik Preußens, aber doch immer im Ton leiser Klage und des Bedauerns, daß es in seinen deutschen Aufgaben durch Österreichs Perfidie gehindert worden sei; und sie wenden sich gegen diese wie gegen die Vaterlandslosigkeit der Rheinlandstaaten um so heftiger, je mehr sie den Zwang der Lage für Preußen hervorheben. Denn sie beurteilen auch dies Ereignis stets unter dem nationalen, dem gesamtdeutschen Gesichtspunkt. Bismarck dagegen stellt sich ganz auf das preußische Interesse; ihm ist Preußen nicht die deutsche Macht, sondern die europäische Großmacht, und nur unter dem Horizont der europäischen Konstellation weist er den preußischen wie den österreichischen und den kleinstaatlichen Interessen ihre Stelle an. Jene verleugnen auch in diesem Falle nicht ihre Parteistellung: er dagegen sieht von Parteirechten und Parteipflichten ab und behandelt alles von dem Standpunkt des Staatsmannes und unter dem Gesichtspunkt der Macht; so wie er es in der Politik zu tun pflegte: »mit kühler Würde und ohne Empressement«.

Wie ist nun das Verhältnis des großen Staatsmannes zu der Historie Leopold Rankes gewesen, der gleich ihm in den Zeiten der Revolution und des Konfliktes von den liberalen Wortführern der Nation bekämpft oder übersehen wurde?

Auch ihn kannte Bismarck persönlich; er hat ihn mehrfach bei den gemeinsamen Freunden, den Manteuffels oder Gerlachs oder auch am Hof Friedrich Wilhelms IV. gesehen. Aber nähergetreten ist er ihm damals schwerlich; und auch in den späteren Jahren werden sie nicht häufig zusammengekommen sein. Doch hat Bismarck, er selbst hat es bezeugt, in den Werken Rankes gelesen. In einem Glückwunschschreiben aus dem Januar 1877 hat er es dem Altmeister der Geschichtsschreibung ausgesprochen, daß er bisweilen nach seinen Büchern greife, um sich vergangene Lagen zu vergegenwärtigen, und er hat auf den Einklang ihrer historisch-politischen Anschauungen hingewiesen; an der Ausgabe der Hardenbergschen Memoiren, die Ranke damals veranstaltete, nahm er lebhaften Anteil; und Ranke hat ihm gedankt, indem er ihm dieses Werk wie seine Biographie des Staats-

kanzlers und die biographischen Skizzen Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms IV., alles Werke, in denen die vorbismarcksche Epoche Preußens beleuchtet wurde, überreichte. Prüfen wir also, wie weit sich jener Einklang in Bismarcks Schriften erkennen läßt und ob wir am Ende doch sagen dürfen, daß die historischen Ideen Rankes in der Politik des Schöpfers unseres Reiches lebendig geworden sind.

»Das Maß der Unabhängigkeit gibt einem Staat seine Stellung in der Welt; es legt ihm zugleich die Notwendigkeit auf, alle inneren Verhältnisse zu dem Zweck einzurichten, sich zu behaupten. Das ist sein oberstes Gesetz«: in diesen Worten, die den Wert eines Axioms beanspruchen, hat Ranke einmal einen der Kernsätze und fast schon die Summe seiner Geschichtsauffassung formuliert. Denn das oberste Interesse ist allemal die Erhaltung der Existenz; wie der Meister an anderer Stelle sagt: »Jedes Leben flieht seiner Natur nach den Tod und strebt nach Selbsterhaltung.« Jedoch die Welt ist aufgeteilt: überall grenzen die Nationen, Staaten, Stämme aneinander; es gibt keinen Raum mehr, den sie sich nicht streitig machten, oder auf dem sie nicht rivalisierten; wer vorwärts will, muß einen andern verdrängen; wer sich behaupten will, muß darum kämpfen. Müssen doch selbst die Barbaren, die Stämme der Wüste und der Wildnis, wenn sie leben wollen, sich zusammentun und streiten, sei es auch nur gegen die Unbilden einer feindseligen Natur; und auch ihre Institutionen, wie primitiv sie sein mögen, werden sich bilden nach dem Maß ihrer Unabhängigkeit, um so fester, je stärker der Widerstand, um so loser, je schwächer der Gegner und je leichter die Bedingungen der Existenz sind. Darum steht mit Recht die Staatengeschichte und in ihr die auswärtige Politik im Zentrum aller historischen Betrachtung. Denn nur im Staat können sich die Kräfte des Widerstands sammeln, nur organisiert können sie den Feind bestehen, und alle inneren Organe müssen diesem obersten Zweck angepaßt sein; im Entstehen, Wachsen und Vergehen sind

sie von ihm abhängig; immer ist es der Kampf, mag er nun Sieg bringen oder Niederlage, unter dem sie sich wandeln: er ist der Vater aller Dinge.

Übertragen wir diese Rankeschen Sätze auf die Ideenwelt Bismarcks, so bemerken wir mit Erstaunen, daß sie sich mit dessen Grundgedanken völlig decken. Als in der Konfliktszeit, kurz vor dem Kriege gegen Österreich, der Führer der Opposition, Karl Twesten, in der Kammer den Vorwurf gegen den Minister erhob, daß er die äußere Politik nur als Mittel für die innere und für die Förderung des Kampfes der Regierung gegen parlamentarische Ansprüche benutze, erwiderte dieser, indem er jene Anklage ausdrücklich zurückwies: »Mir sind die auswärtigen Dinge an sich Zweck und stehen mir höher als die übrigen.« Er riet seinen Gegnern, doch auch so zu denken wie er, da sie ja, was sie im Innern etwa an Terrain verlieren möchten, später vielleicht unter einem liberalen Ministerium sehr rasch wiedergewinnen könnten. Worte, die damals nur Lachen erregten, denn man hielt sie für Ironie, und so mochte Bismarck sie auch wohl gemeint haben; aber er hatte sie dennoch im Ernst gesprochen. »Es ist dies,« fügte der große Minister hinzu, »keine Einbuße auf ewig. In der auswärtigen Politik aber gibt es Momente, die nicht wiederkommen«. »Ich habe«, bemerkte er nach der Versöhnung im konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes gegen Lasker, der ihm wieder einmal mit dem Zweifel an seinem Liberalismus gekommen war, »niemals in meinem Leben gesagt, daß ich der Volksfreiheit mich feindlich entgegenstellte, sondern nur gesagt, und natürlich unter der Voraussetzung ‚rebus sic stantibus': meine Interessen an den auswärtigen Angelegenheiten sind nicht nur stärker, sondern zurzeit allein maßgebend und fortreißend, so daß ich, soviel ich kann, jedes Hindernis durchbreche, das mir im Wege steht, um zu dem Ziel zu gelangen, das, wie ich glaube, zum Wohl des Vaterlandes erreicht werden muß. Das schließt nicht aus, daß auch ich die Überzeugung des Herrn Vorredners teile, daß den höchsten Grad von Freiheit des Volks, des Individuums, der mit der Sicherheit und gemeinsamen Wohlfahrt der Staaten verträglich ist, jederzeit zu erstreben, die Pflicht jeder ehrlichen Regierung ist«. Denn das oberste Gesetz

für Bismarck war die Förderung der Macht seines Staates. Wie vielfach sich der große Staatsmann gewandelt hat, dieser Grundidee ist er immer treu geblieben: alle seine Ziele hat er ihr unterworfen: der Kampf gegen die Revolution und die Niederwerfung Österreichs, die Gründung des Reiches und der Ausbau seiner Verfassung, der Streit um die Kirchenhoheit und die wirtschaftlichen Reformen, Mäßigung, Vorsicht und rücksichtslos andrängende Energie, Schonung oder Vernichtung des Gegners, kurz, die äußere wie die innere Politik, das Große und das Kleine, Krieg und Frieden richteten sich ihm nach diesem Pol seines Daseins. Er war in der Tat nichts weniger als ein Anhänger des Absolutismus, mochte er auch, später wenigstens, der Idee nach darin vielleicht die vollkommenste Staatsform sehen: denn niemals, sagte er, würden alle Bedingungen beisammen sein, welche die Unumschränktheit eines einzelnen zum Segen der Staaten werden ließen; die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur, üble Einflüsse männlicher oder weiblicher Günstlinge und eigene Schwächen würden sich auch bei dem besten und einsichtigsten Regenten zum Schaden des Ganzen geltend machen. Aber er hätte keinen Augenblick gezögert, auch zur Diktatur zu greifen und jede Freiheit der Meinungen zu unterdrücken, hätte er keinen andern Weg vor sich gesehen, um die Macht seines Staates zu erhöhen. Nichts war ihm widerwärtiger als der reine Parlamentarismus, der Absolutismus der Fraktionen, und er hat sein Leben darangesetzt, die dahindrängende Bewegung zu besiegen, es war die Basis aller seiner Erfolge: aber als er den Kampf um die Einheit der Nation aufgenommen hatte, war er entschlossen, im Fall der Not auch revolutionäre Nationalbewegungen gegen die Feinde zu entfesseln. Jeden Schachzug im Innern, so schreibt er in seinen »Erinnerungen«, habe er nach 1866 danach eingerichtet, ob der Eindruck der Solidität unserer Staatskraft dadurch gefördert oder geschädigt werden könne. »Ich sagte mir, daß das nächste Hauptziel die Selbständigkeit und Sicherheit nach außen sei, daß zu diesem Zweck nicht nur die tatsächliche Beseitigung inneren Zwiespalts, sondern auch jeder Schein davon nach dem Ausland und in Deutschland vermieden werden müsse; daß, wenn wir erst Unabhängigkeit

von dem Ausland hätten, wir auch in unserer inneren Entwicklung uns frei bewegen könnten, wie es gerecht und zweckmäßig erschiene; daß wir alle inneren Fragen vertagen könnten bis zur Sicherstellung unserer nationalen Ziele nach außen«. Genau so begegnet Ranke in dem »Politischen Gespräch«, worin er in Dialogform seine Staatsauffassung entwickelt hat, und woher der Satz genommen ist, den wir an die Spitze unseres Abschnitts stellten, dem Tadel des Kolloquenten, daß er mehr darauf zu denken scheine, den Staat groß und mächtig zu machen, als die Bürger wahr und gut, und mehr auf Kampf und Bewegung sinne als auf Frieden und Muße. »Für den Anfang des Daseins,« erwidert er dem Freunde, »für die Epoche, wo es die Erkämpfung der Unabhängigkeit gilt, hast du nicht unrecht. Allmählich aber werden alle friedlichen Bedürfnisse der menschlichen Natur sich geltend machen; dann muß sich alles ausgleichen.«

Auch die Liberalen gingen wohl in ihrer Geschichts- und Staatsauffassung von dem Satz aus, daß der Staat Macht sei und sich als Macht durchsetzen wolle. Und wenn sie Preußen an die Spitze Deutschlands bringen wollten, so geschah es vor allem, weil sie dort die Macht erblickten, deren das Vaterland bedurfte. Aber, indem sie jenem Satz diese Anwendung gaben, negierten sie ihn bereits. Denn für die gesamtdeutschen, nicht für die ihm eingeborenen, nur ihm eigentümlichen Interessen sollte Preußen sein Schwert gebrauchen. Sie stellten ihm größte Aufgaben und erhabene Ziele; aber sie verlangten dafür, daß es mehr oder minder darin aufgehe, daß es, wie Sardinien, sein Selbst auslösche oder doch im Innersten verwandle. Und selbst diejenigen in dem vielstimmigen Chor, die den Hohenzollern ganz Deutschland zu Füßen legen und jede Eigengewalt neben ihnen vertilgen wollten, wollten ihnen dennoch nur die eine, die nationale Krone bewilligen und forderten die Beseitigung der alten.

Für Bismarck dagegen blieb die Basis seiner Politik allezeit das Preußen, in das er hineingeboren war, der Staat, dem seine Voreltern seit Jahrhunderten gedient, der ihm Gegenwart und Vergangenheit miteinander verband, für den sein Herz seit der Kindheit geschlagen hatte, und mit dem er sich in allen seinen

Traditionen und Überzeugungen verwachsen fühlte. Jene hatten zur Grundlage nichts als die Prinzipien, die Doktrinen: das Vaterland, zu dem sie schworen, war selbst erst eine Idee, und das Verlangen, ihr Macht und Gestalt zu verleihen, barg, es konnte nicht anders sein, immer den »Embryo der Untreue«, wie Bismarck es nennt, gegen den engeren Staat in sich, dem ein jeder von ihnen angehörte; sie mochten sich geben, wie sie wollten, als Anhänger Österreichs oder Preußens, großdeutsch oder kleindeutsch, radikal oder gemäßigt, immer blieben sie doch Männer der Partei.

An diesem Ort bemerken wir abermals, wie den gemeinsamen Gegensatz zu den Doktrinären, so die Gleichheit der eigenen Anschauungen zwischen dem größten Historiker und dem größten Staatsmann unseres Volkes. Auch Ranke hat seine Auffassung recht im Widerstreit gegen die Parteien und die Schulmeinungen ausgebildet. Daß die echte Politik eine historische Grundlage haben müsse, und daß der Staat keine Doktrin sei, sondern eine Wesenheit, ein Selbst, daß er eine die Generationen verbindende und an ihn fesselnde Kontinuität des Lebens in sich trage, sind Sätze, in denen Rankes ganze historische Auffassung hängt. Es versteht sich aber, daß er sich damit in Widerspruch gegen jedes Dogma setzt, mag es nun von der rechten oder der linken Seite stammen. In der Zeit, da der Liberalismus den Ton angab, ward seine Geschichtsschreibung wohl als die eines Tory bezeichnet. In Wahrheit aber gehörte Ranke als Historiker so wenig einer Partei an wie Bismarck als Staatsmann. Konservativ war seine Staatsauffassung nur insofern, als er die historische Grundlage der Politik behauptete und die Macht als das Objekt des Staatslebens in Gegenwart und Geschichte ansah. Viel zu hoch stand Ranke über den Begebenheiten, als daß ihn die Zeitereignisse, kleine Wellenbewegungen für seinen die Jahrtausende umfassenden Blick, hätten erschüttern können. Dieser »Tory« hat das Element der Schuld in dem Kampf Marie Antoinettes gegen die Revolution und damit die wahre Tragik ihres Geschicks ganz scharf bezeichnet zu einer Zeit, da der gemäßigte Liberalismus eines Sybel mit den feudalen Anhängern der unglücklichen Frau darin wetteiferte, sie als das unschuldige Opfer revolutionärer Tyrannei von jedem

Flecken reinzuwaschen. Niemals hat Ranke, wie Niebuhr, die französische Revolution als eine bloße Kraft der Zerstörung, als das große Weltverderben aufgefaßt, sondern vielmehr von jeher die positiven, die aufbauenden Kräfte, welche unter anarchischen Zuckungen ans Licht drängten, in ihr erkannt und die ungeheure Weltwandlung, die sie in Aktion und Reaktion heraufführte, über den Gegensatz der Parteien erhoben, dort wie überall in dem ewig strömenden Fluß des Geschehens die festen Elemente, die Elemente der Macht und die Kontinuität des Lebens enthüllend.

Nichts anderes ist es aber, wenn Bismarck dem Bemühen seiner Partei entgegentritt, den Gegensatz gegen die der Revolution entstammten Mächte, an ihrer Spitze die Monarchie Napoleons III., zu einem prinzipiellen, zum Leitmotiv der Politik zu machen. Immer ist es der Gesichtspunkt des Kampfes und der Macht, unter dem er die Weltbegebenheiten ansieht: Europa ruht auf dem Schutt vergangener Revolutionen; der Kampf hat alles Bestehende hervorgebracht; das europäische Recht, so schreibt er, wird durch europäische Traktate geschaffen. Hier, wie so oft, nehmen wir wahr, daß die Doktrinäre sämtlich miteinander verwandter waren, als sie selbst wähnten; sie waren, ob reaktionär oder liberal, immer noch von teils romantischen, teils selbst naturrechtlichen Vorstellungen beeinflußt. Während der Geist Rankes und Bismarcks bereits ganz auf die Welt der Realitäten gerichtet war: erst sie haben für uns Deutsche in Historie und Politik Naturrecht und Romantik völlig überwunden.

Wo aber die Grundbegriffe identisch sind, müssen sich auch gleiche Formen und Methoden der Anschauung herausbilden. Denn der gleichen Wurzel entsprechen gleichartige Blüten und Früchte, und auf dieselbe Art der Fragestellung werden auch die Antworten gleichartig ausfallen. Zwar, um es sofort zu sagen, ist Rankes Weltblick weit umfassender und dringt viel tiefer in den Zusammenhang des Geschehens ein als das nur praktisch geschulte Auge Bismarcks. Dennoch aber gehen sie auch im Einzelnen der historisch-politischen Betrachtungsweise bis zu einer gewissen Grenze nebeneinander her und immer in dem gleichen Abstand von allen Meinungen der Schule.

Vor allem überrascht uns an beiden die Unbefangenheit des Urteils, die Leidenschaftslosigkeit ihrer Anschauung. Nicht als ob sie von sich aus der Welt indifferent gegenüberständen: vielmehr hat ein jeder von ihnen, wie alle erhöhten Naturen, seine Aufgabe mit brennender Leidenschaft ergriffen. Diese selbst aber ist in beiden verschieden geartet: bei Ranke beschränkt sie sich auf das Gebiet der Forschung selbst; dem Erkennen bleibt alle Energie zugewandt, kein anderes Ziel hat er vor Augen. Für Bismarck dagegen ist dies nur ein Mittel, um zum Zweck zu gelangen. Sein Wille ist ganz auf das Handeln gerichtet. Aber die Wege dahin muß er kennen; er muß wissen, welche Hindernisse sich ihm entgegenstellen, muß die Kräfte messen können, die er zu überwinden hat, das rechte Augenmaß dafür besitzen; nur so kann er seines Zieles sicher werden. Darin offenbart sich der wahre Staatsmann: kälteste Überlegung und der heiße Wille zur Tat wohnen in ihm unmittelbar nebeneinander. All sein Absehen ist auf den Moment berechnet, auf Kampf und Erfolg gestellt: aber will er den Sieg erringen, so muß er das einzelne genau in dem Zusammenhang erblicken können, in den es gehört; ganz wie es die Aufgabe des Historikers ist. Darum ist die Betrachtungsweise des Historikers und des Politikers in dem immerhin beschränkten Umfang, den der politische Zweck setzt, die gleiche, und daher kommt es, daß uns die politischen Berichte und zumal die »Gedanken und Erinnerungen« Bismarcks zuweilen anmuten können, als läsen wir die kühle Berichterstattung Leopold Rankes, während sie von den leidenschaftlichen und pathetischen Deklamationen eines Heinrich von Treitschke aufs weiteste abweichen. Man weiß ja, wie grimmig dieser Vorkämpfer der preußischen Macht die Kleinstaaten haßte, zumal seine eigene sächsische Heimat; nur in der Vernichtung der Rheinbundkronen konnte er sich den Weg zur deutschen Einheit denken.

Auch Bismarck hat scharf genug über den »gott- und rechtlosen Souveränitätsschwindel« der kleinen Höfe gewettert; aber er hat doch im Grunde niemals verkannt, daß sie unter Napoleon wie im deutschen Bund nur taten, wozu die Verhältnisse, ihr Interesse, das Maß ihrer Macht sie drängten. Er konnte über Sachsen,

dessen ehrgeiziger Minister ihm überall in den Weg lief, dennoch mitten in dem deutschen Konflikt das unparteiische Urteil fällen, daß sein König in den Wiener Verträgen nur dafür bestraft sei, weil er, 1813 allein in der Gewalt Napoleons befindlich, sich den Alliierten nicht habe anschließen können. Heute legt die deutsche Geschichtsforschung von verschiedensten Seiten her Hand an, diese Nötigungen der kleinstaatlichen Politik aus den Urkunden ans Licht zu bringen.

Alles entwickelt sich bei unserm Staatsmann aus dem Begriff und dem Zweck, die seinem Handeln zugrunde liegen. Die Anerkennung der Macht und des Interesses an ihrer Erhaltung und Erhöhung als des eigentlichen Agens im staatlichen Leben führt ihn dahin, die Notwendigkeiten, unter denen es steht, zu begreifen. Dieser Gewaltige, der die Welt wieder einmal gelehrt hat, was die Persönlichkeit in der Geschichte bedeutet, hat dennoch, auch darin nur Ranke vergleichbar, unbefangener als alle Doktrinäre anerkannt, daß in den Staaten Kräfte wohnen, die stärker sind als jeder Einzelwille: die konstanten Elemente, diejenigen, die mit der Existenz des Staates, mit seiner Entstehung, seiner Lage, seiner Zusammensetzung gegeben, die ihm, wie auch die Gegensätze gegen die Nachbarn, eingeboren sind, hat Bismarck überblickt und dargestellt, so wie es nur Ranke verstanden hat. Wie weiß er Österreichs Lage und Politik zu würdigen: die Schwäche, in die es durch den Hader seiner Nationalitäten, durch die Stellung in Italien und im Orient versetzt war, die Notwendigkeit, mit der es, seitdem die heilige Allianz durch die Revolution und den Krimkrieg aufgelöst wurde, auf die Hegemonie über Deutschland hingewiesen war, weil es nur so mit den 18—20 Prozent Deutschen unter der eigenen Bevölkerung die auf dies Element begründete Zentralisation durchzuführen hoffen konnte. Wie durchschaut er die Persönlichkeit und Politik Napoleons III., sein Verhältnis zu den Parteien seines Landes, der Monarchie wie der Revolution, zu Europa und zu den Traditionen der Napoleoniden selbst. Wie klar übersieht er die Verhältnisse Rußlands, Polens, Englands, die inneren so gut wie die äußeren. Lückenlos breitet sich vor ihm das europäische Macht-

system aus, und so schafft er sich erst die Bedingungen des Handelns.

Wir sahen bereits, wieviel die liberalen Historiker, nachdem die Taten Bismarcks sie zu seinen Schülern gemacht, von ihm für ihr eigenes Fach gelernt haben. Doch steht auch heute noch die Auffassung der Vergangenheit, zumal seit der großen französischen Revolution, an hundert Punkten unter dem Einfluß der Vorstellungen, die eine von der Partei beherrschte Geschichtsschreibung hineingetragen hat. Und es wird die Aufgabe der Zukunft sein, ihr Bild von allen diesen Übermalungen zu befreien. Dabei wird noch auf lange hinaus Bismarck unser Führer bleiben; seine Staatsauffassung ist es, die auch für die historische Erkenntnis seiner Epoche als ein Leitstern dienen wird.

Wie es wiederum Ranke ausgesprochen hat in dem Brief, mit dem er jenes Anschreiben Bismarcks vom Januar 1877 beantwortete. »Der Historiker,« so schließt er, »kann von Ihnen lernen, Durchlaucht.«

Ich nehme die Frage wieder auf, mit der ich den ersten Abschnitt schloß: Ist die weitgehende Gemeinsamkeit der historisch-politischen Anschauungen zwischen Bismarck und Ranke am Ende doch aus einem direkten Einfluß des Älteren auf den Jüngeren, des Gelehrten auf den Staatsmann zu erklären? Und hat also wirklich einmal hier die Theorie ihre Form, haben die Bücher Leben gewonnen? Ranke hat seine Ansicht vom Staat, die freilich in seiner ganzen Entwicklung und Weltauffassung bereits begründet und vorgebildet war, endgültig formuliert und verkündigt in den dreißiger Jahren, damals in der ausgesprochenen Absicht, unmittelbar auf das Leben, die Politik einzuwirken, als halbamtlicher Publizist in der Historisch-Politischen Zeitschrift, die er unter Protektion des Auswärtigen Ministeriums herausgab. In den Jahren, da sie erschien, 1833—1836, war Bismarck in Berlin; er beendigte dort seine Studien und war dann als Auskultator am Kammergericht beschäftigt. Undenkbar also wäre es nicht, daß

er die Rankeschen Ideen schon damals in sich aufgenommen hat. Man könnte sogar versucht sein, den Ort zu nennen, wo es geschehen wäre: im Haus Savignys, wo Bismarck als Freund des Sohnes viel verkehrte. Savigny aber war der vornehmste Mitarbeiter an jener Zeitschrift, der er zwei wertvolle Beiträge geliefert hat, ja ihr Mitbegründer; sie entsprach ganz seiner Richtung; auch stand Ranke damals keinem näher als ihm, sie sahen sich beide täglich. Nun schreibt Bismarck freilich nach Rankes Tode, 1886, daß er mit ihm verbunden gewesen sei »durch die Übereinstimmung der politischen Gesinnungen und durch mehr als 40 jährige persönliche Beziehungen«, also etwa seit 1845. Daß aber der Freund des Sohnes den Freund des Vaters, den um 20 Jahre älteren, schon weitberühmten Professor, in dessen Haus wenigstens gesehen hat, und daß die Gedanken, von denen beide Männer erfüllt waren, den Jünglingen, denen sie als angehenden Diplomaten besonders interessant sein mußten, gesprächsweise nahegekommen sind, wäre auch dann wohl noch keine so fernliegende Vermutung.

In den Jahren seiner Landeinsamkeit wird Bismarck die Zeitschrift, wenn er sie nicht schon früher in Händen gehabt hat, kaum noch gelesen haben, denn sie war längst aus Mangel an Abonnenten eingegangen; zu einer objektiven Auffassung des Staatslebens war die Zeit nicht geschaffen. Man wird also, wenn die Angabe über das viele Rankelesen Bismarcks in Kniephof richtig ist, vornehmlich an die Geschichte der Päpste und die Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation zu denken haben, die eben damals herauskam. Aus diesen Jahren innerer Unruhe und stiller Sammlung seiner Kraft wurde Bismarck im Frühling 1847 durch den Vereinigten Landtag in die Stürme des Lebens hinausgerissen. In demselben Jahr aber erschien der erste Band von Rankes »Preußischer Geschichte«. Während das alte Preußen zusammenstürzte und alle Interessen der Gegenwart und der Zukunft des Staates zugewandt waren, vergegenwärtigte der große Historiker, unbekümmert, wie er sagt, um die Neigungen des Tages, zu, soviel möglich, objektiver Anschauung den Weg, auf dem die Monarchie, nicht so sehr in bewußtem Ehrgeiz, wie durch die Pflicht der Selbsterhaltung gedrängt, eine nach allen

Seiten unabhängige Stellung zu ergreifen versucht und sich zur europäischen Großmacht ausgebildet habe: es war der Grundgedanke seines Systems, bewiesen durch die Geschichte des eigenen Staates, der jetzt in seinen Grundfesten erschüttert wurde. Daß Bismarck die »Preußische Geschichte« gelesen hat, möchte man auch ohne quellensicheres Zeugnis behaupten: nichts lag für ihn, der selbst auf der Schanze gegen die ringsum flutenden Mächte der Zerstörung stand, näher, als zu einem Werk zu greifen, das die Fundamente des Staates und das Emporwachsen zu seiner europäischen Größe enthüllte. Jedermann spricht heute davon, daß in Bismarcks Politik die friderizianische Staatskunst zu neuem Leben erwacht sei; und mehr als einmal hat er selbst während der Revolution den Schatten des großen Königs gegen seine Widersacher aufgerufen. Eben Friedrich der Große war es aber, der im Mittelpunkt der Darstellung Rankes als der Schöpfer der preußischen Großmacht stand; noch im Revolutionsjahr erschienen die beiden Bände, welche die Jugendtaten des königlichen Helden schilderten. Man sieht, nicht ganz ohne Grund läßt sich ein Einfluß Rankescher Ideen auf den Mann vermuten, der das Werk des großen Königs durch die Schöpfung des Deutschen Reiches vollendet hat.

Ist aber deshalb eine solche Annahme nötig? In der akademischen Rede, die Ranke 1836, nach altem Brauch noch lateinisch, zum Antritt seines Ordinariats an der Berliner Universität hielt, über die Verwandtschaft und den Unterschied zwischen der Historie und der Politik, und in der er, wie zum Abschied, noch einmal die Summe der in seiner Zeitschrift vorgetragenen Anschauungen entwickelte, spricht er es aus, daß, wer am Steuer des Staates stehe, dessen Natur vollkommen erkannt und begriffen haben müsse: nur der werde sich in der Politik auszeichnen können, der mit dem Wesen des Staates, dem er vorstehe, die innigste Verwandtschaft und Gemeinschaft gewonnen habe; diese Kenntnis aber sei ohne ein Wissen des in früheren Zeiten Geschehenen nicht denkbar. Dennoch will er damit nicht behaupten, daß es ohne vollkommene Geschichtskenntnis überhaupt keine Politik geben könne. »Denn,« so fährt er fort, »es gibt einen Scharfsinn des

menschlichen Verstandes, der gleichsam durch göttlichen Anhauch in die Natur der Dinge eindringt.«

Dieser Anhauch des Genius war in Bismarck von der ersten Stunde ab, da er auf die Bühne des politischen Lebens trat. Er gab schon im Vereinigten Landtag dem jungen unbekannten Landedelmann die zornigen Worte ein, die er den Vorkämpfern der konstitutionellen Theorie entgegenwarf, als sie die Erhebung des preußischen Volkes gegen Napoleon von dem Verfassungsversprechen der Krone herleiten, dies gleichsam als Abschlagszahlung für die Befreiung von dem Joch der Fremden bezeichnen wollten: »als ob«, rief Bismarck aus, »es eines andern Motivs zum Kampf bedurft hätte als der Schmach, daß Fremde in unserm Land geboten!« Es war die über den Gegensatz der Parteien erhabene Idee des Vaterlandes, die der Junker von Schönhausen anrief, das Preußentum schlechthin, mit dem er ganz verwachsen war, das er vollkommen »erkannt und begriffen hatte«. Dies war der feste Punkt, von woher alle Kräfte seines Genies, Leidenschaft, Einsicht und Wille Antrieb und Richtung empfingen. Wie in Luther der Grundgedanke seines Daseins, sein Gottesbegriff, schon in der Einsamkeit des Klosters ausgebildet war und nur der Gelegenheit, des Zusammenstoßes mit den Mächten der Welt, gewartet hatte, um ans Licht zu treten und wirkende Kraft zu werden, dem Funken gleich, den das Eisen aus dem Stein herausschlägt, so war auch bereits in Bismarck, im Zentrum seines Geistes die Idee lebendig, die ihn stark machen sollte, um den Kampf mit jeder entgegenstrebenden Gewalt durchzuführen. Nun ist es ja wohl möglich, daß sich dies Staatsbewußtsein unter dem Einfluß Rankescher Ideen in ihm entwickelt hat, und daß wir dabei selbst bis in jene frühe Zeit seines Verkehrs im Savignyschen Haus zurückgehn dürfen; immer aber könnten wir darin nur eins der Momente annehmen, die zu seiner Ausbildung beigetragen haben, sowie sich auch in Luther die mannigfachsten Kräfte verbunden hatten, um den Kern seiner Weltauffassung zu formen. Merkwürdig genug, daß das erste öffentliche Bekenntnis Bismarcks zu seiner Politik die Form eines historischen Urteils annahm; aber langer Studien über die Befreiungskriege hätte er dazu nicht

bedurft: die Äußerung erklärt sich vollkommen aus einem Vaterlandsgefühl, das nicht wägt noch fragt, wenn es um das Ganze geht.

Überhaupt aber läßt sich auch in den eigentlich historischen Kenntnissen und Ansichten Bismarcks, wie sie in seinen Reden, Briefen und zumal in den »Gedanken und Erinnerungen« zerstreut vorliegen, kaum eine direkte Abhängigkeit von dem großen Historiker nachweisen: sondern auch sie tragen durchweg den Stempel seiner eigenen Persönlichkeit; und nicht nur sein Urteil, sondern sogar die Auswahl der Begebenheiten, denen sein Interesse zugewandt ist, richtet sich nach den ihn beherrschenden politischen Gesichtspunkten. Darin gleicht er doch wieder den liberalen und deutschnationalen Historikern, von denen ihn sonst die historische wie die politische Auffassung so weit schied; während er sich von Ranke darin in demselben oder in noch höherem Grad entfernt. Das historische Problem an sich hat für ihn keinen Reiz; nur soweit sein politischer Interessenkreis reicht, wird auch sein historisches Denken angeregt.

So hat er sich immer viel um Polens Schicksale bekümmert; in einer seiner großen Reichstagsreden hat er einen ganzen Abriß von Polens Geschichte gegeben, von 1231, dem Jahr, da die deutschen Ritter, von den Polen gerufen, ins Weichselland kamen, ab: um die Unversöhnlichkeit der polnischen und deutschen Interessen zu beweisen, bekanntlich einer der Hauptsätze seines Systems, den er schon im März 1848, in der Zeit des blinden Polenenthusiasmus, völlig ausgebildet hatte. Vor allem aber war es das letzte Jahrhundert der preußischen Geschichte, das immer von neuem seine Teilnahme erweckte. Weniger noch die Epoche Friedrichs des Großen, dem er eher eine gewisse Abneigung gewidmet hat, als die Zeit vom Todesjahr des großen Königs an, und darin wieder vor andern die Epoche des Baseler Friedens, die Jahre der preußischen Neutralität von 1795 bis 1806. Wir lernten bereits aus seiner Frankfurter Zeit das Urteil über jenen Friedensschluß selbst kennen, das in seiner kühlen Ruhe so weit von den hitzigen Anklagen oder Apologien der Parteihistoriker absticht. In den »Gedanken und Erinnerungen« hat er der preußischen Politik seit 1786 einen zusammenhängenden Rückblick gewidmet, den

er bis 1862 fortführt, und der offenbar gedacht ist als Präludium für die Darstellung seines eigenen Ministeriums. Hier aber tritt in der Beurteilung jener Periode ein neues Moment auf, eine Tendenz, die dem früheren Bismarck fremd war. Die Geschichte Preußens erscheint ihm nun auf lange Strecken hin als eine Kette verfehlter Gelegenheiten: die Konvention von Reichenbach, der Nichteintritt in die Allianz gegen Napoleon I. im Jahre 1805, die Krisen in der deutschen Revolution, im Krimkrieg, im italienischen Freiheitskampf sieht er so an. Auch den Frieden von Basel scheint er nicht mehr verteidigen zu wollen: was 1786 planlos begonnen, habe 1806 traurig geendet; soweit die preußische Politik damals und 1842—1862 selbständig ihre Wege gesucht, könne sie vor der Kritik vom Standpunkt eines strebsamen Preußens keine Anerkennung finden. Sogar für die Zwischenzeit will er diese versagen; denn da sei Preußen von Rußland abhängig gewesen, dem es immer nur Vasallendienste geleistet habe, um schließlich bei Olmütz mit vollem Undank bezahlt zu werden.

Von Ranke kann Bismarck diese Auffassung nicht gelernt haben. Sie steht aber auch nicht mehr in rechtem Einklang mit seinen eigenen älteren Ansichten, die, wie man nicht anders sagen kann, zumal in den Denkschriften aus der Frankfurter Periode sehr viel unbefangener sind und die Dinge in eine richtigere Beleuchtung rücken. Zum Teil ist dies die Folge der Abwandlung seiner eigenen Politik, nachdem er Preußen an die Spitze Deutschlands gebracht hatte: der deutsch-nationale Horizont, unter den er seitdem seine Politik gestellt, hat in den »Erinnerungen« die spezifisch preußischen Gesichtspunkte zwar nicht verdrängt, aber ihnen doch eine andere Richtung gegeben. Mehr aber noch hat sich diese Betrachtungsweise unter den persönlichen Eindrücken und Stimmungen gefärbt, welche die Entlassung aus seinen Ämtern, der Undank, den er für seine Dienste erfahren, in dem greisen Staatsmann hervorgerufen hatten. Die Ursachen der früheren Mißerfolge der preußischen Politik sucht er jetzt in den Einflüssen, den unverantwortliche Ratgeber, »die verschiedenartigsten Persönlichkeiten männlichen und weiblichen Geschlechts, Adjutanten, Höflinge und politische Intriganten, Schmeichler,

Schwätzer und Ohrenbläser«, auf den Monarchen ausgeübt haben; oder auch in der Sucht, in unfruchtbarem Selbstgefühl prunkende und doch leere, zwecklose Schaustellungen der eigenen Macht zu veranstalten. Man sieht, wohin diese Vorwürfe zielen: der Groll über den neuen Kurs spricht aus ihm, wenn er von den Erben Friedrichs des Großen schreibt, daß sie »von der Erbschaft des alten Jahrzehnte hindurch zehren konnten, ohne sich über die Schwächen ihrer Epigonenwirtschaft klar zu werden«; und die Sorge, daß das Werk, das er unter tausend Kämpfen aufgerichtet, durch die Fehler der Nachfolger zugrunde gehen könnte.

Es wäre nun ein leichtes, nachzuweisen, daß diese Urteile fast durchweg auf falscher Grundlage ruhen. So wollte z. B. Friedrich Wilhelm II. im Frühling 1790 keineswegs eine Politik des bloßen Show of Power treiben, vielmehr war niemand über die Nachgiebigkeit Österreichs unglücklicher als er: er hatte die ernsteste Absicht, die alte Offensivpolitik seines Oheims wieder aufzunehmen; und wenn er die Schwenkung zum Kaiser dennoch vollzog, so geschah auch das wieder in der Hoffnung, auf anderm Feld, im Westen, gegen Frankreich zu gewinnen, was ihm im Osten entgangen war; nicht Willkür und Laune trieben ihn dazu, das Steuer so gewaltsam herumzuwerfen, sondern die Übermacht der Verhältnisse, der sich sein Staat unterwerfen mußte. Aber es ist hier nicht der Ort, die historische Richtigkeit jener Ansichten Bismarcks zu kritisieren. Genug, wenn wir ihre Tendenz und ihren Ursprung erkannt haben. Er will durch sie die Politik rechtfertigen, die er in seinem Ministerium, zumal Rußland und Österreich gegenüber, durchgeführt hatte: daß sie bei allen jenen Gelegenheiten versäumt sei, ist es, was er den früheren Regenten Preußens vorwirft.

Immer aber sind es die realen Kräfte, die positiven Faktoren der Macht, mit denen er rechnet. Darin denkt er im Alter so wie in der Jugend. Ja, mehr noch als früher stößt er die idealen Momente, alles, was bloße Meinung ist und Doktrin, aus den Kombinationen der Politik aus. Auch darin zeigen sich wieder die trüben und bitteren Stimmungen, die den Verstoßenen in der Waldeinsamkeit von Friedrichsruh so oft überkamen: die herbe

Menschenverachtung, die den Großen der Erde wie ein finsteres Verhängnis auf den Bahnen ihrer Siege zu folgen scheint, und die auch in Bismarck vielfache Erfahrungen, mehr noch der Abfall seiner Freunde als der Kampf mit den Widersachern, großgezogen hatten. Er wollte nicht mehr in den Parteien auch nur einen Kern von sittlichem Gehalt sehen: sie waren ihm nichts als Koterien, die sich nach materiellen und persönlichen Interessen bilden und wieder auflösen. Er glaubte nicht mehr an politische Grundsätze und Überzeugungen, die in jedem einzelnen zu einer Gewissensfrage und Notwendigkeit werden: die Parteiführer würden, meint er, gar nicht darauf zu antworten wissen, wenn man sie nach den Differenzpunkten zu anderen Fraktionen fragte; nicht ein Programm, sondern eine Person, ein parlamentarischer Kondottiere sei ihr Kristallisationspunkt. Als ein Kampf der Hungrigen und der Satten, der Begehrlichen: der Redner, die die Instinkte der immer stumpfen Masse aufzustacheln wissen, und der Besitzenden, die an der Erhaltung der bestehenden Ordnung interessiert sind, stellt sich ihm das innere Staatsleben dar.

Es ist charakteristisch, daß ihm auch entferntere Epochen ebenso leer von moralischen Affekten erscheinen wie die Gegenwart selbst. Er spricht von den »angeblich« konfessionellen Kämpfen des 30 jährigen Krieges oder will ein andermal lediglich in konfessioneller Hartnäckigkeit, die den Gegner nicht anerkennen mag, den Ursprung der Religionskriege erblicken; die ganze deutsche Geschichte, von den rebellischen Herzögen der ersten Kaiserzeiten bis zu den zahllosen reichsunmittelbaren Landesherren des absterbenden alten Reiches, baut sich ihm auf dem Egoismus der Fraktionen, dem Ehrgeiz der Führer, der niemand über sich dulden wollte, auf; selbst in der Bildung des Zentrums meint er den germanischen Fraktions- und Parteigeist zu entdecken, demgegenüber auch der päpstliche Wille nicht durchschlage.

Ich brauche nicht zu sagen, wie wenig alle diese Ansichten von dem Geist Rankes getragen sind. Denn wie sehr auch Ranke die politische Macht als das in der Krisis, im Kampf entscheidende Moment in der allgemeinen Entwicklung betonen mag, ist er doch fern davon, die Kraft der Ideen zu leugnen. Vielmehr sieht er in

ihnen das Ursprüngliche, das Dauernde und das Fortwirkende. Die Staaten selbst ruhen auf ihnen: nur darum sind sie Individualitäten, besitzen sie eine Wesenheit, ein Selbst, weil die ideellen Kräfte in ihnen ihren Wohnsitz genommen, Form in ihnen gewonnen haben. Sie sind Modifikationen der Nationalität und Abwandlungen des allgemeinen Lebens, das selbst in ihrem Tod niemals ganz mit ihnen untergeht, sowie es nicht erst mit ihnen entstanden, sondern aus andern Welt- und Kulturepochen in sie übertragen worden ist. So meint es recht eigentlich das Rankesche Wort, daß vorzüglich in den Staaten die Kontinuität des Lebens erscheine, die wir dem menschlichen Geschlecht zuschreiben.

Und wie könnten wir sagen, daß Bismarck mit seiner eigenen Staatsidee in jenen grob-materialistischen Vorstellungen gewurzelt habe, zu denen ihn die Bitterkeit des Alters und die Enttäuschungen eines kampferfüllten Lebens zuweilen bringen mochten! Es ist wahr, der harte Realist rechnete kaum mit der Macht der Meinungen und der Worte: mit Phrasen mache man keine Politik, man schieße nicht mit der öffentlichen Meinung, sondern mit Pulver und Blei. Er durfte wohl die Worthelden verachten, denn seit der Revolution hatte er es erfahren, wie wenig schließlich der Donner ihrer Beredsamkeit gegen die festen Bollwerke der preußischen Krone vermochte, sobald diese sich erst ihrer Kraft bewußt wurde und den Glauben an sich selbst zurückgewann; sein ganzes Leben war ein Kampf gegen die Theoretiker, die Doktrinäre gewesen, die das historisch gewordene Gefüge des preußischen Staates angegriffen hatten. Und doch hat er die Macht der Ideen auch an sich erfahren; im Siege selbst mußte er sie anerkennen, und seine eigene Bahn erreichte ihren Gipfel erst im Bund mit ihnen und führte auch zu ihrem Triumphe. Und mehr noch: wenn Bismarck den eigenwillig andrängenden neuen Ideen Widerstand entgegengesetzt hatte, so war es wahrlich nicht aus ödem Strebertum und brutaler Selbstsucht geschehen: der Glaube an die innere Kraft, an die historische Mission der preußischen Krone, an ihre Fundamentierung in den altpreußischen Tugenden, der Ehre und Treue, dem freien Gehorsam und der Hingebung an das Vaterland

bis in den Tod hatte ihn auf die Schanze gerufen, zum Führer seiner Partei gemacht und blieb auch dann noch in ihm lebendig, als er längst allen Parteischranken entwachsen war. So stand er selbst im Dienste der Ideen, die er zu verachten schien: nur auf ihren Schwingen hat sich seine Herrschernatur voll entfalten können, denn sie waren im Innersten verwachsen mit den Realitäten, auf die er sich verließ und für die er eintrat; sie waren in ihm selbst verkörpert. Und so bestätigt auch sein Leben und sein Kämpfen nur wieder die Wahrheit Rankescher Geschichtsauffassung.



Otto von Bismarck und Freiherr Karl vom Stein.

Eine Parallele.

(1908.)

Man kann fragen, ob es richtig ist, den Versuch, den ich hier wage, die beiden größten Minister, die Preußens Könige gehabt haben, einander gegenüberzustellen, gerade als eine Parallele zu bezeichnen. Mit besserem Recht und schärferer Distinktion könnte man wohl von einem Kontraste sprechen. Denn in der Tat, selten sind zwei Lebensläufe reicher an Kontrasten gewesen, als die der beiden Staatsmänner, die wie zwei schildtragende Recken am Eingang und Ausgang ihres Jahrhunderts stehen. Eine Gegensätzlichkeit, die weit über ihre Lebensbahnen hinwegreicht und die in ihrer Wirkung auf die Nachwelt, auf das Leben der Nation ebensosehr wie in ihren Ursprüngen, ihrem Herkommen, ja in ihren Vorfahren selbst sichtbar wird: dem tiefsten Kern ihres Wesens entspricht sie, und sie durchdringt ihre ganze Persönlichkeit, ihr Empfinden, Wollen und Vollbringen, die Welt ihrer Ideen und ihrer Ideale.

In diesem Sinn wollen wir den Vergleich ziehen zwischen dem Reformator Preußens, der sich immer nur als Deutscher gefühlt hat und niemals ein rechter Preuße wurde, und dem Schöpfer des neuen Deutschlands, der niemals aufgehört hat, ein Preuße zu sein, und sich noch den Mann seines Königs nannte lange Jahre, nachdem er ihm die Kaiserkrone auf das greise Haupt gedrückt hatte.

Wollen wir aber historische Persönlichkeiten in ihrem Zusammenhang mit der Umwelt und in ihrem Unterschied von anderen recht begreifen, so müssen wir vor allem den Boden kennen, dem sie entstammen, in dem die Wurzeln liegen, welche Stamm und Krone tragen. Nirgends trifft dieses historische Gesetz mehr zu als bei Stein und Bismarck. Bei diesem ist es der Osten, bei jenem der Westen des Reiches: hier der Boden der deutschen Kolonisation, dort die Gaue des ältesten Germaniens. Auch Bismarcks Stamm wurzelte in altdeutscher Erde, echtes Sachsenblut floß in seinen Adern: aber es war unseres ältesten Reiches Ostmark, hart an dem Grenzstrom, der jahrhundertelang deutsche und slawische Gaue voneinander schied. Den Blick gen Osten gewandt, im langen Kampf mit Liutizen und Hevellern war hier unser Volk erstarkt: in den Zeiten, da der deutsche Norden zum ersten Male leitend und entscheidend in die Weltgeschichte eingriff, als Sachsen und Franken, Alemannen und Bayern zu e i n e m Reiche zusammenwuchsen und sich ihrer nationalen Zusammengehörigkeit bewußt wurden. Wohl möglich, daß auch Bismarcks Vorfahren, ungenannte Generationen, einst an jenen Kriegsfahrten gegen die slawischen Dörfer und Ringwälle teilgenommen haben, von denen der Geschichtsschreiber der sächsischen Könige, Widukind, der Mönch von Corvey, so manchen wilden Zug berichtet; und daß sie mit unter den Kolonisten gewesen sind, die mit Schwert und Pflug das Dunkel der märkischen Wälder gelichtet und das Kreuz in ihnen aufgerichtet haben. Dahingegen der Freiherr vom Stein fränkischen Geblüts, aus dem Stamme, der sich immer nach Westen hin ausgedehnt, ganz Gallien seinen Namen aufgedrückt hatte: in des Rheins »gesegneten Gebreiten« wuchsen ihm seine Saaten, seine Reben; an dem Strom, der längst von den neuen Franken bedroht gewesen, in den Westmarken des Reiches, die von ihrem Stoß eben jetzt getroffen und schwer erschüttert waren, war seine Heimat; dort lagen wie seine Güter so die Gräber seiner Ahnen, seine Erinnerungen und Traditionen, was er besaß und was er liebte.

Als Vasallen eines der rheinischen Grafengeschlechter waren die Herren vom Stein emporgekommen; dienend, so wie es noch

heute die Trümmer der Burgen beider Geschlechter bezeugen: zu Füßen der alten Nassau, am Abhang des Berges, dessen waldigen Gipfel die Grafenburg krönt, liegt der Stammsitz ihrer Mannen. Aber auch den benachbarten Erzbischöfen von Trier und Mainz, den Fürsten von Hessen und der Pfalz, wie den Grafen von Wied waren die Herren vom Stein verpflichtet gewesen, und niemals hatten sie gleich den märkischen Edelleuten ihren Nacken ganz unter die Landesfürsten gebeugt. Diese Überlieferungen waren in Karl vom Stein noch ganz lebendig: sie gehörten zu den Wurzeln seiner herben und stolzen Kraft, des Selbstgefühls, mit dem er dem preußischen Adel wie seinem königlichen Herrn selbst gegenübertrat; in seine politischen Grundsätze und seine nationalen Ideale selbst ist etwas von ihrem Geiste übergeströmt.

Auch in Otto von Bismarck steckte noch ein Stück des alten Quitzowtrotzes. Nicht ungern erinnerte er daran, daß die Bismarcks schon vor den Hohenzollern in den Marken gesessen hätten, und er hat es diesen niemals ganz vergeben können, daß sie dereinst den Forst von Letzlingen seinen Vorfahren abgepreßt hatten. Auch das war Tradition des Hauses. Man weiß, wie schlecht noch Friedrich Wilhelm I. auf die »renitenten Junkers« der Altmark, die Bismarcks, die Knesebecks und die Alvenslebens zu sprechen war, denen man den Kitzel der Opposition austreiben müsse. Aber wenn auch die Bismarcks bereits vor den Hohenzollern im Lande saßen, so doch nicht vor den Askaniern. Die Herren vom Stein waren längst unter dem Adel des Reichs, als Bismarcks Vorfahren noch Mitglieder der ehrsamen Gewandschneidergilde zu Stendal waren. Im Fürstendienst erwarben sie Adel und Güter, um dann auf ihrer Scholle zu bleiben; erst seit Friedrich dem Großen wird ihr Interesse am Staatsdienst stärker und finden wir mehr Mitglieder des Geschlechtes als früher in den höheren Rängen der Armee und Verwaltung.

Die Besitzungen Steins waren kaum größer als diejenigen Bismarcks. Was davon auf dem rechten Rheinufer lag, und das war der weitaus größte Teil, umfaßte an 2400 nassauische Morgen. Aber sie setzten sich zusammen aus zwei Dutzend Gütern. Das

größte darunter hatte nahe an 1000, das nächste wenig über 200 Morgen; dann folgten ein paar Stücke von 200 bis herab zu 50 Morgen, während der Rest noch darunter blieb. Alles aber mit fremden Besitzungen im Gemenge und mit dem weiteren Besitz an Rechten und Renten über 18 Quadratmeilen verstreut, in mehr als 50 Ortschaften, von dem wohlgepflegten Weinberge bei Lorch bis herab zum Westerwald und von Engers bis an die Limburg-Frankfurter Straße. Ein kleines Reich für sich, das sich auch links des Rheins erstreckte, von Steeg abwärts bis Osterspay und westlich bis Hatzenport an der Mosel. Sein Mittelpunkt war das »Freiherrlich Steinsche Amt« im Städtchen Nassau an der Lahn, unweit von ihrem Einfluß in den Rhein, unterhalb jener Burgen, in dem Haus und Garten, die seitdem das Wallfahrtsziel für viele Tausende und eine der heiligen Stätten für die Erinnerungen der Nation geworden sind. Unmöglich, solchen Streubesitz wirtschaftlich direkt auszunutzen. Er mußte in den Händen der Pächter, Bauern und Hörigen bleiben, die von jeher auf diesen Äckern saßen. Nur die Rechte und Renten, in Geldabgaben, Naturalien und Fronden, galt es festzuhalten und zu verwerten: verwaltend und richtend, schützend und schaltend, in steter Berührung, oft auch im Streit mit den Untertanen und mehr noch mit den Nachbarn, vorzüglich den Lehnsherren selbst, mit denen die Reibungen und Prozesse nicht abbrechen wollten. Genaueste Kenntnis des Herkommens und der eigenen Ansprüche, des Reichs- und Fürstenrechts, der Weistümer und Urbare der Landschaft, der öffentlichen und privaten, der weltlichen und kirchlichen Gerichtsbarkeit, an der man noch selbst Anteil hatte, war erstes Erfordernis: nicht Landwirtschaft, sondern Regierung war die Kunst, die der Besitzer verstehen und üben mußte. Er konnte sein Eigentum auch aus der Ferne administrieren, wenn er in der Stadt und im Staatsdienste lebte und tätig war.

Dagegen der Bismarcksche Besitz: zwei oder drei Rittergüter, längst arrondiert und in straffe Eigenwirtschaft genommen, unter Ablösung der meisten öffentlichen Rechte durch den Staat, aber mit strikter Unterordnung der Bauern und Instleute unter den Herrn, der persönlich auf Pflug und Acker sehen, Landmann

sein mußte, wenn er Genuß und Gedeihen von seinem Eigentum haben wollte.

Nicht ganz Laune des Zufalls war es, daß Stein und Bismarck dieselbe Universität bezogen haben. Denn auch die Schönhausener folgten der Standessitte, als sie ihren Sohn nach dem nahen Göttingen sandten, wo der norddeutsche Adel seit Jahrzehnten zu studieren pflegte. Im übrigen aber war die Art, wie der eine und der andere die akademische Freiheit ausnutzten, so verschieden wie nur möglich. In den drei kurzen Semestern, die Bismarck der Georgia Augusta widmete, ist er, wie bekannt, im Kolleg kaum gesehen worden. Höchstens der politische Weitblick des Historikers der Universität, des feinsinnigen alten Heeren, regte ihn an; seine Fachprofessoren machten auf ihn keinerlei Eindruck. Seine eigenen Erinnerungen an diesen Zwischenakt seiner Laufbahn ranken sich im wesentlichen um Fechtboden und Kneipe. Seine Freunde ein paar Ausländer: Amerikaner, Engländer, ein baltischer Graf; dazu, jedoch zurücktretend, ein paar norddeutsche Edelleute und die Korpsbrüder, diese fast ausschließlich aus bürgerlichen Häusern. In Berlin auf der Universität und bei der Regierung in Aachen ward es kaum anders: weder zu den Professoren der Hauptstadt, noch zu dem Präsidenten in dem rheinischen Bezirk, obschon es ein Arnim-Boitzenburg war, gewann er ein rechtes Verhältnis; nicht einmal der große Savigny tat es ihm an, obschon er doch in seinem Hause verkehrte und den Sohn zu seinen Freunden zählte. Nichts wurde ihm leichter, als den Bücher- und Aktenstaub abzuschütteln, sobald sich ihm die Gelegenheit bot, auf dem Lande als Herr und in der Freiheit zu leben.

Als der junge Stein mit seinem Hofmeister Dr. Salzmann nach Göttingen kam, standen noch das alte Reich und sein Recht; nirgends wurden Begriff und Theorie derselben besser begründet, historisch und juristisch gelehrter entwickelt als an der Universität der Gatterer und Meiners, der Pütter und Schlözer. Und wohl selten hatten sie auf ihren Bänken einen eifrigeren Studenten vor sich als den jungen Franken, der von ihnen das deutsche Staatsrecht kennen lernen wollte, auf dem die Existenz auch seines Hauses ruhte. Sieben volle Semester, seine ganze Studien-

zeit, hat Stein an der Georgia Augusta verbracht. Dort fand er die Freunde langer Jahre, vornehme, junge Herren vom Adel oder Söhne gutbürgerlicher Beamten, meist Hannoveraner, Westfalen oder Rheinländer, die alle gleich ihm staatsrechtliche und historische Studien trieben, um sie im Dienste des Reiches oder ihrer engeren Heimat zu verwenden. Mit keinem Auge blickte Stein nach Preußen hinüber; wie denn kaum ein Preuße damals in Göttingen studierte, denn für die Untertanen Friedrichs galt noch der gegen die anderen deutschen Hochschulen streng abschließende Universitätszwang. Seine Gedanken richteten sich nach wie vor auf den Westen und Süden Deutschlands. Dort, im Reich, vielleicht auch in Österreich wollte er Dienste suchen. So kam er nach Beendigung seiner Studien, ohne einen akademischen Grad erworben zu haben (denn als Herr vom Adel hatte er den Doktortitel nicht nötig, er hat nie ein Examen gemacht), als Praktikant an das Kammergericht von Wetzlar, wo wenige Jahre vor ihm der junge Doktor Goethe gearbeitet und seinen Roman mit der schönen Tochter des Amtmanns Buff erlebt hatte. In den deutschen Süden führte ihn dann die Reise, die ihm Vertiefung seiner Anschauungen und Anknüpfung neuer Verbindungen verschaffen sollte; auch in das Elsaß und donauabwärts nach Österreich und Ungarn. Vor allem aber war Regensburg sein Ziel, als Sitz des Reichstags noch immer für den Sohn eines reichsritterlichen Geschlechtes das Zentrum der Interessen.

Es waren Wege, die ihn, sei es unter die Regensburger Perücken, als Rat eines der deutschen Kleinfürsten, oder an den Reichshofrat nach Wien hätten bringen müssen. Mehr ein Zufall war es darum, wenn er 1780 doch den Weg nach Preußen fand. Verbindungen der Familie mit dem klugen und ideenreichen Minister Friedrichs des Großen von Heinitz gaben den Ausschlag; mitwirkend aber waren, nach Steins eigenem Zeugnis, die Sympathien, welche sich in eben diesen Jahren der alternde König Friedrich im Reich durch die Politik des Fürstenbundes gewann, die auf die Konservierung der von Kaiser Josephs Machtstreben bedrohten Reichsstände gerichtet war. Zum preußischen Kammerherrn ernannt, ward der Dreiundzwanzigjährige im Bergwerks-

departement, dem Minister selbst zur Seite, angestellt. Und nun hoben ihn Verdienst und Gunst rasch in die Höhe. Weite Reisen, meist mit dem Minister selbst, machten ihn mit dem Osten, dann auch dem Westen des Staates bekannt; sie führten ihn nach Königsberg und Warschau und bis zu den Salzwerken Galiziens und später über die westliche Grenze hinaus nach Holland. Noch immer nicht hatte er seine Stellung fest genommen; noch im Jahre 1782 dachte er daran, den preußischen Dienst mit dem österreichischen zu vertauschen, oder es reizte ihn wohl der Gedanke, auf weiten Reisen (er dachte besonders an England) Blick und Kenntnisse zu erweitern. Erst die Anstellung beim Bergbau in Westfalen, der schon 1784 seiner Direktion unterstellt ward, zu Wetter an der Ruhr, wo ihm die Heimat nahe und die sozialen Verhältnisse vertraut waren, hat ihn an Preußen ganz gefesselt.

Hier im Westen, von Anfang an in leitenden Stellungen, bald Präsident, erst der märkischen, dann auch der klevischen Kammer, als Oberpräsident seit 1796 in Minden und seit 1802 in Münster, hat Stein die Grundsätze gewonnen und zuerst angewandt, die er in den Jahren der Krisis und der Katastrophe auf das Ganze des Staates übertrug und die ihn zu dem Neuschöpfer seiner Verwaltung gemacht haben. Er entwickelte sie sich aus der sozialen Struktur jener Provinzen, in der er selbst wurzelte und die, im Gegensatz zu den im Osten erstarrten, durch den Willen der Krone selbst festgehaltenen, ihr unterworfenen Formen der Feudalität, bereits gelockert oder zerbrochen war, zum Teil auch wohl in den Resten ihrer ständischen Organisation ältere, freiere oder selbständigere Formen besser bewahrt hatte.

Im Osten waren Stadt und Land getrennt und das Land, im Besitz des Adels oder der Krone, in große Eigenwirtschaften zusammengefaßt; Latifundien, die, je weiter man kam, um so mehr intensiver Kultur entbehrten; die Bauern noch in strenger Hörigkeit gehalten oder (wie es gerade jetzt mehr als je geschah) »gelegt«, d. h. ihrer Eigenwirtschaft beraubt und in völlige Abhängigkeit gebracht — und auf dieser sozialen Schichtung nun aufgebaut wie die Wirtschaft so der Staat selbst, Armee und Bureaukratie, Organisation und Verwaltung. Auch im Westen (wir sahen

es an Steins eigenen Besitzungen) war noch die Hörigkeit weit genug verbreitet; aber sie war doch schon provinzenweise aufgehoben, und vielfach waren die sozialen Schichten ineinander geschoben oder genähert. Es gab wohl Rittersitze, aber kaum Rittergüter, und die wenigen erst durch die Willkür der Regierung selbst geschaffen. Es war ein Land der Bürger und der Bauern, und die Edelleute selbst mit ihrem Streubesitz waren in diese Wirtschaftsformen verflochten. Statt der Domänen Renteien; Amtleute statt der Landräte, und Stadt und Dorf ineinander verwachsen; die Gewerbe selbst auf das Land gewandert; und alles, Ackerbau, Viehzucht, Gewerbe, Handel und Fabriken, voll tüchtigen Lebens, kräftig erstarkend und durch den großen Strom den Straßen des Welthandels und den Industriestaaten des europäischen Westens zugewandt.

So die Welt, in der Stein von Jugend auf gelebt, die ihm vertraut war und die nun seinem rastlos strebenden Eifer, seinem Verwaltungsgenie, dem das Kleine so lieb war wie das Große, immer neue und mannigfachere Aufgaben stellte. Auf diesen Wegen drang er vor: kein Revolutionär, aber ein Befreier, niemals den Edelmann verleugnend (denn nichts lag diesem Aristokraten ferner als Radikalismus) und stets im Bewußtsein, der Herr zu sein und der Regierer, aber dennoch bemüht, das Alternde neu zu beleben und nur das Abgestorbene hinwegzutun, die Gegensätze zu mildern, den hohen Sinn für Selbständigkeit und Selbstverantwortung, der in ihm lebte, auf die ihm Befohlenen, gerade auch auf die Bauern und die Bürger zu übertragen, Offenheit, Liebe und Vertrauen zu beweisen und zu nähren: Anschauungen, die in der Organisierung der Selbstverwaltung für Stadt und Land, vom Kreis zur Provinz und von der Provinz zum Ganzen des Staates ihre natürliche Ausmündung und Gipfelung fanden.

Wenden wir von hier aus den Blick auf Bismarck, so finden wir ihn in den gleichen Lebensjahren auf seinem hinterpommerschen Gut, als den Junker von Kniephof. Er hatte gerade das

Lebensalter erreicht, in dem Stein in den preußischen Staatsdienst eintrat, als er diesen quittierte und die Laufbahn, für die er bestimmt war und zu der die für ihn ehrgeizigen Verwandten ihn zu überreden suchten, an deren Ende er mit Sicherheit die Excellenz erglänzen sah, wie ein lästiges Kleid von sich warf, um ganz als freier Mann, fern von der Schreibstube und jedem Vorgesetzten, nur Gott und seinem König untertan, dazustehen: auf dem Lande zu leben und zu sterben ward nun sein Ehrgeiz. Denn dort allein konnte er das ausüben, was er wollte, wohin seine innerste Natur ihn trieb, Herrsein: Freiheitsgefühl und Herrschersinn decken sich bei Bismarck, sind bei ihm ganz ineinander verschmolzen. Während also Stein die steile Staffel der staatlichen Hierarchie rasch erstieg, versenkte sich sein Antipode in die Mühsal philosophischer und religiöser Skrupel und Zweifel, dachte er den Grundproblemen des Staates, der Gesellschaft, der Religion, kühn bis an die äußersten Grenzen des Rechtsbewußtseins und Gottempfindens vordringend, nach, einsam und oft wie verloren sich fühlend inmitten rauschender Feste und des gedankenleeren Frohsinns adliger Genossen, bis er in der Engigkeit reaktionärer und konfessioneller Parteianschauungen, jedoch auch zugleich in dem Kreise treu teilnehmender Freunde und in der Liebe einer gleichgestimmten Mädchenseele einen Halte- und Ruhepunkt und nach allen Stürmen, die ihn umhergeworfen, endlich den Hafen gefunden zu haben wähnte. Aus diesem Frieden heraus riß ihn die deutsche Revolution. Halb nur freiwillig, mehr dem Zufall folgend als eigenem Ehrgeiz und Entschluß, nahm er Platz unter den Repräsentanten des Staates, die sein König selbst berufen hatte. Nicht als Beamter, sondern als Vertreter seines Standes, seiner Kaste und ihrer Interessen, als freier Mann und Herrscher auch jetzt, als Führer der Partei, welche die Krone, auch wohl gegen den Willen ihres Trägers selbst, verteidigen wollte: der nationalen Woge, den liberalen Strömungen, die in der Epoche, ja in dem Wirken Steins ihren Ursprung hatten, warf sich der Jugendstarke mit breiter Brust und mächtigen Armen entgegen.

Auch in Steins Leben hat eine Revolution entscheidend eingegriffen: es war dieselbe, die das alte Frankreich umwarf, die

bourbonische Monarchie vernichtete. Als Deutschland, das Reich, der heimatliche Strom von ihrem Stoß getroffen wurden, warf er sich ihr in den Weg: im Herbst des Jahres 1792, als Custines zuchtlose Regimenter über die Pfalz herfielen, Mainz eroberten und auf und ab am Rhein und Main Schrecken und Zerstörung verbreiteten. Niemand war damals eifriger, ihnen zu wehren, als der kleve-märkische Kammerdirektor: von Wesel schaffte er Vorräte und Ausrüstung herbei, mit Hannover, Hessen, selbst mit England setzte er sich in Verbindung; er eilte ins Hauptquartier, und seiner Energie nicht zum geringsten verdankten die Deutschen die Wiedergewinnung Frankfurts. Er kämpfte für Deutschland, für das alte Reich und für die eigenen Penaten. Auch für Preußen, denn noch standen des Königs Regimenter im Felde. Jedoch war schon der erste Riß in die Koalition gekommen; und dem Rückzuge, den sich häufenden Niederlagen folgte Preußens Abschwenken von dem Bündnis gegen die Revolution, der Friede von Basel.

Eine Politik, über die das Urteil der Nachwelt nahezu einmütig lautet, mag sie nun darin den Verrat am deutschen Vaterlande oder den Zwang unüberwindlicher Verhältnisse erblicken: als die kläglichste und schlaffste Periode der preußischen Politik haben von jeher die Jahre zwischen Basel und Jena gegolten. Wie Stein darüber urteilte, brauchen wir danach nicht mehr zu sagen. Aber bemerkenswert ist es, daß Bismarck (er vielleicht allein in seinem Jahrhundert) den Mut — so nennt er es selbst — gehabt hat, den Baseler Frieden an sich nicht zu tadeln und nur der Schwäche zu zürnen, die in dem gegebenen Moment, ein Jahr vor Jena, in den Wochen vor Austerlitz das schon gezückte Schwert wieder sinken ließ.

Immerhin, es waren Jahre, in denen gerade Steins Friedenswerke gedeihen konnten: in ihnen hat er seine Präsidentschaften geführt, an ihrem Schlusse, seit 1804, schon als Minister, im Zentrum der Staatsverwaltung gestanden: gerade ihn berief der König in den Tagen, als die Frage um Sein und Nichtsein zum ersten Male an Preußen herantrat, Ende September 1805, zur Führung der Geschäfte. Er sollte das Geld schaffen, ohne das die Armee des friderizianischen Staates ein Körper ohne Muskeln war. Der

Weg aber, um die Macht zu sammeln, war für Stein kein anderer als der ihm gewohnte: jene Reformen, die er in den Westprovinzen eingeleitet hatte. Die sich überstürzenden Ereignisse der großen Politik und des Krieges, Napoleons dämonisches Genie und Haugwitz' und des Königs eigener Schwachmut machten alles unnütz. Stein aber, abseits von dem Kabinett und den Geheimgängen der Diplomatie, mußte in zornbebender Ohnmacht geschehen lassen, was geschah. »Hätte eine große moralische und intellektuelle Kraft unsern Staat geleitet, so würde sie die Koalition, ehe sie den Stoß bei Austerlitz erlitten, zu dem großen Zweck der Befreiung Europas geleitet und dieses wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlt. Ich kann dem, dem sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen, als Sie mich anklagen, nicht Newton zu sein: ich erkenne den Willen der Vorsehung und es bleibt nichts übrig als Glaube und Ergebung« — in diesem Geständnis ratloser Resignation faßt er einem Freund gegenüber sein Urteil über die versäumte Gelegenheit zusammen.

Daß nun Preußen so nahe vor dem gänzlichen Versagen aller seiner Kräfte, vor dem völligen Zusammenbruch stand, hat doch auch Stein so wenig geahnt wie irgendein Diener des Monarchen. Erst Jena hat auch ihm die ganze Schwäche des alten Staates enthüllt. Er stand nun als führender Minister dem König zur Seite; ihm folgte er auf der Flucht nach Ostpreußen; auch in dem Rat über die auswärtige Politik hatte er jetzt Sitz und Stimme. Und gerade in diesem Augenblick, in den Januartagen, als die Franzosen Königsberg bedrohten und die schwerkranke Königin über die Kurische Nehrung in die äußerste Stadt des Reiches flüchten mußte, kam der unvermeidliche Konflikt zwischen dem Monarchen, der Herrscher bleiben wollte, ohne die Kraft des Herrschers zu besitzen, und dem Minister, der herrschen mußte, wenn er den Staat retten sollte, zum Ausbruch: mit Schimpf und Schande, schlimmer als ob er ein Bedienter wäre, jagte ihn der König davon.

Ein halbes Jahr später und Preußens Geschick hatte sich vollendet: seiner Festungen, seiner Heere, der Hälfte der Provinzen beraubt, an allen Gliedern gefesselt, lag der verstümmelte

Staat zu den Füßen des Siegers, der keine Gebote anerkannte als die der Macht, des Schwertes und der Politik. Schon aber handelte es sich für Preußen nicht mehr um die Künste der Diplomaten und die Kraft des Schwertes, sondern nur um die Wiederaufrichtung aller Stützen, die wie Rohrstäbe zerknickt waren, um die Erneuerung des Lebens, die Einflößung eines neuen Geistes: um die Reformen, die man zwar allseitig und seit Jahren gewollt und begonnen, jedoch niemals durchgeführt hatte. Nur e i n e Stimme gab es noch im Rate und in der Umgebung des unglücklichen Trägers der Krone: Stein allein könne retten. So forderte es Hardenberg, der von Napoleon Verstoßene, und Königin Luise, so die Radziwills und Prinz Wilhelm von Preußen, Staegemann, Niebuhr und selbst Beyme, der Geheime Kabinettsrat, in dem Stein seinen stärksten Gegner grimmig haßte. Wie einen Messias begrüßten ihn seine Freunde. Und so mußte der König sich zu diesem Schritte verstehen, der für ihn fast demütigender war als alles, was er seit Jena erfahren hatte. Und noch ein Jahr und abermals mußte Stein von dannen. Wiederum war er nur Anfänger gewesen, nicht Vollender; nur die Fundamente hatte er legen können, auf denen ein glücklicherer Nachfolger weiterbauen sollte. Gestürzt ward er aber diesmal nicht durch seinen König. Der hielt ihn nur nicht, als er ins Schwanken kam. Stein selbst gab den Anstoß: als er Napoleons Zorn durch eine unbegreifliche Unvorsichtigkeit reizte. Doch hätte ihm auch das vielleicht noch nicht geschadet: vom Platze stießen ihn erst der Haß des preußischen Adels und der Neid höfischer Rivalen. Er war schon nicht mehr Minister, als das Achtdekret des Kaisers nach Berlin kam, das ihn in die Verbannung trieb, an die er bis dahin nicht gedacht hatte. Und niemals ist er wieder preußischer Minister geworden. Seine größte Zeit, in der er das meiste für Preußen und Deutschland getan hat, erlebte er als Diener Zar Alexanders. So hat er Ostpreußen zur Erhebung gebracht, so den Bund Rußlands und Preußens vermittelt, so den Zaren durch die heiße Glut seiner Rede und seines Willens aus den Grenzen Rußlands heraus und bis über den Rhein gebracht, so als der Mandatar sämtlicher Alliierten im Zentralausschusse die deutschen Länder regiert, die

den Rheinbundfürsten entrissen wurden. Erst nach dem Abschluß des Friedens hat er von seinem König den Orden erhalten, der ihm seine Taten lohnen sollte.

Wir brauchen nur diese paar Daten an uns vorübergleiten zu lassen, um von neuem den Unterschied zu Bismarcks Lebensweg und Lebenswillen, zu seinen Zielen und seinen Taten vor Augen zu haben. Es ist wahr, auch der Junker von Schönhausen hat Jahre gehabt, wo sein junges Herz für die deutsche Idee glühte; burschenschaftliche Ideale erfüllten ihn, als er zur Universität ging, und ständisch-liberalen Formen hing er noch in der ersten Zeit von Kniephof an. Aber solche Gedanken und Stimmungen traten zurück, sobald er merkte, daß sie, zum Ferment breiterer Schichten geworden, das Wesen des Staates tangierten, mit dem er und sein Haus seit Jahrhunderten verbunden waren, dessen Ehre die seine und dessen Machtbewußtsein in ihm verkörpert war. Hier haben wir den Schlüssel zum Verständnis seines Tuns und Lassens, seiner Gesinnungen und seiner Taten, jeder Phase, jeder Wendung seiner Politik. Als Preuße stellte er sich vor den Thron seines Königs, dem die Revolution ihre Krone aufdrängen wollte, um in sie das Gold der alten Hohenzollernkrone einzuschmelzen. Alles unterwirft er diesem obersten Interesse: die innere wie die auswärtige Politik, das Verhältnis zu Österreich, zu Rußland und zu Frankreich, zu den nationalen Fragen, zu den Parteien von rechts und von links, die idealen Interessen wie die materiellen. Er kannte, solange es nur erst ein Preußen gab und noch kein einiges Deutschland, kein anderes Vaterland als das, für das seine Väter gestritten, das seine Könige gebaut hatten, dessen Fundamente die Königstreue, die Tapferkeit, der sich selbst verleugnende Gehorsam und alle Ruhmestaten der Vergangenheit waren: den Embryo der Untreue, des Vaterlandsverrates entdeckte er in all den Plänen und Tendenzen, die in der deutschen Idee die preußische untergehen lassen wollten. Ausland ist ihm in diesen Jahren alles, was jenseits der schwarzweißen Grenzpfähle existiert, und er würde mit derselben Ruhe auf Bayern

und Sachsen, Hannoveraner und Hessen schießen lassen wie auf Russen und Franzosen. Niemals werden wir die Politik Bismarcks verstehen, wenn wir diesen Grundstein nur um eine Linie verrücken. Er machte es ihm möglich, mit Österreich und der ganzen Reaktion die Demokratie zu bekämpfen und gegen Österreich den Kampf um die deutsche Hegemonie zu wagen; er band ihn an Rußland, als der gesamte deutsche Liberalismus in Zar Nikolaus den Todfeind der Freiheit haßte; auf ihm stand er, als er im italienischen Freiheitskrieg sich von Österreich abkehrte, als er ihm die Versuche, das liberale Deutschland für sich anzuspannen, in Gastein verdarb: als er im Bunde mit dem Kaiser, aber wiederum gegen alle liberalen Parteien, den Krieg um Schleswig-Holstein durchführte und die Herzogtümer seinem König gewann; mit ihm behauptete er sich im Konflikt mit der preußischen Kammer und noch in dem Kriege, der Preußens König und Heer nach Königgrätz und Nikolsburg brachte. Ja, das neue Reich selbst ruht auf diesem Fundamente: in jedem Satze seiner Verfassung, in der Organisation des Bundestages, der Stellung der preußischen und der ihr verbündeten Kronen, in dem Steuersystem und der gesamten Gesetzgebung des Reiches und seiner Staaten, in dem Charakter der kaiserlichen Krone selbst und dem Maße der Macht, die sie ihrem Träger gegenüber seinen Mitständen im Reiche verlieh, tritt dieses Prinzip zutage. Macht und abermals Macht ist die Summe Bismarckscher Politik. Der Glaube an die Macht, an die unzerstörbare Realität der Hohenzollernkrone gab ihm erst den Mut, die Schwindelfreiheit, die dazu gehörte, um hart an dem Abgrund her den Pfad zur Höhe zu suchen, umtost von dem Hasse der Demokratie, umringt von der Eifersucht der europäischen Mächte, unverstanden und beargwohnt von der eigenen Partei, von den alten Freunden, von den Kollegen im Ministerium, von den Nächsten an der Krone, ihrem Erben, der Königin, ja zuweilen von seinem königlichen Herrn selbst.

Einsam, in tiefer Verborgenheit schmiedete er seine Pläne. Niemand anders übersah alle Maschen der Netze, die er spann. Jedermann ward ihm zum Werkzeug und unaufhörlich mischte er Mittel und Zwecke ineinander. Der König selbst folgte nur

zagend und oft widerwillig dem kühnen Jäger: dreimal wurde er von ihm in den Krieg gerissen, ohne daß er ihn eigentlich wollte. Ja, bei dem Bau des Reiches, bei den Friedensschlüssen, die Preußens Größe, Deutschlands Einigung begründeten, den Bündnissen, welche die neue Schöpfung sicherstellten, stieß der Gewaltige auf den Widerstand seines Herrn: die kaiserliche Krone selbst nahm Wilhelm nur ungern aus seinen Händen.

An Macht des Willens läßt Stein sich Bismarck vollauf vergleichen. Und er hat in dem großen Jahre der Befreiung Mittel angewandt und Ziele angestrebt, die an revolutionärer Kühnheit alles hinter sich lassen, was Bismarck je versucht hat. Stein wollte nichts Geringeres, als den Aufstand in Deutschland gegen seine Dynastien selbst entfesseln. Die Fürsten des Rheinbundes waren ihm Despoten; er wollte sie von ihren Stühlen stoßen; die Rache des gerechten Gottes, des beleidigten Gewissens rief er auf sie herab. Lange dachte er an eine Neugestaltung Deutschlands von Grund aus, an eine Teilung zwischen Österreich und Preußen, sei es in der Form von Annexion oder Protektorat; und er wünschte jenem eher die deutsche Krone als diesem. Doch galten ihm beide im Grunde kaum als deutsche Mächte: er sprach wohl von den 15 Millionen Deutschen, die zwischen Rhein und Elbe wohnen, und bewegte sich damit noch in den Vorstellungen vom alten Reich. Aus dem ureigensten Geiste der Nation, so sagte er, müsse das Reich neu errichtet werden: desto verjüngter und lebenskräftiger werde Deutschland unter Europas Völkern wieder erscheinen können. Die Jahrhunderte der sächsischen und der salischen Kaiser, in denen die Fürsten vor der Kaisermacht nichts gegolten, waren ihm die große Zeit der deutschen Geschichte. Er fühlte sich ausschließlich als Deutscher. Deutschland, so sagt er, ist mein Vaterland; ich kenne kein anderes. Und darüber hinaus lebt seine Seele noch in den Vorstellungen des weltbürgerlichen Jahrhunderts: das Ziel Steins sei das sittliche Wohl der Menschheit, sein Grundsatz in allem Handeln die strengste Tugend, so urteilt von ihm einer der ihm nächststehenden Räte[1]). Ein andermal

---

[1]) Beguelin, Denkwürdigkeiten. S. 109. Vgl. Lehmann, Stein, III passim, und Fr. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, S. 152 ff.

plant er (noch ganz im Geiste absolutistischer Kabinettspolitik) eine Umgestaltung der Karte Europas, wonach Norwegen und die dänischen Inseln an Schweden, Jütland an England fallen, die Herzogtümer aber mit Deutschland vereinigt werden sollen; England will er noch durch Holland vergrößern; von Rußland aber meint er, es sei zu groß und zu gerecht, um sich zu vergrößern, um das allgemeine Mißtrauen erregen zu wollen, es müsse nur von seinen Verbündeten einen Beitrag zur Unterhaltung seines Heeres fordern.

Phantasien, die uns lehren, wie unfähig Stein im Grunde war, das Schwergewicht in der Politik, das historisch bestimmte und darum konstante Interesse der Staaten zu erkennen, ihr individuelles Leben zu begreifen: wie sehr ihm das rechte Augenmaß für die Realitäten fehlte, in dem Bismarck das Geheimnis des politischen Erfolges sah. Auch gab es keinen schlechteren Diplomaten als ihn. Er selbst hatte einen Widerwillen gegen das Trugspiel der Diplomatie. Nur einmal, zurzeit des Fürstenbundes, hat er diplomatisch eine Mission am Mainzer Hofe ausgeführt. Die Gesandtschaften im Haag und in Petersburg, die man ihm anbot, schlug er aus. Zweimal lehnte er auch das Auswärtige Ministerium ab, das ihm der König im November 1806 geben wollte. Und als er in seinem zweiten Ministerium auch dies Ressort in die Hand bekam, hat er in den Verhandlungen mit dem französischen Kaiser völlig Fiasko gemacht, und das Werk eines Stümpers, noch dazu aufgebaut auf einer völlig falschen Vorstellung von der Politik und den momentanen Absichten Napoleons, war jener Versuch einer Konspiration gegen die französische Gewaltherrschaft im August 1808, der ihn im weiteren Verlauf seine Stellung kosten sollte.

Dennoch dürfen wir wahrlich nicht sagen, daß Stein in dem großen Jahre der Rache schlecht gerechnet habe. Nur einer die Tiefen des nationalen Zornes, des vaterländischen Gemütes, die heiligsten Interessen deutscher Herzen aufrufenden und ausschöpfenden Kraft konnte es gelingen, Deutschlands Fürsten unter die Waffen zu bringen. Der Satz, daß Politik nichts sei als die kluge Benutzung der gegebenen Umstände, ist falsch. Das

war die Politik Napoleons — und sie erlag. Die Kräfte, die ihn besiegten, waren wirklich vorhanden. Aber sie schlummerten in dem Herzen des Volkes, und nur wer sie weckte, konnte siegen: nur aus dem ureigensten Geiste der Nation konnte in Wahrheit das erhabene Ziel, die Befreiung von den Fremden, und mehr, die Einigung des Vaterlandes selbst, erreicht werden.

Auch Bismarck hat diese Kräfte nicht unterschätzt. Auch er hat an sie, wenn es galt, appelliert. Es war die letzte Karte, die er im Spiel hatte. Als er Deutschland unter Preußen brachte, nutzte er sie noch nicht aus, aber er zeigte sie bereits allen Gegnern diesseits und jenseits des Rheines und der Weichsel. Und er warf sie auf das Spielbrett der Diplomatie hin, als er die Zeit gekommen sah: und das Echo, das ihm in den Tagen von Ems mit gewaltigem Brausen aus allen deutschen Gauen entgegenschlug, der Ruf »an den Rhein, an den Rhein« bewies der Welt und jedem Verächter der deutschen Idee, daß der Geist der Freiheitskriege in unserem Volke noch nicht erstorben war. Dennoch sollten auch diese Wogen dem Schöpfer des Reiches die Grundmauern nicht verrücken: nur in den gewaltigen Quadern, die er legte, durften sie fortan kreisen und wirbeln.

So stehen die beiden Helden einander gegenüber: als der Befreier des Vaterlandes der eine, als der Eroberer und damit der Einiger Deutschlands der andere. Die Substruktionen, auf denen Bismarck den Bau des nationalen Staates errichtete, waren noch dieselben, die nach dem Zusammenbruch des alten Reiches von Napoleon und von seinen Besiegern gelegt waren: Preußen und die Rheinbundfürsten (so viele die Krisis von 1866 überdauert haben) sind die Grundpfeiler unseres Reiches geworden. Auch der Wille der Nation kommt zum Gehör: jedoch im Reiche selbst, wenigstens nach seines Gründers Absicht, nur, soweit er Wille zur Macht ist, soweit es die Einheit des Rechtes und des Verkehrs, der Bedingungen für Arbeit und Produktion, der Steuern und der Zölle, der Waffen und der Diplomatie verlangen. Alles, was innere Administration und die geistige Kultur einschließt, ist Sache der Einzelstaaten, die, in Jahrhunderten aus dem vermor-

schenden Reich erwachsen, im Kampf miteinander sich gebildet haben und nun dauernd im Frieden vereinigt sind.

Fragen wir, wer der größere beider Heroen ist, so müssen wir ohne Besinnen sagen: der Schöpfer des Reiches. Er hat nicht bloß begonnen, er hat vollendet; zerstört, was des Sterbens wert war, und gesammelt und geordnet, was lebenskräftig war im Volke wie in seinen Dynastien. Immer tiefer senken sich die Fundamente, die er gelegt, in den Boden der Nation ein. Bei jeder Frage, welche die Politik des Staates stellt, treten sie in ihrer Stärke und der Richtigkeit ihrer Maße neu hervor: sturmsicher nach außen und im Innern von einer Kraft, gegen die alle Leidenschaften der Tiefe immer noch umsonst herantoben.

Wie aber Bismarck der größere Heros ist, so ist auch die Tragik größer, die, wie jedes Heldenleben, so auch das seine begleitet. Tiefer wühlend auch die Leidenschaften, ohne die kein Kämpfer denkbar ist. Auch Stein war ein Mann des Zornes, und wen sein blitzendes Auge traf, erzitterte und verstummte. Aber wie heiß sein Herz aufwallen konnte, von jenem Hauch der Finsternis, der die Hagen-gleiche Gestalt des großen Kanzlers umwittert, war doch nichts in ihm. Die Freunde, die er in der Jugend gewann, blieben ihm fast alle treu fürs Leben; wenige hat er verloren und viele gewonnen. Das Herz der Massen hat er niemals so besessen wie Bismarck, den die Liebe von Millionen immer voller umrauschte, je weiter er von der Höhe der Macht entfernt war — derselben Menge, die ihn anfänglich verspottet, dann gefürchtet und gehaßt, und deren Herzen er sich auch erst erobert und unterworfen hatte. Aber der Kreis der Freunde, der Stein in wachsender Zahl umgab, ward um Bismarck immer kleiner, nachdem er die Gefährten seiner Jugend, denen er das größte Glück des Lebens und den Frieden seiner Seele selbst verdankte, verloren oder von sich gestoßen hatte. Und wie schwer Stein den Undank der Welt empfinden mochte, ist er doch niemals, wie Bismarck, von jenem Geist der Menschenverachtung berührt worden, der die letzten Jahre des Schöpfers unseres Reiches umdüstert hat. Freundlich ging seine Lebenssonne unter. Bis ans Ende blieb er tätig und in führender Stellung; versöhnt mit seinem

König und mehr und mehr von herzlicher Verehrung für ihn erfüllt; der Welt der Ideen und der Ideale, der er niemals untreu geworden, mehr als je hingegeben.

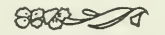
Dennoch würden wir auch Bismarck schwer verkennen, wenn wir in ihm, dem großen Wirklichkeitsmenschen, einen Verächter der Ideen erblicken wollten. Seine Idee, sein Glaube war der Glaube an Preußens Kraft, an Preußens Recht, an jene Verbindung altpreußischer Tugenden und deutscher Größe, deutscher Hoffnungen, die er glorreich wahr gemacht hat. Wenn einer, so ist er dem Boden treu geblieben, der ihn trug.

An sein Innerstes aber würden wir auch hiermit noch nicht herankommen. Der Mann, der imstande war, »den Gedanken, daß einst Rechberg und andere ungläubige Jesuiten über die altsächsische Mark Salzwedel mit römisch-slawischem Bonapartismus und blühender Korruption absolut herrschen sollten, ohne Zorn auszudenken und eventuell als Gottes Willen und Zulassung zu ehren«, bewies damit, daß er seinen Blick über diese Dinge hinaus richten könne, daß nicht die Macht von dieser Welt, wie heiß er um sie kämpfte, das letzte war, was ihn gefangen hielt. »Wie Gott will,« so schreibt er, »es ist ja alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen und das Meer bleibt.« Und an anderer Stelle: »Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob uns das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang und dann wird zwischen einem Preußen und einem Österreicher, wenn sie gleich groß sind, wie etwa Schrenck und Rechberg, doch eine Ähnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht; auch die Dummen und die Klugen sehn, proper skelettiert, ziemlich einer wie der andere aus.« Worte, die man, wie bitter sie lauten mögen, schlecht genug mit dem Modewort des Pessimismus bezeichnet hat und an deren Horizont man noch nicht heranreicht, wenn man die spinozistische Weltanschauung, mit der der junge Bismarck, wie einst der junge Goethe, ein paar Jahre gespielt hatte und an die sie anklingen mögen, darin wiederfinden will: sondern die in Regionen hinüberreichen,

welche ihm von Kindheit an vertraut waren, in die Ideenwelt, die seit drei Jahrhunderten sein Heimatland beherrschte. »Den spezifischen Patriotismus,« so fährt dieser Sohn der preußischen Erde an jener Stelle fort, »wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre auch jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären.« Der Gott, an den er denkt, »vor dem unsere Staaten und ihre Macht und Ehre nichts anderes sind als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt« — es ist der Gott, auf dessen Namen er getauft war, zu dem er als Knabe gebetet hatte, der Gott seiner Väter, der Gott Martin Luthers, der deutsche Gott.

Uns Deutschen ist es nicht gegeben, zu den Schöpfern unserer Nationalität in einmütiger Verehrung emporzusehen. Der Riß, der durch unsere Geschichte geht, geht auch durch unser Empfinden und spaltet alle Grundlagen und Ziele unserer Bildung und des Glaubens selbst. Und alle Bahnbrecher unserer geistigen und staatlichen Größe, die lange Reihe der Ahnherren des neuen Deutschlands, haben die Kluft, die frühere Jahrhunderte gerissen, nicht schließen können; sie haben sie eher vertieft.

Wir wollen nicht darüber klagen. Auch der Kampf hat sein Gutes und Stillstand ist Tod. Doch kämpfen wir nicht um des Kampfes willen. Das Ziel bleibt immer der Friede, sollten ihn auch erst Enkel oder Urenkel schauen. So möge denn einmal doch der Tag über Deutschland leuchten, an dem der Schöpfer des Reiches allen Kindern deutscher Erde so entgegentrete wie er uns erscheint, die wir ihn kämpfen und schaffen sahen: in der heroischen Gestalt, die zu den Helden der deutschen Sage hinüberweist: als der Nibelungenenkel, den in der Morgendämmerung der deutschen Einheit der Prophetenmund des deutschen Sängers verkündigt hat.



König Wilhelm und Bismarck in Gastein 1863.

(1906.)

Will man den Moment bezeichnen, in dem Bismarck von der Fülle der Widerwärtigkeiten am schwersten bedrängt wurde, so kann man kaum an dem Sommer 1863 vorübergehen. Nicht als ob er selbst damals den Druck besonders stark empfunden hätte. Man darf vielmehr umgekehrt sagen, daß er niemals wieder so leicht an der ungeheuren Last getragen hat, die er sich im September 1862 auf die Schultern hatte legen lassen. Je weiter er vorwärts drang, um so zornmütiger ward der große Kämpfer, um so persönlicher und grimmiger der Haß, mit dem er die Gegner verfolgte, um so schwerer legte sich seine Hand auch auf alle diejenigen, die er zu Freunden und Mitarbeitern an seinem großen Werke gewonnen hatte. Und nur die Verachtung, die er seinen Feinden entgegensetzte, war in den Anfängen des Kampfes so groß wie in seinen späteren Jahren. Ja, er hat diese Empfindung niemals wieder so ungescheut an den Tag gelegt als in dem ersten Jahr seines Ministeriums — damals, als er die Wortführer der Nation im Parlamente und in der Presse wie Schuljungen behandelte, die Abgeordneten auseinandertrieb, die liberale Beamtenschaft unter ein unerhörtes System von Chikanen drückte und durch die Preßordonnanz vom 1. Juni die öffentliche Meinung selbst zu knebeln versuchte. »Ich habe niemals geglaubt, daß ich in meinen reifen Jahren genötigt werden würde, ein so unwürdiges Gewerbe wie das eines parlamentarischen Ministers zu betreiben.

Als Gesandter hatte ich, obschon Beamter, doch das Gefühl, ein Gentleman zu sein. Als Minister ist man Helot. Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht, wie«: so schreibt er seinem alten republikanischen Freunde John Motley aus jener Sitzung im Abgeordnetenhaus am 17. April 1863 heraus, in der er, mitten in der Debatte über Schleswig-Holstein, um der Rede Virchows zu entgehen, sich in das Nebenzimmer begab und danach auf die Beschwerde des Parlamentes über diese Brüskierung kein andres Wort hatte, als daß er bei den sonoren Stimmen der Herren Vorredner auch hinter der Türe, am Tische arbeitend, ihre Reden hören könne. Vielleicht war es gerade dieser Brief, an dem er in jenem Moment schrieb, »in einem Augenblick unfreiwilliger Muße«, wie er darin sagt, zwischen den »ungewöhnlich abgeschmackten Reden aus dem Munde ungewöhnlich kindischer und aufgeregter Politiker«, die er anzuhören genötigt sei. Geflissentlich fast vermehrte er die Zahl seiner Gegner. Es war darin etwas von jener Freude am Kampf, die das Gefecht um des Gefechtes selbst willen liebt; eine Stimmung wie diejenige, zu der er sich nach dem Duell mit Georg Vincke in dem Briefe an seine fromme Schwiegermutter bekannt hatte: während die andern, Sekundanten und Zeugen, sich fast unter Tränen die Hand geschüttelt, habe er Lust gehabt, das Gefecht fortzusetzen.

Sobald er seine ersten Siege errungen, schon im Mai 1864, sah er eine stets wachsende Schar von Anhängern, bald Bewunderern um sich. Im Sommer 1863 dagegen stand er noch ganz allein einer Welt von Feinden gegenüber. Wohin war es mit jenen Stimmungen in Deutschland gekommen, von denen sich König Wilhelm im Anfang seiner Regierung hatte tragen lassen! Nördlich und südlich vom Main waren alle Herzen Preußen entfremdet. Gerade die besten Freunde, und die auch jetzt noch nicht am Staate der Hohenzollern verzagten, ein Heinrich von Sybel und Heinrich von Treitschke, stemmten sich dem Minister am stärksten entgegen. Im tollen Wirbel, so meinten sie, reiße der Übermütige den Wagen des Staates dem Abgrunde zu. Nicht einmal die Partei, auf die er sich allein stützen konnte, wußte, wohin er ihn lenkte. Auch sie wäre ihm untreu geworden, hätte sie es ahnen können;

und niemals ward sie den Verdacht gegen ihn los; nur weil sie hofften, durch den Minister die eigenen Ziele fördern zu können, stellten sich ihm die Reaktionäre so eng zur Seite. In der Umgebung des Königs selbst begegneten Bismarck Argwohn und Feindschaft; der Kronprinz hatte sich soeben vor dem Lande gegen ihn und seine Politik erklärt, hatte sich von dem Vater um des Ministers willen losgesagt. Wie glücklich war Wilhelm gewesen, als er in Baden-Baden an der Spitze deutscher Fürsten für Deutschlands Recht und Unabhängigkeit Napoleon gegenüber getreten war! So war auch noch unter Bernstorffs Ministerium die auswärtige Politik in den Bahnen geleitet worden, die dem Programm der neuen Ära entsprachen; nur die Langsamkeit und das Zaudern habe, die Opposition damals zu tadeln gewußt, nicht das Ziel, in dem sie sich mit der Regierung eins wußte. Jetzt aber war der König durch den starken Arm seines neuen Ministers aus dieser Richtung weit hinweggeführt worden. Weder in der hessischen Frage noch in der der Herzogtümer war die deutsche Note angeschlagen, sondern immer nur auf Preußens Interesse war der Ton gelegt worden. Es war, als ob Bismarck es darauf angelegt habe, den Staat zu der Isolierung zurückzuführen, die er im Krimkriege eingenommen hatte. Die Petersburger Konvention vom 8. Februar, die dem Zaren preußische Truppen gegen die polnische Revolution zur Verfügung stellte, entfesselte nicht nur einen Sturm des Unwillens im liberalen Lager, sondern sie beleidigte auch Kaiser Napoleon und half dazu, daß sich abermals jene Koalition Österreichs und der Westmächte zu bilden drohte, vor der Wilhelm im Jahre 1854 so große Sorge gehabt hatte. Was er damals als eine »Gymnasiastenpolitik« (des Frankfurter Gesandten) bezeichnet und bekämpft hatte, das mußte er nun befolgen. Gerade zu Beginn des Sommers umdunkelte sich rings der Horizont: als die drei Mächte auf Grund der Verträge von 1815 in strengen Noten von dem Zaren die Einführung liberaler Verfassungsformen für Polen forderten. Ein Ausweg aber zeigte sich nirgends. Auch Bismarck wußte keinen andern Rat, als die Ereignisse abzuwarten und sich bis dahin auf die eigene Macht furchtlos zu verlassen.

So war Preußens innere und äußere Politik beschaffen, als König Wilhelm am 22. Juli mit seinem Minister, der von Berlin her in Regensburg zu ihm gestoßen war, und seinen militärischen Vertrauten, Manteuffel, Alvensleben und Steinäcker in Gastein zur Nachkur der Karlsbader Wochen eintraf.

Dort kam es zu einer neuen Krisis, in der alle Schwierigkeiten sich zu kumulieren drohten. Am 2. August erschien Kaiser Franz Joseph in dem Alpenbade, um seinem königlichen Oheim den Plan einer Bundesreform im Sinne der nationalen Bestrebungen zu überreichen und ihn zu einem Kongreß aller deutschen Fürsten in der alten Kaiserstadt Frankfurt einzuladen. Österreich schickte sich frohgemut an, die Rolle zu übernehmen, auf die König Wilhelm unter Leitung seines Ministers soeben verzichtet hatte, den Weg der »moralischen Eroberungen« in Deutschland zu beschreiten. Nicht in der Art, wie es noch im Jahre vorher dem Grafen Bernstorff gegenüber versucht hatte, gegen dessen unionistisch gerichtete Politik es den Bund selbst mobil gemacht hatte. Diese Pläne waren bereits an dem stahlharten Willen Bismarcks gescheitert, der die Wiener Diplomatie wie die Herren am Bundestage keinen Moment darüber in Zweifel gelassen hatte, daß Preußen jeden Versuch der Majorisierung mit dem Austritt aus dem Bunde, d. h. mit dem deutschen Kriege beantworten würde. Der Bundestag war in dem neuen Reformplan ganz beiseite gelassen. Ausdrücklich war darin gesagt, daß es ohne Preußens bundesfreundliche Mitwirkung für die Aufgabe der Reorganisation des Bundes keinen definitiven Abschluß gäbe; daß Preußen durch den Umfang seiner Bundeslande und die Bestimmungen der Bundesverträge die Reform der Gesamtverfassung Deutschlands faktisch und rechtlich verhindern könne. Aber um so stärker war betont worden, daß Preußen mit einer rein negativen Haltung sich der Verantwortung aussetzen würde für alle inneren und äußeren Gefahren, die aus dem Verfall des Bundes erwachsen müßten. Dieser Zustand der Zerrüttung, »vollständiger Zerklüftung und allgemeiner Zerfahrenheit« war in der Denkschrift mit den dunkelsten Farben geschildert worden. »Man denkt in der Tat nicht zu nachteilig von diesem Zustande,« so heißt es unter anderm, »wenn man sich

eingesteht, daß die deutschen Regierungen im Grunde schon jetzt nicht mehr in einem festen gegenseitigen Vertragsverhältnisse zusammenstehen, sondern nur noch bis auf weiteres, im Vorgefühle naher Katastrophen, nebeneinander fortleben « Der Status quo der deutschen Bundesverhältnisse sei schlechthin chaotisch; der Boden der Verträge schwanke unter den Füßen dessen, der sich auf ihn stelle; der Bau der vertragsmäßigen Ordnung der Dinge in Deutschland zeige überall Risse und Spalten, und der bloße Wunsch, daß die morschen Wände den nächsten Sturm noch aushalten möchten, könne ihnen die nötige Festigkeit nimmermehr zurückgeben. An die konservativen Grundsätze des Königs appellierte die Wiener Regierung, wenn sie die deutsche Revolution prophezeite, und an seine nationalen Empfindungen, wenn sie die Ohnmacht Deutschlands schilderte, die aus dem Verfalle seiner Verfassung hervorgehen müsse. Und sie verhehlte schließlich nicht, daß, wenn Preußen sich versage, Österreich und seine Freunde die Hand an ein Werk der Not legen und innerhalb des Bundes nach ihrem freien Bündnisrechte partielle Reformen unternehmen, das hieß den Weg beschreiten würden, den Preußen mit dem Zollverein und den Militärkonventionen schon gegangen, und den Bismarck unter Umständen selbst zu gehen entschlossen war.

Bisher hatte König Wilhelm seinem Minister zur Seite gestanden. Die Konvention vom 8. Februar mochte ihm in Erinnerung an den Krimkrieg Bedenken genug gemacht haben. Aber dieses Abkommen war schließlich gar nicht realisiert worden, und seitdem hatte weiteren Anträgen Rußlands gegenüber auch Bismarck sich spröde gezeigt. Auch hatte die starre Haltung gegenüber der liberalen Opposition, in der Bismarck ihn mit ganzer Kraft unterstützte, auf die Haltung des Königs in der auswärtigen Politik zurückgewirkt; und gegen seinen Sohn war er fast schärfer aufgetreten, als der Minister selbst es für gut hielt. Nun aber sollte Wilhelm dem Rivalen die Stellung einräumen, die seinen eigenen innersten Neigungen entsprach; er sollte vor der Nation die Politik verleugnen, zu der er sich bereits vor der neuen Ära bekannt, und die er in Baden-Baden, in Teplitz, in Compiègne

vertreten hatte. Noch niemals hatte der Pakt, den er im Park von Babelsberg am 22. September 1862 mit Bismarck geschlossen, eine so starke Belastungsprobe erfahren.

So kam es zum ersten Male zu einem schweren Konflikt zwischen dem König und seinem Minister. Den Höhepunkt erreichte die Krisis, wie man weiß, in Baden-Baden, als der alte würdige Freund Wilhelms, König Johann von Sachsen, von Frankfurt herübergekommen war und ihn im Namen des Kaisers und aller Bundesgenossen einlud, seinen Sitz unter ihnen einzunehmen. Bismarck selbst hat oft, zuletzt noch in den »Gedanken und Erinnerungen«, von dem Kampfe erzählt, den er am 20. August mit seinem königlichen Herrn gehabt habe. Im Gegensatz dazu geht er in seinen »Erinnerungen« über die Tage in Gastein auffallend leicht hinweg. Was er darüber sagt, ist eigentlich nur die Einleitung zu der Szene in Baden und beschränkt sich auf eine Anekdote, den Bericht von einem kleinen Erlebnis, das der Minister um die Stunde hatte, als Franz Joseph jenen folgenschweren Besuch bei seinem königlichen Oheim machte. Da das Geschichtchen, ein wahres Kabinettstück Bismarckscher Erzählerkunst, für unsre Untersuchung in jeder Einzelheit wichtig ist, so wird mir der freundliche Leser gestatten, es hier wörtlich einzufügen:

»In Gastein saß ich am 2. August 1863 in den Schwarzenbergschen Anlagen an der tiefen Schlucht der Ache unter den Tannen. Über mir befand sich ein Meisennest, und ich beobachtete, mit der Uhr in der Hand, wie oft in der Minute der Vogel seinen Jungen eine Raupe oder anderes Ungeziefer zutrug. Während ich der nützlichen Tätigkeit dieser Tierchen zusah, bemerkte ich, daß auf der anderen Seite der Schlucht, auf dem Schillerplatze König Wilhelm allein auf einer Bank saß. Als die Zeit herangekommen war, mich zu dem Diner bei dem König anzuziehen, ging ich in meine Wohnung und fand dort ein Briefchen Sr. Majestät vor, des Inhalts, daß er mich auf dem Schillerplatze erwarten wolle, um wegen der Begegnung mit dem Kaiser mit mir zu sprechen. Ich beeilte mich nach Möglichkeit, aber ehe ich das Königliche Quartier erreichte, hatte bereits eine Unterredung der beiden hohen Herren stattgefunden. Wenn ich mich weniger lange bei

der Naturbetrachtung aufgehalten und den König früher gesehen hätte, so wäre der erste Eindruck, den die Eröffnungen des Kaisers auf den König gemacht haben, vielleicht ein andrer gewesen.«

Das ist alles, was uns Bismarck von den Tagen in Gastein zu berichten hat. Daß sich die Verhandlungen in dem Alpenbade noch bis tief in die zweite Augustwoche hineinzogen, sagt er nicht; sowenig wie er daran denkt, daß sein Herr dem Kaiser sogleich persönlich, wenn auch mit höflichen und ausweichenden Wendungen, eine Absage gegeben und jedenfalls die Einladung, sobald sie schriftlich in seine Hände gelangt war, umgehend abgelehnt hat. Man erhält aus Bismarcks Bericht den Eindruck, als sei die Abreise des Königs nach Baden gleich nach dem Besuche des Kaisers erfolgt und die Absage nach Frankfurt überhaupt erst in Baden ausgesprochen worden.

»Der König,« so fährt er an jener Stelle fort, »fühlte zunächst nicht die Unterschätzung, die in dieser Überrumpelung lag, in dieser Einladung, man könnte sagen Ladung, à courte échéance. Der österreichische Vorschlag gefiel ihm vielleicht wegen des darin liegenden Elementes fürstlicher Solidarität in dem Kampfe gegen den parlamentarischen Liberalismus, durch den er selbst damals in Berlin bedrängt wurde.«

Und daran schließt er sogleich den Besuch bei der Königin Elisabeth im Wildbad und die weitere Fahrt durch den Schwarzwald nach Baden, »wo wir im offenen, kleinen Wagen wegen der Leute vor uns auf dem Bock die deutsche Frage französisch verhandelten«. Er glaubt, den Herrn überzeugt zu haben, als sie in Baden anlangen. Dort aber finden sie den König von Sachsen, der im Auftrage aller Fürsten die Einladung nach Frankfurt erneuert.

»Diesem Schachzug zu widerstehen, wurde meinem Herrn nicht leicht. Er wiederholte mehrmals die Erwägung: ‚Dreißig regierende Herren und ein König als Courier!‘ Und er liebte und verehrte den König von Sachsen, der unter den Fürsten für diese Mission auch persönlich der Berufenste war. Erst um Mitternacht gelang es mir, die Unterschrift des Königs zu erhalten für die Absage an den König von Sachsen. Als ich den Herrn verließ, waren

wir beide infolge der nervösen Spannung der Situation krankhaft erschöpft, und meine sofortige mündliche Mitteilung an den sächsischen Minister von Beust trug noch den Stempel dieser Erregung. Die Krisis war überwunden worden, und der König von Sachsen reiste ab, ohne meinen Herrn, wie ich es befürchtet hatte, nochmals aufzusuchen.«

Man sieht, wie hier die Vorgänge von drei Wochen zusammengerückt und die Erzählung mit künstlerischer Absicht bis zur Höhe der Krisis, die zugleich ihre Lösung wird, gesteigert ist. Gastein ist nur Vorspiel, wenn auch das Ganze auf dem Gedanken aufgebaut ist, in dem Erlebnis in der Achenschlucht eine neue Bestätigung des alten Satzes zu geben von der großen Wirkung kleiner Ursachen.

Wenden wir uns jetzt der Kritik unseres Berichtes zu, so müssen wir mit einer chronologischen Richtigstellung beginnen. Es kann nicht am Mittag des 2. August gewesen sein, als Bismarck unter den Tannen der Schwarzenbergschen Anlagen in Gastein saß. Denn erst am Nachmittag dieses Tages hielt Kaiser Franz Joseph seinen Einzug, und erst am 3. hat er die Verhandlungen mit König Wilhelm begonnen.

Wir sind durch die Zeitungen über die äußeren Vorgänge beider Tage recht genau unterrichtet. Am 1. August war der Kaiser von Wien nach Salzburg, damals der Bahnstation für Gastein, gekommen und von da aus am 2. im Wagen in Begleitung zweier Adjutanten weitergefahren. Um 5 Uhr traf er in Gastein ein und stieg in der Villa der Gräfin von Meran, der Witwe des Erzherzogs Johann, ab. Dort empfing er, während er noch die Anreden der Behörden und die Blumenspenden und Poesien der weißgekleideten Jungfrauen entgegennahm, den König. An den Gegenbesuch des Kaisers im Badeschlößchen, Wilhelms Quartier, schloß sich alsbald das Diner, bei dem der Kaiser des Königs Gast war und Bismarck (»im schwarzen Frack«, wie ein Korrespondent zu berichten weiß) die Ehre hatte, an des Kaisers Seite zu sitzen. Der Tag schloß mit einer glänzenden Illumination, bei der die beiden

Monarchen und ihre Begleitung bis 10 Uhr sich unter der festlich gestimmten Menge bewegten.

So die Chronik des ersten Tages nach dem Bericht der Zeitungen. Daß er zu politischen Besprechungen noch nicht verwandt wurde, erfahren wir aus einem Berichte Bismarcks an den Botschafter in Wien, Freiherrn von Werther, vom 14. August. Ausdrücklich heißt es hier:

»Nachdem der Kaiser Franz Joseph am 2. d. M. hier eingetroffen war, nahm Se. Majestät bei einem am 3. stattfindenden Besuche bei unserm allergnädigsten Herrn Gelegenheit zur Besprechung der deutschen Bundesverhältnisse, unter Vorlage des Ew. Excellenz mit dem Erlaß vom 13. übersandten Promemoria.«

Bismarck bemerkt weiterhin, daß an demselben Tage noch zwei Unterredungen zwischen den beiden Herrschern stattgefunden, und daß der Kaiser unmittelbar nach der dritten abgereist sei.

Nun besitzen wir das Briefchen des Königs, dessen Bismarck in seiner Erzählung gedenkt; es steht im Anhang der »Gedanken und Erinnerungen« (Band I, S. 74) und ist wirklich unter dem 2. August abgedruckt. Aber das Datum ist dort nur am Rande beigefügt und, wie mir der Herausgeber des Briefwechsels, Herr Horst Kohl, auf meine Anfrage bestätigte, von dem Fürsten nachträglich mit Bleistift beigeschrieben worden; das Original hat weder Tag- noch Ortsbezeichnung. Da es für unsern Zweck in jedem Wort von Wichtigkeit ist, teile ich es wieder nachstehend mit:

Wenn Sie gelesen haben, wollen Sie mich auf der Schiller Höhe aufsuchen, d. h. vor $1/_2$2 Uhr.

Fürsten Congreß am 16. d. M. in F. a. M.

Éxecution à 5!

Délegierte dereinst; berathende Stimme.

Fürsten Collegium als Oberhaus. W.

Sofort bemerken wir eine schwerwiegende Differenz zwischen dem Brief des Königs und dem Bericht des Fürsten Bismarck. Zunächst setzt des letzteren Erzählung voraus, daß eine Unterredung der beiden hohen Herren überhaupt noch nicht stattgefunden hat. Ausdrücklich spricht er, es ist ja eben die Pointe

seiner Erzählung, von dem ersten Eindruck, den die Eröffnungen des Kaisers auf den König gemacht hätten. Wilhelm dagegen bezieht sich bereits auf diesen ersten Besuch selbst; und wenn er Bismarcks Kommen zum Schillerplatz fordert, so geschieht es, um ihn gerade deshalb vor dem Diner, zu dem er den Kaiser auch an diesem Tage geladen hatte, zu sprechen. Auch sonst bietet die Interpretation des Billetts wichtige Aufschlüsse. Zunächst ist klar (die Worte: »Wenn Sie gelesen haben« machen es ganz deutlich), daß der König noch ein Schriftstück beigelegt hat, über das er sich eben mit seinem Minister vor dem Diner unterhalten will. Und wir brauchen nicht lange danach zu suchen: es ist kein anderes als das Promemoria über die Bundesreform, dessen Hauptgedanken wir vorhin kennen lernten. Daß Franz Joseph in der Tat eben dieses bei seinem ersten Besuche übergeben hat, lasen wir bereits in dem vorhin zitierten Bericht Bismarcks an Freiherrn von Werther.

»Zu demselben,« so fährt Bismarck darin an der zitierten Stelle fort, »gab Se. Majestät der Kaiser die mündlichen Erläuterungen, daß zunächst ein Fürstenkongreß sich am 16. d. M. in Frankfurt a. M. versammeln, daß an der Spitze des Bundes ein Direktorium von fünf Fürsten stehen, daß der Bundestag fortfahren solle, die laufenden Geschäfte zu verhandeln, daß aber aus sämtlichen Souveränen des Bundes ein zeitweise zusammentretendes Oberhaus und aus Delegierten der Landtage der einzelnen Staaten ein mit beratenden Attributionen versehenes Unterhaus gebildet werden solle.«

Das sind genau die Punkte, die der König in den letzten vier Zeilen seines Billetts anführt, und worin er also ein Résumé der mündlichen Eröffnungen des Kaisers gibt.

Daß letzterer erst an diesem Tage seine Eröffnungen gemacht hat, bestätigen diese Worte. Doch wäre es immerhin denkbar, daß Franz Joseph seinen Bundesfreund am Abend vorher auf seinen Plan andeutend vorbereitet habe. Überhaupt aber wird man in Gastein nicht so völlig überrascht gewesen sein, wie man nach Bismarcks Erzählung vermuten würde. Der Besuch des Kaisers bei dem König war längst geplant; er war schon in Karlsbad für

Ende Juni in Aussicht genommen, dann aber von Woche zu Woche verschoben worden. Und ohne Frage sahen König Wilhelm und seine Minister, worauf mir auch der Tenor des Briefes hinzudeuten scheint, voraus, daß die Besprechung der deutschen Frage gewidmet sein würde. Waren doch schon seit zwei Tagen oder mehr in der Wiener und der süddeutschen Presse Mitteilungen enthalten, die direkt auf ein solches Programm der bevorstehenden Monarchenbegegnung hinwiesen und ihren Ursprung offenbar im Wiener Ministerium selbst hatten. Am 1. August hatte die Wiener »Presse« es offen ausgesprochen, daß der Besuch des Kaisers den Zweck habe, den König persönlich für die deutsche Reform zu gewinnen; sei das nicht möglich, so werde Österreich selbständig vorgehen. Daran knüpfte das offiziöse Blatt einen Artikel aus dem »Nürnberger Courier«, dem der inspirierte Ursprung ebenfalls auf der Stirn geschrieben stand: die erste Hälfte des August, so war hierin ausgeführt, werde nicht vorübergehen, ohne daß Österreich Ernst mit der Bundesreform mache; ein Delegiertenparlament als Unterhaus, eine Fürstenkammer, Herausbildung einer Zentralgewalt und andre Punkte waren darin bereits namhaft gemacht worden. Ich dächte, man darf annehmen, daß solche Zeitungsstimmen Bismarck und seinem königlichen Herrn schon vor die Augen gekommen waren, und daß sie eine Zusammenkunft, die der Kaiser und König Max von Bayern kurz vorher, am 28. Juni, in Regensburg gehabt hatten, und bei der sich Franz Joseph diesem über seine Absichten zuerst eröffnet hatte, ebenfalls darauf gedeutet haben.

Ich möchte aber nicht einmal so unbedingt annehmen, daß König Wilhelm in dem Maße, wie Bismarck es erzählt, an dem Vorschlage seines Bundesfreundes Gefallen gefunden: das Ausrufungszeichen, das er in seinem Brief hinter den Worten »Exécution à 5« macht, spricht keineswegs dafür. Eine Exekutivgewalt, die neben den beiden Großmächten drei Könige hatte, mußte das Übergewicht ganz auf die Seite Österreichs legen. Es war ein Vorschlag, wie diejenigen, mit denen Fürst Schwarzenberg schon bei den Verhandlungen vor und nach Olmütz Preußen bedrängt und die im Prinzen von Preußen immer den schärfsten Gegner gefunden hatten.

Gehen wir jetzt dazu über, die Zeit zu bestimmen, in der die Vorgänge, die wir kennen gelernt, passiert sind. Die Stunde des Besuchs Franz Josephs bei dem König wie auch des Diners hat uns der Korrespondent des Wolffschen Bureaus aufbewahrt:

»Heute Morgen,« so schreibt er am 3. August, »gegen 11 Uhr, stattete der Kaiser dem König einen Besuch ab. Um 2 Uhr wird bei Sr. Majestät dem König Diner sein und abends 8 Uhr Se. Majestät der Kaiser die Rückkehr nach Salzburg antreten.«

Nehmen wir an, daß der Besuch eine kleine Stunde gedauert und der König unmittelbar darauf das Billett in die Wohnung des Ministers gesandt hat, so wird Bismarck, den es ja nicht zu Hause traf, etwa in der Mittagsstunde seinen Spaziergang gemacht und in der Achenschlucht gesessen haben, sowie der König um dieselbe Zeit noch einen Ausgang zur Schillerhöhe machte. Sein Quartier kann Bismarck kaum viel vor $^1/_2$ 2 Uhr erreicht haben. Dort also findet er das Billett vor, das ihn schon vor dieser Zeit bei dem König auf der Schillerhöhe wünscht. Man kann denken, welche Erregung sich seiner bemächtigt hat, wie rasch er das Promemoria durchflogen, in wie fieberhafter Eile er sich in den Gesellschaftsanzug geworfen hat, um wenigstens nun Seine Majestät noch zu finden, bevor der Kaiser und sein Gefolge im Badeschlößchen einträfen.

Ist er noch zur rechten Zeit gekommen? Eine Frage von entscheidender Bedeutung, denn dort, während und nicht lange nach dem Mahl, sind die entscheidenden Verhandlungen zwischen beiden Herrschern geführt worden, und noch am Abend hat der Kaiser seine Rückfahrt angetreten. War der Kaiser da, bevor Bismarck eintraf, so hat, da sich während des Diners für Bismarck nicht die Gelegenheit gefunden haben kann, seinen königlichen Herrn zu endoktrinieren, Wilhelm dem Kaiser seine Antwort aus eigener Entschließung gegeben. Zum Glück hat uns der Korrespondent der »Wiener Presse« den Tatbestand überliefert.

»Heute Morgen,« so schreibt er, »5 Uhr schon, sahen die Bewohner den Kaiser einen Spaziergang machen. Während wir dies niederschreiben, steht der König mit

Bismarck in eifrigem Gespräch auf der Terrasse des Schlosses, in welchem der Kaiser eben erwartet und wo er um 2 Uhr speisen wird.«

Nun ist alles klar. In den »Gedanken und Erinnerungen« Bismarcks lebt vor allem der Eindruck fort, den er in dem Moment empfand, als er Billett und Promemoria in seiner Wohnung vorfand und nun befürchten mußte, daß er, wie zum Schillerplatze, so auch zur Besprechung vor dem Diner zu spät kommen würde. In Wirklichkeit aber hat er den König noch allein getroffen und auf der Terrasse des Badeschlößchens ihm über die Absichten der Österreicher und den Weg, wie man ihnen begegnen müsse, Vortrag gehalten.

Über den Inhalt der Besprechungen beider Herrscher erfahren wir aus den Zeitungen schlechterdings nichts. Ihre Berichterstatter wissen wohl zu erzählen, welche Uniformen Kaiser und König bei ihren Besuchen getragen haben, was für Fahnen geweht, schwarz-gelbe, rot-weiße, blau-weiße (auch ein paar schwarz-rot-goldene hatten sich hervorgewagt, waren jedoch noch zum Glück vierundzwanzig Stunden vor der Ankunft des Kaisers entfernt worden, während schwarz-weiße nirgends erwähnt sind); sie nennen die gereimten Inschriften der Triumphbogen; sie schwärmen von der Pracht der Illumination der Wasserfälle: aber über den Inhalt und die Bedeutung der Begegnung kann niemand auch nur ein Wort verraten.

Hier aber treten für uns die offiziösen und die offiziellen Schriftstücke ein. Bismarck selbst drückt sich darüber in der genannten Note an Freiherrn von Werther und im Anschluß an die schon zitierten Worte folgendermaßen aus:

»Bei dieser und zwei an demselben Tage nachfolgenden Unterredungen sprach Se. Majestät der König die entgegenstehenden Bedenken in dem Sinne des anliegenden Promemoria aus und erklärte schließlich bei dem Abschiede beider Monarchen, daß ein Fürstenkongreß mit Nutzen für die ganze Angelegenheit der notwendigen geschäftlichen Vorbereitungen wegen keinesfalls vor dem 1. Oktober eingeleitet werden könne.«

Nähere Angaben hat der König selbst gemacht, eben in dem von Bismarck hier genannten Promemoria, das er unmittelbar nach des Kaisers Abreise, noch am Abend — es ist wenigstens vom 3. August datiert — niederschrieb, und das zusammen mit einer amtlichen Absage der Einladung am 4. August an die Wiener Regierung gesandt wurde. Dies Promemoria war, wie Stil und Komposition zweifellos machen, ganz von der Hand Sr. Majestät. Inhaltlich aber hält es sich durchweg auf den Linien, die Bismarck gezogen hatte, seitdem er im Spätherbst 1862 den Kampf gegen die Reformpläne der Österreicher und die Mittelstaaten aufgenommen, sowie es sich auch mit allen weiteren Schritten der kühnen Politik des Ministers bis hin zu den Erklärungen vom 9. April und 10. Juni 1866 deckt. Von einem Schwanken des Königs kann man danach in jenem Augenblick nicht mehr sprechen. In fünf Punkten faßt Wilhelm die Gründe zusammen, die er vor dem Kaiser gegen eine Beteiligung Preußens an einem Fürstentage, der schon am 16. August beginnen solle, geltend gemacht habe. Zunächst ist es der zu kurz gestellte Termin: die Fürsten würden sich auf diesen »unendlich weittragenden Schritt« gar nicht vorbereiten können. Aber auch bei weiterer Hinausschiebung nennt er es gewagt, die Angelegenheit gerade einem Kollegium von Fürsten zu unterbreiten, denen, wie das die Erfahrung öfter bewiesen habe, die Arbeitsfähigkeit dazu mangele. Er würde es daher durchaus vorziehen, daß zunächst die Minister der siebzehn stimmführenden Staaten in einer vorläufigen Beratung die Frage geschäftsmäßig vorbereiteten, »welcher Arbeit dann durch die zu convocirenden Fürsten die Sanktion erteilt werden könnte.« Gegen die Berufung einer aus Delegierten der deutschen Kammern zusammengesetzten Versammlung macht er das konservative Bedenken geltend, daß die Abgeordneten, die daheim schon beschließende Stimme hätten, mit bloß beratender niemals zufrieden sein, sondern alsbald nach weiteren Attributionen streben würden. Wenn er aber statt dessen im Namen der konservativen Interessen für alle Bundesstaaten ein gleiches Wahlreglement aufstellen möchte, d. h. ein direkt aus Volkswahlen hervorgegangenes Parlament vorschlägt, so wird er mit dieser Motivierung bei dem

Kaiser und dessen Ministern kaum Anklang gefunden haben. Ausdrücklich war in dem Wiener Promemoria dieser Modus verworfen worden, und zwar im Hinblick auf den gleichlautenden Vorschlag, den Bismarck schon im Januar beim Bundestage hatte einbringen lassen.

»Einrichtungen,« heißt es dort, »wie eine einheitliche Spitze oder ein aus direkten Volkswahlen hervorgehendes Parlament passen nicht für diesen Verein; sie widerstreben seiner Natur und wer sie verlangt, will nur dem Namen nach den Bund oder das, was man den Bundesstaat genannt hat; in Wahrheit will er das allmähliche Erlöschen der Lebenskraft der Einzelstaaten, er will einen Zustand des Überganges zu einer künftigen Unifikation, er will die Spaltung Deutschlands, ohne die dieser Übergang sich nicht vollziehen kann. Solche Einrichtungen wird Österreich nicht vorschlagen.«

In Wahrheit, nichts konnte richtiger sein. Ein aus der Nation unmittelbar hervorgehendes Parlament widerstrebte ebensowohl dem deutschen Bunde wie dem Lebensprinzip des österreichischen Staates. Es war der Gedanke, der, seitdem Bismarck im Januar ihn aufgenommen hatte, aus seinem Programm nicht wieder verschwand und der das Quecksilber werden mußte, das die Fugen des bundestäglichen Deutschlands auseinandertrieb. Es war die Idee der Revolution von 1848, die schon damals zur Ausscheidung Österreichs, dem Willen ihrer Urheber selbst entgegen, geführt hatte. Und wenn der König gar hinzufügte, daß einem solchen Parlament, das sich die Kräftigung, aber nicht die Lähmung der Regierung zur Aufgabe stelle, noch ausgedehntere als nur beratende Befugnisse verliehen werden könnten, so mußte das in Wien fast als eine Kriegserklärung aufgefaßt werden.

An dritter Stelle weist der König in seinem Memoire auf die Schwierigkeiten hin, welche die Wahl der drei Glieder des Exkutivdirektoriums, die außer Preußen und Österreich darin sitzen sollten, haben würde; und daß, je größer die Machtvollkommenheit der Exekutive wäre, desto schwerer die Zustimmung der dabei unbeteiligten Staaten zu gewinnen sein würde.

Schließlich macht er noch auf die bedenklichen Folgen aufmerksam, die sich aus der bei der Übereilung des Planes drohenden Uneinigkeit ergeben würden: je höher durch eine so außerordentliche Maßregel, wie sie seit dem Wiener Kongreß noch nicht getroffen wäre, die Erwartungen gespannt wären, um so leichter würde es der Revolution werden, das Ergebnis als ungenügend darzustellen und die beteiligten Monarchen hierfür persönlich verantwortlich zu machen.

Daß diese Erklärungen nicht bloß im Sinne Bismarcks waren, sondern daß er sie in dem Gespräch, das sie beide vorher auf der Terrasse des Badeschlößchens gehabt hatten[1]), im wesentlichen inspiriert hat, wird man danach, denke ich, nicht mehr in Abrede stellen können.

Die Zeit der Besprechungen zwischen beiden Herrschern können wir wiederum einem Telegramm des Wolffschen Bureaus (vom 4. August) entnehmen:

»Nach Beendigung des bei Sr. Majestät dem König von Preußen stattgehabten Diners unterhielten sich beide Majestäten längere Zeit auf dem Balkon des Schlosses. Abends 8 1/2 Uhr verließ Se. Majestät der Kaiser Gastein, nachdem er Sr. Majestät dem König einen Abschiedsbesuch gemacht hatte, den der König mit seinem Gefolge erwiderte.«

Dazu die Angabe der »Presse«, daß der Kaiser nach 6 Uhr seinen Abschiedsbesuch gemacht habe. Hiernach werden wir wohl ohne Bedenken sagen dürfen, daß die beiden Nachmittagsunterredungen mit der auf dem Balkon und dem Abschiedsbesuch des Kaisers zu identifizieren sind[2]). Wie lebhaft gerade die Szene auf dem Balkon dem König in der Erinnerung blieb, erfahren wir aus einer Notiz in den Lebenserinnerungen Rudolf Delbrücks. Delbrück hatte im Jahre darauf auf einer Reise, die ihn auch

[1]) Und vielleicht noch einmal in der Zwischenzeit zwischen dem Diner und der dritten Unterredung. Das Diner dauerte eine Stunde.

[2]) Den Abschiedsbesuch des Königs setzt die »Presse« auf präzis 8 Uhr, der »Staatsanzeiger« auf 7 1/2 Uhr. Auch damals widmete man der Sache gewiß noch ein kurzes Wort.

nach Gastein führte, die Ehre, hier von dem König zum Diner geladen zu werden.

»Nach dem Diner,« so erzählt er, »trat der König mit mir auf den Balkon nach dem Straubinger Platze. Heute vor einem Jahre, sagte er, stand ich hier mit dem Kaiser von Österreich, der gekommen war, um mich zum Fürstentage nach Frankfurt a. M. einzuladen. Die Betrachtungen über den Unterschied zwischen damals und heute, die er an diese Erinnerung knüpfte, waren charakteristisch für den hohen Herren durch die Dankbarkeit, die Gottes Führung, und die Bescheidenheit, die seinem Heere und seinen Räten die Ehre ließ. Befriedigung klang aus seinen Worten, nicht Triumph.«

Wie nun aber alles im einzelnen verlaufen ist, ob die Erklärungen Wilhelms, zumal bei der ersten Besprechung, nicht doch vielleicht nachgiebiger gelautet haben, als es nach den amtlichen Schriftstücken den Anschein hat, läßt sich nicht sagen. Hier nützen uns auch die offiziellen Kundgebungen nichts, die vielmehr den Tatbestand eher verwirren als aufklären. Die Österreicher hatten natürlich das Interesse, den König nachgiebig erscheinen zu lassen. So meldete die Wiener »Presse« gleich am 6. August im Anschluß an die Meldung von dem Besuch: »Wir glauben hinzufügen zu können, daß König Wilhelm zwar sein Erscheinen noch nicht bestimmt zugesagt, aber noch weniger abgelehnt hat, zu kommen, und daß man hier in Wien glaubt, der König von Preußen werde bei dem Kongresse nicht fehlen.« Eine Woche darauf brachte die ebenfalls offiziöse Frankfurter »Oberpostamtszeitung« einen aus Wien vom 11. datierten Rückblick auf die Verhandlung, der davon ausging, daß der Zweck des Kongresses von beiden Monarchen sehr eingehend und vom König von Preußen in durchaus entgegenkommender Weise erörtert worden sei; seine definitive Erklärung zu geben habe sich der König indes bis dahin vorbehalten, wo er Muße haben werde, das unmittelbar vor der Abreise ihm von dem Kaiser[1]) überreichte formelle Einladungsschreiben zu lesen.

---

[1]) Vgl. unten. Man bemerke die leise Abweichung von der Wahrheit.

Dementsprechend beeilte sich die Wiener Regierung, vollendete Tatsachen zu schaffen. Kaum war der Kaiser nach Wien zurückgekehrt, so gingen am 5. August sämtliche Einladungsschreiben ab, begleitet von einem Exposé des Ministers des Auswärtigen vom 4. August über Veranlassung und Zweck; auf den folgenden Tag lud Graf Rechberg die Gesandten der deutschen Höfe zu sich, um ihnen nähere Mitteilungen über den Plan zu machen, der am Morgen des 6. August in allgemeinen Umrissen in der »Wiener Zeitung« angekündigt wurde. Graf Rechberg erwähnte dabei, daß er selbst den Kaiser begleiten werde, und forderte die Gesandten auf, ihren Höfen den Wunsch des Kaiserlichen Kabinetts zu übermitteln, mit den Fürsten auch deren Minister in Frankfurt zu sehen.

Umgekehrt die Preußen. Wenn Bismarck dem Absagebrief vom 4. August das eigenhändige Memoire des Königs beilegte, so war das eine Maßregel, offenbar dazu bestimmt, jedem Mißverständnis der mündlichen Äußerungen des Königs in Wien vorzubeugen. Denselben Zweck hatte ein Zirkular an die preußischen Gesandten, das gleich am 4. August telegraphisch nach Berlin abging und schon am 5. August von Berlin aus versandt wurde. Und entsprechende Mitteilungen brachten die von Bismarck inspirierten Zeitungen.

Zu voller Klarheit werden wir an diesem Punkte nicht gelangen können. Die Wahrheit wird hier wohl einmal (was ja sonst keineswegs immer der Fall ist) in der Mitte liegen. Ohne Zweifel haben die Österreicher übertrieben. Die Gründe, welche Wilhelm in seinem Promemoria angibt, hat er sicherlich auch in dem Gespräch mit dem Kaiser vorgebracht. Anderseits war die Form der Absage weder in dem Absageschreiben noch in dem Promemoria ganz unumwunden, sondern der König verschanzte sich an beiden Orten hinter der Unzweckmäßigkeit und der Unmöglichkeit, die Dinge so rasch zu regeln. Für den Gedanken der Reform selbst hatte er nur sympathische Worte, und selbst das Zustandekommen des Kongresses stellte er als sehr wohl möglich hin, sobald nur jene Umstände beseitigt wären. Es klingt daher ganz glaublich, was die in Berlin erscheinende »Feudale Korrespondenz«

von sehr verläßlicher Seite, wie sie schreibt (man könnte an Steinäcker, Alvensleben oder Manteuffel denken), zu berichten weiß. Als der Kaiser vor der Abreise dem König die Worte zugerufen habe: »Ich darf Sie also, lieber Oheim, in Frankfurt a. M. erwarten«, sei ihm vom König erwidert: »Jawohl, auf Wiedersehen in Frankfurt a. M.!« Es fragt sich nur, worauf der König bei den Besprechungen mehr den Akzent gelegt hat, ob auf die Gründe, die gegen den Kongreß sprachen, oder auf den Wunsch, an den Beratungen für Deutschlands Wohl teilzunehmen. Und ich halte es nicht für unmöglich, daß Franz Joseph wirklich mit dem Eindruck geschieden ist, als könne der König am Ende doch noch zur Reise gebracht werden.

Wie dem auch sei, so darf man doch immerhin annehmen, daß König Wilhelm durch die überraschende Wendung chokiert wurde, welche die Angelegenheit nahm, als gleich nach dem Abschied des Kaisers sein Flügeladjutant die Einladung überreichte, und daß er unter diesem Eindruck sowohl das Promemoria niedergeschrieben als den Absagebrief unterzeichnet hat. Denn mehr noch als in dem Besuch und den Besprechungen selbst trat hierin der Versuch einer Überrumpelung Preußens hervor; ich zweifle nicht, daß Bismarck dabei das Seine getan hat, um diese Empfindung der »Unterschätzung« in seinem königlichen Herrn zu verstärken.

Leider hielt diese Stimmung bei König Wilhelm nicht an. Sondern, wie es in seiner Art lag, nachdem er sich den Wegen seines Ministers angeschlossen, kamen ihm erst recht die Bedenken.

Ich möchte diese Abwandlung schon in dem Wunsche entdecken, den Wilhelm gleich am Morgen des 4. August gegen seinen Minister, zunächst schriftlich, zum Ausdruck brachte, durch ein Telegramm an den Kaiser allen weiteren Schritten desselben zuvorzukommen.

»Was meinen Sie,« so schreibt er, »ob es nicht gut wäre dem Kaiser gleich zu télégraphiren, daß nach unserer Unterredung und dem heute erfolgenden Résumé derselben, ich das Schreiben

vom 31. July als non avenu betrachtete und erwartete, daß ähnliche Schreiben daher nicht übergeben würden. So wäre es vielleicht noch möglich, die Übergabe der Einladungen nach F. a/M. zu sistiren. $^1/_2$ 11 Uhr bin ich zu Haus. W.«

Bismarck war gewiß eher dafür, den Konflikt zu verschärfen, als ihm aus dem Wege zu gehen. Ob er sich in dem Sinne ausgesprochen hat, wissen wir nicht. Jedenfalls ging das Telegramm ab. Da es uns im Wortlaut nicht vorliegt, bleibt auch der Inhalt zweifelhaft. In der mehrfach genannten Depesche an Freiherrn von Werther vom 14. August, die zur Veröffentlichung bestimmt war und noch vor Ende des Monats herauskam, bemerkt Bismarck lediglich folgendes darüber:

»Um dem Kaiserlichen Kabinett Gelegenheit zu geben, seine Entschließungen mit Kenntnis der diesseitigen zu treffen, richtete Se. Majestät noch am 4. ein Telegramm an Se. Majestät den Kaiser, in dem die Ablehnung der Einladung zum 16. bestimmt ausgesprochen wurde.«

Eine wesentlich andere Färbung hat hingegen eine Notiz der Wiener »Presse« vom 9. August: Der Kaiser, schreibt diese, sei kaum von Gastein zurückgekehrt, als ein Telegramm angekommen sei, in dem der König das Erscheinen in Frankfurt aus Rücksichten der Gesundheit abgelehnt habe. Und damit stimmt wiederum auffallend überein, was uns von einem Handschreiben König Wilhelms an den Kaiser mitgeteilt wird, das von preußischer Seite völlig ignoriert wird, dessen Existenz aber gar nicht bezweifelt werden kann. Schon am 9. August teilte die »Presse« ein Wort darüber mit. Ein Telegramm aus Frankfurt, schreibt sie, bringe heute »völlige Klarheit über den Entschluß des Ministeriums Bismarck: es refüsiert; gleichwohl versichert man uns, daß noch zwischen Kaiser und König eine persönliche Korrespondenz über den Gegenstand fortdauert.« Näheres brachte dann wieder der vorhin genannte Artikel der »Oberpostamtszeitung«. Nachdem sie zunächst des Absagebriefes vom 4. gedacht, schreibt sie folgendes:

»Am 6. August traf ein zweites, diesmal ganz von der Hand des Königs geschriebenes Schreiben ein, worin derselbe nach-

träglich geltend machte, daß es ihm nicht tunlich erscheine, unmittelbar nach beendeter Badekur sich den Anstrengungen einer Begegnung in Frankfurt zu unterziehen.«

Auch über ein Gegenschreiben des Kaisers weiß sie zu berichten:

»Am 7. August antwortete der Kaiser, daß er in der Überzeugung nicht wankend geworden sei, wie gerade die persönliche Begegnung der Fürsten sich am geeignetsten darstelle, eine Verständigung herbeizuführen, und daß die Einladungsschreiben übrigens auch bereits abgegangen seien; er bitte daher den König, falls sein Zustand ihn wider Verhoffen hindern sollte, selbst nach Frankfurt zu kommen, einen Prinzen seines Hauses dorthin zu senden.«

Nun wird uns erst eine Stelle in der Depesche Bismarcks an Werther klar, welche an sich in den Zusammenhang dieses Schriftstückes nicht recht hineinpaßt:

»Am 7. des Monats«, so schreibt der Minister in Anknüpfung an den Satz über das Telegramm und den Absagebrief vom 4. August, »wurde durch einen Kaiserlichen Flügeladjutanten Sr. Majestät dem Könige eine erneute Einladung unter Beifügung des abschriftlich anliegenden Promemoria überbracht. Dieselbe enthielt mit Rücksicht darauf, daß Sr. Majestät des Königs Badekur, wenn sie regelmäßig beendet werden solle, Allerhöchstdemselben nicht gestatte, am 16. in Frankfurt anwesend zu sein, den eventuellen Vorschlag, einen der Königl. Prinzen in Vollmacht zu dem Kongreß zu senden. Se. Majestät der König lehnte wiederholt in einem eigenhändigen Schreiben vom 7. c. sowohl das eigene Erscheinen als die Entsendung eines Königl. Prinzen ab. Hierauf beschränkt sich der in der Sache bisher stattgehabte Schriftwechsel.«

Der bestimmten Absage vom 4. August gegenüber wäre eine erneute Einladung durch den Kaiser ohne das Zwischenglied eines besonderen königlichen Briefes sehr auffallend gewesen. Und noch auffallender wäre die in den von mir gesperrt gedruckten Worten entwickelte Rücksicht auf die Badekur des Königs. Denn das von Bismarck erwähnte Promemoria, das zu den von preußi-

scher Seite später publizierten Aktenstücken gehört[1]), enthält von diesen Umständen nichts und ist nur bestimmt, die in dem Memoire des Königs vom 4. (3.) vorgetragenen Bedenken zu widerlegen. Durch den Brief des Königs aber, bzw. durch das Telegramm, wird der neue Schritt des Kaisers völlig erklärt.

Wir haben also drei Handschreiben der beiden Monarchen anzunehmen, die noch in den Archiven verborgen sind: einen Brief des Königs vom 5., die Antwort des Kaisers vom 6. (denn so ist die Angabe der »Oberpostamtszeitung« zu verbessern) und die Replik des Königs, die auf den 7. August datiert ist[2]).

Wie Bismarck über diesen Schritt des Königs gedacht hat, brauchen wir kaum zu sagen; er wird ihm wenig Freude gemacht haben. Ob es aber darüber zu einer Szene mit dem Monarchen gekommen, ob Wilhelm am Ende diesen persönlichen Schritt ganz auf eigene Hand getan und Bismarck nur darüber orientiert hat, läßt sich wieder nicht ausmachen. Jedenfalls betrachtete Bismarck diese Korrespondenz als non avenue und verwischte in den amtlichen Kundgebungen nach Möglichkeit ihre Spuren. Das zeigt uns ein Dementi des »Staatsanzeigers« (im nichtamtlichen Teil) vom 17. August, das jenen österreichischen Indiskretionen ausdrücklich entgegengesetzt war und für die Diplomatenhand unseres großen Staatsmanns (denn daß es direkt von ihm stammt, bezweifle ich keinen Moment) zu charakteristisch ist, als daß wir es dem Leser vorenthalten möchten.

»Nachdem«, so lautet es, »die ,Wiener Presse' den Inhalt eines von Sr. Majestät dem Kaiser am 6. an Se. Majestät den König gerichteten eigenhändigen Schreibens teilweise veröffentlicht hat, sind wir in den Stand gesetzt, über die . . . Einladung zum Fürstenkongreß . . . Nachstehendes mitzuteilen: Nachdem im Laufe des 3. d. M. in Gastein zwischen Ihren Majestäten dem König von Preußen und dem Kaiser von Österreich mehrere Besprechungen über die Bundesreformfrage stattgefunden, wurde am Abende, nachdem beide Monarchen sich voneinander verabschiedet hatten, Sr. Majestät dem Könige das die Einladung

---

[1]) Gedruckt Staatsarchiv, Bd. X, Nr. 1845.

[2]) Vgl. Anhang zu »Gedanken und Erinnerungen«, Bd. I, Nr. 79.

zum 16. d. M. nach Frankfurt enthaltende kaiserliche Schreiben vom 31. v. M. durch einen Adjutanten überbracht. Am 4. d. M. lehnte Se. Majestät der König definitiv, sowohl telegraphisch als auch durch ein gleichzeitig nach Wien abgesandtes Allerhöchstes Schreiben, die Einladung ab, unter Bekundung der Genugtuung über die Anerkennung des Bedürfnisses einer Reorganisation der Bundesverfassung sowie der Bereitwilligkeit, zu derselben mitzuwirken, und mit Wiederholung der mündlich schon geltend gemachten Bedenken gegen Form und Inhalt der von Österreich in Aussicht gestellten Maßnahmen. Hierauf beschränkt sich bisher die amtliche Korrespondenz Preußens und Österreichs über die von letzterem angeregten Reformpläne.«

Dadurch, daß der Ton auf das Wort »amtlich« gelegt wird (aber freilich nur dadurch), korrespondiert die Mitteilung mit den Tatsachen.

Wir bemerkten vorhin, daß das zweite Handschreiben des Königs vom 7. August datiert war. Aber auch in bezug darauf stimmen uns österreichische Mitteilungen bedenklich. Gleich die »Oberpostamtszeitung«, hat wieder eine differente Mitteilung:

»Der Kaiserliche Flügeladjutant, der das Schreiben des Kaisers nach Gastein brachte, kam ohne bestimmte Antwort zurück; der Telegraph meldete am folgenden Tage, daß der König sich die Antwort vorbehalte; bis gestern Abend (10. August) war dieselbe noch nicht eingetroffen.«

Und ähnlich noch mehrere Stimmen aus derselben Quelle.

Aber dem setzten sich sofort preußische Erklärungen entgegen, die von Wien selbst in die Presse lanciert oder doch von dort datiert waren. Es sei unbegreiflich, so lautet die eine, wie die Generalkorrespondenz (ein hochoffiziöses Wiener Blatt) zu der Angabe komme, daß noch keine definitive Ablehnung zu der Einladung zum Fürstentage erfolgt sei; denn seit dem 9. August liege die definitive Ablehnung des Königs Wilhelm in Wien vor.

Widersprüche, zwischen denen man sich kaum auskennt. Daß der Kaiserliche Flügeladjutant, der am 9. abends in Wien wieder eintraf, das Handschreiben vom 7. mitbrachte, werden wir allerdings festhalten dürfen; und insofern haben die Preußen

recht. Aber was ist es mit dem Telegramm? Und hat vielleicht der Adjutant über mündliche Äußerungen des Königs berichtet, die den Österreichern noch gewisse Hoffnung ließen? Oder waren von König Wilhelm in den Brief Wendungen gebracht worden, die so verstanden werden konnten? So zwar, daß er für sich bei der Ablehnung blieb, aber den Vorschlag des Kaisers, sich durch den Sohn vertreten zu lassen, doch nicht ganz zurückwies?

Folgende Tatsachen führen uns vielleicht einer Antwort näher.

Am 8. Juli, während also der Kaiserliche Flügeladjutant noch in Gastein auf seine Antwort wartete, erhielt der Kronprinz ein Telegramm, das ihn nach Gastein einlud, »um zu beraten«, wie der Befehl sehr lakonisch lautete[1]). Es muß schon am Morgen oder Abend vorher abgesandt sein, denn bereits abends 7 Uhr reiste der Thronfolger, von seinem Adjutanten, dem Hauptmann von Loucadou begleitet, von Potsdam ab, wohin er soeben erst, am 5. August, mit seiner Familie aus Putbus zurückgekehrt war. Am 10. abends 7 Uhr traf er, nachdem er in Salzburg übernachtet hatte, in Gastein ein. Der König war ihm entgegengefahren, und so legten sie von Hofgastein ab die Strecke gemeinsam zurück. Niemand hat das Gespräch der beiden hohen Herren auf jener Wagenfahrt belauscht, und wohl nur ihre Tagebücher oder Briefe an ihre Gemahlinnen könnten uns einmal authentischen Aufschluß darüber geben. Und doch brauchen wir nicht lange zu fragen, was der Inhalt gewesen sei. Es war das erste Wiedersehen zwischen Vater und Sohn, seitdem der Kronprinz offen gegen die Politik des Ministeriums Bismarck aufgetreten war und seitdem der König ihn dafür mit seinem Zorn und seiner Ungnade als Vater und Kriegsherr bedroht hatte. Schwerer vielleicht noch als der Sohn hatte Wilhelm an dem Konflikt getragen. Seine Umgebung hatte versucht, die Indiskretion, welche die Freunde des Kronprinzen durch die Bekanntmachung ihres Brief-

[1]) Philippson, Das Leben Kaiser Friedrichs III., S. 122.

wechsels in der »Times« begangen hatten, vor ihm zu verbergen. Aber durch Zufall war ihm in Karlsbad am 14. Juli ein Artikel der »Weser-Zeitung« mit dem Abdruck jener Mitteilung in die Hände geraten, »und seitdem«, schreibt Bismarck seiner Frau am 22. Juli, »scheint die gute Laune fort; er ist still und in sich gekehrt, forciert sich, heiter zu sein! Es tut einem das Herz weh, ihn zu sehen, wie er sein Gefühl niederkämpft, aber die Einsamkeit liebt.«

Wer kann hiernach zweifeln, daß Wilhelm seinem Sohne vor allem deshalb entgegengefahren ist, um sich über das, was zwischen ihnen vorgefallen war, mit ihm auszusprechen? Damit steht also die Berufung des Kronprinzen nach Gastein ohne Frage in Zusammenhang. Hatte der König ihm doch schon in den Tagen vorher einen Brief gesandt, worin eben das ausgesprochen war: er wünsche ihn nach allem Vorgefallenen dort in der Stille wiederzusehen, ehe er ihm vor Fremden begegne. Auch mit Bismarck hatte der Kronprinz noch in der Stunde der Ankunft eine Aussprache. Der Ministerpräsident kam, wie ein Korrespondent meldet, eine Viertelstunde später ins Schloß, und während er bei dem Prinzen war, weilte der König auf dem Balkon. Bismarck hat in den »Gedanken und Erinnerungen« dieser Begegnung gedacht, und er macht hier Mitteilungen, die, wenn sie ohne Bedenken hingenommen werden könnten, über die Haltung des Kronprinzen mehr Licht verbreiten würden.

»In Gastein«, so schreibt er, »erhielt ich (!) im August den Besuch des Kronprinzen, der dort, von englischen Einflüssen freier, sein Verhalten im Sinne seines ursprünglichen Mangels an Selbständigkeit und seiner Verehrung für den Vater bescheiden und liebenswürdig aus seiner ungenügenden politischen Vorbildung, seiner Fernhaltung von den Geschäften erklärte und ohne Rückhalt in den Formen eines Mannes sprach, der sein Unrecht einsieht und mit den Einwirkungen, die auf ihn stattgefunden hatten, entschuldigt.«

Die Worte entsprechen der Stimmung, welche Bismarck in den Jahren seiner Verbannung gerne über Kaiser Friedrich äußerte, der es ihm, wie er ein paar Seiten vorher sagt, durch seine Liebens-

würdigkeit und sein Vertrauen leicht gemacht habe, die Gefühle, die er für seinen Herrn Vater gehegt, auf ihn zu übertragen: alle Behauptungen, daß zwischen Kaiser Friedrich und ihm dauernde Verstimmungen existiert hätten, seien unbegründet. Nun haben wir gleichzeitige Mitteilungen aus dem Kreise des Kronprinzen, nach denen der Prinz bei seinem Vater einen gütigen, von ihm selbst innig erwiderten Empfang gefunden habe; eine Versöhnung zwischen ihnen sei damals erfolgt und, so heißt es weiter, infolge davon sei der Kronprinz auch dem Minister freundlicher entgegengetreten[1]). Das letztere bestätigt Bismarck in einem Brief, den er zwei Tage darauf, kurz vor der Abreise des Kronprinzen, an seine Gemahlin schrieb; von dem Verhältnis des Prinzen zum König aber sagt er umgekehrt: »oben kühle Beziehung«. Jedenfalls werden wir doch wohl sagen dürfen, daß die Entschuldigung des Kronprinzen nicht so rückhaltlos gewesen ist wie Bismarck in seinen Erinnerungen annimmt, eine Annahme, die auch die genannten Mitteilungen aus dem Kreise des Kronprinzen bestätigen.

Kann man nun aber glauben, daß hierin der einzige Zweck der Reise des Kronprinzen zu seinem Vater zu suchen ist? Wenn offiziöse Kundgebungen ein Evangelium wären, so müßten wir es wohl. Denn stärker noch als die Angaben über die persönliche Korrespondenz zwischen Kaiser und König wurden die Nachrichten der Wiener »Presse«, daß der Prinz wegen des Fürstenkongresses berufen sei, in den Bismarckschen Journalen dementiert. Um so schärfer, als nicht bloß von Wien, sondern auch von Berlin her ganz anders lautende Meldungen in die Welt gingen. Selbst die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung« meinte anfangs, daß es wohl wichtige politische Beratungen seien, zu denen der Kronprinz nach Gastein berufen worden wäre. Die »Kölnische Zeitung« ließ sich unter dem 11. aus der Hauptstadt melden, man halte es dort für möglich, daß Se. Majestät sich durch den Kronprinzen in Frankfurt vertreten lassen werde; daß die Berufung damit in Verbindung stehe, werde in Berlin nicht bezweifelt. »Unbe-

---

[1]) Philippson, S. 122.

schreibliche Sensation«, so meldet ein Wiener Korrespondent am 10. der »Deutschen Zeitung«, »erregt hier die Nachricht, daß der Kronprinz über Salzburg nach Gastein gereist ist; man versichert auf das bestimmteste, daß er berufen sei, um den Beratungen über den Kongreß beizuwohnen.« Es sei kein Zweifel, daß die Reise mit der Verzögerung der Antwort des Königs auf des Kaisers Handschreiben zusammenhänge. Sehr merkwürdig ist es, was dieser Korrespondent von dem Freiherrn von Werther zu berichten weiß. Derselbe sei vorgestern nach Gastein abgereist, ausgerüstet mit allem Material bezüglich der österreichischen Propositionen, nachdem er vorher eine lange Unterredung mit Graf Rechberg gehabt habe. Der Gesandte, der persönlich den österreichischen Plänen zugetan sei, werde den definitiven Entschluß des Königs zurückbringen. Ich lasse es dahingestellt, ob Werther diese Reise, die auch noch an anderen Orten gemeldet wird, wirklich angetreten hat. Besonders interessant wäre, wenn richtig, die Angabe, daß er den österreichischen Vorschlägen geneigt gewesen sei; er würde damit dieselbe schwächliche Nachgiebigkeit bewiesen haben, die ihm im Juli 1870, als er Preußen in Paris vertrat, seine Stellung kostete. Zu seiner Anwesenheit in Gastein würde vortrefflich passen, daß auch Roon dorthin berufen war; am 7. nachmittags kam dieser an, am 8. August reiste er, wie Bismarck seiner Frau schreibt, wieder nach Berchtesgaden zurück. Von ihm heißt es in seinen Denkwürdigkeiten, daß er Bismarck damals beigestanden und ihm viel geholfen habe.

Näheres noch wußte ein Berliner Korrespondent der Wiener »Presse« zu melden, indem er die Reise des Kronprinzen mit den Intentionen der Königin Augusta in Verbindung brachte. Sie sei es, die das Erscheinen des preußischen Thronfolgers auf dem Frankfurter Fürstentage dringend gewünscht habe, damit er daselbst in Gemeinschaft mit den Großherzögen von Baden, Weimar und Oldenburg Opposition mache und die Vorschläge des Kaisers von Österreich überbiete. Zumal diese Wendung erregte den Zorn der preußischen Offiziösen und zog die stärksten Dementis über sich herab. Ein Berliner Korrespondent konnte der »Kölnischen Zeitung« »aus einer sehr zuverlässigen Quelle« versichern, daß

diese Nachrichten vollständig erdichtet seien: »Es ist nie davon die Rede gewesen, daß Se. Königl. Hoheit der Kronprinz eine Vertretung für Se. Majestät in Frankfurt übernehmen solle, und ebenso wenig begründet, daß Ihre Majestät die Königin eine solche Vertretung dringend gewünscht habe.«

Allen diesen Ableugnungen zum Trotz ist dennoch nichts gewisser, als daß die Berufung des Kronprinzen auch wegen des Kongresses erfolgt ist, und ebensowenig kann in Abrede gestellt werden, daß die Königin Augusta sich für die Teilnahme, vielleicht nicht des Kronprinzen, aber des Königs ausgesprochen hat. Für ersteres ist eine Denkschrift Max Dunckers beweisend, die er als der persönliche Rat des Kronprinzen am 8. August aufgesetzt und seinem Herrn auf die Reise nachgeschickt hat; möglich, daß dieser sie noch unterwegs, in Salzburg bekommen hat. Darin hatte Duncker drei Wege der Abwehr gegenüber diesem Angriff Österreichs vorgeschlagen; darunter an zweiter Stelle die Beteiligung an dem Fürstentage, eben im Sinne jener Opposition: der Kronprinz würde dann den König zu vertreten haben; Österreichs liberale Anerbietungen müßten überboten, dem von Österreich vorgeschlagenen Direktorium die Forderung einer zwischen Nord- und Süddeutschland geteilten Exekutive entgegengestellt werden. Und daß die Königin Augusta und die Kronprinzessin mit dahintersteckten, bestätigen wieder die Mitteilungen, die Philippson aus dem kronprinzlichen Kreise hat geben können.

Weiter aber als in diesen dürftigen Umrissen können wir die Geschichte dieser Krisis nicht verfolgen. Ob die Königin sich mit ihrem Gemahl direkt in Beziehung gesetzt hat oder von diesem mit hineingezogen worden ist, ob Bismarck der Berufung widerstrebt, ob Roon, der im Juli, als es sich nur um den Konflikt mit dem Vater handelte, für die Zitation des Kronprinzen gewesen war, jetzt noch in demselben oder in welchem Sinne sonst gesprochen hat, was Werther geraten, wie das Telegramm an den Kronprinzen zustande gekommen, ob es der König selbst oder Bismarck aufgesetzt hat — das alles liegt noch unter Schleiern verborgen, die vielleicht niemals, vielleicht, wie bemerkt, erst dann gehoben werden können, wenn die Tagebücher und der

Briefwechsel der hohen Herren mit ihren Frauen ans Licht gezogen sein werden.

So viel dürfen wir immerhin sagen, daß der Kronprinz sich im Sinne der Beschickung des Kongresses ausgesprochen hat. Ob er sich direkt zur Verfügung gestellt oder dafür eingetreten ist, daß der König persönlich hingehe, bleibt zweifelhaft. Philippsons Nachrichten sprechen für die letztere Alternative, die auch mir als die wahrscheinliche erscheint: der Prinz habe in Übereinstimmung mit der Königin und seiner Gemahlin die Anschauung entwickelt, sein Vater solle sich nicht ausschließen, sondern nach Frankfurt gehen, dort die Anschauungen und Pläne Preußens offen darlegen und den Versuch machen, hierfür die deutschen Fürsten zu gewinnen[1]).

Als Friedrich Wilhelm Abschied nahm, am 12. August, sah er jedenfalls seine Hoffnungen gescheitert. So hat er sich auf der Rückreise in Koburg gegen Herzog Ernst ausgesprochen, der natürlich ebenfalls im Hintergrunde dieser Versuche, auf die preußische Politik Einfluß zu gewinnen, stand. Am 14. August traf er wieder im Neuen Palais ein. Am 17. August wurde die durch jenes Intermezzo hinausgeschobene Reise nach Thüringen angetreten; von der Rosenau aus, wohin auch Königin Viktoria gekommen war, mußten er und seine Gemahlin mit ihren Gedanken die weitere Entwickelung der Ereignisse in Baden-Baden und in Frankfurt verfolgen.

Bismarck aber hatte von neuem den König in die Hand bekommen. Die erste Krisis war überwunden. Er sah jetzt eine freiere Bahn vor sich und zögerte keinen Augenblick, auf ihr vorzudringen, um den König noch fester an seine Politik zu fesseln.

Die Berliner Zeitungen meldeten in diesen Tagen übereinstimmend, daß der Minister jetzt Urlaub nehmen, und daß der

[1]) Vgl. übrigens Wilhelm an Bismarck, Baden, 23. August (Anhang zu den »Gedanken und Erinnerungen«, Nr. 74). Auch Duncker hatte in seinem Gutachten an dritter Stelle die Ablehnung der Einladung als den »einfachsten Weg« genannt.

König ohne ihn nach Baden gehen werde. Und in der Tat hat Bismarck zunächst diese Absicht gehabt. Sein Sinn stand nach der See, in erster Linie nach Biarritz, wo er im vorigen Jahre mit den Orloffs so wundervolle Ferien genossen hatte. Er war schon nach Karlsbad nur ungern mitgegangen. Und schon Anfang Juli sprach man allgemein davon, daß er in das Pyrenäenbad gehen wolle. Aber er hatte die Reise immer wieder ausgesetzt, weil er den König nicht allein lassen und Wilhelm selbst ihn nicht entbehren wollte. Dann suchte besonders Roon den Freund festzuhalten, den er bereits gedrängt hatte, den König in die Alpen zu begleiten. Beide fürchteten immer, daß der königliche Herr, der im Juni leidend gewesen war, unter dem Druck seiner Stimmung und der rivalisierenden Einflüsse weich werden würde. In Hinblick darauf war vielleicht von Roon selbst der Sommeraufenthalt in Berchtesgaden gewählt worden, von wo er leicht nach Gastein hinüberkommen konnte. Bismarck war darum auch in Karlsbad fast bis zuletzt beim König geblieben und nur auf drei Tage (vom 15. bis 18. August) nach Berlin zurückgekehrt. So beschloß er denn auch jetzt, seine Feriensehnsucht zu unterdrücken und dem König nach Baden zu folgen. »Ich kann wegen der Frankfurter Windbeuteleien nicht vom König fort«, so schreibt er kurz und vielsagend seiner Frau am 12. August, eine halbe Stunde bevor der Kronprinz den Wagen bestieg, der ihn von Gastein nach Salzburg zurückbrachte. Der Minister war in diesen Tagen in rastloser Tätigkeit. »Gesund bin ich«, schreibt er schon am 8., »aber Zeit habe ich keine, Arbeit über Kopf, Österreich macht Bocksprünge.« Am 12.: »Mir geht es wohl, mein Herz, aber Kurierangst in allen Richtungen.« Und am 14.: »Ich schreibe seit vier Stunden und bin so im Zuge, daß die Feder nicht zu halten ist, heiße Sonne, seit acht Tagen, abends Gewitter, der König wohl, aber doch angegriffen vom Baden; er badet täglich und arbeitet wie in Berlin, läßt sich nichts sagen! Gott gebe, daß es ihm bekommt . . . Mir ist sehr wohl, aber Arbeit über Kopf! Zietel ganz abgehetzt. Beiliegende Dame ist recht nett, Amerikanerin (Nord!) von Geburt, ich widme ihr meine geringe Muße; ich bin so beansprucht, daß ich wenig Leute sehen kann.«

Unter die Arbeiten dieser Tage gehören die beiden Erlasse an Werther vom 13. und 14. August, die, wie bemerkt, von Anfang an für die Öffentlichkeit bestimmt waren; ferner auch mit Sicherheit eine Reihe von Zeitungsartikeln, die der große Journalist entweder selbst geschrieben oder seinem Zietel, wie er seinen Adlatus, Regierungsrat Zietelmann, zu nennen liebte, in die Feder diktiert hat. Denn das Eisen mußte geschmiedet werden, solange es heiß war; statt abzuwarten, was in Frankfurt geschehen würde, ging der Minister sofort angriffsweise vor. Wohin seine Intentionen sich richteten, macht der Schluß des Erlasses an Werther vom 14. deutlich. Anknüpfend an die Drohung der Österreicher, mit partiellen Reformen im Bunde vorzugehen, stellt Bismarck eine Anfrage an die Wiener Regierung in Aussicht, ob sie und die Staaten, die an dem Frankfurter Kongresse teilnähmen, die vertragsmäßigen Bundespflichten rückhaltslos anerkennen wollten oder nicht: »Es ist einleuchtend«, schreibt er, »daß die Entscheidung hierüber von dem wesentlichsten Einfluß auf die maßgebenden Grundlagen unsrer Gesamtpolitik sein muß«: ein Wink dahin, daß Preußen auch in seiner außerdeutschen Politik Wege einschlagen könnte, die in Wien nicht willkommen sein dürften. Der Botschafter erhielt den Auftrag, in diesem Sinne mit dem Grafen Rechberg zu sprechen und unter Mitteilung des gegenwärtigen Erlasses ihn um eine offene und entschiedene Erklärung der kaiserlichen Regierung zu ersuchen. Der Erlaß vom 14. August enthielt einen noch weiteren Vorstoß. Ohne eine Erklärung über den Inhalt der beabsichtigten Reformvorschläge erbitten zu wollen, so hieß es hierin, wozu für den preußischen Minister keine Veranlassung vorliege, könne er doch nur die schon am 22. Januar in Frankfurt ausgesprochene Meinung wiederholen, daß er nur in einer nach dem Verhältnis der Volkszahl der einzelnen Staaten aus direkten Wahlen hervorgehenden Vertretung des deutschen Volkes, mit Befugnis zu beschließender Mitwirkung in Bundesangelegenheiten die Grundlage von solchen Bundesinstitutionen erkenne, zu deren Gunsten die preußische Regierung ihrer Selbständigkeit in irgendwelchem erheblichen Umfange entsagen könnte, ohne die Interessen der eigenen Unter-

tanen und die politische Stellung wesentlich zu benachteiligen. Werther wurde ermächtigt, auch diesen Erlaß dem österreichischen Minister des Auswärtigen vorzulesen.

Gleichzeitig wurden die Zeitungen im Sinne dieser Erörterungen informiert. Am 12. ward der »Ostdeutschen Post«, die unter Kurandas Redaktion stand[1]), eine Notiz über die Beratungen mit dem Kronprinzen gegeben, mit dem Zusatz, man stelle den eventuellen Austritt Preußens aus dem Bunde in Aussicht. Der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« ging eine von Berlin, den 13. August datierte längere Zuschrift zu, deren Ursprung sicher ebenfalls in Gastein zu suchen ist. Darin war das Zirkular vom 5. August referiert, ferner waren Angaben über die mündlich von dem Kaiser vorgebrachten Punkte des österreichischen Reformprogramms gemacht und zum Schluß wieder Preußens Aufgaben im Sinne der Erklärung vom 22. Januar präzisiert. Unter Aufrechterhaltung der Bundesverfassung, so ward ausgeführt, könne ein Delegiertenparlament nur beratende Stimme haben, das von der öffentlichen Meinung längst abgetan sei. Preußen könne nur an einer nationalen Vertretung festhalten, die nach Maßgabe der Bevölkerung aus unmittelbaren Wahlen erfolge, weil dieser Gedanke ein Produkt jenes Verhältnisses Preußens zu Deutschland sei, in dem Preußen sich durch Lage, Bevölkerung und Geschichte befinde. Eine solche Reform sei aber mit der Aufrechterhaltung des Bundes unvereinbar, also sei die Berufung des Fürstenkongresses nichts als ein neuer Schachzug gegen Preußen. Man wolle die Unterordnung Preußens unter Österreich oder seine Herausdrängung aus Deutschland. »Nun mag«, so schließt der Artikel, »ein Deutschland ohne Österreich ein Übel sein; Deutschland ohne Preußen ist aber gewiß noch ein größeres Übel.«

Wer erkennt nicht in diesen Preßäußerungen, die sich noch vermehren ließen, die Hand des preußischen Ministers! Es sind seine eigensten Gedanken. Man findet sie in seinen Briefen und Denkschriften, aber nirgends sonst in dieser Ausprägung bei einer der deutschen Parteien. Es ist das Programm, welches

[1]) Kuranda war selbst in Gastein.

er seinem Könige zuerst im Sommer 1861 in Baden vorgetragen hatte, das er bereits im Januar 1863 am Bundestage kundgetan und das er von nun an jedesmal wieder vor der Welt entfaltete, wenn Österreich den Kampf mit ihm aufzunehmen Miene machte, bis es am 10. Juni 1866 Preußens Kriegsruf für den Kampf um die Hegemonie in Deutschland werden sollte. Die preußische Politik war dadurch bereits festgelegt. Eine Annahme der Einladung nach Frankfurt war ohne ein Zurückweichen nicht mehr möglich: sie wäre ein Eingeständnis der Niederlage, ein zweites Olmütz geworden. Niemals hätte Bismarck sie mitgemacht.

Unter diesem Gesichtspunkt verstehen wir erst die Empfindungen, die Bismarck durchzumachen hatte, als nun in Baden sein Herr, »von Intrigen umlagert«, Miene machte, dem Drängen der in Frankfurt versammelten Fürsten und seiner nächsten Angehörigen nachzugeben. Es handelte sich dabei für Bismarck um Sein oder Nichtsein. Wäre Wilhelm nach Frankfurt gegangen, so hätte er seinen Minister verloren. Bismarck wird in jenen Stunden gewiß nicht verfehlt haben, den König auf diese Konsequenz aufmerksam zu machen; und nichts wird Wilhelm mehr bestimmt haben, dem Wege, auf den ihn sein eigenwilliger Minister in Gastein hinübergeführt hatte, treu zu bleiben, als die Furcht, den Mann zu verlieren, der vor einem Jahr fast als einziger und jedenfalls als erster von allen sich ihm bedingungslos gegen seine inneren Gegner zur Verfügung gestellt hatte: er wäre dadurch auch in der inneren Politik in die Lage zurückgeschleudert worden, aus der Bismarck ihn gerettet hatte: und wieviel größer wäre jetzt die Demütigung für ihn geworden, nachdem er fast ein Jahr im schärfsten und erbittertsten Kampfe ausgeharrt hatte! Die Rücksicht auf die innere Lage, so haben wir zu schließen, hat vor allem andern damals Wilhelm dazu gebracht, seinem Minister auf die ihm noch ungewohnten und von seinen alten Ansichten weit hinwegführenden Wege der deutschen Politik zu folgen.

Es würde nun eine fast noch reizvollere Aufgabe sein, die Szenen in Baden zu schildern und den Kampf bis zu seinem Abschluß im Oktober zu verfolgen, als Rechberg nach dem Abfall seiner kaum erworbenen Frankfurter Freunde, auf alle Reform-

projekte verzichtend, Bismarck die Hand reichte, an der ihn dieser alsbald in den Krieg gegen Dänemark hineinführte. Aber dies Thema wäre schwieriger und jedenfalls umfangreicher als das, welches uns die Gasteiner Tage boten. Weil wir dann die Verhandlungen des Fürstentages selbst und überhaupt den Kampf der deutschen Parteien, der damit heftiger als je entbrannte, mit heranziehen müßten: Ereignisse, denen die Aktion Bismarcks in jedem Schritt parallel geht und ohne die sie nicht zu verstehen ist. Nur in einem größeren Zusammenhang könnte diese Aufgabe gelöst werden.

In die Zeit von Gastein hat Bismarck in seinen »Gedanken und Erinnerungen«, und zwar an zwei Stellen (I, 311 und II, 62), noch einen anderen Vorgang der großen Politik in jenem Sommer verlegt, nämlich eine Verhandlung Preußens mit Rußland in dem schweren Konflikt, in den letzteres damals mit den mit Österreich vereinigten Westmächten geraten war. Es war die Zeit, als die Westmächte und Österreich unter Frankreichs Führung die russische Regierung zur Nachgiebigkeit gegen Polen nötigen wollten; dreimal, im April, Juni und August, forderten die drei Regierungen den Zaren in gemeinsam überreichten Noten zu einer Milderung des Schreckenssystems auf, welches die Russen dem Terrorismus der polnischen Revolutionäre entgegengesetzt hatten, und zur Einführung einer liberalen Verfassung in dem unterdrückten Lande auf Grund der europäischen Traktate von 1815. Danach müßte jene Verhandlung zwischen Rußland und Preußen in die Zeit kurz vor Übergabe der dritten Note (12. August) fallen; und so legt sie denn auch Bismarck ausdrücklich in die Tage des Überrumpelungsversuches Kaiser Franz Josephs.

Auch Sybel hat das Ereignis in die Zeit von Gastein gesetzt, aber etwas früher, in die Tage vor dem Besuch des Kaisers, also in die letzte Juliwoche; jedoch, wie ich gleich bemerken muß, nur in den drei ersten identischen Auflagen seines Werkes; in der vierten Auflage hat Sybel auf Grund genauerer Einsicht in

die Akten eine sowohl zeitlich wie inhaltlich völlig verschiedene Darstellung gegeben.

Vergleichen wir zunächst die erste Fassung in Sybels großem Werke mit dem Text der »Gedanken und Erinnerungen«, so überrascht uns die Verwandtschaft beider. Sie stimmen nicht bloß dem Gedanken und ihrer Verbindung, sondern an einer Stelle auch dem Wortlaut nach überein. Zar Alexander, so erfahren wir von beiden, trug in eigenhändigem Schreiben König Wilhelm an, gemeinsam den Degen zu ziehen. Beide entwickeln ähnlich die Vorteile, zumal die sichere Aussicht, Österreich niederzuschlagen, bevor die französische Hilfe dagewesen wäre, und ebenso die Bedenken, welche Bismarck gegen das Bündnis gehabt und dem König bzw. dem Zaren selber in der Antwort auf den Antrag vorgetragen habe. Es finden sich zwar Differenzen genug zwischen den beiden Texten, aber die Übereinstimmung ist doch so groß, daß man nicht umhin kann, an eine Quellenverwandtschaft zu denken, um so mehr, als Sybel den Zusatz macht, daß damals außer dem Könige und Bismarck kein anderer Mensch von dem Vorgange etwas erfahren habe.

Woher aber hat Sybel jene Nachrichten in ihrer ersten Fassung? In der Neubearbeitung drückt er sich darüber sehr unbestimmt aus. In der Vorrede sagt er von den neu benutzten Akten lediglich, er habe ihren Inhalt schon früher kennen gelernt, den Wortlaut aber bis dahin nicht gesehen; und im Text: er habe in der ersten Auflage des Buches nach Aktennotizen berichtet, die, wie er jetzt nach Einsicht der Originale wahrgenommen, in der Hauptsache richtig, aber in einen falschen chronologischen Zusammenhang gebracht waren. Ich dächte nun, daß es, seitdem wir die »Gedanken und Erinnerungen« des Fürsten Bismarck besitzen, nicht schwer sein kann, den Gewährsmann Sybels zu erraten: es war kein anderer als Bismarck selbst. Daß der Begründer des Deutschen Reiches seinem Historiker nicht bloß Einsicht in die Akten gewährt hat, sondern auch durch persönliche Mitteilungen, sei es schriftlich oder mündlich, seine Kenntnisse bereichert und seine Auffassung beeinflußt hat, ist bekannt, und es wäre eine eigene, zum Teil wohl lösbare Aufgabe, an dem monumentalen

Werke den Grad dieses Einflusses und bisweilen die Stellen selbst, an denen er hervortritt, zu bezeichnen. Ich brauche bloß an die Kapitel über die spanische Kandidatur und die Entstehung des deutsch-französischen Krieges zu erinnern, worin Sybel bis zuletzt und trotz der Aufklärungen, welche von Seiten der Hohenzollern gegeben waren, an der von Bismarck akkreditierten Auffassung festgehalten hat. Zu diesen Stellen eines direkten Einflusses gehört auch die vorliegende Erzählung in ihrer ersten Fassung, und daher möchte sich die diplomatische Form erklären, in der Sybel in den späteren Auflagen des Buches seiner Quelle gedenkt.

Nun ist aber die Differenz nicht bloß zeitlich, sondern auch sachlich größer, als sie Sybel erschien. Zunächst bedeutet es auch sachlich sehr viel, daß die Verhandlung zwei Monate früher, in die Zeit zwischen den ersten und den zweiten Noten der drei Mächte hineinfällt. Denn damals war die allgemeine Lage sehr viel gespannter als Ende Juli und im August: der Aufruhr in Polen ging in wildesten Wogen, die Russen aber waren, von nationalem Ingrimm erfüllt, entschlossen, sowohl die Rebellen niederzuschlagen als jeden Versuch der Fremden, sich einzumischen (man sprach schon von Landungsplänen der Franzosen in der Ostsee), abzuwehren. In dieser Zeit ließe sich also ein Antrag, wie ihn der Zar nach den Erinnerungen Bismarcks und der auf ihn zurückgehenden Erzählung bei Sybel an König Wilhelm gestellt haben soll, wohl verstehen, während die Dinge sich zwei Monate später bereits weit mehr applaniert hatten.

Prüfen wir aber das Referat, das Sybel in der vierten Auflage aus dem eigenhändigen Schreiben Alexanders an seinen königlichen Oheim gibt, so nehmen wir wahr, daß der Zar den König im Juni gar nicht zum Angriff auf Österreich aufgefordert hat, sondern vielmehr lediglich dazu, das Wiener Kabinett durch seinen Einfluß von den Westmächten hinwegzuführen und somit den alten Bund der drei Ostmächte herzustellen. Nicht Österreich, sondern Frankreich ist es, gegen das Alexander auf Preußens Waffenhilfe rechnen möchte, und dazu bedarf er der Kenntnis der Entschlüsse Preußens; so erst könne er den ganzen Umfang

seiner Stellung, ihrer Aussichten, ihrer Pflichten, ihrer vielleicht nötigen Opfer übersehen. »Man könne sich,« schließt das Schreiben, »nicht verhehlen, daß die entsetzliche europäische Krisis vom Anfang des Jahrhunderts uns unter anderen Formen, Namen und Mitteln aufs neue bedrohe.«

Trotzdem richtete, wie Sybel mit Recht hervorhebt, dieses Handschreiben Kaiser Alexanders, das der preußische Militärbevollmächtigte Oberst v. Loën überbringen und mündlich vervollständigen mußte, seine Spitze gegen Österreich. Denn wenn Österreich sich aus der Verbindung mit den Westmächten nicht loslösen ließ, so konnte in der Tat der Gedanke naheliegen, daß dann eben Rußland und Preußen, bevor Frankreich hinzukäme, über Österreich herfielen und auf diese Weise den Kampf um die Vormachtstellung in Deutschland durchführten. Eine Aussicht, die ebenso Bismarcks wie König Wilhelms Neigungen widersprach. König Wilhelm stand, und damit rechnete man offenbar in Petersburg, von jeher mit der Front gegen Frankreich, aber er dachte sich dabei als Vorkämpfer Deutschlands mit Österreich zur Seite. Bismarcks Politik richtete sich allerdings gegen die Macht an der Donau; niemals, bevor er die Sache mit Österreich im reinen hatte, wäre er gegen Frankreich losgegangen; ihm wäre auch wohl der Gedanke, Österreich mit Rußlands Hilfe niederzuschlagen, nicht durchaus antipathisch gewesen, insofern er sich überhaupt nicht von gemütlichen Regungen, sondern von politischen Erwägungen leiten ließ: aber eben diese hielten ihn in jenem Moment von einem engeren Anschluß an die russische Politik fern.

Demgemäß richtete er seine Schritte ein. Zunächst kam er dem Antrag des Zaren wörtlich nach, indem er der österreichischen Regierung eine Verständigung zwischen den drei Teilungsmächten anbieten ließ (9. Juni). In Wien aber wollte man nicht von den Westmächten loslassen und gab eine ausweichende Antwort. So daß nun der König sich genötigt sah, dem Zaren gegenüber Farbe zu bekennen. Sybel hat das von Bismarck eigenhändig redigierte, von Wilhelm selbst an einigen Stellen korrigierte Konzept des königlichen Handschreibens vor sich gehabt. Leider hat er

dasselbe wiederum nicht im Wortlaut mitgeteilt, und ich weiß nicht, ob sein Auszug in jedem Punkte richtig ist, ob darin so bestimmt, wie er es angibt, von der Besorgnis, Österreich durch einen Angriff in Frankreichs Arme zu treiben, die Rede gewesen ist. Anknüpfend an die Schlußbemerkung seines kaiserlichen Freundes über die europäische Krisis zur Zeit ihrer Väter, hob Wilhelm hervor, daß er die Besorgnis vor einer französischen Landung an der russischen Ostseeküste nicht teilen könne. Wenn es dennoch geschähe, so würde ihn, den König, sein Herz zu sofortiger Waffenhülfe antreiben, einem solchen Einschreiten jedoch die deutsche Bundesverfassung im Wege stehen. Denn nach dieser würde sein Vorgehen als ein eigenmächtiger Angriff auf eine andere Macht erscheinen und damit dem Bundestag einen scheinbaren Vorwand geben, der preußischen Rheinprovinz seinen Schutz gegen Frankreich zu entziehen. Er schrieb ferner von der Anfrage in Wien, daß er dort freilich dem alt eingewurzelten Argwohn begegnet sei, dennoch aber hoffe, einige Keime des Vertrauens ausgesät zu haben. Würde Frankreich angreifen, so würde er den Wiener Hof zunächst für eine Rußland günstige Neutralität zu bestimmen suchen und ihm weiterhin eine gegenseitige Garantie der polnischen Provinzen der drei Teilungsmächte ans Herz legen. Als Gegengabe seitens Rußlands schlägt der König eine Garantie für Venetien vor und die Zusage, daß der Gedanke einer französischen Allianz für immer von Alexander verurteilt sei. Zum Schluß berührt der König noch einen »leidigen Punkt«, die Unpopularität einer russischen Allianz in Preußen, und schlägt als Mittel dagegen Milderungen des russischen Zollwesens vor.

Man sieht, diplomatischer und vorsichtiger konnte Preußen sich nicht ausdrücken. Daß Bismarck, der sich selbst Österreich gegenüber niemals zu einer Garantie Venetiens hat verstehen wollen, nicht einmal in der Zeit der gemeinsamen Aktion in der schleswig-holsteinischen Frage, es mit dem Garantieanerbieten für Venetien nicht ernst gemeint hat, brauche ich nicht hervorzuheben; so wenig wie es ihm unklar gewesen sein wird, daß auch sein Freund Gortschakoff wenig Lust verspüren werde, sich auf solche Vorschläge einzulassen. Aber man mußte eben

antworten, und zwar in einer Form, welche die wahre Meinung zwar verhüllte, aber nicht verkennen ließ. Es war, und darin trifft das Schreiben mit der Erzählung in den »Gedanken und Erinnerungen« und der ersten Fassung Sybels überein, die Erklärung, daß Preußen sich neutral halten müsse. Im übrigen aber kann die Differenz zwischen diesen beiden Texten und dem, was Sybel in der vierten Auflage seines Werkes sagt, gar nicht größer sein. Auch jene beiden weichen untereinander recht bedeutend ab. Während z. B. Sybel die Erwägung Bismarcks, daß Rußland bei einem Bunde mit Preußen an dem längeren Hebelarme sitzen würde, nur ein Stück des Vortrages sein läßt, welchen Bismarck dem König vor dem Entwurf der Antwort an den Zaren gehalten habe, behaupten die »Gedanken und Erinnerungen«, daß dieser Ausdruck in dem Briefe selbst vorgekommen sei. Beide aber betonen auf das stärkste, daß Bismarck die Gründe der Entscheidung in dem Konzept mit voller Offenheit ausgesprochen habe.

Hat Bismarck an jener Stelle seiner »Erinnerungen« diese Korrespondenzen im Auge gehabt, so hat er, wie wir nicht anders sagen können, ihren eigentlichen Inhalt völlig aus dem Gedächtnis verloren, und müßten wir demnach seine Erzählung ebenso opfern, wie Sybel es, nur noch mit allzu viel Reserven[1]), mit seiner ersten Fassung gegenüber den später ihm vorgelegten Urkunden getan hat.

Nur ein Ausweg bliebe übrig, um den Text der »Gedanken und Erinnerungen« zu retten: man müßte eine zweimalige Verhandlung zwischen Petersburg und Berlin ansetzen, die eine also im Juni und eine spätere, die dann eben Bismarck im Sinne gehabt haben müßte, in der Gasteiner Zeit, Ende Juli oder Anfang August.

Ich will diese Möglichkeit nicht in Abrede stellen. Bismarck spricht so bestimmt, daß es schwer fällt, an einen so starken Irrtum zu glauben. Er habe den Text seiner Argumentation, so sagt er, noch vor wenigen Jahren behufs unserer Auseinandersetzung mit der russischen Politik wieder unter Augen gehabt,

[1]) Denn er hat in seinen neuen Text das, was er in den früheren Auflagen als den Inhalt der Erwägungen Bismarcks auf den Brief des Zaren angegeben, doch noch wieder mit aufgenommen.

und sich gefreut, daß er damals die Arbeitskraft besessen habe, ein so langes Konzept in einer für den König lesbaren Schrift herzustellen, eine Handarbeit, die für den Erfolg seiner Gasteiner Kur nicht förderlich gewesen sein werde. Er mag damit den Moment der hohen Spannung zwischen Deutschland und Frankreich um das Jahr 1887 und 1888 gemeint haben, gegen die er das Reich durch den Rückversicherungsvertrag mit Rußland zu schützen suchte. Damals, in seiner letzten großen Rede für die Neuorganisation der deutschen Wehrkraft am 6. Februar 1888, hat er in einem Rückblick auf die gesamte russische Politik Preußens seit dem Jahre 1855 auch jener Verhandlung vom Sommer 1863 gedacht, und zwar in Wendungen, die dem Text in den »Gedanken und Erinnerungen« ganz nahestehen. Er spricht darin nicht ausdrücklich von einem Briefwechsel zwischen seinem kaiserlichen Herrn und dem Zaren, aber er sagt doch in fast wörtlicher Übereinstimmung mit seinen »Erinnerungen«:

»Dem Kaiser Alexander riß die Geduld und er wollte den Degen ziehen gegenüber den Chikanen von seiten der Westmächte . . . Er wollte sich die polnischen Intriguen von seiten der andern Mächte nicht mehr gefallen lassen und war bereit, mit uns im Bunde den Ereignissen die Stirn zu bieten und zu schlagen.«

Und er knüpfte daran Ausführungen über die Motive, die zur Ablehnung des Antrages geführt hätten, die denen, die er in seinen »Erinnerungen« mitteilt, ganz ähnlich sehen. Auch die Zeit gibt er ebenso an, als den Moment, da der Frankfurter Fürstentag sich in der Vorbereitung fand; »es bedurfte«, sagt er, »nur eines Ja statt eines Nein aus Gastein von Sr. Majestät und der große Krieg, der Koalitionskrieg, war 1863 schon vorhanden.«

In der Tat war gerade Ende Juli, als König Wilhelm und Bismarck eben in Gastein eingetroffen waren, die Spannung zwischen Petersburg und Wien wieder schärfer geworden. Zu Anfang des Monats hatte der russische Gesandte am Wiener Hof sehr beruhigende Meldungen über die Haltung Österreichs einsenden können; er hatte sogar die Bereitwilligkeit Österreichs zu einer Übereinkunft der drei Teilungsmächte über Verwaltungsreformen in ihren polnischen Provinzen in Aussicht gestellt. Gor-

tschakoff hatte infolge davon bei der Beantwortung der zweiten Note der drei Mächte sich nach Wien hin sehr freundlich ausgesprochen und die Verhandlungen zu dreien amtlich in Vorschlag gebracht. In Wien aber blieb man diesen Lockungen gegenüber so kühl wie im Juni gegen Preußen; in herber Weise gab Graf Rechberg dem russischen Kollegen zu verstehen, daß sein kaiserlicher Herr sich mit nichten von den Westmächten abdrängen lassen werde. Dies könnte also der Moment gewesen sein, in dem ein neuer Versuch Rußlands, Preußen an seine Seite zu ziehen, gemacht wäre. Der Zar hatte am 12. Juli, gleichzeitig mit den Antwortnoten Gortschakoffs auf die zweite Intervention der drei Mächte, Abschrift dieser Dokumente an König Wilhelm geschickt und zugleich in einem neuen eigenhändigen Briefe den von uns besprochenen Brief seines königlichen Oheims, etwas reserviert zwar, aber sehr verbindlich und die Haltung Preußens nahezu billigend, beantwortet. Man müßte also annehmen, daß er nach der starken Enttäuschung, auf die seine Regierung in Wien gestoßen war, sich mit einem neuen Brief an den König gewandt habe, in dem er nun Preußen direkt aufforderte, Ernst zu machen und seine Stellung an Rußlands Seite zu nehmen. Wirklich sprachen die Zeitungen Ende Juli davon, daß die Russen sich massenhaft an der galizischen Grenze konzentrierten. Auch in Paris, so meldet eine Korrespondenz der »Kölnischen Zeitung« vom 27. Juli, war die Stimmung so wie im April 1859; man sprach allgemein vom Krieg. Im englischen Oberhause sprach Lord Redcliffe seine Freude über die Haltung Österreichs aus, das sich nicht mehr als der Unterdrücker Italiens und der Gegner aller liberalen Meinungen zeige. Im übrigen aber ward es gerade in diesen Tagen klar, daß die Rußland gegenüberstehenden Mächte an eine Verwirklichung ihrer Drohungen kaum noch dachten. Die moralische Verpflichtung Englands, den Polen zu helfen, betonte der edle Lord aufs stärkste, aber ebenso entschieden sprach er sich gegen jede Politik aus, die einen Krieg mit Rußland wegen Polens zur Folge haben könnte. Und Lord Ellenborough meinte zwar, die Antwort Gortschakoffs mache allen diplomatischen Versuchen ein Ende, nur durch Krieg könne man noch etwas erreichen;

aber über polternde Worte kam auch er nicht hinaus und erklärte ausdrücklich, daß die Engländer keine Feinde Rußlands wären. Unter diesen Umständen zog man auch in Paris sehr bald die Hörner ein. Frankreich, so hieß es hier, vertrete nur europäische Interessen, nicht mehr, und nur ein europäischer Krieg sei möglich; noch vor Abschluß des Monats markierten die offiziösen Blätter eine friedliche Haltung, und in den ersten Tagen des August gab die Pariser Presse sogar schon wieder der Möglichkeit eines engeren Verhältnisses zwischen Frankreich und Rußland Raum. Vollends in Wien war man beflissen, abzuwiegeln. Das »Fremdenblatt« bemerkte in einem hochoffiziösen Artikel, die Langsamkeit, mit der die neuen Noten an Rußland vorbereitet würden, beweise, daß in diesem Jahre an Krieg nicht zu denken sei; und die halbamtliche »Wiener Abendpost« fügte am 1. August hinzu, daß in den bisherigen Schritten der drei Mächte durchaus keine Provokation zu finden sei, daß vielmehr in ihrer Vereinigung die Gewähr einer friedlichen Lösung liege. Eine Haltung, die durchaus dem großen Unternehmen entsprach, zu dem Österreich sich in seiner deutschen Politik soeben anschickte: in jeder Weise suchte die Wiener Diplomatie sich in der Balance zwischen den Westmächten und Rußland zu erhalten; der europäische Friede war eine Vorbedingung für das Gelingen ihres deutschen Reformplanes. Ganz in dem Sinne sprach sich auch Kaiser Franz Joseph zu König Wilhelm gleich bei der ersten Zusammenkunft aus[1]).

Eine Lösung der interessanten Frage würde sich rasch genug gewinnen lassen, wenn unsere Regierung sich entschlösse, die betreffenden Akten freizugeben. Und darum wird man dem Historiker ein Gefühl des Unbehagens nicht verdenken, daß es ihm hier wie überall so schwer gemacht wird, die Geheimnisse, die noch über der glorreichsten Zeit unserer Geschichte liegen, zu entschleiern. Daß dies einmal geschehen möge, ist um so mehr zu wünschen, als die Persönlichkeiten, die damals im Vorder-

[1]) Vgl. Sybel, II[1], 524.

grunde der Ereignisse standen, fast alle dahingeschieden sind und kaum eine von ihnen aus den bisher gewonnenen Aufklärungen wesentlich Schaden genommen hat. Im Gegenteil, indem wir die Gegensätze, die damals im Kampf lagen, schärfer erfassen, werden uns auch die Übergänge, die von der einen zu der andern Richtung führten, und die Verwandtschaft, in der die Gegner von damals in ihrem Empfinden und selbst in ihren Zielen miteinander standen, deutlicher, als es die Zeitgenossen selbst in der Leidenschaft des Kampfes empfanden. Ich will die Halbwahrheit nicht wiederholen, daß alles erklären auch alles entschuldigen heiße: aber die Männer, die damals im Vorkampf um die Einigung unserer Nation standen, haben es wirklich nicht nötig, fortgesetzt in dem trüben Lichte der Legende zu erscheinen, und werden nur gewinnen, wenn ihre Bahn klar verzeichnet wird und die Ziele, die sie sich steckten, scharf hervortreten. Auch diejenigen, deren Pläne nicht verwirklicht wurden, die in dem großen Kampfe unterlagen, haben selten genug das Licht zu scheuen. Nicht immer und überall sind es die Ideale, die in der Welt Erfüllung finden; nur zu oft muß sie sich mit dem Guten statt des Bessern begnügen. Nicht weil er das höhere Ideal verfocht, hat Bismarck gesiegt, sondern weil er das rechte Augenmaß besaß für die Wirklichkeit der Dinge und die Grenze des Erreichbaren kannte.

Überdies wird die Geheimhaltung nicht viel nützen. Jahr um Jahr schwillt, ganz abgesehen davon, daß der größere Teil der Politik sich heutzutage in dem vollen Lichte der Öffentlichkeit abspielt, die Masse der Publikationen über unsere jüngste Vergangenheit an. Ich erinnere nur an die Veröffentlichungen, die noch die letzten Jahre über Radowitz, Bernstorff, Ludwig von Gerlach, Schleinitz, Mittnacht, um nur einige zu nennen, und damit auch über Bismarck selbst gebracht haben. Schon ist über die Epoche unseres nationalen Neubaues mehr Licht verbreitet als über die meisten Zeiten unserer Geschichte, mehr sicherlich als z. B. über die auswärtige Politik Preußens im Zeitalter der Restauration. So sehr es zu beklagen ist, daß der Schatz der Petersburger Berichte Bismarcks noch immer hinter den Schlössern des Geheimen Staatsarchives gehalten wird, sind uns doch be-

reits die Grundgedanken seiner damaligen Politik und die Differenzen, in denen er mit seinen Chefs und dem Könige selbst stand, sichtbar geworden, seitdem wir seinen Briefwechsel mit Schleinitz und Graf Bernstorff besitzen. Auch die besonders eifersüchtig bewachten Partien seiner Politik, wie das Verhältnis zu dem Herzog von Augustenburg, zu Napoleon und Benedetti, die Verhandlungen in Nikolsburg, die spanische Kandidatur und die Tage von Ems, sind durch eine Reihe von Enthüllungen und die Verknüpfung, welche die kritische Forschung zwischen ihnen hergestellt hat, so weit ans Licht gebracht worden, daß nur noch Lücken ausgefüllt und die Linien schärfer gezogen zu werden brauchen. Und was die Deutschen nicht gebracht haben, ist von den Fremden beigesteuert worden. Schon vor nahezu vierzig Jahren hat Lamarmoras Indiskretion nicht nur »ein wenig«, sondern wahrlich recht viel Licht über die Verhandlungen unseres großen Staatsmannes mit Italien im Frühling und Sommer 1866 ausgebreitet und dabei auch die Beziehungen Bismarcks zu Napoleon beleuchtet; und heute sind gerade diese Dinge bis in den letzten Winkel aufgehellt, nachdem Chiala auch noch den Rest aus dem Nachlaß Lamarmoras und Govones vor uns ausgeschüttet hat. Ähnlich ist man in Frankreich vorgegangen, von den mit den intimsten Aktenstücken ausgestatteten Apologien Gramonts und Benedettis an, bis zu den zahlreichen Bänden Olliviers hin, der bis zuletzt so viel zu reden und so wenig zu sagen wußte. Schon ist auch die Zeit seit dem Französischen Kriege durch die Aufzeichnungen und Erinnerungen Thiers', Gontaut Birons, durch das große Werk Hanotaux' über das neue Frankreich, durch die neueste englische Publikation über Lord Russell, um nur wieder ein paar Bücher zu nennen, ungemein aufgehellt worden.

Schließlich hat, dächte ich, unsere Untersuchung über die Tage von Gastein bewiesen, daß die moderne Diplomatie bereits zum guten Teil in den Zeitungen zu finden ist; wie denn bekanntlich Bismarck selbst einmal gemeint hat, daß die Gedanken der führenden Politiker in den öffentlichen Blättern oft besser zum Ausdruck kämen als in den Instruktionen und Berichten der Gesandten: besonders den letzteren legte der große Diplomat

weniger Wert bei, als es gemeinhin geschieht. Die Geschichtsschreibung, meinte er, würde aus den Gesandtschaftsberichten recht wenig lernen. Eine Betrachtung, die übrigens dem Historiker vom Fach geläufig genug ist, und deren Richtigkeit sofort einleuchtet, wenn man etwa das wenige durchmustert, was jüngst aus dem Nachlaß des Grafen Bernstorff über die Jahre seiner Gesandtschaft in London seit 1862 bekannt geworden ist; Bernstorff wurde über die entscheidenden Vorgänge kaum jemals instruiert, da der Wirkungskreis, dem er vorstand, außerhalb der Sphäre lag, in der sich Bismarcks Diplomatie in jenen Jahren besonders bewegte, so daß er z. B. über die alles entscheidenden, mit Napoleon geführten Unterhandlungen im Juli 1866 sich erst Ende August privatim von Goltz berichten lassen mußte. Bismarcks eigene Depeschen freilich sind hiervon auszunehmen; sie sind in jedem Worte bedeutungsvoll, obschon auch sie, wie alle Aktenstücke seiner Hand, immer eine genaue Interpretation erfordern. Unser Aufsatz hat uns aber gelehrt, daß wir die Zeitungen und was sie sagen immer erst dann wirklich verstehen können, wenn wir das Kontrollmaterial der Akten, wie in diesem Falle, bei der Hand haben; und wie gerne würde man auf alle die Kunstgriffe der Methode, die wir dabei anwenden mußten, verzichten, wenn wir den Schlüssel zu den Zeitungen in den Aktenbeständen der Ministerien fänden und vielleicht die inspirierten Zeitungsartikel selbst noch aus den Aktenfaszikeln ans Licht ziehen könnten.

Gegen Bismarcks Sinn wäre das alles sicherlich nicht. Mehr als einmal hat er gesagt, daß die Politik der Gegenwart keinen Schaden davon haben würde, wenn alle ihre früheren Phasen urkundlich festgestellt würden; und er selbst hat bereits vor fünfundzwanzig Jahren durch die Erlaubnis, die er Heinrich von Sybel erteilte, seine Frankfurter Berichte zu publizieren, nach diesem Grundsatz gehandelt; daß aber durch ihre Veröffentlichung unsere Politik irgendeinen Nachteil gehabt habe, ist meines Wissens niemals behauptet worden. Unsere Diplomaten würden damit nur tun, was unter den Militärs aller Kulturnationen längst der Brauch ist. Denn in deren Kreisen gilt durchaus der Satz, daß die Geschichte die beste Lehrmeisterin sei, »die einzig wahre Philo-

sophie«, wie Napoleon in seiner Weise sagte. Wie rückhaltlos ist die Kriegshistorie gerade der letzten Jahrzehnte von ihrer Seite aufgehellt worden, ebensosehr von den Besiegten wie von den Siegern! Müssen wir aber nicht zugeben, daß auch die allgemeine Politik nur gewinnen kann, wenn ihre Leiter über ihre Geschichte im klaren sind? Daß unsere Diplomatie selbst mit sehr viel größerer Sicherheit ihre Schritte wird einrichten können, wenn sie die Wege, welche die Vorgänger innegehalten haben, übersieht? Daß das Gesamtbewußtsein, das Gemeingefühl der Nation um so mehr erstarken muß, je besser sie den Boden kennt, auf dem sie ruht, und die Wurzeln ihrer Kraft? Das eben ist die Aufgabe des Historikers: von dem Druck der Vergangenheit, der auf uns lastet, soll er sein Volk befreien, indem er es sie verstehen lehrt: so erst können wir klaren Auges den Problemen entgegengehen, die uns die Zukunft entschleiern wird.

Der Staatsmann, der sich dazu entschlösse, den Zugang zu den Quellen der größten Epoche unserer politischen Geschichte freizugeben, würde sich selbst dadurch den niemals verlöschenden Dank der Mit- und Nachwelt erwerben.



Heinrich von Treitschke.[1]

Wir sind zusammengekommen, um das Gedächtnis eines Mannes zu ehren, der unter den Vorkämpfern unserer Einheit, den Baumeistern unseres Staates allezeit als einer der Ersten gelten wird. Der Name Heinrich von Treitschkes gehört ganz Deutschland an und die Klage um ihn ertönt in diesen Frühlingstagen, wo immer Deutsche wohnen. Der Haß der Gegner selbst, der den stolzen Mann im Leben so oft umtost hat, an seiner Bahre ist er fast verstummt und hat sich in Huldigung verwandelt. Wir aber stehen an der Spitze der Tausende und Abertausende, die um ihn trauern. Denn uns gehörte er an als der Genosse der Arbeit, als Freund und Lehrer; in unsere Herzen hat er unmittelbar die großen Gedanken gesenkt, die in ihm lebten. Wie mahnen uns diese heut umflorten Fahnen an jene Stunde im vorigen Sommer, da wir das Gedächtnis des Krieges gegen Frankreich feierten und da er uns mit der Zauberkraft seiner Rede den Schöpfungstag des neuen Reiches noch einmal zurückrief. Das mächtige Haupt mit den leuchtenden Augen, wie er pflegte, zurückgeworfen, ein Bild des Geistes und der Kraft, so stand er zu den Füßen der Germania, um ihn die Lehrer der Universität und Sie, Kommilitonen, mit Ihren Bannern und Schlägern. Wie wuchsen sie da vor uns auf, die Helden des Krieges, die hehren Schatten Kaiser Wilhelms und seines herrlichen Sohnes, und ihres Kanzlers eiserne Gestalt, die Paladine und alle die Tapferen, die für

---

[1]) Ansprache an die Berliner Studentenschaft bei ihrer Trauerfeier am 17. Mai 1896.

des Vaterlandes Ehre und Einheit in Kampf und Tod gegangen sind: wie Glockenjubelklang zog die Erinnerung durch unsere Seelen.

Heute ist dieser tönende Mund verstummt, dies stolze Auge ist gebrochen und dies Herz voll männlicher Gedanken hat aufgehört zu schlagen. Und mit der Trauer um ihn im Herzen mußten wir das letzte Gedächtnisfest des großen Jahres begehen.

In der Fülle der Kraft, auf der Höhe des Schaffens ist Heinrich von Treitschke von uns genommen. Immer tiefer, reicher, abgeklärter erschien er uns, je weiter sein unvergleichliches Werk voranschritt. Wir konnten schon hoffen, daß es bald mit vollem Strom in die Gegenwart ausmünden würde. Unermüdlich war er in der Arbeit. Zu Hunderten umdrängten Sie noch im Winter, bis ihn die Krankheit packte, sein Katheder. An jedem Tage sah man ihn im Archiv bei den Akten; bis in die letzten Stunden fast war er beschäftigt, die Notizen und Exzerpte zur Darstellung zurechtzulegen. Schon schieden und ordneten sich in seinem Geiste die Massen des Stoffes und rundeten sich ihm die Vorgänge und Gestalten der deutschen Revolution; und so lange er atmete — denn diese starke Seele konnte vom Hoffen nicht lassen —, hat er den Gedanken festgehalten, daß er sein Lebenswerk vollenden werde. Darum ward es ihm so schwer, an den Tod zu denken. Daher die rührende Klage, in die er wohl unter dem Druck der Krankheit einmal Freunden gegenüber ausbrach: Es ist doch nicht möglich, daß mich Gott verlassen kann! Wer soll dann meinen sechsten Band vollenden? Und unsere Antwort lautet: niemand. Das schönste Werk der deutschen Geschichtsschreibung, ein Denkmal deutscher Prosa, wie wir kein ähnliches besitzen, wird ein Torso bleiben. Denn wo fände sich der Historiker, der eine gleiche künstlerische Kraft mit der gleichen politischen Leidenschaft verbände, der mit dem Stoffe persönlich so verwachsen wäre, wie es Treitschke war! Das ist auch für uns das Schwerste bei diesem Verluste. Wir anderen, wir Methodiker, mögen dahin gehen. Wir stehen in Reih' und Glied und schieben die Bastionen des Wissens vorwärts, langsam und geduldig. Wer fällt, findet leicht seinen Ersatzmann; und wenn ein besonders

Starker umsinkt, so treten wohl drei und vier in die Lücke. Treitschke aber war mehr als ein bloßer Gelehrter, ja mehr als bloß ein Künstler: seine Phantasie, seine dichterische Kraft selbst ward erst erweckt und beflügelt durch den belebenden Odem seiner Zeit, die Sehnsucht der Nation nach ihrer Einheit, ihrem Staate, die in ihm persönlich am gewaltigsten entwickelt war. Er hat eine jede seiner Schriften mit seinem Herzblute geschrieben. Er war verwachsen, wie nur je ein Dichter, mit seinem Stoff; aus dem Sturm und Drang der großen Zeit, die er mit heraufführte, ist alles entstanden, und die Freude am Vaterlande in dem Leser zu erwecken, hat er stets als seinen schönsten Lohn betrachtet.

> O wenn mein Sohn einst sänge das Lied voll Stolz und Glanz
> Von seiner Väter Größe, von unsrer Waffen Tanz;
> In Stücke wollt' ich brechen die Harfe mein mit Lust,
> Die ach! von ferner Größe zu singen nur gewußt.
>
> Dann legt' ich froh zur Erde mein müdes Greisenhaupt,
> Zur Wahrheit wäre worden, was ich so treu geglaubt:
> Wir landen siegend wieder an Seelands Uferkies,
> Kein Volk hat Gott verlassen, das sich nicht selbst verließ.

In diesen Versen voll jugendlichen Überschwangs hat der Zweiundzwanzigjährige schon den Gedanken ausgesprochen, der sein Leben erfüllte. Von ihnen gilt Miltons Wort, das Treitschke selbst einmal anführt: die Jugend zeigt den Mann, gleichwie der Morgen den Tag verkündet. Nur zur Hälfte freilich sind sie wahr geworden. Denn den Sohn, den einzigen, den Gott ihm gab, den begabten, blühenden Knaben riß ihm die tückische Krankheit von der Seite: nie hat er diesen Schlag verwunden. Aber er selbst hat die deutsche Herrlichkeit, die seine junge Muse nur in ferner Vorzeit fand, in neuer Glorie gesehen und ihr volle Kränze des Ruhmes gewunden. Das ist die große Freude seines Lebens, und darum ist er trotz allem glücklich zu preisen. Er schaute, was er geträumt hatte, was er prophetisch verkündigt und historisch gerechtfertigt, wofür er mit lodernder Leidenschaft gestritten und mit seiner Heimat, seinen Freunden und dem Vater selbst gebrochen hatte. Nun umgab ihn leibhaftig der Glanz deutschen Heldentums, leuchtender, unvergänglicher noch als alle Großtaten

der Vorzeit. Nun sah er, wie einst sein Milton von England geträumt hatte, die eigene Nation einem Riesen gleich sich erheben und die unsterblichen Locken schütteln. Erinnerte er sich jetzt der bitteren Schmach, die er seit dem Tage von Olmütz mit den Besten seines Volkes durch so viele Jahre im Herzen getragen, so war es ihm oft, als ob er träume. Ihm ward zumute, als ob alle Menschen besser und reiner würden, als ob das Kleine und Niedrige abfiele von den Geistern. Nun erst erfuhr er ganz die Naturgewalt der nationalen Idee, stärker als selbst er in den frohesten Träumen gehofft hatte. Er sah vor Augen, wie »der mächtige Strom deutscher Volkskraft, der einst im Mittelalter ausbrechend über die Slawenländer des Nordostens seine breiten Wogen wälzte, jetzt zurückflutete gen Westen, um sein verschüttetes altes Bette, die schönen Heimatlande deutscher Gesittung, von neuem zu befruchten«. »O Ludwig Uhland,« rief er nach den ersten Siegen aus, »und Ihr alle, die Ihr einst in öden Tagen den Traum vom großen und freien Deutschland träumtet! Wie viel gewaltiger als Eure Träume sind doch die Zeiten, die wir schauen!«

Vom ersten Tage an stand es ihm fest, daß wir siegen und unseren deutschen Staat vollenden würden. »Fichte,« so rief er in der ersten Vorlesung nach der Kriegserklärung seinen Heidelberger Studenten zu, »hat einst seine Zuhörer in den heiligen Kampf mit den Worten entlassen: »Siegen oder sterben!« Wir aber sprechen: »Siegen um jeden Preis!« »Wir haben,« so schreibt er am Tage vor Weißenburg, »unsere Sache der ewigen Gerechtigkeit befohlen und werden nicht wanken in gelassener Zuversicht, wenn auch der erste und der zweite und der dritte Schlag des Krieges vergeblich geführt würden.« Und indem er angesichts des Rheines, vor dem sich der lebendige Wall deutscher Volkskraft türmt, in feierlicher Stimmung die Hoffnung ausspricht auf die Rückkehr der deutschen Sitte zu dem alten Ernst und der alten Rechtschaffenheit, schwillt ihm das Herz, wie jenem tapferen Dichterjüngling, der einst heimkehrend aus dem eroberten Paris beim Anblick des deutschen Stromes hoch aufjubelnd rief: »Vaterland, ich muß versinken hier in deiner Herrlichkeit!«

Das ist die historische Stellung des großen Toten. Wie Bismarcks Heldenzeit recht eigentlich das Jahrzehnt gewesen ist, in dem er den nationalen Staat gebaut hat, so wird auch Treitschkes Bild mit diesen Jahren verbunden bleiben: dem Reformator des deutschen Staates steht er als sein Hutten zur Seite.

Die Herkunft beider Männer zeigt schon an, wie verschieden ihre Entwicklung sein mußte, bis sie sich am gleichen Ziele trafen. Der märkische Junker, dessen Vorfahren den preußischen Königen in Staat und Krieg gedient hatten, brauchte nur fortzuwachsen in den besten Traditionen seines Hauses und seiner Krone und sich mit dem Willen zur Macht zu erfüllen, der in dem preußischen Staate lebte — so mußte er unter dem Andrang der nationalen Idee in die deutsche Politik hineinsteuern, so gewiß wie Preußen, was es je für sich gewann, für Deutschland erworben hat. Treitschke aber gehörte einem Staate an, der seit Luthers Tagen den Zielen der Nation widerstrebt hatte, dem Lande der Albertiner, die erst ihrem eigenen und dann ihres Volkes Glauben zum Trotz, seitdem Herzog Moritz ihn verraten, auf Seiten Habsburgs, ja selbst Roms gestanden und im Dienst undeutscher Gewalten Kurhut und Königskrone erworben hatten. So mußte er sich denn von dem Staate, in den seine Geburt ihn gestellt und dem die Seinen dienten, erst losreißen, wenn er der Herrlichkeit der deutschen Einheit entgegenstreben wollte. Der Wille Deutschlands, zur Nation zu werden, mußte sich in ihm zu persönlicher Leidenschaft steigern und nur um so tiefer und feuriger in ihm glühen, je fester sein Herz nun doch an der Heimat und den Seinen hing, je zärtlichere und reinere Bande ihn an den Vater fesselten, von dem er die stolze Männlichkeit und die Kraft des edelsten Willens geerbt hatte. Mehr als einmal hat er in seinen Schriften die traurigen Zerwürfnisse zwischen Vater und Sohn beklagt, »herzergreifend traurig, weil jeder Teil im Rechte ist und das alte Geschlecht die junge Welt nicht mehr verstehen darf« — Worte, in denen jene Kämpfe sich widerspiegeln. Jedoch war in seinem Hause seit Generationen ein Geist lebendig, der ihn wohl fähig machen konnte, die deutsche Idee mit voller Seele zu ergreifen. Entstammte er doch einem jener Exulantengeschlechter, die einst

in Böhmen für den Protestantismus fochten und, auf dem Schlachtfelde geschlagen, ihren evangelischen Glauben in unseren freien Norden hinüberretteten; und in einer strengen, jedoch freien Gottesfurcht war er selbst erzogen.

Dann aber umfing doch auch im Elternhause den Knaben jene lebendige deutsch-vaterländische Gesinnung, wie sie sich in diesem Jahrzehnt überall in Deutschland kundgab, und unklar freilich, doch in ursprünglicher Kraft erwachten in ihm, gerade unter dem Einfluß des Vaters, die hehren Gedanken einer freiheitlichen nationalen Entwicklung. Damals hat er wohl die »knabenhafte Ansicht,« die, wie er selbst bemerkt, in den vierziger Jahren den deutschen Mittelstand beherrschte, als sei die Republik im Grunde doch die beste Staatsform, gegen den königstreuen Vater trotzig verfochten. So traf ihn an der Schwelle des Jünglingsalters die deutsche Revolution, in der jene Sehnsucht der Nation gewaltig ausbrach und, so schien es fast, der Kaisertraum zur Wahrheit werden sollte, Mit wachem Anteil erlebte der Knabe den Anstieg der Bewegung und die erschütternde Enttäuschung; aufs tiefste ergriff ihn das blutige Schauspiel des Dresdner Aufstandes. Schon damals aber gehörte er nicht zu den Kleingläubigen, die vor dem Anblick der fessellosen Leidenschaften zurückwichen und ihren Idealen Valet sagten; den Gedanken der nationalen Einheit, der jenes Sturmjahr in unserer Geschichte ewig groß und ehrwürdig erscheinen lassen wird, ließ er sich nicht rauben. Als Fünfzehnjähriger hat er ihn bereits in einer Schulrede gefeiert, also daß Herr von Beust, der ihr als Unterrichtsminister beiwohnte, sich noch nach 1866 mit Unbehagen daran erinnert haben soll. Und wie hätte nun der junge Musensohn auf der Universität in Bonn unberührt von diesem Geiste bleiben können, an dem Strom, dessen Ufer ihm auf jedem Schritt von deutscher Herrlichkeit und deutscher Schmach erzählten, in einer studentischen Verbindung, welche die Ideale der Freiheitskämpfe hochhielt, und zu den Füßen der Märtyrer des deutschen Gedankens, Arndts und Dahlmanns, die jüngst erst als die Führer der Nation die deutsche Zukunft unter Preußens Krone verkündigt und erstrebt hatten.

Vor allem Dahlmann darf als der Lehrer Treitschkes gelten. Dieser selbst hat uns den Eindruck geschildert, den der verschlossene strenge Mann auf ihn und seine Kommilitonen machte, wenn er vor den dichtbesetzten Bänken in dem großen Saale las, der die Ausschau bietet über die Baumgänge des Hofgartens nach den Gipfeln des Siebengebirges und vor Zeiten widerhallte von dem festlichen Lärm des geistlichen Hofes von Köln: eine straffe Gestalt, die Hand im Busen, die harten, ja grimmigen Züge fast bewegungslos, das Gesicht ganz in sich hineingekehrt, bis dann und wann ein leichtes Heben der Hand, ein Blitzen des Auges die innere Erregung bekundete. Niemals, erzählt er, zogen die Burschenschaften rheinaufwärts zum Kommerse, ohne vor Dahlmanns Haus die Fahne zu schwenken und dem Professor ein Hoch zu bringen, der, argwöhnisch von seiner Regierung beobachtet, nur um so ernster die Pflicht übte, seine Schüler über den Staat der Gegenwart zu belehren. Dieser Freimut, der das Gewissen erschütterte, habe auf die Hörer des Alten eine noch tiefere Wirkung ausgeübt als der Reichtum der Gedanken und die Plastik der Schilderung. Aber schärfer noch als der Lehrer und aus der eigensten Erfahrung heraus begann schon der junge Student zu erkennen, weshalb die Gedanken von 1848, die nationalen Ziele, die er unentwegt im Herzen trug, hatten scheitern müssen: weil die Männer von St. Paul die unendliche Bedeutung der Macht im Staate verkannt hatten. Getragen von der nationalen Bewegung, berauscht durch ihren mühelosen Sieg, vergaßen sie fast, daß die Dynastien noch bestanden, daß in den überrumpelten Kabinetten noch ein eigener Wille, eine historische Tradition fortlebten; die rauhe Wirklichkeit der Dinge war ihnen hinter dem Schein der Macht und des Rechtes der Nation, auf das sie pochten, verschwunden. Wo aber waren die Bataillone, um das Danewirk und Düppels Schanzen zu stürmen, dem Neid des Auslandes und der Leidenschaft der Radikalen zu trotzen, wo die Macht, um den wachsenden Konflikt zwischen Preußen und Österreich zugunsten der nationalen Einheit zu lösen, wo auch nur die Möglichkeit, den preußischen König zur Annahme des deutschen Programms, der Kaiserkrone zu bewegen? Pathetische Reden und tönende

Resolutionen, flammende Proteste und Anrufungen an die Majestät des Volkswillens gab es genug, aber nirgends außer in der Entfesselung der Rebellion und der Anarchie eine Spur von Macht. Worte, nichts als Worte, und wohin man vorbrach, der harte Fels, die »schreckliche Wahrheit der brutalen Tatsache«. Die »Kluft zwischen politischer Stimmung und politischer Tat« war aufgerissen und schaudernd sah der Jüngling in den Abgrund, um so tiefer nur und um so klarer, je heißer sein junges Herz danach lechzte, ihn zu schließen.

Nicht als ob Heinrich von Treitschke das Recht der Nation, sich gegen die Feinde ihrer Einheit zu erheben und sie von ihrem Boden zu fegen, jemals bestritten hätte. Vielmehr stand ihm dieser Satz gerade so fest wie der andere, daß auch der Staat des reformatorischen und, so es not tue, des durchgreifenden revolutionären Willens bedürfe, solle nicht die Vernunft in ihm allmählich zum Unsinn werden. Sein Dichten und Trachten ruht auf diesem Grunde. Die mattherzige Lehre einer besonderen und transzendenten Legitimität der Kronen, welche die feiggesinnte Reaktion jener Jahre einem verängstigten Geschlechte als die Summe monarchischer Staatsweisheit zu predigen wagte, hat in diesem Monarchisten allezeit den entschlossensten Gegner gefunden. Darum konnte er Milton preisen, der in einem Volke, das einen ungerechten König entsetzt, mehr Göttliches fand denn in einem Könige, der ein unschuldiges Volk unterdrückt. Von hier aus hat er gegen die »Legitimität« der zusammengeraubten Rheinbundskronen gedonnert und noch im Jahre 1864 die Halbheit der preußischen Unionspolitik verurteilt, welche die Oberleitung in Deutschland erstrebt, aber die Krone aus der Hand des Plebejers verschmäht habe: sie habe das schlechthin Revolutionäre auf legitimem Wege erreichen wollen. »Wollte der Himmel,« so ruft er aus, »es lebte bereits in unserem Volke eine so heiße vaterländische Leidenschaft, daß auf die Kunde, die Ehre Deutschlands ist gefährdet, Millionen Fäuste sich ans Messer ballten!« Und noch nach dem Kriege gegen Österreich hat er es beklagt, daß unser Volk nicht mit revolutionärem Entschluß den Prager Frieden gebrochen habe, wie die Italiener den Frieden von Zürich.

Denn das Höchste, das schlechthin Erste blieb ihm die Einheit der Nation, der Staat, der ihre Macht verbürgt, als das Fundament, auf dem sich erst der Reichtum des deutschen Wesens, die Welt aller Freiheit und Schönheit voll entfalten kann. Darum bekannte er sich mit voller Entschlossenheit zu Macchiavelli, als dem Politiker, der den Staat als den Ausdruck der Macht und nur der Macht erkannt und seiner Nation als Ziel vorgehalten habe. Worte des italienischen Denkers setzte er in deutschen Versen als Motto vor seine Vaterländischen Gedichte:

Doch keiner sei so hirnlos ganz und gar,
Zu harren, wenn sein Haus den Einsturz droht,
Ob ihn ein Wunder rette vor Gefahr:
Ihn hascht in der Ruinen Sturz der Tod.

Auf diesen Ton ist auch seine Habilitationsschrift, die Studie über die Gesellschaftswissenschaft, gestimmt, worin er Robert von Mohls Versuch, die Lehre von der Gesellschaft aus der Lehre vom Staat auszuscheiden, bekämpft hat. Und in demselben Sinne las er die Klassiker unserer Philosophie. Merkwürdig genug, daß auch auf ihn, wie auf Ranke, neben Hegel besonders Fichte Einfluß geübt hat. Aber während der Großmeister unserer Wissenschaft aus dem System des Idealismus sein universales Weltbild entwickelte, konzentrierte sich für Treitschke die weltferne Lehre des Philosophen ganz auf die unmittelbare Gegenwart, die nationale Idee. Ihr diente alles, was er schuf und trieb. Wie er es selbst von sich und seiner Zeit ausgesprochen hat: »Jedes Buch, jedes Kunstwerk, das den Adel deutscher Arbeit offenbart, jeder große deutsche Mann, zu dem wir bewundernd aufblicken — alles, alles, was den Ruhm deutschen Geistes verkündet, ist heute ein Apostel des Einheitsgedankens, mahnet, die deutsche Einheit, die in der Welt des Denkens besteht, auch im Staate zu schaffen, verschärft den Schmerz, daß bei so großer Tüchtigkeit der Einzelnen unser Volk als Ganzes von den Fremden verspottet wird.«

Und nun brauchte er nur den Glauben an den Staat Friedrichs des Großen und Steins zu bewahren. Tausende hatten ihn verloren. Daß er, der Sachse, stärker als jeder andere ihn festgehalten, allen Enttäuschungen der Gegenwart zum Trotz, daß er

ihn mit immer neuer Leidenschaft verfochten, durch historische und politische Beweise ihn den Besten seines Volkes und schließlich den Massen selbst ins Bewußtsein gebracht und sie mit seiner Leidenschaft erfüllt hat, darin liegt seine Größe.

Nun erst ward er recht eigentlich zum Historiker. Er war dazu so wenig methodisch vorgebildet wie einst Leopold Ranke. Aber während dieser von der Höhe religiöser und philosophischer Ideen auf sein weltgeschichtliches Forschungsgebiet herabgeführt wurde, stand Treitschke von allem Anfang an mit beiden Füßen auf dem Boden des Vaterlandes, in dessen Vergangenheit er nach den Männern suchte, die der deutschen Gedankenwelt die Bahnen gewiesen, und den Staat erforschte, dessen historischer Beruf es war, die Nation zur Einheit zu führen.

Inmitten dieser Studien und Kämpfe überraschte ihn und sein Volk die Erhebung der italienischen Nation — ein Ereignis, von dem er selbst gesagt hat, daß es ihm Mark und Bein erschüttert habe. Hier offenbarte sich ihm ein Volk, dessen phantastische Jugend die Bedeutung der Macht begriff, dessen Parteien ihren Streit über dem höchsten Ziel vergaßen, hier jener unerschütterliche Glaube an die große Zukunft des eigenen Volkes, der, wie er schreibt, auch über die Nüchternen etwas von der Weihe des Sehers ausgießt, und der partikulare Staat, der seine Krone und sein Alles wagte an die Einheit der Nation. Jetzt ward er bald der Führer in dem vollen Chor deutscher Männer, die unter der Wucht jener Vorgänge immer lauter und stürmischer auch für Deutschland forderten, was die Italiener mit einer einzigen heroischen Anstrengung erlangt hatten. Wirr genug war dieser Chor, so voll er war, auch jetzt noch. Es galt, in den Konflikten zwischen politischen Doktrinen und politischer Gewalt den Grundton festzuhalten. Und wieder liegt darin Treitschkes Verdienst: der Satz von dem nationalen Staat als der obersten Notwendigkeit blieb ihm der Leitstern. So konnte er früher als jeder andere der Liberalen und zum Entsetzen seiner alten Freunde, die bei aller Schwärmerei für Erbkaisertum und deutsche Einheit drauf und dran waren, einen neuen deutschen Kleinstaat gründen zu helfen, Schleswig-Holstein für Preußen einfordern, weil nur Preußen die

Macht und also den Beruf habe, zwischen den deutschen Meeren die Wacht zu halten und ihre Küsten zu schützen. Und so ward es ihm leichter als den meisten, neben Otto von Bismarck seine Stellung zu nehmen, als der preußische Staatsmann mit der Macht seines Staates auf Böhmens Schlachtfeldern die deutsche Frage löste.

Auch dann noch ist Treitschke nicht immer der Interpret Bismarckscher Ideen gewesen. Er blieb auch nach 1866 der Unitarier. Das deutsche Königtum, für das er stritt, war die Krone der Hohenzollern; die Mediatisierung der kleinen Staaten blieb noch lange sein höchstes Ziel; und wäre es nach ihm gegangen, so wären Elsaß-Lothringen heute preußische Provinzen. Man mag darin doch noch eine Unterschätzung der »Wirklichkeit der Dinge«, der historischen Berechtigung und Bedeutung der kleinen deutschen Staaten sehen, die wir heute willig als die Säulen unseres Reiches anerkennen. Aber wer so urteilt, läuft wiederum Gefahr, die Kraft jenes Willens zu unterschätzen, der mit der Stärke persönlicher Leidenschaft die Einheit wollte und nichts als die Einheit, und ohne dessen Ansturm die partikularen Gewalten gewiß niemals sich der Idee des Reiches unterworfen haben würden.

Doch kann es nicht meine Aufgabe sein, etwa politische Irrtümer zu korrigieren oder auch nur die Wandlungen klar zu legen, welche Treitschke in den Einzelfragen der deutschen Politik durchgemacht hat, sowie sich alle unsere Parteien und Politiker unter dem Druck der nationalen Entwicklung gewandelt haben. Genug, wenn wir den Pol erkannten, nach dem er in allem Sturm und Wechsel der Zeiten unverwandt geblickt hat.

Wie zu den historischen Studien überhaupt, so ist er auch zu ihren Stoffen durch sein politisches Glaubensbekenntnis geführt worden. In der groß angelegten Studie über den Bonapartismus kam es ihm darauf an, die Staatsform aufzudecken, die den Willen der Nation, den sie zu vertreten vorgab, mit heuchlerischem Despotismus hintergehe und so das Beste in ihr töte; und im Gegensatz dazu gewann ihn Cavours sonnige Gestalt, als des Staatsmannes, der seinem Volke die Erfüllung seiner Träume,

Einheit und Selbstbestimmung, gebracht hatte. Und so zog ihn naturgemäß in unserer Vergangenheit vor allem der Staat an, der die Macht hatte, die kleinen Höfe unter sich zu beugen, und ihm durch seinen Charakter wie seine Geschichte bestimmt schien, zum deutschen Staate auszuwachsen. Vor 30 Jahren hat er bereits die Aufgabe bezeichnet, die er in seiner deutschen Geschichte gelöst hat. »Der nachhaltige Prozeß der Verschmelzung grundverschiedener Provinzen zu einem Staate,« so schreibt er, »die segensreiche Einwirkung, welche die Verwaltungsgrundsätze und das Heerwesen Preußens schon damals auf das übrige Deutschland ausübten, haben ihren kundigen Geschichtschreiber noch nicht gefunden.« Einen der ödesten und reizlosesten Abschnitte der preußischen Geschichte nannte er damals das letzte Vierteljahrhundert Friedrich Wilhelms III. Nun wir wissen, welche Fülle von Licht und welchen Reichtum an Farben er über diese Werdezeit unseres Staates ausgebreitet hat.

Und die eine Grundfarbe trägt auch die Form seiner Werke. Von ihr zeugt die unvergängliche Pracht solcher Gemälde wie der Ausbruch des Befreiungskrieges und die Schlacht bei Belle-Alliance, bei denen uns zumute wird, als hörten wir die schmetternden Hörner der freiwilligen Jäger und das brausende Vive l'empereur der französischen Garden. Durch jedes Urteil, jede Schilderung zieht sich der mächtige Ton, in dem sich alle Harmonien dieser reichen Seele zusammenfinden. Und wie hallt er wider in dem edlen Pathos seiner Rede! Sie alle, Kommilitonen, standen unter der Wucht seines Wortes und haben es an sich erfahren, daß der Entschlafene, weil er die Einigung der Nation erstritten und erlebt hatte, sie schildern konnte wie kein Zweiter. Der größte Redner des Jahrhunderts, hatte er doch gar nichts an sich von einem Rhetor. Vielmehr in freier Rede packte er uns stets am stärksten. Dann brach, was ihm im tiefen Herzen lebte, strömend ans Licht: Liebe und Haß, Zorn, Satire und Hohn gegen die Gegner; und jenen kernigen, köstlichen Humor schüttete er vor uns aus, und in jedem Worte fühlten wir, daß hier ein in sich geschlossener, unabhängiger und in jeder Faser wahrhafter Mann sprach.

Man versteht nur, was man liebt, so hat er selbst bekannt. Und sicherlich hat er niemals besser aufgefaßt und packender geschildert, als wenn es Charakteren galt, die seinen vaterländischen Stolz und seine freie Männlichkeit besaßen. Das zog ihn zu Milton hin und zu Byron, wie fremd ihm sonst das enge Puritanertum des einen und die geniale Zerrissenheit des anderen Sohnes des eben nicht von ihm geliebten Albions sein mochten. Denn beiden blieb auch in der Verstoßung und Verbannung ihr Volk das erste der Erde. Und darum haßte er die Heine und die Börne, die ihren Witz übten an ihrem Lande.

Gleichwie der Dichter in die Bilder seiner Phantasie etwas von dem eigenen Sinn und Wesen zu legen pflegt, so haben auch die Lieblingsgestalten Treitschkes in seiner Darstellung einen Hauch seines Wesens empfangen. Wer erkennt nicht in der »lichten und freien Mannheit« seines Lessings die ihm eigene Wucht und Klarheit oder im Pufendorf seine protestantisch-brandenburgische Staatsauffassung wieder! In jeder Zeile fast hat er sich selbst gezeichnet, wenn er den Historiographen des Großen Kurfürsten also schildert: »Erst die Gegenwart urteilt gerechter. Sie blickt zurück auf Jahrzehnte voll aufreibender Kämpfe, und die mächtige Gestalt des alten Streiters rückt ihrem menschlichen Verständnis näher: wie er so trotzig hereinbricht in unsere schlaffe Zeit, keines Mannes Schüler, ganz auf sich selbst ruhend und doch im ganzen lebend, stets zur rechten Stunde mit dem rechten Worte bereit; wie er sich durchschlägt durch eine Welt von Feinden und jederzeit recht behält; und immer, wenn der Adler auffliegt und seine Schwingen im Lichte badet, dann flattern und krächzen die Raben; und dazu jener erschütternde Kampf mit der trotz alledem geliebten Heimat.« Und doch darf man sagen, daß diese Essays volle Porträtähnlichkeit bieten: jene Männer waren ihm verwandt.

Gott hatte ihn mit Plagen geschlagen wie Hiob. Er trug das Schwerste, was ein Menschenherz treffen kann. Von Jugend auf lastete auf ihm das körperliche Gebrechen, das den Knaben in der Krankheit überfallen hatte und nun dieser stürmischen, nach Leben und Schönheit dürstenden Seele »unsichtbar und

hinkend folgte, ein höhnischer Geselle«. Erschütternderes ist in unserer Sprache nicht gedichtet worden als seine »Krankenträume«, darin er uns unnennbare Qualen geschildert hat.

Da stehst du vor mir, Zimmer traut bekannt,
Der Knabenkämpfe laute Schlachtenstätte!
Lichtstrahlen spielen an der gelben Wand,
Ich liege krank im engen Kinderbette:
Zur Ecke ward der kleine Tisch gerückt,
Der Säbel ruht, mein klirrender Begleiter;
Mein hölzern Rößlein starren Auges blickt
Wie fragend nach dem lang' entbehrten Reiter.
Die Eltern stehn um einen fremden Mann —
Ich wund're mich, was sie so leise sprechen. —
Er schaut sie ernst und achselzuckend an —
Die Mutter weint, als sollt' ihr Herz zerbrechen . . . .

Vom Fieber befreit, zieht er hinaus zu der Bank, da er zu rasten pflegte, dem Baum, da er der Vogelbrut

Sehnsüchtig Zwitschern in dem Nest belauschet.
Warum wohl heut' das süße Tönen ruht?
Ist denn der Erde Fröhlichkeit verrauschet?
Die Mägde schaffen noch wie sonst im Feld.
Was singen sie nicht mehr die frohe Weise?
Im Winterschlafe liegt die Sommerwelt.
Nein, horch, jetzt tönt es — ach wie matt und leise!
Von fern, ein Fremdling, kam mir jeder Ton:
Da ward mir angst, ich floh nach Haus zurücke,
Bis mich der Vater rief: Mein armer Sohn!
Und mir erzählte von des Fiebers Tücke . . .

Und nun malt er weiter aus, wie ihn das wachsende Leiden mehr und mehr absperrt von dem sangesfrohen Chor der Freunde, dem süßen Wort der Liebe; immer schwerer legt sich die Fessel um ihn, und erdrückt vom Gram hadert er mit seinem Gotte:

Was hast du nicht mit deinem Donnerstrahl —
Du bist ja reich an Schrecken — mich erschlagen?
O du bist hart! Ich soll die alte Qual,
Ein Sklave seine Fessel, ewig tragen!

Bis er sich emporrafft zum Kampfe des Lebens — denn kampfeswürdig ist des Lebens Schöne!

Und du, du willst vergehn in deinem Schmerz?
Du nahst der Welt mit einer Welt voll Liebe:
— Dein Zauber ist das mutig freie Herz —
Wär's möglich, daß sie dir verschlossen bliebe?
Nein, hören wirst du, was nicht einer hört,
Im Menschenbusen die geheimsten Töne:
Verstehen wirst du, was den Blick verstört
Und was die Wangen färbt mit heller Schöne.
Und schaffen sollst du, wie der Beste schafft:
Des Mutes Flammentröstung sollst du singen.
In kranke Herzen singen junge Kraft
Den Duldern, die mit dunkeln Mächten ringen.
Vor hellen Augen hellet sich die Nacht;
Kein Leid, das nicht die Tröstung in sich trüge,
Auf jedes Trittes Spur die Freude lacht —
O wie sie strahlet: — all dein Gram ist Lüge! —

Im Anblick dieser Kämpfe und dieses Sieges verstehen wir erst die strahlende Kraft, die von seinem Wesen ausging, die Reinheit der Leidenschaft, die ihn durchglühte, die Liebe und Güte, die der warme Glanz seines Auges widerspiegelte. So lernte er den Tiefsinn des evangelischen Wortes, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen müssen, zu seinem und des Vaterlandes Glück verstehen, und das Wort seines Lieblings, Herrn Walthers von der Vogelweide: »Niemand taugt ohne Freude« — und so die Albernheit der pesssimistischen Weltanschauung verachten.

Und wie hat er es nun gelernt, die Schönheit dieser Welt mit seinem Auge aufzufassen und zu schildern! Niemand kannte das deutsche Land besser als dieser unermüdliche Reisende; jede Stadt, jede Landschaft war ihm vertraut, und eine jede vermochte er in ihrer besonderen Schönheit und in ihrer historischen Eigenart aufzufassen. Von den Wällen Schlettstadts, »am frischen Morgen, wenn die Fetzen der Nebel noch an den Felskegeln hangen«, schweift sein Blick über das Elsaß: »Droben auf dem Gebirg der dunkle Tann, den das entwaldete welsche Land kaum kennt; weiter niederwärts jene hellen Kästenwälder, die niemand mehr missen mag, wenn er einmal heimisch ward am Rheine; am Abhang die Rebgärten und drunten jene schwellende duftige Ebene,

die dem alten Goethe noch in der Erinnerung überschwängliche Worte des Preises für sein ‚herrliches Elsaß' entlockte.« Wie ein Holzschnitt von der Hand seines Landsmannes, des trefflichen Ludwig Richter, mutet uns in dem Essay über Uhland das Bild des altväterischen Tübingen an, mit des Dichters Hause, »nahe der Neckarbrücke am Abhange des Osterberges, dessen schön geschwungene Formen der aus Italien heimkehrende Tübinger Philolog mit dem Vesuv zu vergleichen liebt. Dort sah er Jahr für Jahr jene denkwürdigen Ereignisse an sich vorübergehen, welche die Ruhe dieses akademischen Flachselfingen unterbrechen. Immer wieder zogen der Pauperpräfekt und die Armenschüler in ihren großen Hüten singend durch die winkeligen, rinnsalreichen Gassen, das Vieh ward in den Neckar zur Schwemme getrieben, die Stadtzinkenisten bliesen ihren Choral vom Turme, und — das Wichtigste von allem — die berufenen Flößer, die Jockeles, führten das Holz des Schwarzwaldes talwärts und wechselten mit den alten Erbfeinden, den Studenten, homerische Schimpfreden.«

Auf allen seinen Landschaftsbildern ruht doch wieder der vaterländische Hauch. Wie jauchzt er auf, da er an der friesischen Küste auf ein Wirtshaus stößt, ganz schwarz und weiß vom Dache bis zum Erdboden angestrichen, auf dem Schilde die Inschrift »zum schwarzen Adler«; und in jedem ostfriesischen Bauernhofe dann die Bilder vom alten Fritz und Erinnerungen an die preußische Herrschaft.

Auch ein Schimmer von Romantik liegt wohl auf seinen Schilderungen, dem Geiste der Epoche entsprechend, in der er aufwuchs. Aber nichts von der Traumseligkeit der katholisierenden Richtung, wie sie so viele geistvolle Männer seiner Jugendzeit berückt hat. Solche weibischen Naturen wie Friedrich Schlegel und Adam Müller sind ihm stets zuwider gewesen. Auch darin lebte in ihm Dahlmanns Geist. Er wandte sich gegen jeden Versuch, eine durch die ernste Geistesarbeit dreier Jahrhunderte überwundene Weltanschauung wieder zu beleben. Mit voller Ehrlichkeit nahm er das Geschick der Nation, in der höchsten aller Fragen zwiespältig zu sein, als eine historische Notwendig-

keit hin, der sich ein jeder beugen müsse, so gerne er auch sein Volk ganz protestantisch gesehen hätte. Ja er konnte wohl gar an den Segen dieses Zwiespalts glauben, da aus der vom Staate erzwungenen Duldung allmählich die Gewohnheit und endlich die Überzeugung der Duldsamkeit erwachsen sei. Lebte er doch selbst in einer gemischten Ehe. Aber niemals hat er den Zusammenhang unseres Staates mit der Gedankenwelt des 16. Jahrhunderts vergessen oder »das eigenste Werk des deutschen Geistes, die Reformation« verleugnet. Und in den Kern Lutherscher Ideen trifft das Wort, das er in dem Kampf mit dem Kathedersozialismus einem liberalen Katholiken — der von der römischen Kirche als »der Kirche« schlechthin gesprochen hatte — entgegenwarf: »Eine solche Weltanschauung ist ultramontan, gleichviel ob ihr Bekenner sich persönlich zum Materialismus, zum Rationalismus oder zu irgendwelcher anderen Überzeugung halte; denn das unterscheidet die ultramontane Richtung von der Innerlichkeit und Freiheit des Protestantismus, daß sie nach dem persönlichen Glauben gar nicht fragt.« Darin besaß Treitschke nun doch ein Angebinde seiner sächsischen Heimat und seines altprotestantischen Geschlechtes. Auf eine bestimmte Konfession war er so wenig jemals eingeschrieben wie auf eine politische Partei; aber daß die Sittlichkeit unabhängig sei vom Dogma, daß das Gebiet des Glaubens ein Gebiet absoluter Freiheit und die Kultur der Gegenwart durch und durch weltlich sei, sind allerdings Glaubenssätze, an denen er unverbrüchlich festgehalten hat. Das goldene Zeitalter der Humanität hat er jederzeit warm im Herzen getragen und jedem Versuch, uns die Schätze geistiger Freiheit zu rauben, sich mit voller Entschiedenheit entgegengeworfen. Das schuf in ihm auch die herzliche Sympathie für prometheische Geister wie Lord Byron, sowie es der Grund seiner Liebe war für alle Helden und Denker, die uns die Bahnen protestantischer Freiheit gebrochen haben. Er kannte sehr wohl das Schicksal der Ideen: daß sie von der Gesellschaft aufgegriffen und als ihr Eigentum behandelt, in den Kampf der Parteien, in das Gewirr irdischer Interessen hineingezerrt und verwandelt werden. »Darum soll,« so sagt er in seinem Selbstbekenntnis, in der Schrift über

die Freiheit, »wer heute die Kraft in sich fühlt, emporzuragen über den Durchschnitt der Menschen, seine Seele frei halten von dem unmännlichen Gefühle der Verbitterung und Verkennung und sich fest stützen auf den freudigen Glauben edler Geister, auf die Unsterblichkeit nicht des Namens, sondern der Idee.« Er mochte wohl auch an sich denken, als er im Andenken an Pufendorf, dessen markige Gestalt er selbst erst recht eigentlich aus dem Schutte der Jahrhunderte ausgegraben hat, das Los aller politischen Kämpfer mit den Versen bezeichnete:

> Denn es werden einst Geschlechter,
> Die auf unsern Siegen stehn,
> Ungerührt im wunden Fechter
> Nur ein prächtig Schauspiel sehn.

Nun, Kommilitonen, Sie und wir alle, die wir hier versammelt sind, werden unseres Heinrich von Treitschkes nicht vergessen. Und wir geloben es, daß wir seinen freien Glauben an das Vaterland, den er auch in dem politischen Wirrsal der letzten Jahre nicht verloren hat, daß wir seine Zuversicht auf die Ewigkeit unserer Nation im treuen Herzen stets bewahren werden. Möge solche Gesinnung als sein teuerstes Vermächtnis für alle Zeit seinem Volke erhalten bleiben! Dann wird sein Name auf dem Schilde Germanias, deren stolze und keusche Züge seine Muse trägt, neben den Besten seiner großen Zeit durch die Jahrhunderte hin glänzen, und Generationen werden in dankbarem Gedächtnis an den Propheten der deutschen Einheit mit frommer Zuversicht das Bekenntnis seiner Jugend wiederholen:

Kein Volk hat Gott verlassen, das sich nicht selbst verließ.



Constantin Rößler.[1]

(1907.)

Constantin Rößler stammte aus dem thüringischen Teil des Königreichs Sachsen, der nach den Freiheitskriegen an Preußen gekommen war; fünf Jahre war die Provinz im Besitz der hohenzollernschen Krone, als er zu Merseburg am 14. November 1820 das Licht der Welt erblickte. Aber es hat wenige Männer gegeben, die sich so sehr als Preußen gefühlt und bekannt haben wie Constantin Rößler. Sohn eines Predigers, wuchs er in seiner Vaterstadt auf bis zu seinem Abgang zur Universität. Das Dom-Gymnasium, das er vom Sommer 1834 ab besuchte, regierte damals Karl Ferdinand Wieck, der geistvolle Pädagoge, dem Ranke als Schüler der Schulpforta, wo Wieck damals Adjunkt war, nach seinem eigenen Zeugnis fast das Beste verdankt hat; auch Rößler hat für alle Zeit seines Lebens entscheidende Einflüsse durch ihn erhalten. Im Herbst 1839 ging er nach Leipzig, um Theologie zu studieren, vertauschte aber bald die altsächsische Universität mit der altpreußischen in Halle und die Theologie mit der Philosophie, zu der er dann die Staatswissenschaften hinzunahm. Schon auf der Schule (1837) hatte er den Vater verloren. So kam es, daß er nach beendigtem Studium zunächst nach Leipzig ging, wo seine Mutter nach dem Tode ihres Gatten lebte, um sich dort auf die Promotion und die Habilitation, die er ins Auge faßte, vorzubereiten. Im Dezember 1845 promovierte er in Halle auf Grund einer Dissertation über den Philosophen Friedrich Heinrich Jakobi; ging darauf noch für ein Jahr nach Tübingen, um

[1] Aus der »Allgemeinen deutschen Biographie«.

schließlich in Leipzig die Vorbereitungen zur Habilitation zu beendigen. Im nächsten Jahre suchte er Jena auf, um sich zu habilitieren, ein Plan, der durch eine längere Erkrankung verzögert wurde und erst im Juli 1848 zur Ausführung kam. Auch dann aber kam Rößler nicht dazu, das Katheder zu besteigen, denn nun ergriff ihn die Bewegung des großen Jahres und riß ihn unwiderstehlich in ihre Kreise hinein; er erbat Urlaub, um publizistisch tätig zu sein. Zunächst trat er in die Redaktion der »Grenzboten« ein, zur Seite Gustav Freytags, mit dem ihn bis ans Ende enge Freundschaft verbunden hat. Danach ging er nach Berlin, an die von Hansemann und Weill begründete konstitutionelle Zeitung. Erst im Oktober 1849 nahm er die Vorlesungen in Jena über philosophische und staatswissenschaftliche Fächer auf. Nach acht Jahren stiller Arbeit, in denen ein größeres Werk, »System der Staatslehre. Allgemeine Staatslehre« (Leipzig 1857), reifte, wurde er an seiner Universität zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt. Er hätte nun wohl gleich anderen eine sichere Laufbahn als Universitätslehrer vor sich gehabt. Aber gerade jetzt ergriff ihn der Drang, politisch zu wirken, aufs neue. Es war der Moment, da die nationale Bewegung nach den Jahren der Unterdrückung und dumpfer Gärung wieder in Fluß kam. Die Erkrankung König Friedrich Wilhelms IV., seine Vertretung durch den liberaler gerichteten Bruder, und bald die Regentschaft desselben erweckten von neuem alle Hoffnungen und Anstrengungen der Patrioten, die von Preußen die Erhebung der Nation erwarteten. Drei Jahre noch hielt Rößler, der sogleich mit mehreren Broschüren in den Kampf eingriff, es auf dem Katheder aus; Ostern 1860 aber brach er endgültig die Brücken zum Lehrfach ab; einer Aufforderung des Ministeriums Auerswald folgend, das ihn für die Verteidigung der Grundsteuern gewann, siedelte er nach Berlin über und ward Publizist.

Rößler gehörte also zu den deutschen Professoren, die aus ihrem Studium selbst die Gedanken schöpften, in denen sie die belebenden Kräfte der Nation erkannten und deren Durchführung in dem Aufbau des nationalen Staates sie fast den besten Teil ihrer Lebensarbeit widmeten. Aber sein Wesen und Wirken unter-

scheidet sich doch, wie verwandt es sein mag, von seinen Mitkämpfern. Sybel und Treitschke, Droysen und Häusser, Duncker und Mommsen, und wie sie alle heißen mögen, waren Historiker oder Rechtsgelehrte, durchweg Jünger der historischen Schule, die im Gegensatz zu den Einflüssen stand, unter denen Rößler groß geworden war. Rößler war in ihrem Sinne weder Historiker noch Staatstheoretiker. Er hat niemals eine historische Arbeit gemacht, wie die Zunft sie verlangte, weder eine kritische Untersuchung noch eine Quellenedition noch eine größere oder geringere Darstellung spezieller Natur; auf solche Arbeiten der Kleinkritik sah er mit einer gewissen Geringschätzung herab. Literarisch-ästhetische Untersuchungen zogen ihn mehr an. Schon unter den Thesen seiner Dissertation erscheint eine, welche auf solche Studien ein Licht wirft: die Idee, so lautet sie, welche Shakespeare in der Fabel vom König Lear geleitet habe, scheine ihm von den Kritikern nicht richtig erfaßt zu sein. Auf diesem Felde hat Rößler bis in sein Alter gerne kleine Arbeiten unternommen, die sich zum Teil in kritisches Detail verlieren: ich nenne die geistreichen Aufsätze über Kleists Robert Guiskard und die Entstehung des Faust; oder die feinsinnige Analyse des Ringes der Nibelungen von Richard Wagner (1874, unter dem Pseudonym Felix Calm). Aber dies und anderes waren für ihn doch nur Parerga: das Zentrum seiner Studien war immer die Philosophie gewesen, und zwar diejenige Philosophie, gegen welche die historische Schule ihre Kämpfe geführt hatte, die Philosophie Hegels. Ihr ist Rößler auch treu geblieben als Politiker und Publizist; ja das war recht eigentlich der Sinn, den er in alle seine Arbeiten für den deutschen Staat hineinlegte: die Ideen des großen Philosophen in die Wirklichkeit überzuführen, seine Gedanken zur Tat zu erwecken, Staat und Kirche mit ihrem Geiste zu erfüllen.

Schon auf der Schule war Rößler in ihren Bann gezogen worden. Als Wieck mit Leopold Ranke den Thukydides und die griechischen Tragiker las, war Hegels Gestirn erst vor kurzem am Firmament der deutschen Bildung erschienen; auch der junge Adjunkt an der Pforta war wohl noch nicht von seinen Strahlen getroffen gewesen; Rankes Jugendbildung stand noch ganz unter

dem Zeichen des Rationalismus. Später aber ist Wieck ein begeisterter Anhänger des großen Philosophen geworden. Rößler hat uns das Bild seines Direktors, als dessen ältester Schüler, wie er sagt, Ranke, als der jüngste Ernst Häckel genannt werden könne, überaus lebendig und anmutend gezeichnet. »Die empfänglichen unter seinen Schülern,« so schreibt er, »bewahren ihm ein aus Staunen und Pietät gemischtes Andenken. Dieser Mann glich einem Propheten, einem Seher. Er hatte uns Primanern schon die Lehre Hegels von den Momenten auseinandergesetzt. Sein vorzugsweise gewähltes Beispiel war das Verhältnis der Jehova-Religion zur Christus-Religion. In wahrhaft flammenden Worten entwickelte er uns, wie der Stammesgott des Volkes Israel nach und nach unter den erhabenen Gesichten der Propheten, gestützt auf die jüdische Zähigkeit, zu der überweltlichen Persönlichkeit, die alles Kreatürliche von sich abstreift und sich zum Herrn aller Kreatur macht, entwickelt worden. Aber der beständige Widerstand der Kreatur macht diesen Herrscher mit seiner schrankenlosen Macht zum ewig zornigen, ewig strafenden Richter. Die wahrhaft weltüberwindende Macht ist nur die Liebe, von Christus offenbart, die aber als Voraussetzung, als aufgehobenes Moment, des Gedankens der schrankenlosen, über alle Kreatur erhabenen Macht bedurfte. Denn die weltumfassende Liebe haftet nicht am Kreatürlichen. Wieck schloß diese Ausführung zuweilen mit der Frage: Verstehen sie nun das Wort Christi: ‚ehe denn Abraham war, war ich?‘«

Von solchen Erinnerungen an unvergeßliche Stunden erfüllt, kam Rößler nach Halle, wo Johann Eduard Erdmann das philosophische Katheder beherrschte. Es war das Jahrzehnt nach Hegels Tode, in dem der Einfluß des großen Lehrers, von seinen Schülern, den Herausgebern seiner Schriften, verbreitet, sich weiter als jemals ausdehnte, zugleich aber auch durch das allseitige Vordringen der empirischen Erkenntnisse die Opposition, die sich bei Lebzeiten des Meisters erst kurz vor seinem Ende bemerkbar gemacht hatte, stärker anwuchs und in den Reihen seiner Anhänger selbst Abfall und Bürgerkrieg ausbrachen. Halle aber war der Boden geworden, auf dem der Kampf in der Schule selbst

am heftigsten tobte; hier hatten sich die Junghegelianer, Arnold Ruge und seine Genossen, in den Hallischen Jahrbüchern das Organ geschaffen, in dem sie die Dialektik des Lehrers, statt sie zur Rechtfertigung »alles Bestehenden« zu benutzen, vielmehr dazu anwandten, »um alles Bestehende auf seine Kraft und sein Recht, zu leben, mit unfehlbarer Sicherheit zu prüfen.« Rößler war bereits durch Wiecks Unterricht und durch eigene Anlage so gefestigt, daß die bisweilen banale Form, in der Erdmann die konservativen Anschauungen, wie Hegel selbst sie vorgetragen hatte, gegen die jungen Stürmer verteidigte, auch ihm Widerwillen erregte. Aber anderseits stießen ihn auch wieder die dialektischen Manipulationen, mit denen die Junghegelianer ihre religiösen und politischen Doktrinen ihren Hörern mundgerecht zu machen suchten, und die Plattheiten, in denen sie selbst sich ergingen, ab. Die Kreise, in denen er seine Freunde fand, darunter vor anderen Adalbert Delbrück, der Sohn des Kurators der Universität, und Albert Ritschl, dessen Vater als Bischof in Stettin die pommersche Kirche gegen den Einbruch der neuen pietistisch-feudalen Orthodoxie verteidigte, hielten sich ebenso fern von dem Radikalismus Ruges und seines Anhanges wie von der orthodoxen Leidenschaftlichkeit eines Leo und Tholuck und führten den jungen Studenten auf einen Boden, auf dem er, ohne dem Geist des Meisters untreu zu werden, den in Kirche und Staat sich aufdrängenden Fragen der Epoche mit entschlossenem und klarem Blicke entgegenging. So bildete er schon damals die Kraft der Kritik in sich aus, die er später in glänzenden Streitschriften gegen die Verderber und Verächter der Hegelschen Philosophie, gegen die triviale Skepsis eines Strauß und den pessimistischen Hochmut eines Schopenhauer entfaltet hat. Rößler hat in reiferen Jahren die studentische Kritik, die er an Erdmanns Vorträgen übte, als »vorschnelles Urteil« bedauert, zumal da er das Verständnis der Hegelschen Lehre an seinem Lehrer immer schätzte, dessen Reichtum an mannigfaltigen Kenntnissen wie an dialektischer Kunst er und seine Kommilitonen doch kaum hätten ermessen können. Aber es war doch nicht bloß die Profanierung des Hegelschen Tiefsinns und die dialektische Unbeholfenheit Erdmanns gegenüber den

Junghegelianern, was Rößler von jenem fernhielt, sondern mehr noch die ablehnende oder besser indifferente und skeptische Haltung gegenüber den politischen Idealen Deutschlands, für die Erdmann als geborener Livländer von Haus aus keinen rechten Sinn besaß. Darin glich Rößler doch wieder den jüngeren Rivalen seines Lehrers, daß er, wie sie, das Hegeltum in die religiösen und politischen Probleme der Epoche hineinführen und diese im Geiste des Meisters gestalten wollte; den Quietismus der Althegelianer hat er vielleicht noch schärfer und jedenfalls nachhaltiger bekämpft als jene.

Indem er nun, gleich so vielen Universitätslehrern, sein Leben der Arbeit für den nationalen Staat weihte, bewahrte er auch in der Art, wie er focht und wie er sich die Aufgabe und das Ziel des Kampfes setzte, die besondere Stellung, die wir bereits in seiner Entwicklung den Mitkämpfern gegenüber wahrnahmen. Jene blieben, so lebhaft sie an den politischen Kämpfen teilnehmen mochten, dennoch fast alle ihrem Katheder treu, oder traten, falls sie einmal die Lehrtätigkeit, immer nur auf Zeit, aufgaben, vor aller Welt auf, sei es auf der parlamentarischen Tribüne oder an der Spitze einer Zeitschrift oder, wie es in der Revolution wohl vorkam und der Ehrgeiz manches unter ihnen war, auf einem Ministerposten. Als Max Duncker im Jahre 1858 Leiter der halbamtlichen Presse unter dem Ministerium der Neuen Ära wurde, verknüpfte er damit die Stelle eines vortragenden Rates im Staatsministerium. Und Treitschke habilitierte sich gerade in dem Moment, wo er in die Reihe der Kämpfer erst eintrat; auf dem Katheder selbst wollte er für die allgemeine Sache wirken. Rößler aber brach alle Brücken hinter sich ab. Er verschmähte es, mit dem Namen selbst hervorzutreten; er tauchte völlig unter in dem Strom, den er dem Ziele entgegenlenken wollte: alle seine Broschüren, wie auch die weitaus meisten seiner politischen Artikel in Zeitschriften und Zeitungen, sind anonym erschienen oder unter einem Zeichen, das nur den Eingeweihten bekannt war. Darin erfüllte er ganz seines Meisters Lehre, daß vor der wirkenden Kraft der Idee das Individuum, das nur wie ein zerstiebender Funke des allwaltenden Geistes ist, zurücktreten und verlöschen müsse:

niemand hat sie so ernst genommen wie er. Nicht daß Rößler den Wert der Persönlichkeit und die Notwendigkeit ihres Erscheinens und Wirkens verkannt oder verachtet hätte. Vielmehr war es ein Hauptartikel seines philosophischen Katechismus, daß die reifende Idee sich eine Persönlichkeit, als das Gefäß ihrer Kraft, unfehlbar formen müsse, und der Inhalt seines politischen Glaubens, daß der Messias Deutschlands vor der Tür sei. Für sich selbst jedoch nahm er nur die Kraft in Anspruch, daß er die Zeichen, die ihn verkündigten, deuten könne. Und das ist nun in der Tat der Ruhm, den die Nachwelt Constantin Rößler schuldet. Er ist wirklich der Prophet Bismarcks gewesen, er hat früher und deutlicher als irgendein anderer die Stelle bezeichnet, wo der Stern der nationalen Hoffnung stand; und mehr noch, er hat den Stern selbst gefunden und seine Bahn berechnet, als dieser auch seinen Mitkämpfern noch hinter dem reaktionären Nebel und Gewölke ganz verborgen war. Schon gleich zu Beginn der Neuen Ära entwickelte er in dem »Sendschreiben an den Politiker der Zukunft« ein Programm, das sich mit der Politik des Frankfurter Gesandten deckte. Wie Bismarck in seinen Berichten so oft, wendet sich auch Rößler gegen die allgemein herrschende, aus Furcht und Unkenntnis geborene Ansicht, daß Preußen mit England und Österreich zusammengehen müsse, um das Bündnis der romanischen und slawischen Nationen zu verhindern. Um nur einen Satz Bismarckschen Gepräges hervorzuheben, so heißt es darin: »Ich gebe Ihnen zu, daß es strategische Positionen gibt, an deren Besitz unter gewissen Umständen das Schicksal der Welt hängt. Aber nur unter ganz bestimmten, nicht unter allen Umständen. Konstantinopel in den Händen der Türken ist nichts weniger als ein herrschender Punkt, für den Augenblick nur eine defensive Stellung. Daß die strategischen Positionen das Schicksal der Welt entscheiden, dazu gehört, daß sie von den kräftigsten Nationen besetzt sind. Auch das reicht nicht aus, daß ein solcher Punkt durch Zufall in die Hände einer kräftigen Nation fällt. Das nur entscheidet, wenn ein mächtiges Volk sich der wichtigen Punkte wider den Willen und trotz der vereinigten Anstrengungen der übrigen Welt bemächtigt und sie behauptet. Ich kann das

Schicksal Europas noch nicht für besiegelt ansehen, wenn es auch Rußland einmal gelänge, sich für einige Zeit in Konstantinopel festzusetzen. Ich kann mich nicht überzeugen, daß Rußland die nachhaltige Kraft besitzt, diese Position unaufhaltsam vordringend auszubeuten, und also auch nicht glauben, daß es sie lange behaupten würde.«

Ein halbes Jahr später ward Preußen vor die Versuchung gestellt, vor der Rößler soeben gewarnt hatte; und man weiß, wie nahe die Regierung des Regenten daran gewesen ist, Österreich in Italien zu helfen, um dafür den hohen Preis der deutschen Hegemonie zu erringen, und wie eifrig die Liberalen bemüht gewesen sind, den Staat auf diesen Weg zu stoßen. Da hat Rößler abermals seine Stimme erhoben, in einer Flugschrift, »Preußen und die italienische Frage«, mit dem Motto, das er dem Fürsten Felix v. Schwarzenberg entliehen hatte: »Die Welt soll erstaunen, wie vortrefflich wir uns auf den Undank verstehen.« Es ist die Schrift, von der damals alsbald gesagt wurde, daß sie von Herrn von Bismarck, der soeben nach Petersburg versetzt war, herrühre, und von der dieser erklärt haben soll, sie sei zwar nicht von ihm, aber sie entspreche ganz seiner Auffassung. Es ist in der Tat ertsaunlich, wie sehr sich der Gedankeninhalt dieser Broschüre mit den vertrautesten Briefen Bismarcks aus der damaligen Zeit deckt. Man lese z. B. einen Satz, wie diesen: »Das ganze Gewicht des Kampfes wäre sofort an den Rhein zu legen und den Kampf hätte Preußen allein zu führen, denn Österreich hätte sich an Sardinien zu rächen, müßte die befreundeten italienischen Regierungen gegen die Revolution beschützen, müßte seine russische Grenze decken, dürfte seine eigenen Provinzen Galizien, Ungarn, die Südostgrenze nicht zu sehr entblößen. Unsere, die preußische Küste aber würde von der französischen Flotte blockiert« — und vergleiche ihn mit dem bekannten Briefe Bismarcks an den Geheimrat Wentzel in Frankfurt vom 1. Juli: »Man wird zuletzt losschlagen, um die Landwehr zu beschäftigen, weil man sich geniert, sie einfach wieder nach Hause zu schicken. Wir werden dann nicht einmal Österreichs Reserve, sondern wir opfern uns geradeswegs für Österreich, wir nehmen ihm den Krieg ab. Mit

dem ersten Schuß am Rhein wird der deutsche Krieg die Hauptsache, weil er Paris bedroht, Österreich bekommt Luft, und wird es seine Freiheit benutzen, uns zu einer glänzenden Rolle zu verhelfen?« Ist es nicht, als ob Rößler Bismarck bei diesem Briefe über die Schulter gesehen habe? Wie Bismarck, verlangt auch Rößler, daß Preußen Österreich den Kampf in Italien allein bestehen lasse, so daß den Italienern die Einheit unverkümmert bleibe, um welche sie kämpfen; man dürfe nicht den Habsburgern helfen, Venetien zu behalten. Als eine unsittliche Politik brandmarkt er es, daß Deutschland für sich die nationale Einheit erhalte und sie dem fremden Volke verkümmere. Er ruft, wie Bismarck so oft, den Schatten Friedrichs des Großen an, »die Heldenweisheit, welche uns auf die erhabenen Pfade der Geschichte geführt und die wir heute verleugnen sollen aus leerer Besorgnis, daß man sie gegen uns anwende und das linke Rheinufer uns nehme«. »Wenn wir nicht Sorge tragen,« so ruft er aus, »unsere Kraft so zu pflegen, daß wir den Rhein jederzeit behaupten oder nach jedem augenblicklichen Verlust wiedergewinnen können, so werden wir ihn trotz der Verträge mit Recht verlieren«. Wenige Wochen darauf, im April, hatte Rößler Gelegenheit, mit Duncker die Frage zu besprechen. Er traf ihn auf der Reise nach Berlin, wohin Duncker auf seinen neuen Posten eilte, und hatte während der Fahrt, und dann die nächsten Tage in Berlin mit ihm die lebhaftesten Auseinandersetzungen. Aber vergebens suchte er den Leiter der offiziösen Presse zu seinem Plan zu bekehren. Der neue Geheimrat ließ sich nicht von der Ansicht abhalten, daß Preußen nach einigen Wochen der Neutralität, während Napoleon den Krieg in Italien eröffne, Südwestdeutschland besetzen, den Krieg an Frankreich erklären, den Oberbefehl über die deutschen Streitkräfte ohne weiteres an sich nehmen und dafür nach einem siegreichen Frieden sich die dauernde Führung Deutschlands ausbedingen müsse.

Ein Mann wie Rößler konnte natürlich auch nicht anders als mit vollem Nachdruck für die Militärreorganisation im Sinne der Regierung eintreten. Er hat es noch im Juli 1862 getan, unmittelbar vor dem Ausbruch des Verfassungskonfliktes in Preußen. In der Flugschrift »Die bevorstehende Krisis der preußi-

schen Verfassung« schlug er die Bildung eines Ministeriums vor, in dem neben Georg von Vincke und General von Roon Bismarck den Platz des Auswärtigen Ministers einnehme; denn der habe das echte Gefühl für die Ehre Preußens und wolle die Politik dieses Staates auf die selbständige Kraft desselben stellen. Beide Dinge seien unter den bisherigen preußischen Diplomaten etwas so Ungewöhnliches gewesen, daß sie eine außerordentliche Erwartung rechtfertigten. Die Zweifel dagegen scheinen ihm sehr leicht zu wiegen: »Es kommt nur darauf an, daß den Deutschen die Gelehrsamkeit, die sie bei so vielen Gelegenheiten zeigen, auch zur rechten Zeit einfalle. Hat nicht Pitt, der große Tory, als Whig begonnen, und Fox, der große Whig, als Tory? War Peel, der Zerstörer der Torypartei, nicht zuvor ihr Führer? Und ist Palmerstons staatsmännische Jugend nicht einst die Hoffnung der Tories gewesen? Die Einseitigkeit eines Standpunktes überwindet eine zur Freiheit befähigte Natur am sichersten durch die Kraft, mit der sie sich in ihn hineinlebt.« Herr von Bismarck habe einst erklärt, er wolle den Namen des Junkers, wie einst die holländischen Geusen den ihren, zu Ehren bringen; er sei vielleicht nahe daran, sein Versprechen zu erfüllen. Rößler ließ sich auch nicht beirren, als Bismarck im September seine Laufbahn als der Minister der Reaktion begann. In der Broschüre »Preußen nach dem Landtage 1862« wagt er es, »eine Überzeugung auszusprechen, unberührt von dem Aufschrei des Widerspruchs, welchen sie hervorrufen wird. Wenn Herr von Bismarck der Regierung, an deren Spitze er steht, den Impuls zu einer kühnen, fortreißenden Tat in der deutschen Frage geben kann, so wird in wenigen Tagen vergessen sein, was er noch heute und gestern gesprochen, getan oder zugelassen hat. Dann ist es mit der Reaktion zu Ende, aber auch mit der Opposition. Unter anfänglichem Widerstreben wird lawinenartig durch die deutschen Provinzen der Ruf einer Nation sich fortpflanzen, welche durch das Reden zur Verzweiflung gebracht ist. Der veränderte Ruf eines verzweifelnden Tyrannen, welcher angstvoll fragte: »Ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!« — Die deutsche Nation wird jubelnd rufen: »Eine Diktatur für einen Mann!«

Wie Rößler im Jahre 1863, als Bismarck den Glauben der Preußenfreunde an den Staat Friedrichs des Großen auf die stärkste Probe stellte, über ihn gedacht hat, kann ich nicht sagen; es fehlen mir dafür die Unterlagen. Jedenfalls haben ihn, wenn er sich überhaupt von ihm entfernt hat, Düppel und Alsen alsbald zu seinem Helden zurückgeführt. Und nun kam auch für ihn der Moment, der ihn persönlich mit Bismarck verknüpfte. Ostern 1865 erhielt er von dem Minister den Antrag, nach Hamburg zu gehen, teils um die Handelsverhältnisse Hamburgs einer möglichen politischen Veränderung in Norddeutschland gegenüber zu studieren, teils um die Entwicklung in den Herzogtümern unter dem preußisch-österreichischen Kondominat zu beobachten. Im Herbst 1868 von Hamburg nach Berlin zurückgekehrt, privatisierte Rößler wiederum längere Zeit, von dem Ertrage seiner Feder lebend. Drei Jahre, von 1868 bis Ende 1871, war er Mitarbeiter am Staatsanzeiger, gab diese Stelle aber, da sie ihm die persönliche Freiheit zu sehr beschränkte, wieder auf. Erst im Januar 1877 nahm er eine feste Stellung an, als Leiter des Literarischen Bureaus, also das Amt, welches einst Duncker einige Jahre verwaltet hatte. Rößler jedoch verband damit nicht eine Stellung als Ministerialrat; erst nach Bismarcks Entlassung ist er, im März 1892, indem er jene Stelle aufgab, als Legationsrat in das Auswärtige Ministerium eingetreten. Am 1. Januar 1894 ward er bei seinem vorgerückten Alter auf sein Ansuchen mit dem Charakter eines Geheimen Legationsrates in den Ruhestand versetzt.

Auch als Beamter Bismarcks ist Rößler in der alten Stellung und Tätigkeit geblieben. Er hatte neben dem Amt, die Presse zu verfolgen und die Zeitungsausschnitte für den König und die Minister zu besorgen, den Auftrag oder die Erlaubnis, im Sinne der Regierung die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Zahllose Artikel hat er an den verschiedensten Stellen, namentlich über die auswärtige Politik, geschrieben. Weithin bemerkt wurden seine Leitartikel in der »Post«; er war der Verfasser der Kometenbriefe in den »Grenzboten«, deren »Zickzack-Bahnen« Treitschkes Kreise mehrfach störten, und vom Juli 1884 bis zum November 1887 der W-Artikel in den »Preußischen Jahrbüchern«. Da ist

es nun höchst bemerkenswert, daß, trotz seiner amtlichen Stellung, und obschon er seine Informationen von der leitenden Stelle erhielt, nach Form und Inhalt Rößlers Aufsätze niemals kontrolliert wurden. Wenn man bedenkt, wie eifersüchtig Bismarck bei seinen Diplomaten darüber wachte, daß sie keine Politik auf eigene Hand betrieben, und wie er Personen in ähnlicher Stellung, z. B. einen Moritz Busch, ausnutzte, um seine Gedanken in die Presse zu bringen, oft an denselben Stellen, wo Rößler arbeitete (man denke an die »Grenzboten«-Artikel von Busch, welche Bismarck soufflierte), so muß man wirklich erstaunen, daß der Fürst Rößler völlig freie Hand ließ und anderseits niemals von ihm verlangt hat, ihm seine Feder direkt zu leihen. Sogar Arbeiten, wie den »Krieg-in-Sicht«-Artikel der »Post« 1875, der in ganz Europa das weiteste Aufsehen erregte und allgemein als von Bismarck inspiriert galt, oder den andern, »Auf des Messers Schneide«, 1887, hat Rößler auf eigene Faust geschrieben. Bismarck sagte sich wohl, daß er Rößlers Feder verlieren würde, sobald er sie in Bahnen zwänge, die ihr widerstrebten; auch wußte er, daß sie niemals ganz aus seiner Bahn weichen würde, während die Ideen Rößlers doch wieder zu eigenartig formuliert waren, ich möchte sagen, zu spekulativ, zu pointiert, um dem großen Praktiker ganz nach dem Herzen zu sein: genug, der Meister hat diesem Diener (ehrenvoll gewiß für beide Teile) die Freiheit gelassen, ohne welche derselbe kein Wort hätte schreiben können.

Vor allem an einer Stelle, in einer Phase der Bismarckschen Politik hat Rößler Bahnen verfolgt, die, wie von denen seiner Freunde, so auch von denen Bismarcks, so verwandt auch sie ihnen waren, dennoch weit hinwegführten und ihn abermals auf eine einsame Höhe gebracht haben. Ich meine die Art, wie er den Kulturkampf aufgefaßt hat. Er hat ihm, da er auf dem Gipfel war, 1875, also nicht lange bevor er Bismarcks spezieller Diener wurde, eine größere Schrift gewidmet, das zweite seiner Bücher: »Das Deutsche Reich und die kirchliche Frage«. Ein Werk, in dem Rößler die Summe seiner Spekulation, seines philosophischen und religiösen Glaubens wie seiner historischen Erkenntnis

niedergelegt hat. In ihm hat er den Zusammenhang zwischen dem Leben des Staates und des Geistes in der deutschen Nation, so wie er ihn sich dachte, geschildert: die Linie, welche von Luther zu Leibniz, von Leibniz zu Kant, von Kant zu Hegel hinleite, wie Hegel Kants Ideen zur Vollendung gebracht habe und mit ihm und Leibniz eine Trias bilde, welche die Prinzipien des Protestantismus fortgeführt habe. Von da aus gibt er eine Kritik aller Systeme und Parteien, die sich im deutschen Staats- und Geistesleben emporgetan haben, ordnet er die Linien an, auf denen das neue Leben, der neue Geist der Nation im Kampf gegen alle Mächte des Unglaubens zum Siege vordringen müsse. Den Anlaß zu dem Kampf führt er, für Bismarck wie für seine Gegner, vor allem auf die auswärtigen Verhältnisse zurück; den Grund aber sieht er in der Fortentwicklung unseres Volkes seit der Reformation, in dem Drange unseres Genius, sich die Formen zu schaffen, die den von Gott in ihn gelegten Kräften entsprechen. Weitab weist er die platte Auffassung des Staates als einer Rechtsordnung, welche ohne Religion sei und sein könne. Auf dem Grunde der Reformation ruht derselbe wie alle Bildung und alle wahre Kunst unseres Volkes. Sein Zweck umschließt die Sittlichkeit; denn sonst hätte er ja nur das Amt, die sittlichen Kräfte gewähren zu lassen, aber nicht, sie zu lenken. Er kann nicht ohne Glauben sein, und die Religion kann ihn nicht zur Neutralität verdammen wollen; denn es gibt nur einen Glauben und außer ihm ist alles Unglaube, Aberglaube. Darum kann der Kampf gegen die katholische Kirche nur dann zum glücklichen Ziel kommen, wenn die Evangelischen sich aufmachen und ihre Missionare in die von ihren eigenen Hirten verlassenen katholischen Gemeinden schicken, um ihnen das Evangelium zu predigen. Wird unsere Kirche die Geisteswaffen besitzen: diese Kirche, »die dem Rüstzeug ihres Glaubens wie einem Haufen von Antiquitäten gegenübersteht, dem ein Dienst, so geistlos wie der katholische Reliquiendienst, gewidmet wird?« Die Frage schließt für Rößler schon die Antwort ein. »Niemals,« so lautet sie, »hat das Schillersche Wort eine traurig schlagendere Anwendung gefunden: »aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht«.

Wir sagten, daß Rößler nicht eigentlich zu den Historikern gehört habe, wenigstens nicht zu ihrer Zunft. Dieses Buch aber lehrt uns, daß er historisch denken gelernt hat, und erklärt es, weshalb er ein Bewunderer Rankes geworden ist, in einem Grade, wie es jene Historiker von Fach, obschon sie sich Schüler Rankes nennen konnten, niemals gewesen sind. Denn in der Tat, die Anschauungen, welche Rößler in diesem Buche entwickelt und die er in allen seinen Schriften wiederholt oder doch niemals verleugnet hat, machen ihn zu einem Geistesverwandten Rankes. Wenn sie beide Schüler Karl Ferdinand Wiecks gewesen sind, so mögen auch darin vielleicht Keime des Einflusses fortgewirkt haben, den sie von dem geliebten Lehrer empfingen. Rößler hat, obschon er schwerlich je ein historisches Seminar besucht hat (ein Glück, das ja auch Ranke, wie man weiß, nicht genossen hat), in Arbeiten wie der große Essay »Graf Bismarck und die deutsche Nation« den Charakter und die Politik des großen Staatsmannes in wahrhaft Rankescher Weise gedeutet; er hat Jahre hindurch auch eine spezifisch historische Aufgabe in der Leitung der »Zeitschrift für Preußische Geschichte« erfüllt, und hat über Bücher wie Sybels Deutsche Geschichte und Rankes Weltgeschichte Referate und Kritiken geschrieben, die jeder Fachzeitschrift zur Ehre gereicht hätten.

Rößler lebte in einfachen Verhältnissen. Spät erst gelangte er dazu, einen Hausstand zu gründen. Aber es geschah im Jahre des Sieges, der Erfüllung seiner politischen Hoffnungen, 1866, und er hat dann an der Seite einer geliebten Frau, der treuesten Arbeitsgefährtin, und im Besitz guter Kinder noch dreißig Jahre des reinsten Glückes genossen. Er starb zu Berlin am 14. Oktober 1896.

Wenn die Wahrheit einer Lehre erst durch das Leben erhärtet werden kann und wenn das Werk des Lebens auch das Glück des Lebens in sich schließt, so hat die Philosophie Hegels niemals eine bessere Bestätigung gefunden als durch das Leben Constantin Rößlers. Es war in ihm, wie Gustav Freytag dem Siebzigjährigen schrieb, »eine Verbindung von Enthusiasmus und Milde, die sich in der schwierigsten Stellung gegenüber Verkennung und gegen-

über mächtiger Zumutung bewährte und dem Vielbeschäftigten, mit amtlicher Arbeit Überhäuften, mitten im politischen Streit die Freudigkeit und die belehrende Einwirkung auch auf anderen idealen Gebieten des deutschen Schaffens bewahrte.« Religion und Philosophie fielen für Constantin Rößler zusammen. »Denken und Glauben,« sagt er einmal, »sind Geschwister.« So hat er es schon in den Sententiae controversae seiner Doktordissertation, die wie ein schöner Kranz das Denken und Fühlen, das Soll und Haben seines ganzen Lebens in seiner Blütezeit zusammenfassen, ausgesprochen. In der zweiten unter ihnen behauptet er, daß Hegel die Philosophie Kants erst zur Vollendung geführt habe. In der dritten nennt er den Geist frei in jeder Phase des historischen Progresses. Die fünfte widerstreitet denen, welche von Spinozas Lehre sagen, daß sie mit dem Geiste des Christentums nichts zu schaffen habe. In der achten These nennt er Cartesius, Spinoza und Leibniz eine Trias, die mit der Grundidee des Protestantismus zusammenhänge. An der Spitze aber steht das Bekenntnis, dem er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist:

Nemo philosopho religiosior.



Wilhelm I.[1]

Die Woche der nationalen Feste neigt ihrem Ende zu, und der hochaufwogende Jubel der Millionen ist fast verhallt, da auch uns die gewohnte Stunde alter Sitte getreu zusammenführt, um das Andenken des geliebten Kaisers zu erneuern, dessen starke Hand und freier Sinn Jahrzehnte hindurch über den Arbeiten der Akademie gewaltet hat. Und im Rückblick auf eine Feier, zu der sich die ganze Nation vereinigte, über der die Parteien für einen Moment ihres Haders vergaßen und einmal doch des gemeinen Besitzes in gleichem Dankgefühle froh wurden, tritt uns noch einmal mit überwältigender Kraft und Klarheit die Bedeutung des Werkes, dem sie galt, entgegen, und die ehrwürdige Gestalt des Herrschers, dessen Name für alle Zeiten mit ihm verbunden bleiben wird.

Ein Jahrhundert liegt hinter uns so reich an Wandlungen in dem Leben der Nation, daß wir es nur den größten Epochen unserer Geschichte, wie der Bekehrung zum Christentum und dem Bruch mit Rom im 16. Jahrhundert, vergleichen können. Wohl traf die gereinigte Lehre von Wittenberg tiefer in das Herz unseres Volkes, und die Elemente, welche im 8. Jahrhundert unserer Nationalität eingefügt wurden, sind noch heute (wir spüren es täglich) in lebendigster Wirkung: Luther und Bonifatius sind die beherrschenden Gestalten unserer Geschichte geblieben. Aber die politische Form wenigstens, die sich an die Missionsfahrten des angelsächsischen Mönches anschloß, die Verbindung des deut-

[1]) Rede bei der Gedächtnisfeier der Berliner Akademie der Wissenschaften am 25. März 1897.

schen Staates mit der römischen Hierarchie, welche auch die Reformation überdauerte und vor hundert Jahren noch zu Recht bestand, ist seitdem beseitigt und von dem nationalen Kaisertume abgelöst worden. Man möchte fast sagen: in der Stunde der Geburt Kaiser Wilhelms erlosch der längst verblichene Glanz der Krone Karls des Großen und begann der Bau des Jahrtausends aus allen Fugen zu weichen; damals, als auf den Schlachtfeldern Italiens das Gestirn Napoleons sich erhob, der ihn zerstört hat. Seine Siege über die Heere des letzten der alten Kaiser zerrissen die Verbindung der beiden Völker, auf der das alte Reich geruht hatte, und alsbald erkrachten auch auf deutschem Boden die gewaltigen Schläge, welche das vermorschte Gemäuer in Schutt und Trümmer warfen und alles, was klein und alt und kraftlos war, hinwegfegten.

Es waren die Kindheitsjahre unseres Kaisers. Unberührt blieben er und die Seinen von weltverwandelnden Kämpfen. Die Monarchie, die unter Friedrich dem Großen einer Welt in Waffen getrotzt hatte, blieb tatlos hinter der Wand papierner Verträge. Koalitionen bildeten sich, lösten sich auf und traten wieder zusammen: Preußen blieb, was es war. In einer scheinbar stolzen Ruhe, unbesiegt und unerschüttert, wenn nicht bewundert, so doch noch gefürchtet, ganz in der Hand des Königs und kaum gestreift von den Ideen, welche die Staatenwelt des alten Europas überall sonst unterminiert und den Weltkampf angefacht hatten — noch ganz der Staat, der unter dem großen König der Schrecken und die Bewunderung seiner Feinde gewesen war: aber nichts als dieser. Die Finanzen waren neu geordnet, in den Ministerien und allen Bureaus wurde angestrengt gearbeitet, schon wurden auch Reformen angebahnt, um den erstarrenden Institutionen ein freieres Leben einzuhauchen: aber wer möchte behaupten, daß diese Friedensarbeit genügt hätte, um Preußen seine durch die Waffen gewonnene Stellung auch unter den Großmächten des 19. Jahrhunderts jemals zu erhalten.

In solchem Frieden wuchs Kaiser Wilhelm auf, unter den Augen des gerechtesten Vaters und einer Mutter, auf deren An-

denken voll Huld und Hoheit zugleich der milde Schimmer unserer klassischen Kulturepoche und der Glanz preußischer Heldengröße unvergänglich ruht. Es war die Höhezeit unserer Poesie: auch Jena und Weimar lagen in dem Machtbereich, den die preußische Krone deckte; und vielleicht darf man mit Ranke sagen, daß der Friede von Basel dazu gehört habe, damit die Ideale des Jahrhunderts der Humanität in den erhabensten Schöpfungen unserer Literatur noch einmal vor der Welt aufleuchten konnten, bevor sie erloschen.

Aber von Dauer konnte dies Wesen nicht sein. Denn mit der Macht, welche bereits den deutschen Strom überschritten hatte und vom Süden wie vom Westen her um unsere Marken flutete, ja schon tief in den deutschen Norden eingedrungen war, ließ sich nicht paktieren. Interessen und Leidenschaften kamen in ihr zu Worte, welche in den alten Monarchien wie erstorben oder noch nicht lebendig waren. In Diplomatie und Kriegführung war sie jenen so fremdartig wie in ihrer Rechtsordnung und Verwaltung. Unaufhaltsam ihr Vorschreiten; und die Ideale des Jahrhunderts, an welche sie selbst einst appelliert hatte und auf die sie gegründet schien, entschwanden unter ihren ehernen Tritten. Wer sich ihr unterwarf, mußte werden wie sie, und nur wo die Regierungen tiefere Kräfte, den Geist ihrer Völker erweckten, konnten sie hoffen, sich in dem unvermeidlichen Kampf zu behaupten.

So schlug auch für Preußen die Stunde des Schicksals, und vor den Toren Jenas und Weimars wurde der Staat zerschmettert, den Friedrichs Geist groß gemacht hatte.

Es kamen die Jahre der Schmach und der Trübsal. Wer wüßte nicht, wie tief sie in das Leben des Prinzen eingegriffen haben! Die Schreckenskunde von Jena und Friedland, die Flucht in den Osten, die Erniedrigung in Tilsit, der Raub der Provinzen und alle Demütigungen, welche noch folgten, der schreckliche Druck, unter dem der erbarmungslose Eroberer den verstümmelten Staat gefesselt hielt und alle Glieder ihm aussog, der hoffnungslose Kummer des Vaters, der Tod der geliebten Mutter — das waren die Eindrücke, unter denen er zum Knaben, zum

Jüngling heranwuchs. Und dann wieder das Erwachen der Nation, der heiligste aller Kriege und nach dem gewaltigen Ringen auf den deutschen und französischen Schlachtfeldern der Siegeseinzug in Paris. Und im Pulverdampf der Schlachten, den Scharen der deutschen Helden voranschreitend, erhebt sich die Gestalt Germanias, der Traum deutscher Einigkeit und Größe.

Doch dürfen wir nicht glauben, daß Prinz Wilhelm, so freudig er auch den Fahnen seines Königs gefolgt ist und so wacker er sich in dem Kugelregen von Bar sur Aube gehalten hat, von den Phantasien eines großen deutschen Vaterlandes, wie sie für uns von dem Andenken der Freiheitskriege unzertrennlich sind, sonderlich ergriffen gewesen sei. In den Briefen, die er aus dem Feldlager in Frankreich an seinen jüngeren Bruder schrieb, würden wir vergebens nach solchen Stimmungen und Idealen suchen. Sie zeigen Freude am Kampf und das Glück des Siegers, bescheidene Zurückhaltung und die Harmlosigkeit der Jugend, aber keinen Hauch des Geistes, den die Vaterlandsgesänge eines Arndt oder Körner atmen.

Vergessen wir nicht, es war der preußische Prinz, der sie schrieb, der Sohn des Königs, dem jene Ideale zeitlebens fremd geblieben sind. Aufgewachsen in den Traditionen preußischer Größe und der Rechte wie des Ruhmes der Dynastie, die sie geschaffen hatte, konnte Prinz Wilhelm nur hohenzollernsche Empfindungen in sich nähren. Ihnen galten selbst jene herrlichen Mahnworte Luisens, die sie in der schwersten Stunde des Vaterlandes an die Söhne gerichtet hat: nicht bloß dem Andenken der Mutter dereinst Tränen zu weihen, sondern zu handeln und ihr Volk von der Schande zu befreien, Männer zu werden und nach dem Ruhm großer Feldherren und Helden zu geizen — oder den Tod zu suchen, wie Louis Ferdinand ihn gesucht habe.

Zwar waren die Männer, welche Preußens Größe neu gegründet haben, Stein vor allen, tief ergriffen von der deutschen Idee, wie denn ja die Größten unter ihnen dem Staate Friedrichs von Geburt gar nicht angehörten. Aber wie deutsch das Werk, das sie geschaffen und geschirmt hatten, sein mochte und wie groß die Tragkraft seiner Fundamente auch für das neue Reich

geworden ist, kamen ihre Reformen dennoch zunächst Preußen zugute.

Und nicht anders gestalteten sich die Aufgaben für den Staat nach dem Kriege. Alles mußte er dransetzen, um seine Stellung als Großmacht zu behaupten. Ihm ward es nicht so gut wie den Kronen des Rheinbundes, deren Lebensinteresse es wurde, die liberalen Institutionen anzunehmen oder fortzubilden und mit dem nationalen Gedanken zu liebäugeln, weil ihnen das einen Ersatz gewährte für den Rückhalt, den sie mit Napoleons Sturz verloren hatten. Über seinen nationalen Aufgaben durfte Preußen gar nicht seine europäischen vergessen, und diese führten es an die Seite Österreichs und Rußlands. Daß unser Staat an und für sich wohl imstande gewesen wäre, wie es ja die höhere Beamtenwelt fast einmütig forderte, repräsentative Institutionen schon damals zu ertragen, bezweifle ich nicht; und ich kann es nicht glauben, daß nur die absolute Krone die deutschen Landschaften, die im Kriege gewonnen waren, mit den alten Provinzen habe verschmelzen können. Hat doch gerade der vereinigte Landtag von 1847, wie es noch kürzlich Fürst Bismarck selbst bezeugt hat, zuerst ein recht lebendiges staatliches Gemeingefühl zwischen dem Osten und dem Westen der Monarchie geschaffen; und man sieht nicht ein, weshalb in Preußen der Erfolg hätte ausbleiben sollen, der in den kleineren Staaten schon nach 1815 allenthalben eintrat. Aber mit den liberalen Ideen waren untrennbar verwachsen die nationalen; und jeder Versuch, auf diesem Boden selbständig und im Sinne der deutschen Einheit vorzugehen, trug den Konflikt mit den verbündeten Mächten im Schoße: er hätte, wie die Weltverhältnisse lagen, unfehlbar zu einem früheren Olmütz führen müssen.

Die persönliche Stellung des jungen Prinzen mußte ihn noch mehr in diese Richtung führen. Als zweiter Sohn des Königs hatte er nicht an die eigene Zukunft, an die Aufgaben des Thronerben zu denken, und als Soldat war er gewohnt, dem Willen seines Kriegsherrn zu gehorchen. Nicht als ob er die zagende und ruheliebende Natur seines Vaters gehabt hätte, der nur den Frieden oder, sagen wir lieber, die Neutralität in den Stürmen des Jahr-

hunderts gesucht hatte und, fast wider Willen, wie in die Katastrophe seines Staates so auf die Höhe des Sieges geführt war. Vielmehr schien dem jungen Prinzen nichts gefährlicher als ein langer Friede. Sein letztes Ziel war ihm, wie den großen Herrschern seines Hauses, die Macht des Staates. Dem diente die rastlose Arbeit, die eiserne Pflichttreue, die unermüdliche Lernbegier, womit er den preußischen Stahl zu schmieden und blank zu erhalten bestrebt war. Er sehnte sich nach Taten, und mit Schmerz und Ingrimm erfüllte ihn das weichende Ansehen der Krone und der wachsende Kleinmut, der sich bald nach dem großen Kriege wieder hervorwagte. Aber nur seinem Preußen galt diese Klage. Gerade in diesen Jahren trat er für den engsten Anschluß an Rußland ein. Er war ein Freund und Bewunderer der Zaren, an deren Hof ihn wiederholte Missionen führten. Den nationalen Bewegungen, welche unaufhörlich den Boden der Verträge von 1815 erschütterten, begegnete er ganz vom Standpunkt der großen Allianz; er faßte alles unter dem Gesichtspunkt der Revolution, und nur im festen Zusammenschluß der konstituierten, der »legitimen« Gewalten, meinte er, könne man ihr begegnen. Ich kenne keine Äußerungen von ihm über die Demagogenverfolgungen, aber wir dürfen kaum daran zweifeln, daß er den liberalen und nationalen Ideen auch nach 1830, da sie stärker als je, und auch in Norddeutschland um sich griffen, herb ablehnend gegenüberstand. Ganz verhaßt war ihm Louis Philipp, der seinen Thron auf dem Willen der französischen Nation und den Erinnerungen an 1789 errichtet hatte; und mit tiefem Unwillen erfüllte es ihn, als im Jahre 1837 seine Verwandte, die Prinzessin Helene von Mecklenburg, dem »Thronräubersohn«, wie er schreibt, die Hand gab.

Darum trat er auch seinem Bruder entgegen, als dieser den Thron bestiegen hatte und sich mit dem absoluten Staat auf das stürmische Meer der nationalen Politik hinauswagte. Jetzt, wo er als Prinz von Preußen, wenn nicht die eigene, so doch des Sohnes Zukunft mit der Krone selbst verknüpft sah, glaubte er so schwankenden Experimenten gegenüber sich für das System seines Vaters erklären zu müssen. »Daß man mich verfolgt als den Träger

des alten Preußens und der alten Armee, rechne ich mir zur Ehre an, denn ich kannte und träumte nur ein selbständiges Preußen, eine Großmacht des europäischen Staatensystems, und für dies Preußen paßte keine andere Konstitution.« So schreibt er noch nach der Märzrevolution, in einem Brief, den er aus der Verbannung in England an den nächsten Freund seines Bruders, General Leopold von Gerlach, sandte. Aber wenn dieser Heißsporn des legitimen Rechtes in ihn dringt, sich mit dem neuen Gouvernement nicht zu »besudeln« und nichts zu beschwören, was er nicht halten könne, so weist der Prinz solchen Rat von sich. Er scheut sich nicht, dem König frei seine Meinung zu sagen, aber jeder Gedanke an eine Fronde ist ihm fremd. »Wenn die Konstitution wie die Konstituante gemacht und der König beschränkt ist«, antwortet er dem General, »wie kann ich da zurückbleiben, wenn ich je in das Vaterland zurückkehren will!«

Hier haben wir den Unterschied zwischen dem Hohenzollern und den Bourbonen. Die Brüder Ludwigs XVI. konspirierten mit den Emigranten und den fremden Mächten gegen die neue Verfassung, die ihr König beschworen hatte; sie gaben eher ihr Vaterland preis als ihre Privilegien und stürzten dadurch Thron und Familie, die sie retten wollten, nur um so tiefer in das Verderben. Der Prinz von Preußen blieb auch in der Fremde seinem König treu; den Gehorsam des Soldaten bewahrte er dem Bruder, als dessen eigener Wille durch die Revolution gefesselt war. In Frankreich war der Thron gestürzt worden, weil die Armee ihren König im Stich ließ: Preußens Krone ward im Sturm der Revolution durch die Armee gerettet. Aber die höchste Tugend des Soldaten, die sich selbst verleugnende Treue, bewährte sie, als sie knirschend vor Ingrimm auf den Befehl des Königs vor der Rebellion zurückwich, die sie niedergeschlagen hatte. So zeigte sich der Prinz von Preußen auch hier wieder als der erste Soldat seines Landes. Er wußte, daß er damit die eigene Zukunft fesselte, und die Größe des Staates, für die er gesorgt und gearbeitet hatte, glaubte er gefährdet. Aber nachdem der Träger der Krone sich gefügt hatte, gab es auch für ihn kein Zurück mehr.

Daß die alte Zeit begraben, war ihm schon jetzt viel klarer als seinem Bruder, der immer in dem Wahn geblieben ist, die patriarchale Krone mit einem Zusatz freiheitlicher und deutschtümlicher Institutionen behaupten zu können. Er aber war sich schon bei der Berufung des vereinigten Landtages bewußt gewesen, daß das alte Preußen zu Ende gehe und ein neues Preußen sich bilden werde. »Möge,« so rief er damals aus, »das neue so erhaben und groß werden wie es das alte mit Ehre und Ruhm gewesen ist.«

Eben weil er die Unvereinbarkeit der absoluten Krone mit den liberalen Forderungen erkannte, konnte er die Konsequenzen klarer sehen als der König und um so leichter sich entschließen, zu tun, was unvermeidlich war.

Und so geschah es gerade in England, unter dem Druck der Revolution und der Flucht und im Verkehr mit Bunsen und dem Prinzgemahl, daß er sich der deutschen Politik Preußens erschloß. Er tat es mit blutendem Herzen, denn er fürchtete, daß der Staat, dem sein Leben galt, sich selbst aufgeben müsse, wenn er in Deutschland aufgehe. Das Ideal blieb ihm noch die alte Verfassung; aber er sah die Unmöglichkeit ein, deutsche Politik ohne konstitutionelle Ideen zu machen, und darum stellte er sich auf den Boden des Frankfurter Parlamentes.

Er ist nach seiner Heimkehr, wie andere auch, von dieser vorgeschrittenen Stellung, die in seiner Kritik des Dahlmannschen Verfassungsentwurfes gipfelte, wieder abgewichen und hat sich mehr auf die ererbte Monarchie verlassen, deren Eigenkraft in den Stürmen der Zeit immer sichtbarer zutage trat. Das Ministerium Brandenburg fand bei ihm willige Unterstützung; auch die Ablehnung der Kaiserkrone hat er gebilligt und mit vollem Nachdruck den Aufstand in Baden niedergeschlagen. Aber den romantischen Vorstellungen des Bruders von einem habsburgischen Erbkaisertum, dem sich der preußische König als der Schwertträger Deutschlands unterordnen müsse, trat er auf das bestimmteste entgegen. Er verlangte vielmehr, denn des Königs Plan müsse zur Mediatisierung des Staates führen, die Hegemonie Preußens und den Ausschluß des Donaureiches vom deutschen Boden. Das war der zweite große Gewinn, den

er aus der deutschen Revolution zog: den Gegensatz der beiden deutschen Vormächte, den erst sie voll ans Licht gebracht hatte, nahm er in das Programm seiner Politik auf.

Er knüpfte damit nur an die eigene Vergangenheit an: das Macht- und Ehrgefühl des preußischen Soldaten sprach sich darin aus; alle Offiziere dachten wie er. Von Herzen schloß er sich daher der Unionspolitik an, und als ein neues Jena hat er den Gang nach Olmütz empfunden.

Die Armee hatte die Krone gerettet und die Rebellion zertreten. Aber vor dieser Demütigung hatte sie die Monarchie nicht schützen können. Und in der Lösung der elementaren, der deutschen Frage hatte sie völlig versagt. Preußen war von ihr erhalten, aber Deutschland nicht geeinigt worden; ja, sie hatte mit der Revolution auch die erhabene Idee eines eigenen Vaterlandes, die auf ihren Sturmfittigen herangeschwebt war, zurückgedrängt. Und die Fülle lebendiger Kräfte, welche in den freiheitlichen und nationalen Wünschen lagen, hatte sie dennoch nicht vernichten können. Das hatte der König schon am 19. März erfahren, als er im Siege vor den Rebellen zurückwich, ja schon vor dem Aufstand, als er die Proklamation erließ, welche der Nation die ersehnten Freiheiten versprach und also den Staat in das Fahrwasser hinausstieß, das so lange ängstlich vermieden war. Hatte er doch selbst solchen Gedanken, wie romantisch auch immer sie sich bei ihm gestalten mochten, von jeher Raum gegeben. Und so ward er trotz der Besiegung der Revolution, und durch sie, immer weiter von seiner alten Haltung abgetrieben; und alle reaktionären Experimente, alle bureaukratische Bevormundung vermochten nicht mehr, die brausende Bewegung zu ersticken. Immer tiefer senkte sich der Glaube an die baldige Erfüllung der deutschen Träume, die Hoffnung auf ein einiges, großes Vaterland in die Herzen, immer stärker hob sich die Notwendigkeit heraus, dem deutschen Volke den Staat zu bauen, der ihm seine Stellung unter den großen Nationen der Erde verbürgen konnte.

Da schieden sich vollends die Wege beider Brüder. Vergebens mühte sich der König ab, die Geister, die er mit und wider

Willen gerufen hatte, zu bannen; und längst, bevor ihn die Krankheit niederschlug, verzehrte sich seine reiche Kraft in dem hoffnungslosen Kampfe. Prinz Wilhelm aber ließ sich von dem Strome weiter treiben, dem er sich einmal anvertraut hatte.

Nicht daß ihn tiefere Hinneigung zu den Ideen des Liberalismus erfüllt hätte: sondern in erster Linie trieb ihn wieder die Sorge für Preußens Ansehen, das er durch Olmütz aufs schwerste geschädigt sah. Noch immer hielt er an seiner Unterscheidung des europäischen und des deutschen Standpunktes der preußischen Politik fest. Aus dem Umstand, daß die Regierung jenen aus dem Auge verloren habe, leitete er ihre Verwirrung und Mutlosigkeit während des Krimkrieges her, und von ihm aus forderte er, des Rückhalts in der Armee von neuem sicher, in Widerstreit mit seinem persönlichsten Empfinden die Wendung gegen den Zaren und Anschluß an Österreich.

Dies altpreußische, in der Person des Regenten konzentrierte Machtbewußtsein begleitete ihn auch in die liberale Ära und auf den Thron. Wir würden daher den Konflikt, in den er mit seiner Volksvertretung geriet, nur halb verstehen und den Anlaß mit der Ursache verwechseln, wenn wir diesen schwersten Kampf seines Lebens bloß aus Mißverständnissen, taktischen Fehlern dieses oder jenes Ministers oder Parlamentariers ableiten wollten. Und noch weniger dürfte man an einen politischen Weitblick des Herrschers glauben, als ob er schon damals die Lösung der deutschen Frage im Sinne Bismarcks ins Auge gefaßt und dies hohe Ziel nur vor den politischen Laien in der Kammer habe verbergen wollen. Seine Befürchtungen galten in jenen Jahren eher der abenteuernden Politik Napoleons III. als dem habsburgischen Rivalen, und er dachte bei seiner Armeereform mehr noch daran, Preußen stark zu machen, als Deutschland zu einigen. Es war das Ziel, dem sein Leben gegolten hatte. Die Dringlichkeit der Reorganisation war seit Jahrzehnten, ja man kann sagen, seit der Boyenschen Reform selbst behauptet und diskutiert worden; Wilhelm hatte von Jugend auf dafür gestritten; und die Ereignisse seit 1848 hatten ihre Notwendigkeit wenigstens in den Kreisen der Offiziere allgemein zum Bewußtsein gebracht:

Preußen mußte besser gerüstet sein, wenn es sich in den ringsum drohenden Stürmen behaupten und die ihm zukommende Stellung in Deutschland einnehmen wollte. Und so ging der Prinz-Regent im Gefühl unabwendbarer Pflicht und mit einer durch die volle Einsicht des Fachmannes gestählten Energie daran, den Plan, für den er in Roon einen kongenialen Mitarbeiter gewonnen hatte, ins Leben zu führen.

Er hatte sich in Wahrheit mit einem tiefen Widerwillen gegen die reaktionäre Willkür der vorigen Regierung, zumal auf kirchlichem und geistigem Gebiet erfüllt und war ehrlich bereit, mit den konstitutionellen Doktrinen, so wenig sie ihm behagen mochten, zu regieren. Aber zugleich war er entschlossen, die Rechte seiner Krone zu behaupten. Unter sie zählte er vor allem seine Stellung zu der Armee. In ihr wollte er Herr bleiben, der Kriegsherr, wie seine Vorfahren es gewesen waren. Diese stärkste Säule des Staates, der unmittelbarste Ausdruck des königlichen Willens, durfte nicht umgestoßen oder angebröckelt werden von den wechselnden Majoritäten parlamentarischer Regierungen.

Hier liegt die Quelle des Konfliktes. Es war schließlich derselbe, an dem das Frankfurter Parlament gescheitert war. Und gerade so kombinierte sich jetzt diese preußische mit der allgemeinen, der deutschen Frage. Denn die Souveränität der Nation, welche den parlamentarischen Ansprüchen zugrunde lag, war auch die Theorie der Revolution gewesen; sie war der Boden, auf dem am letzten Ende sogar ein Gagern und ein Dahlmann gestanden hatten. Und sie war allezeit der stärkste Hebel, der eigentliche Ausdruck für die Sehnsucht der Nation nach ihrem Staate gewesen. Immer leidenschaftlicher war dieser Wille zur Macht geworden, je stärker der Widerstand der Regierungen gewesen war, und er fand gerade in diesen Jahren, unter dem Eindruck der siegreichen italienischen Erhebung, immer größeren Anklang. In der Idee der deutschen Einheit lag die Stärke und das Recht der Bewegung, und darum wurde die Opposition in der preußischen Kammer von dem Beifall aller Herzen getragen, die für Deutschlands Zukunft brannten.

Hier aber wallte das alte preußische Soldatenblut in dem Herrscher auf. Er wollte in dem Anspruch der Kammer, auf die Zusammensetzung und Dienstzeit der Armee einzuwirken, nur deren Ruin sehen und damit den Sturz der Krone selbst. Nichts hat er seinem Kriegsminister, dem General von Bonin, so sehr verdacht, als daß er seinem Widerspruch gegen die Reform eine liberale Färbung gab; er sah darin neben persönlichem Undank nur den Ungehorsam des Offiziers. Und nichts hat er dem General von Roon heißer gedankt, als die Unerschütterlichkeit seiner soldatischen Treue.

So stellte sich der Herrscher an der Schwelle des Greisenalters, von dem Boden her, den er sein Leben lang behauptet hatte, noch einmal zum Kampf: den Ideen von 1848 warf er sich entgegen.

Fortan war es für ihn unmöglich, seine Helfer für die deutschen Aufgaben Preußens unter den Wortführern der Nation zu suchen: er konnte sie nur noch in den Kreisen finden, aus denen sich einst der Widerstand gegen die deutsche Bewegung erhoben hatte. Und so ist es gekommen, daß die Männer, welche Preußen im Jahre 1848 errettet hatten, das Deutsche Reich erbaut haben.

Die Wege waren jetzt gewiesen und der Boden gewonnen, auf dem der Monarch mit Roon und Bismarck den nationalen Staat errichtet hat. Die unitarische Lösung unter Preußens König, für welche jetzt bald die feurigsten Patrioten, allen voran der Herold des neuen Deutschlands, unser Heinrich von Treitschke, alle Leidenschaften aufriefen, war bereits unmöglich geworden. Kein Aufgehen Preußens mehr in dem großen Vaterlande auch nach den Vorstellungen der Paulskirche: sondern ein Zusammenstreben Schulter an Schulter mit den Staaten, welche der Hegemonie Preußens zu folgen gewillt oder fähig waren. Es waren die Mächte, welche sich zu Anfang des Jahrhunderts aus den Spolien des alten Reiches bereichert und die morsche Hülle zersprengt hatten: dieselben, welche in dem Fürstenbunde unter Friedrich dem Großen und unter Napoleon im Rheinbunde ihre Existenz gesichert hatten: die Fürstenhäuser, deren Wurzeln in die alten Zeiten deutscher Geschichte zurückreichten, die aber die modernen

Grundlagen ihrer Macht erst unter Napoleon gewonnen und sie soeben erst im Sturm der Revolution gegen den Einheitsstaat durch Preußens Hilfe behauptet hatten.

Und nun fügte es der Genius, der über den Geschicken unseres Volkes wachte, daß der König den Staatsmann gewann, dessen titanische Kraft den Staat über Klippen und Abgründe hinweg auf der schwindelnden Bahn hinanführte, dem Ziel der nationalen Sehnsucht entgegen, dorthin, wo die neue Kaiserkrone glänzte.

Wie aber vermöchte ich hier in kurzen Worten Ihnen ein Bild zu geben von der Größe jener Kämpfe und der Fülle der Ereignisse, die uns allen mit der vollen Klarheit persönlichsten Erlebnisses gegenwärtig sind. Denn das ist das ewig Große an diesen heroischen Taten: daß sie doch nicht bloß das Werk sind einzelner Helden und Gewaltiger im Volke, welche die blöde Menge wider Willen hinter sich herzogen; sondern wer immer die gewaltige Zeit mit wachen Sinnen durchlebt hat, ist im Innersten erschüttert worden und hat mitgerungen, um das erhabene Ziel zu erreichen. Und über allem Wirrwarr und Irrtum der kämpfenden Parteien glänzte doch immer das gleiche Ideal: ein mächtiges deutsches Vaterland. So hatte der Romantiker auf dem Throne der Hohenzollern doch recht gehabt, als er das Vaterland dem edelsten Erze verglich, das aus vielen Metallen zusammengeflossen sei, »keinem andern Roste unterworfen als dem verschönernden der Jahrhunderte«. Was Wunder aber, daß die glühende Masse aufbrodelte und zischte, als nun der Meister den Zapfen ausstieß und sie in die Form hinabschoß.

Die Theorie der Nationalsouveränität, welche das Werk Cavours beherrschte, war in Deutschland besiegt worden, aber der Wille der Nation triumphierte dennoch auch bei uns. Alle die gärenden Kräfte, welche jahrzehntelang zurückgestaut waren, ergossen sich jetzt tosend und in breitester Strömung in das gewaltige Mauerwerk des neuen Reiches. Fert unda nec regitur — so lautet der Sinnspruch, den Bismarck selbst unter seinen Namen gesetzt hat. Und so hatten auch die Träumer und Doktrinäre, die vielverhöhnten Professoren von der Paulskirche recht bekommen. Was sie dort in den langatmigen Debatten

über die Grundrechte der Nation vergeblich begründet und gefordert hatten, ein Heer, eine Politik, eine Zollgrenze und ein Markt, ein Recht und eine Krone, das ward jetzt alles vollendet. Und was unsere Historiker immer behauptet und aus allen Büchern und den Akten selbst bewiesen hatten — daß es Preußens Mission sei, Deutschland zu führen: jetzt war es das deutsche Grundrecht geworden.

»Moralische Eroberungen in Deutschland zu machen«, so hatte in dem Programm gestanden, mit dem Wilhelm seine Regierung eröffnete. Und wer will noch leugnen, daß Deutschland von Berlin her moralisch erobert worden ist? Die preußische Staatsmoral ist die des neuen Deutschlands geworden: die gewaltigen Quadern, welche das Reich tragen, sind aus dem Granit preußischer Staatsgesinnung geschnitten, und Blut und Eisen haben als Mörtel und Werkzeug gedient. »Es gibt nichts Deutscheres als gerade die Entwicklung richtig verstandener preußischer Partikularinteressen«: so lautete die Doktrin, mit welcher der märkische Junker jetzt Schule machte, der »seinem Fürsten treu war bis in die Vendée, aber gegen alle anderen in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit fühlte, den Finger für sie aufzuheben«. Und sein erster Schüler ward der alte König. Alle Romantik, die des Volkswillens sowohl wie die der Legitimität, war dieser Lehre fremd. Sie kannte nur eine Legitimität, die des preußischen Staates, die Macht, welche in der Arbeit von Jahrhunderten gesammelt war.

Wenn aber Bismarck vielleicht gefürchtet hatte, daß er sich in dieser Denkweise zu weit von seinem Herrn entferne, um ihm zum Rate seiner Krone geeignet zu erscheinen, so täuschte er sich. Denn die Macht und Größe Preußens war auch das Ziel aller Wünsche König Wilhelms gewesen; und so konnte es ihm nicht so schwer fallen, von den Rücksichten der Legitimität, in denen er aufgewachsen war, zurückzukommen und sich ganz mit der Staatsgesinnung seiner großen Vorfahren zu erfüllen. Preußens Größe lag auf den Wegen, die ihn Bismarck führte. Preußens Interesse verfochten beide in Schleswig-Holstein und im Kriege gegen Österreich. Als Preußens König zog Wilhelm I. noch an der Spitze der deutschen Stämme über den Rhein und schlug die Schlachten,

unter denen Frankreich niedersank. Nur zögernd nahm er die deutsche Krone an; und wir verstehen es ganz, wenn er noch am Tage der Kaiserproklamation und unmittelbar unter ihrem Eindruck seiner Gemahlin von der unsagbaren »morosen Emotion« schreibt, in der er in diesen letzten Tagen gewesen sei, »teils wegen der hohen Verantwortung, die ich nun zu übernehmen habe, teils und vor allem über den Schmerz, den preußischen Titel verdrängt zu sehen«. Er war am Tage zuvor drauf und dran gewesen, zurückzutreten und alles seinem Sohne zu übertragen. Nur im inbrünstigen Gebet hatte er Kraft und Fassung gewonnen. Ihm wäre wohl auch jetzt noch solch ein Titel am liebsten gewesen, wie er ihn als Prinz von Preußen im März 1849 für seinen Bruder vorgeschlagen hatte: »Wir Wilhelm, König von Preußen, Statthalter von Deutschland.« Aber er nahm die Krone an, weil sie der Stellung der deutschen Regierungen am besten entsprach und als das legitime Symbol, daß für Deutschland erworben war, was Preußen gewonnen hatte. Und darum durfte der erste, der sie trug, kein anderer sein als der Gründer des Reiches selbst.

Auch Kaiser Wilhelm ist das Schicksal, das jedem großen Leben auf den Schritten folgt, nicht erspart geblieben, das prometheische Los, von dem der alte Roon einmal in bitterem Schmerze schreibt, daß, wer das himmlische Feuer raube, sich auch die Fesseln und den Geier gefallen lassen müsse. Und wie oft hat er mit diesem Treuesten der Treuen Worte der Klage oder doch der Sorge ausgetauscht über den allzu stürmischen Wogenschlag der neuen deutschen Politik! Er sah, wie die tieferen Schichten des Volkes sich mehr und mehr von den überlieferten Formen in Staat und Kirche loslösten; und wir mußten es schaudernd erleben, daß der Wahnwitz des Verbrechers die fluchwürdige Hand gegen das weiße Haupt des Helden erhob. Alle Versuche, mit sozialer Fürsorge oder durch den Zwang der Gesetze die entfremdeten Massen für die erreichten Ziele nationaler Größe zu gewinnen, sah er scheitern.

Aber in den Kämpfen seines Alters hat Kaiser Wilhelm dennoch erfahren, was die Liebe des Volkes zu seinem Fürsten bedeutet. Auch hier bewährte sich Bismarcks Wort, daß die Woge

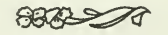
nur trägt und nicht gelenkt wird. Mit elementarer Gewalt hob sie ihn über seine Zeit empor, so hoch, wie es in dem absoluten Staate niemals denkbar gewesen wäre. Sie schlug ihm donnernd entgegen aus dem Hurra der Regimenter, die an ihrem Kriegsherrn vorüber in die Schlacht zogen, und blickte ihn noch an aus den erlöschenden Augen seiner sterbenden Krieger. Sie war sein Labsal in dem letzten dunkeln Jahr, da ihm sein einziger Sohn, der strahlende Held unserer Kriege, der Stolz und die Hoffnung des Vaterlandes, an der tückischen Krankheit hinsiechte. Und sie empfand er bis in die letzten Wochen seines Lebens täglich, wenn er von dem Eckfenster da drüben auf die harrende Menge herabschaute, die einen Blick aus diesen guten Augen zu erhaschen suchte. Das Meer von Liebe, das ihn umrauschte, kannte keine Grenzen: es überwand auch die Nationen; und als der Patriarch der Fürsten genoß Kaiser Wilhelm die Verehrung der Welt.

Und so schritt er hinüber in das Gedächtnis der Menschheit. Seiner schlichten Größe hat die allzeit geschäftige Legende nichts hinzuzufügen. Keinen Tag seines Lebens hat die Historie zu verbergen. Nur die allbekannten Züge wird sie immer wieder offenbaren: den edlen und reinen Sinn, Heldenmut, Wahrhaftigkeit und Treue, eine tiefe und doch freie Gottesfurcht und eine Bescheidenheit, die immer der eigenen Würde bewußt blieb — Eigenschaften, welche unserm Volke immer die teuersten gewesen sind, und die es den erhabensten Gestalten seiner Sagen verliehen hat.

Es ist nicht unseres Amtes, die Zukunft auszudeuten, und selbst die Gegenwart sollen wir von der hohen Warte der Wissenschaft unter dem Aspekt gleichsam der Vergangenheit, unbeirrt durch Teilnahme und Leidenschaft, betrachten. Aber man braucht kein Prophet zu sein, um kommende Stürme vorherzusagen, und der müßte kein Herz im Busen tragen, wer ihnen nicht mit Ernst und Sorge entgegensähe. Sollen wir uns jedoch vor ihnen fürchten? Das hieße das Andenken des Helden, den wir feiern, schmälern und die Lehren der Geschichte verachten. Denn in Stürmen und gegen den Andrang zersetzender Gewalten hat sich

gerade die Kraft des preußischen Staates bewährt, und das Einströmen der Massen, ihrer Interessen und ihrer Leidenschaften selbst hat ihm erst die gewaltige Stärke gebracht, in der er noch immer der Schrecken und die Bewunderung seiner Feinde ist. Und alle Macht des Reiches, alle Wucht des nationalen Willens und der Glanz der kaiserlichen Krone selbst haben nicht vermocht, unser altes Preußen zu beseitigen. Nur immer tiefer hat es sich in den Boden der Nation gesenkt, aus dem es emporwuchs, und neben allen Säulen, die des neuen Reiches Hallen tragen, ist dies doch der Grundpfeiler geblieben.

Unter dem Schirm der Krone Hohenzollern steht auch unsere Akademie. Ihre Arbeiten sind nach Umfang und Wesen kosmopolitisch geblieben, in dem Jahrhundert der Nationalitätenkämpfe so gut wie in dem der Humanität. Das Wesen der Dinge zu erkennen, ist ihr Zweck. So heischt es unser Wahlspruch, unsere Ehre und unser Recht, und so ist es der Wille unserer Könige. Von hier aus sehen wir der Zukunft, was sie auch bringen mag, getrost entgegen. Der Stiftungsbrief der Akademie ist eingesenkt in den Grundstein der Monarchie: zum Zeichen, daß diese, die auf dem Grunde der Reformation ruht, mit uns desselben Geistes sein will — allzeit ein Hort der freien Gedanken.



Die Tragik in Kaiser Friedrichs Leben.

(1907.)

Unter den Paladinen Kaiser Wilhelms, die mit ihm das neue Reich gebaut haben, bleibt doch die lichteste Gestalt des alten Helden Sohn, Kronprinz Friedrich Wilhelm, »unser Fritz«, wie wir ihn in den Tagen von Weißenburg und Wörth nannten, Kaiser Friedrich, wie ihn die Nachwelt seit den hundert Tagen nennt, die ihm die ererbte und ersehnte, die glänzendste Krone der Welt zur Leidenskrone wandelten. Wenn uns der alte Kaiser an die ehrwürdigsten Herrscher des deutschen Mittelalters erinnern wollte, an den Großen Karl oder an Friedrich Barbarossa, so erschienen in Friedrich Wilhelm die Eigenschaften verkörpert, welche die deutsche Sage ihren Lieblingen unter Göttern und Menschen verliehen hat: wie Held Siegfried, so sahen wir ihn prangen in Jugendschönheit und Manneskraft, arglos und treu, stark und unerschrocken, keiner Verstellung fähig, voll Mitleid mit den Armen, den Wunden und den Kranken, und allem Hohen und Edlen zugewandt. Wilhelm und die gewaltigen Recken, die ihm Bahn schufen, Bismarck und Roon, mußten durch eine Welt voll Haß und Abgunst hindurchschreiten, bevor ihnen ihr Volk Heil zurief: sie mußten sich dessen Liebe erobern; erst der Sieg und die Macht gewannen ihnen die Herzen. Friedrich Wilhelm dagegen begleitete die Volksgunst vom ersten Tage seines Lebens ab, um ihm bis zum Tode treu zu bleiben.

Seine Geburt fiel in die Tage, da die Nation ihre Blicke auf Preußen zu richten begann, als vom Süden her, aus Schillers Heimat, ein deutscher Dichter den Adler Friedrichs des Großen

anrief, daß er die Verlassenen, Heimatlosen mit der goldnen Schwinge decke. Schon als Knabe war der Prinz, als der sichere Erbe der Krone Friedrichs, der Träger der nationalen Hoffnungen und in Wahrheit der deutsche Kronprinz. Als dann Preußen unter dem Stoß der Revolution zusammenzubrechen drohte, der König sich haltlos treiben ließ und sein Bruder, vor dem Haß des Volkes zurückweichend, in die Verbannung gegangen war, da schien es einen Moment, als sollte der Tag des Jünglings bereits anbrechen: unter den Liberalen Preußens erwachte der Gedanke, ihm, unter der Regentschaft seiner Mutter, die Krone Preußens zuzuwenden; und wenn Bismarck, der es noch in seinen Erinnerungen erzählt, richtig gesehen, so hat die Prinzessin von Preußen wirklich solchen Vorstellungen einen Augenblick Raum gegeben [1]) »Mein Sohn gehört der Gegenwart und Zukunft,« so schreibt sie in diesem Sturmjahr einmal an den Major von Roon, der zum Erzieher des Prinzen ausersehen war, »er muß daher die neuen Ideen in sich aufnehmen und daselbst verarbeiten, damit er das klare und lebendige Bewußtsein seiner Zeit gewinne und nicht außerhalb derselben, sondern in und mit ihr lebe. Es gilt, sich von den Antecedentien der älteren Generation abzuwenden, um dem jetzigen Erziehungswesen ein zeitgemäßes Resultat zu sichern.«

Es war die deutsche Mission Preußens, an welche die Enkelin Karl Augusts dachte, für die ihr der Gemahl und der König verdorben und nur die unverbrauchte Kraft des Jünglings verwendbar zu sein schien. Friedrich Wilhelm wäre damit in eine Stellung gekommen, wie sie durch die Thronentsagungen in München und Wien Maximilian II. für Bayern und Franz Joseph für Öster-

---

[1]) Gedanken und Erinnerungen I. 22. Vergl. Ludwig von Gerlachs Tagebuch zum 11. Oktober 1848 (2—10): »Nachher Bismarck, mit dem ich heute unter christlichen Gesprächen von Genthin nach Potsdam gefahren war. Er erzählte: Vincke habe, zugleich namens seiner politischen Freunde, im April auf dem Landtag ihm (Bismarck) den Antrag gemacht, eine Adresse an den König zustande zu bringen: er und der Prinz möchten abdanken und eine Regentschaft der Prinzessin eingesetzt werden.« Von einer Verbindung Georg Vinckes mit der Prinzessin selbst scheint also Bismarck zu Gerlach nicht gesprochen zu haben. Vergl. übrigens noch ebd. S. 33 zum 8. Dezember.

reich erlangten. Auch sie unter dem Druck der Revolution: nur daß sie für ihre angestammten Kronen und die Traditionen ihrer Dynastien einzutreten hatten, während der preußische Prinz die Hohenzollernkrone hätte belasten und vielleicht vertauschen müssen. Schwerlich hat der junge Prinz etwas von dem Lose geahnt, das ihm damals zugedacht war, und das, wäre es verwirklicht worden, Preußen in eine Lage gebracht haben würde, für die weder seine Kraft, noch die seiner Mutter oder der Parteiführer, die hinter ihr standen, ausgereicht hätten.

Wie er selbst, der Achtzehnjährige, damals zu den großen Problemen der Zeit stand, können wir uns kaum vorstellen. Bismarck gewann den Eindruck, als neige der Prinz mehr den konservativen Anschauungen seines Vaters zu[1]); und noch aus später Zeit haben wir eine Äußerung des Kronprinzen selbst, die in die gleiche Richtung führt: »Wie oft,« so schreibt er im Dezember 1866 seinem alten Lehrer Ernst Curtius, »haben wir in gemeinschaftlichen Gesprächen der Zukunft Deutschlands gedacht, ja wie oft redeten Sie zu mir von diesem Kapitel zu einer Zeit, als ich in der lebendigen Regung der deutschen Gemüter nichts weiter als Aufstandsnahrung finden wollte.« Mit Widerwillen folgte er noch im Dezember 1856 dem Befehl des Königs, auf der Heimkehr aus England dem Tuilerienhofe einen Besuch zu machen, und mit einem Gefühl des Grauens erfüllten ihn in der französischen Hauptstadt die historischen Erinnerungen an die »revolutionären Besudelungen, durch welche das Volk von Frankreich sich ein furchtbares, unmenschliches Denkmal seiner Beschaffenheit gesetzt habe«. Dem entspricht die Zärtlichkeit und der heilige Respekt, den er vor den russischen Verwandten, Zar Nikolaus und der Tante Charlotte, hatte. Tief erschütterte ihn der Tod des Oheims; »denn ihn,« so schreibt er der verwitweten Kaiserin, »sah man ja immer wie den Unsrigen an«. Aber so wenig solche Empfindungen, die Friedrich Wilhelm mit dem Vater teilte, den Anschauungen der Liberalen entsprachen, hat er sich doch von den eigentlich reaktionären Kreisen, auch darin übrigens

[1]) S. Ged. u. Erinn. I. 40; und mehr noch Bismarck an seine Frau, 12. 9. 1849, S. 154 der Briefe.

dem Vater folgend, schon seit der Revolution ferngehalten. Als Wilhelm ihn 1853 in den Freimaurerorden einführte, äußerte der Prinz, daß er diesen Wunsch schon vier Jahre vorher gehabt habe. Auch den konstitutionellen Ideen war er schon in der Revolution nicht mehr feindlich. Das erfuhr Leopold von Gerlach, als er um die Zeit, da es mit dem Frankfurter Parlament zu Ende ging, sich dem Prinzen gegenüber eine abschätzige Bemerkung über den Konstitutionalismus erlaubte: er beneide den Prinzen wegen seiner Jugend, da er wohl noch das Ende des absurden Konstitutionalismus erleben würde. Worauf Friedrich Wilhelm: es müsse doch eine Volksvertretung sein. »Ich versuchte es,« schreibt der General, »ihm klar zu machen, daß aus der Abwesenheit des Absolutismus noch nicht der Konstitutionalismus folge«.

Im allgemeinen werden wir sagen dürfen, daß die politischen Vorstellungen des Prinzen in diesen Jahren noch recht ungeklärt waren und daß er sich, wie am Ende auch der Vater und die Mutter und im Grunde jedermann, von den Ereignissen hat leiten lassen und mit ihnen sich gewandelt hat. Die Entwicklung der Dinge führte aber die Eltern zusammen; niemals sind sie einmütiger gewesen als in den Jahren, da die Reaktion den König selbst von seinen deutschen Idealen, die er noch während der Revolution hatte realisieren wollen, hinwegführte und die Stellung Preußens zu der nationalen Bewegung immer isolierter und verachteter wurde. Der Prinz von Preußen wurde, wie man weiß, in diese Richtung vor allem durch die Politik von Olmütz gebracht. Sein preußischer Ehrgeiz war durch diese Demütigung tief verletzt, und das war es, was ihn den liberalen Tendenzen, die nun einmal mit den nationalen verschwistert waren, näher brachte. In dieser Gesinnung aber lebte auch sein Sohn. Mit Hochgefühl nahm er den einmütigen Aufschwung des preußischen Volkes wahr, als der König es im November 1850 zu den Waffen rief. Unvergeßlich tief, so hat er gesagt, prägten sich diese Tage seinem Herzen ein; und mit heißem Schmerz erfüllte es ihn, als das preußische Schwert so unrühmlich wieder in die Scheide gestoßen wurde.

Solche Eindrücke und Anschauungen mußten sich in ihm nur befestigen, als er auf der Universität in Bonn von Männern

wie Ernst Moritz Arndt, Dahlmann und Löbell in die staatsrechtlichen und historischen Studien eingeführt wurde. »Hier war es,« so hat er noch nach 18 Jahren beim Jubiläum der Universität bekannt, »wo mein Blick auf Höheres hingelenkt, wo mir der Sinn für die geschichtlichen Aufgaben unserer Zeit und unseres Vaterlandes erschlossen wurde.« Auch die Freunde, die er fand, der Schwabe Otto Abel, der Hamburger Heinrich Geffcken, der Badener Freiherr Franz von Roggenbach, Georg Bunsen, Karl Josias' Sohn, den er besonders gern hatte, der jüngere Brandis, dazu die Fürstensöhne Friedrich und Christian von Schleswig-Holstein, die mit ihm studierten, teilten diese Gesinnungen. Fast alles Nichtpreußen, waren sie nach Herkunft und Lebensziel dem preußisch-deutschen Programme zugewandt, sahen sie in Friedrich Wilhelm den vom Schicksal bestimmten Führer der Nation.[1]) So auch die eigenen Eltern: nur in dem Sohn erblickte der Prinz von Preußen den Anwärter zur Krone. Daß ihm selbst die Zukunft gehöre, daran dachte der Bescheidene nicht; das monarchische Empfinden und die Pietät gegen den Bruder und König ließen diesen Gedanken nicht in ihm aufkommen.

Die äußere Erscheinung Friedrich Wilhelms bot in der Bonner Zeit noch nicht die Züge hoheitsvoller Schönheit, mit denen sein Bild in unserer Erinnerung fortlebt. »Blaß und schmal gebaut, hochaufgeschossen, mit mehr bleichem als imponierendem Antlitz«, so hat ihn ein Kommilitone, Friedrich Spielhagen, später geschildert.[2]) Aber die ungeheuchelte Freundlichkeit, die offene und ehrliche Art seines Auftretens, der Eifer, mit dem er den Studien oblag und alle Eindrücke in sich aufnahm, und die Begeisterungsfähigkeit für alles Große und Schöne gewannen ihm jedes Herz. »Er ist ein wahrhaft liebenswürdiger Mensch«, so schreibt der Oberst von Moltke seiner Gemahlin von einer Übungsreise des Generalstabes im August 1854, auf der ihn der Prinz, der seit dem Herbst 1852 als Kompagniechef Dienste tat, begleitete; »die Stadt ist in einer großen Bewunderung für den Prinzen«, so derselbe ein paar Jahre später aus Breslau, wo er ihm als militärischer

[1]) Vgl. Philippson, Das Leben Kaiser Friedrichs III., S. 24 ff.

[2]) Philippson 24 ff.; auch für die nächsten Zitate.

Mentor zur Seite stand; »er gefällt hier allgemein«, so bemerkt gleichzeitig Bernhardi in seinem Tagebuch. Die gleichen Stimmen hören wir aus England, als der Prinz im Herbst 1855 dorthin zur Brautschau kam. »Er gefällt mir sehr«, äußerte sich der Prinz-Gemahl: »Seine besonders hervorragenden Eigenschaften sind große Geradheit, Offenheit und Ehrenhaftigkeit. Er scheint frei von Vorurteilen und mit ausnehmend trefflichen Absichten«; und nach der Verlobung: »Die Reinheit, Unschuld und Selbstlosigkeit des jungen Mannes sind rührend.« So reserviert und hochmütig die englische Presse, voran, wie immer, die Times, sich über die preußische Heirat, die Verbindung mit der »russischen Vasallenmacht« äußern mochte, für die Persönlichkeit des Prinzen fand sie doch nur Worte des Lobes und selbst der Bewunderung. Die Politik hatte das Band zwischen den Fürstenkindern geschürzt, aber eine von beiden Seiten sogleich empfundene und wachsende Neigung knüpfte es mit jedem Tage fester; kein Bürger hat das Glück des Hauses tiefer empfunden und inniger gepflegt als dieser Fürstensohn.

Zwei Jahre darauf holte er die Erwählte heim, in dem Moment, als die Reaktion in Preußen unrühmlich zusammenbrach und die Neue Ära die Erfüllung jener Hoffnungen, deren Träger er gewesen war, unmittelbar in Aussicht stellte; von Verehrung und Teilnahme umgeben, im innigen Einvernehmen mit seinen englischen Verwandten und seiner anmutigen und klugen jungen Frau, trat er dem Vater zur Seite, der nun die Aufgabe, für die er den Sohn erzogen, zunächst auf die eigene Schulter nehmen mußte.

Nicht lange aber, so erwachte der Hader der Parteien von neuem und heftiger als je. Und nun trennte die Politik Vater und Sohn. Während Wilhelm dem andrängenden Ehrgeiz der Kammer gegenüber auf die altpreußischen Grundlagen seiner Staats- und Lebensauffassung, die er nie ganz verlassen hatte, zurücktrat, befestigten sich in dem Thronerben die Anschauungen, zu denen ihn die Entwicklung der letzten Jahre, nicht zum wenigsten unter dem Einfluß seiner englischen Gemahlin, geführt hatte. Aber eben dadurch gewann Friedrich Wilhelm die öffentliche

Meinung, welche bald stärker als je von der Notwendigkeit einer nationalen Politik und dem Wunsch nach liberaler Gestaltung des Staatslebens bewegt war. Jubelnder Zuruf, demonstrativer Beifall begrüßten ihn, wo der König eisigem Schweigen begegnete. Es kam das Jahr, welches das deutsche Programm Preußens erfüllte, anders freilich, als die Führer des Liberalismus und mit ihnen der Kronprinz es sich gedacht hatten: nicht auf dem Wege friedlicher Überwindung und moralischen Zwanges, sondern mit Blut und Eisen und durchgeführt von eben dem Mann, in dem der Kronprinz den bösen Genius Preußens und der ganzen Nation erblickte, dem er sich entgegengestellt und der ihn von der Seite des Vaters und jedem Anteil an der Politik vollends hinweggedrängt hatte. Aber Friedrich Wilhelm trat darum vor seinem Volke nicht zurück; mehr als je leuchtete er ihm voran als der Vorkämpfer der nationalen Idee und einer der Führer in der Feldschlacht. Wo seine Fahnen wehten, war der Sieg, und mit zerschmetternden Schlägen bahnte er den Weg durch die schlesischen Pässe in das böhmische Land: bei Chlum kommt er den schwer ringenden Brüdern zu Hilfe und wandelt die schon fast gefürchtete Niederlage des Vaters in den größten Sieg des Jahrhunderts seit Waterloo: einer Abteilung seiner Armee glückt der letzte Schlag dieses wunderbaren Feldzuges in dem glänzenden Gefecht vor Preßburg. So auch in dem neuen Kriege, der uns das Reich und seine Krone brachte. Aus seinem Lager erscholl die Kunde von dem ersten Siege; und bis zu der letzten Schlacht unter den Mauern der französischen Kapitale reihte sich wiederum in seinem Ruhmeskranze Lorbeer an Lorbeer. Und dabei bewahrte der Held alle jene Eigenschaften, die ihm die Herzen zugeführt hatten: den Liberalismus seiner politischen Gesinnung und die schlichte Herzlichkeit seines Empfindens. Unerschrocken in der Gefahr, ist er milde und gütig gegen seine Truppen, wie gegen die Feinde selbst; dankbar und neidlos gegen seine militärischen Ratgeber und voll Verständnis für ihre Pläne. Tiefes Erbarmen ergreift ihn beim Anblick des Schlachtfeldes und mit Sehnsucht denkt er an die Heimat und das friedliche Glück des Hauses. Niemals verläßt ihn der Gedanke an die Aufgaben, die dem freien

und einigen Deutschland gestellt sein werden, noch der Schmerz über den Verlust des Kindes, das ihm entrissen ward, als er zum Kampfe aufbrechen mußte. »O, wie schön ist er, wie gut und tapfer sieht er aus«, so hört man aus der Menge rufen, als er von Versailles aus im Februar 1871 nach Dreux kommt, um dort die Kathedrale mit dem Erbbegräbnis der Orleans zu sehen: »Hätten wir doch einen solchen Prinzen, dann wären wir glücklich«[1]).

Angesichts von so viel Sonnenglanz, der auch dann nicht verblich, als die Gestirne Kaiser Wilhelms und Bismarcks hoch und höher stiegen, mag man fragen, wo denn die Schatten auf diesem Leben liegen, und ob man von einer andern Tragik sprechen kann als der des letzten Jahres, da die gräßliche Krankheit die Kraft des Herrlichen zerbrach und alle Hoffnungen zerstörte. Dennoch kann es dem schärferen Blick nicht entgehen, daß Kaiser Friedrich nicht bloß den einen letzten vollen Trunk aus dem Becher des Unglücks geschöpft hat, sondern daß er schon vorher, lange Jahre hindurch, Zug um Zug Bitternis genug gekostet hat; und daß die Tragik seines Lebens darum nicht geringer war, weil sie sich vor der Menge hinter äußerem Glück und reichen Ehren verbarg. Sie erscheint anfangs als ein leichtes Gewölk und auf der Höhe des Lebens: das sich dann aber dicht und dichter dem Liebling des Volkes um Haupt und Schultern legt, nicht eine Wetterwolke, aus der es blitzt und donnert, sondern ein dicker, trüber Nebel, bis es ihn schließlich ganz in Nacht und Gram hinunterzieht.

Was war wohl die glücklichste Zeit in Kaiser Friedrichs Leben? Waren es die Jugendjahre, die er so frohgemut mit lieben Freunden unter der sorglichen Leitung der Eltern und des edlen bedeutenden Lehrers, fern von den politischen Geschäften, verbrachte? Oder die Jahre, in denen er mit den Unruhen und schweren Sorgen des »tollen« Jahres auch der Aufgaben, die ihn erwarteten, inne wurde, der großen Zukunft, die ihm aus dem Kampf der Gegenwart selbst entgegenleuchtete? Die glückbekränzten Semester

[1]) Philippson 281.

am Rhein oder die sonnigen Reisezeiten in den Alpen und in Italien? Oder der blütenreiche Liebesfrühling in den Bergen des schottischen Hochlandes? Dies alles, wie reich es war und wie froh und dankbar Friedrich Wilhelm hinnahm, was Geburt und Stand ihm mühelos gewährten, blieb dennoch weit zurück hinter dem Glücksempfinden, das ihn beseelte, als er nun wirklich an der Schwelle des Amtes stand, zu dem er erzogen war, und zuerst mit dem Gefühl der Sorge auch das des Mithandelns und der Verantwortlichkeit an des Vaters Seite teilen durfte. So hat er es in dem Briefe bekannt, mit dem er im Januar 1859 die Glückwünsche seines Lehrers zum Jahreswechsel erwiderte. Eins der wichtigsten und glücklichsten Jahre seines Lebens nennt er das letztvergangene: nicht bloß um des Glückes willen, das er im Besitz der Häuslichkeit gefunden habe, sondern mehr noch wegen des großen Vertrauens, mit welchem der Vater ihn schon vor der Regentschaft und dann nachher unausgesetzt in alle Verhältnisse eingeweiht habe. Ein Wort, das auch für den Prinz-Regenten bezeichnend ist, für die Auffassung, in der er sein Amt führte: noch immer dachte er dabei weniger an sich, als an den Sohn und den kranken Bruder. Friedrich Wilhelm vergalt ihm diese Treue mit wahrer Pietät und rückhaltloser Hingebung. Bewundernd schreibt er dem Freunde von der Ansprache seines Vaters an die Minister, welche mehr sage, als hundert Zeitungsartikel zu definieren vermöchten. Niemand habe sie vorher gekannt und der Vater sie nicht vierundzwanzig Stunden vor jener Sitzung niedergeschrieben. »Ich hatte,« sagt er, »schon früher an der Seite meines Vaters manchen wichtigen Augenblick erlebt, aber den, als er den Thron vor versammeltem Landtage zum erstenmal bestieg, wie auch den jener Anrede vergesse ich in meiner Sterbestunde nicht«. Wie Wilhelm, so ist auch er überrascht und befremdet von der hitzigen und vorlauten Art, mit der die Bevölkerung die Botschaft aufgenommen und die neuen Wahlen vollzogen habe; er spricht von unsinnig ultraliberalistischen Bewegungen, die niemand so erwartet habe, und hofft auf größere Besonnenheit bei den Beratungen des bevorstehenden Landtages. Auch in der italienischen Frage teilt er ganz die Politik des Vaters, und ebenso bleibt er

ein überzeugter Anhänger der Armeereform, als des eigensten Werkes Wilhelms.

Erst in dem Winterhalbjahr von 1860 auf 61 bemerken wir in der Stellung Friedrich Wilhelms zu seinem Vater den Beginn einer Abwandlung. Es geschah im Zusammenhang mit der Zersetzung in der herrschenden Partei der Neuen Ära. Schon war die Einigkeit im Ministerium gestört. Die konservative Richtung, welche anfangs weit zurückgedrängt war, hatte in dem Kriegsminister General von Roon einen Verbündeten gefunden, der alles daransetzte, um den nie ganz verklebten Riß zwischen der Krone und den Ansprüchen des Liberalismus zu erweitern.

Ohne Frage ist auch der Tod des königlichen Oheims (2. Januar 1861) nicht ohne Einfluß auf die Trennung zwischen Vater und Sohn gewesen. Indem Wilhelm selbst den Thron bestieg, nahm die Auffassung seiner Rechte wie seiner Pflichten unwillkürlich eine andere Färbung an. Das preußisch-monarchische Empfinden, welches zurückgetreten war, solange er sich als den Hüter für des Sohnes Zukunft betrachtet hatte, kam in ihm wieder mehr hervor, seitdem er für sich selbst, nicht für den Bruder und den Sohn, die Verantwortung trug; und um so mehr, je unklarer, eigensüchtiger und unpreußischer ihm die Forderungen der Liberalen auf dem Felde der inneren und der äußeren Politik erschienen. Umgekehrt fühlte Friedrich Wilhelm, als der jetzt Nächste am Thron, mehr als je das Gewicht der Aufgaben, der »heiligen Verpflichtungen«, wie er an Curtius schrieb, welche ihm die neue Stellung gebracht hatte: »Es ist die Wirklichkeit ein ganz anderer Gewissenswecker als die bloße Aussicht auf das Dereinst«. Noch suchte er Anlehnung an den Vater, dessen deutsche Politik auch die seine blieb, und dessen Arbeit für die Umbildung des Heeres er nach wie vor verteidigte. Aber seine Stellung war genommen. »Mir kommt's vor«, so schreibt er seinem Lehrer und Freunde, »als sei ich im letzten Vierteljahr gereifter, klarer, auch vorurteilsfreier geworden. Möge es also fortschreitend bleiben«.

Während der Krisis im Sommer 1861, als der König, von Roon und seinen Freunden angetrieben, durchaus auf der Huldigung in der alten ständischen Form bestehen wollte (eine völlig un-

mögliche Anomalie in dem konstitutionell gewordenen Staate), trat der Kronprinz offen und nachdrücklich für die Zeremonie der Krönung ein. Noch einmal gab der König, dem Sohn und mehr noch der Gemahlin folgend, nach und täuschte so die Hoffnungen Roons, der darin schon den Keil gefunden zu haben glaubte, um das Ministerium auseinander zu sprengen. Im März 1862 aber war der Konflikt unabwendbar geworden: das liberale Ministerium ward entlassen, die Neue Ära war zu Ende. Bis dahin hatte der Kronprinz, der seit dem Frühling 1861 die einzige Stütze des liberalen Ministeriums in dem Königshause gewesen war, im Kampfe ausgehalten. Fortan hielt er es für seine Pflicht zu schweigen. Ein Wort des Vaters hatte genügt, um ihn dahin zu bringen: »Nimm dich in acht«, hatte Wilhelm gesagt, »du bist liberaler als ich«. Friedrich Wilhelm handelte dabei aus dem Gefühl der preußischen Disziplin und Staatsräson heraus, worin er erzogen war. Der Kampf zwischen dem König und seinem Volke aber ging fort, bis er im September des Jahres zu jener Krisis führte, für welche die Formen des geltenden Rechts keine Lösung mehr boten.

Und dies ward nun der Moment, in dem sich das Schicksal des Prinzen entscheiden sollte.

Unter dem Druck der parlamentarischen Majorität, vor dem er nicht weichen wollte und den er doch nicht überwinden konnte, faßte Wilhelm den Entschluß, dem Throne zu entsagen. Am 18. September, nachdem ein letzter Versuch, einen Ausgleich herbeizuführen, gescheitert war, rief er den Kronprinzen aus Reinhardtsbrunn, wo dieser mit den Seinen in der Gesellschaft der englischen Königin weilte, telegraphisch herbei und forderte ihn auf, die Krone fortan zu tragen, die ihm selbst durch die Ansprüche der »Demokratie« (wie er die Opposition der Vincke und Simson nannte) entehrt schien.

Daß Friedrich Wilhelm die Krisis für den Moment beseitigt, den Frieden zwischen Krone und Parlament hergestellt haben würde, unterliegt keinem Zweifel. Hatte das Abgeordnetenhaus schon dem König die Kompensationen mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Bereitwilligkeit entgegengetragen, wie-

viel willfähriger würde es sich dem Sohne gezeigt haben, in dem der Liberalismus seinen Führer erblickte; zumal da die Majorität der Abgeordneten die Stärke der Krone sehr wohl empfand und der eigenen Macht keineswegs so sehr vertraute. Jedenfalls hätte die Regierung unter dem neuen König keine schlechteren Bedingungen erhalten, als diejenigen, die ihr am 17. September angeboten waren und denen sogar Roon anfangs sich hatte unterwerfen wollen. Aber es wäre ein Friede geworden, der dennoch einer Niederlage der Krone nur allzu ähnlich gewesen wäre. Und wenn auch König Wilhelm gewiß Disziplin genug besessen hätte, um fortan in dem Schatten, den er freiwillig aufgesucht, zu bleiben, so würde die Partei, die ihn in den Konflikt gedrängt hatte, die in dem Besitz aller hohen Stellen in der Diplomatie, der Verwaltung und vor allem der Armee war, sich kaum so leicht beruhigt haben. Wer mag die Gefühle ermessen, welche damals den Prinzen durchstürmt haben? Und wer die Motive ergründen, die bei ihm den Ausschlag gaben, als er am Morgen des 19. September in Babelsberg vor den König trat und sich weigerte, die Abdankungsurkunde, die vor ihnen lag und an der nichts als die Unterschrift fehlte, auch nur einzusehen? Wenn er bei seinem Widerstand gegen den Vater, wie er gegen ihn selbst betont hat, die Zukunft seines Hauses im Auge hatte, so konnte der König von sich sagen, daß er die Traditionen der Dynastie wahre, und daß der Weg, auf den die Liberalen den Kronprinzen führen wollten, eben diese erschüttern würden. Friedrich Wilhelm selbst blieb diesen Traditionen treu, als er jenen Entschluß faßte. Denn noch niemals war es in der Geschichte dieses Geschlechtes vorgekommen (wie in anderen Monarchien so oft), daß der Thronerbe oder überhaupt ein Prinz des Hauses sich dem Träger der Krone offen entgegenstellte. Nur durch die Flucht, als Deserteur, hatte sich einmal ein Kronprinz dem Willen seines Vaters zu entziehen versucht; und gerade dies war das klassische Beispiel dafür geworden, daß der Gehorsam, der Offiziers-Gehorsam, als die erste Tugend in dieser Monarchie zu gelten, und daß der Erbe des Thrones in der Unterwerfung unter den Willen des Herrschers jedermann voranzugehen habe. Genug, Friedrich Wilhelm gab die Gelegenheit,

über die er einen Moment Herr gewesen, aus der Hand und knüpfte damit selbst den Knoten seines Schicksals.

Als er am Abend des 20. September nach Thüringen zurückreiste, hatte er weder die Hoffnung noch den Willen, die Rolle des Vermittlers fernerhin auf sich zu nehmen. »Er verfluche alles, was er getan habe, um den Zwiespalt zwischen dem König und seinen Ministern zu verkleistern«, so erklärte er, als er in Reinhardtsbrunn wieder anlangte. Sein vertrauter Rat Max Duncker wünschte auch jetzt noch, daß er dem Kampfplatz nahe bleibe und die Waffen nicht niederlege — denn er fürchtete, daß der Boden, auf dem der Kronprinz mit seinem Hause stand, durch die fortschreitende Reaktion ganz unterwühlt würde, und daß die Umgehung oder der Bruch der Verfassung durch keine Konzessionen je wieder gutgemacht werden könne. Friedrich Wilhelm aber folgte dem Rate seiner Umgebung in Reinhardtsbrunn, die ihn allen Krisen und Kämpfen fernzuhalten wünschte, um seine Kraft nicht vor der Zeit zu vernutzen. Er richtete, wie er dem Vater später schrieb, sein ganzes Benehmen so zurückhaltend ein wie möglich, damit nicht eine Art »Oppositions-Koterie« sich seines Namens bediene und ein in anderen Ländern häufig vorgekommenes Zerwürfnis zwischen dem Souverän und seinem Nachfolger herbeiführe. So sprach er sich noch am 27. Mai 1863 gegen Max Duncker aus, nach jener Explosion in dem Abgeordnetenhaus, welche Bismarck dahin brachte, den Landtag in die Ferien zu schicken und durch die Preß-Ordonnanz vom 1. Juni die öffentliche Meinung zu knebeln. Dann aber, in plötzlichem Entschluß, der eben durch jene Maßregel hervorgerufen wurde, ließ der Prinz sich dennoch dazu bestimmen, den Kampf vor dem Lande aufzunehmen. In Danzig erklärte er sich als den Gegner des Ministeriums: er habe von den Verordnungen nichts gewußt, er sei abwesend gewesen, habe keinen Teil an den Ratschlägen gehabt, die dazu geführt. Man weiß, wie der König diesen Schritt seines Sohnes aufgenommen hat: bei seinem väterlichen Zorn gebot er ihm Schweigen, drohte er ihm die Entlassung aus seinen Ämtern

an; es war nicht bloß der König, es war der Kriegsherr, der sich in ihm beleidigt fühlte. In diesem Moment ist nicht nur die Königin, sondern auch Bismarck für den Kronprinzen eingetreten. Aber wenn der Minister forderte, daß der Kronprinz nicht bloß vor der Öffentlichkeit zu schweigen, sondern auch an den Beratungen des Königs und seiner Minister teilzunehmen habe, was dann auch Wilhelm selbst verlangte, so ließ sich Friedrich Wilhelm dazu nicht bringen. Er werde, so schrieb er dem Vater, Stillschweigen beobachten, mehr aber könne er nicht tun; zurücknehmen könne er nichts. Lieber lege er seine Stellung in der Armee und seinen Sitz im Staatsrat dem Könige zu Füßen. Dieser möge ihm dann einen Aufenthaltsort bestimmen oder ihm erlauben, sich selbst einen zu wählen, sei es in Preußen oder im Ausland: »Wenn es mir nicht gestattet ist, meine Meinung auszusprechen, so muß ich natürlich wünschen, mich von der Sphäre der Politik gänzlich zu trennen«.

Er ging nach England, wie einst der Vater, in eine Art freiwilliger Verbannung. »Ich suche mich zu verkriechen, wie ich kann«, schreibt er von dort an seinen alten Lehrer.

Das schlimme Jahr war noch nicht zu Ende gegangen, als er selbst bereits diese Stellung aufgab und nach Deutschland zurückkehrte. Denn ein Ereignis war eingetreten, das ihn mit dem Vater wieder zusammenführte und diesen wie Preußens Politik mit der öffentlichen Meinung und den nationalen Hoffnungen versöhnen zu müssen schien: der Tod König Friedrichs VIII. von Dänemark, der die schleswig-holsteinische Frage in Fluß brachte und in Wilhelm selbst in dem ersten Moment keinen andern Gedanken aufkommen ließ, als den, daß nun Friedrich von Augustenburg, der Freund seines Sohnes, die Herzogtümer bekommen, Preußen aber mit ganz Deutschland vereint die ihm angestammten Fürstentümer zurückgewinnen müsse.

Nur der eine, dem König Wilhelm sich vor Jahresfrist ergeben, und der, wie er ihn gegen seine inneren Feinde aufrechterhalten, so ihn nach außen von seinen früheren Wegen schon hinweggeführt hatte, setzte alles daran, um den Strom der öffentlichen Meinung, der schon die Armee und sogar Männer wie Roon

ergriffen hatte, von dem entscheidenden Orte abzudämmen. »Alles war gegen ihn«, so schrieb damals Moritz von Blankenburg, der fast jeden Abend bis tief in die Nacht bei Bismarck war und, wie er wenigstens meinte, bis ins kleinste Detail von ihm unterrichtet wurde, an Ludwig von Gerlach: »Die Armee-Aufregung wirkte auf den König sehr zurück. Er wollte Aktion und alle Hunde waren los; aber der Lange blieb fest wie ein Koloß, nur des Abends klagte er mir sein Leid[1]).«

Und so zerrann dem Kronprinzen auch diese Chance, seinen Einfluß herzustellen, unter den Händen. Wohl benutzte ihn Bismarck gelegentlich, wie im Mai 1864, als er den Gedanken faßte oder die Miene annahm, dem Prätendenten zu dem Seinen zu verhelfen und ihn zum Dienste Preußens zu verpflichten; jedoch nur, um später beide desto mehr bloßzustellen. Friedrich Wilhelm aber blieb dem Freunde und der einmal ergriffenen Sache treu, auch dann noch, als ein Teil der Liberalen zu Bismarck herumschwenkte und sein alter, ihm so treu ergebener Max Duncker selbst von ihm abfiel. Um so mehr isolierte er sich, und um so weniger fand Bismarck Veranlassung, sich um ihn zu kümmern. Doch war es, wie der Prinz gegen Duncker im Jahre 1865 erklärte, keineswegs bloße Freundschaft für den Herzog Friedrich, die ihn zu dieser Haltung bestimmte, sondern vor allen Dingen seine Liebe zu dem gemeinsamen Vaterland und die Überzeugung, daß Preußens Geschicke auf den gegenwärtig betretenen Bahnen nicht heilsam und förderlich geleitet würden.

Und so blieb er auch ganz abseits von den verschlungenen Wegen, auf denen Bismarck Preußen in den Krieg gegen Österreich hineinführte. Für ihn war der Krieg um die deutsche Krone, der nun begann, ein Bruderkrieg. Er sah, daß der König den Kampf so wenig wollte, wie er selbst, und daß niemand als eben der Minister dahin trieb. Eine unerklärliche Tollkühnheit schien es ihm, einen deutschen Krieg in deutschen Landen gegen die Sympathien des engeren wie des weiteren Vaterlandes zu unternehmen, bei der sicheren Aussicht, daß ein Napoleon in Deutsch-

---

[1]) Ludwig von Gerlachs Aufzeichnungen II, 258.

land alsdann den Friedensstifter spielen werde. »Mit gebundenen Händen«, so schreibt er dem Oheim in Koburg am 26. März, »überantworten wir uns einem blinden Schicksal! Ich werde meinerseits nichts unversucht lassen, um dem Unheil zu begegnen, abzumahnen, zu warnen, zu verhindern. Du weißt aber, wie wenig ich vermag".

Bismarck seinerseits verschmähte, wo er sie gebrauchen konnte, auch fernerhin nicht die Dienste des Kronprinzen. Unmittelbar nach Königgrätz, fast noch auf dem Schlachtfeld, in Horsitz, am 5. Juli, entwickelte er ihm sein deutsches Zukunftsprogramm, um durch ihn auf den König zu wirken; und man weiß, wie dann in den Tagen von Nikolsburg der Kronprinz dem Minister geholfen hat, als dieser den Widerstand des Königs und seiner Generale gegen den Frieden, den er im Sinne hatte, brechen mußte. Bismarck hat den Beistand, den ihm der Kronprinz damals leistete, immer anerkannt; und es bleibt eins der schönsten Blätter in Friedrich Wilhelms Ruhmeskranz, daß er den Groll gegen den Mann, der ihm so viel Leides zugefügt, der großen Sache zum Opfer brachte, der er mit ganzer Seele anhing. Aber zu einem wirklichen Einfluß gelangte der Prinz damit doch nicht gegenüber einem Minister, der in jedem Moment seines Lebens die eigene Bahn ging und jedermann nur als Werkzeug seines Willens verwandte.

Das war ja nun auch das Schicksal der andern, die mit Bismarck in Kampf geraten waren: ob Konservative oder Liberale, sie mußten ihm alle folgen; sie waren alle in Wahrheit Besiegte. Aber das Los Friedrich Wilhelms blieb doch das schwerste. Denn die Parteien brachten immerhin, jede an ihrer Stelle, etwas von dem, wofür sie gekämpft hatten, in die neue Epoche hinüber. Die Konservativen, die Bismarck vielleicht am schwersten enttäuscht hatte, sahen in ihm doch noch immer den Helfer gegen die liberale Strömung und durften sich sagen, daß er sie um so mehr berücksichtigen und an sich ziehen werde, je rückhaltloser sie sich ihm anschlossen. Die Liberalen aber konnten mit Recht behaupten, daß der Minister gutenteils ihr Programm realisiert habe, und daß er ohne sie in Deutschland überhaupt

nicht vorwärts gekommen wäre. Sie alle hatten zwar nicht die Herrschaft, aber doch ein Stück der Macht in den Händen. Und darum fanden sie Gnade vor Bismarcks Augen. Denn Macht war das, was er respektierte und womit er Kompromisse schloß. Sie hatten ihre Presse und ihren Anhang in den sozialen Schichten, die sie vertraten; und sie erhielten zum Teil in den Institutionen, die Bismarck selbst geschaffen hatte, Machtmittel, welche oft sehr viel anders wirkten, als er es sich vorgestellt hatte, und, nachdem sie einmal ins Dasein getreten, ein Eigengewicht entwickelten, welches noch stärker war als sein Wille. In solchen Kämpfen wurde das Reich gegründet und ausgebaut. Keine Partei setzte ihren Willen ganz durch, aber jede gewann oder behauptete einen Teil von dem, was sie erstrebte.

Auch der Kaiser mußte seine Anschauungen nach dem Willen seines großen Ministers abwandeln. Aber wenn einer, so hatte Wilhelm, wie das Recht, so die Macht, seinen eigenen Willen zur Geltung zu bringen. Die Kämpfe mit ihm waren die schwersten, die Bismarck zu führen hatte; auch deshalb, weil er sie dem Träger der Krone abgewinnen mußte, deren Eigenmacht er gegen den Andrang der popularen Bewegungen gerade behaupten wollte, und an die er sich anlehnen mußte, wenn er das Heer seiner Feinde besiegen wollte: in des Königs und des Kaisers Namen führte er alle seine Kämpfe; seinen Willen mußte er hinter sich haben; er durfte ihn nicht ignorieren, er mußte den Träger der Krone überzeugen von dem Recht und der Richtigkeit der Wege, die er ihn führte.

Der Kronprinz allein hatte sich zu unterwerfen, ohne seinen Willen, seine Überzeugung zur Geltung bringen zu können. Hatte er das schon in der Zeit nicht vermocht, als er noch im Einklang mit der überwältigenden Majorität der Nation gewesen war, so konnte er um so weniger daran denken in den Jahren, wo Bismarck die öffentliche Stimme in Deutschland für sich hatte und als der Hort und Held der Nation, selbst von alten Parteigenossen des Prinzen, und gerade von diesen am meisten, gefeiert wurde. Indem der Kanzler die Institutionen schuf, an welche die Zukunft Friedrich Wilhelms gebunden blieb, die Krone schmiedete, die einst auf seinem Haupte glänzen sollte, hielt er ihn dennoch

von der Mitarbeit fern und gab dem neuen Reiche Formen, welche sein Erbe als falsch erdacht und als Quelle zukünftiger Zerrüttung bezeichnete.

Auch jetzt erinnerte sich Bismarck stets des Prinzen, wenn er seine Dienste gebrauchen konnte, so bei den Verhandlungen um die Kaiserkrone, als es den Widerstand des Königs und seiner militärischen, altpreußischen Umgebung zu brechen galt. Aber das, was Friedrich Wilhelm sich darunter vorstellte, ein auf der Nation unmittelbar ruhendes, mit freiheitlichen Institutionen unterbautes Kaisertum, unter dem Preußens Krone selbst nahezu mediatisiert wäre, war es nicht, was Bismarck schuf, sondern am Ende nur ein anderer Name für das alte Verhältnis: der Kaisertitel für das Präsidium des Bundes, den Bismarck 1866 gegründet hatte und der im neuen Reich nur eben erweitert wurde. Auch weihte Bismarck den Prinzen in den Kern seiner Verhandlungen nicht einmal ein; er ließ ihn lieber in dem Glauben, daß er selbst jener Idee noch fernstehe, als daß er ihm seine Gedanken verraten hätte.

So bleibt es denn auch im neuen Reich. Selbst in dessen erster, der liberalen Epoche hatte der Kronprinz weder auf die innere noch auf die äußere Politik einen Einfluß. Auch war er mit der Art, wie Bismarck sich der liberalen Ideen annahm, keineswegs zufrieden. So protestantisch er dachte, gefielen ihm doch nicht die Gewaltsamkeiten, mit denen der Kanzler den Kampf gegen den Klerikalismus führte; das Mißtrauen, welches die Liberalen vom linken Flügel Bismarck dabei entgegentrugen, teilte er durchaus. Und Bismarck selbst hütete sich wohl, den Kronprinzen hierfür heranzuziehen. Hatte er doch den Konflikt anfangs überhaupt vermeiden und danach ihn zunächst mit Hilfe der Konservativen durchführen wollen. Nur weil diese ihn im Stich ließen, wandte er sich den Liberalen zu, deren Allianz ihm immer lästig war und die er von sich abschüttelte, sobald die alten Sterne wieder günstiger standen.

Nicht einmal die Stellvertretung des Kaisers, welche das fluchwürdige Attentat im Juni 1878 dem Kronprinzen brachte, gewährte ihm den Einfluß und die Selbständigkeit, nach der er

schmachtete. Die Regentschaft, die er sich wünschte, erhielt er nicht. Nur im Namen des Vaters und in dessen, d. h. Bismarcks, Sinn, führte er für ein paar Monate die Regierung. Die Entschließungen, die er mit seinem Namen deckte, hatte er zum Teil bekämpft, — so die Verhängung der Todesstrafe über den Verbrecher und die Auflösung des Reichstages. Dem Kongreß, auf dem in diesem Sommer unter Bismarcks Vorsitz der Friede im Orient hergestellt wurde, blieb er fern, und der totale Umschwung, den Bismarck gerade jetzt in seiner inneren Politik vorbereitete, vollzog sich vollends ohne sein Zutun. Als der Kaiser mit erfrischter Kraft auf den Thron zurückkehrte, trat Friedrich Wilhelm in den gewohnten Schatten zurück und blieb auch in dem dritten Jahrzehnt, was er seit dem Tode des Oheims gewesen war: der Kronprinz.

Der Kaiser gelangte nun in die Jahre, wo auch seine Kraft, so bewunderungswürdig sie war, erlahmte. Aber dem Sohn kam die wachsende Schwäche des Greises nicht zugute: niemals schaltete Bismarcks Wille unbedingter als in den letzten sieben Jahren der Regierung Kaiser Wilhelms.

Wohl waren die Differenzen zwischen Kanzler und Kronprinz im allgemeinen geringer geworden. Die Genialität der auswärtigen Politik Bismarcks erkannte Friedrich Wilhelm jetzt willig an. Und so hatte er sich auch mit der föderativen Gestaltung des Reiches, die er einst ein »kunstvoll gefertigtes Chaos« genannt hatte, ausgesöhnt, sowie ja auch seine liberalen Freunde ihre unitarischen Programme mehr oder minder vergessen hatten. Aber zu einer aufrichtigen Annäherung kam es zwischen den beiden doch nicht. Mit tiefer Abneigung stand Friedrich Wilhelm den immer wiederholten Versuchen Bismarcks gegenüber, die linken Gruppen des Liberalismus abzusprengen und sich von rechts und links her einen Anhang zu sammeln, der auf seinen Namen eingeschworen war. Seine Freunde suchte er auch jetzt unter denen, die Bismarcks Haß verfolgte — wenn man nicht gar sagen will, daß schon die Freundschaft mit dem Kronprinzen dem Mißtrauischen genügte, um seinen Groll an ihnen und ihrem hohen Protektor auszulassen. Friedrich Wilhelm mußte seine Anhänger

gleichsam durch die Hintertür zu sich hineinlassen; ja ein Mann wie Forckenbeck hat in der Tat, als er mit dem Kanzler gebrochen hatte, einen Nebeneingang des kronprinzlichen Palais benutzen müssen, um zu dem Herrn zu gelangen. Konnte der Prinz doch nicht einmal seine Freunde beschützen; er mußte es zulassen, daß Ernst von Normann, sein Vertrautester in diesen Jahren, von ihm getrennt und nach Oldenburg als Gesandter versetzt wurde, und nur die ganz Harmlosen, Künstler und Gelehrte, wie Anton von Werner und Ernst Curtius, blieben unbehelligt. Er war nun einmal der Führer des »Lagers der Besiegten«, und seine Devise blieb das Warten. Friedrich Wilhelm hatte immer an der Entfaltung königlichen Glanzes ein Gefallen gehabt; und wer war mehr dazu berufen, die Herrlichkeit und Macht des Reiches zur Anschauung zu bringen, als dessen Erbe in seiner männlichen Schönheit und der bezaubernden Liebenswürdigkeit seines Wesens? Solche Gelegenheiten wurden ihm im neuen Reich in Fülle geboten, und um so öfter, je mehr der Vater durch die Last der Jahre daran verhindert wurde, und je weniger Bismarck Wert darauf legte, bei solchen Schaustellungen zu erscheinen. So kam es zu den Reisen nach Italien, England und Rußland, welche den Reportern so reichen Stoff gaben und die Bevölkerungen dieser Länder so oft zur Bewunderung des deutschen Kaisersohnes fortrissen. Ihm selbst aber, wie hätte es anders sein können, gereichte am Ende dies unablässige Repräsentieren nur zur Last und eher zur Demütigung als zur Erhebung: denn nichts war mehr geeignet, ihm sein Schicksal vor die Augen zu stellen, das ihm allen Schein der Macht verliehen hatte, aber nichts von ihrem Wesen. Was Wunder, daß der helle Glanz, der jahrelang über seiner Seele gelegen hatte, schließlich nur zu oft von trüben Stimmungen überdeckt war, also daß er wohl über sein verfehltes Leben in bittere Klagen ausbrach und kaum an die eigene Zukunft denken mochte, ja zuweilen davon sprach, im Falle der Thronerledigung auf die Krone selbst zu verzichten, da er dann schon verbraucht sein würde.

Wer war pietätvoller als er? Wie hatte er vor Jahren gezittert, wenn sein Vater einmal kränkelte! Aber hätte er in solcher

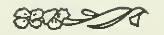
Lage, nun da er die Höhe seines Lebens schon überschritten hatte, Gedanken ausweichen können, die sein kindliches Zartgefühl und sein sittlich reines Empfinden in sein Innerstes zurückdrängten?

Nehmen wir einmal an, daß Friedrich Wilhelm gesund geblieben wäre — würde der Konflikt mit Bismarck, der drei Jahrzehnte lebendig geblieben war, nach seiner Thronbesteigung ausgeblieben und erloschen sein? Daß er ihn hat vermeiden, sich von dem Minister seines Vaters nicht hat trennen wollen, hat er oft genug ausgesprochen, und die ersten, lange vorbereiteten Erlasse, die er als Kaiser gegeben, der Dank an den Kanzler und das Programm seiner Regierung bewiesen es, daß es ihm Ernst war mit diesem Vorhaben. Auch hat er in den kurzen Wochen, die ihm auf dem Thron vergönnt waren, sich mehr als einmal den wohl erwogenen Ratschlägen des Kanzlers, zumal in der Frage der bulgarischen Heirat, gefügt und im Widerspruch mit seiner Gemahlin und der eigenen Tochter die Empfindungen des Vaters den Pflichten des Regenten zum Opfer gebracht.

Dennoch läßt sich nicht annehmen, daß der tief innerliche Zwiespalt auf die Länge verdeckt geblieben wäre, daß Friedrich Wilhelm sich im Besitz der Krone von den Anschauungen, in denen er seit Jahren gefestigt war, frei gemacht, oder daß Bismarck seinen Willen gegen den seines kaiserlichen Herrn aufgegeben hätte. Zu tief auch waren die Gegensätze in der politischen Welt und zu stark drängten sie schon wieder zu einer neuen Verknotung hin, die der Kanzler nur auf seine Art, den Zielen seines nie rastenden Wollens gemäß, zu lösen oder zu durchhauen versucht sein mußte. Dann wäre also Friedrich Wilhelm endlich in die Lage gebracht worden, den eigenen Willen zur Geltung zu bringen, das Scepter, von dem er schon als Knabe geträumt hatte, endlich zu führen. Die Macht dazu hätte er besessen, die Macht, welche Bismarck im Dienste seines Vaters geschaffen hatte und die ihrem Träger, wenn er nur wollte, solche Stärke verlieh, daß auch der Wille des eisernen Kanzlers davor zurückweichen mußte. Wo-

nach Friedrich Wilhelm sich immer gesehnt, die Gelegenheit, nach eigenem Ermessen zu handeln, wäre ihm endlich geworden.

Statt dessen wollte es das Geschick, daß er das Scepter ergriff, als er bereits vom Tode gezeichnet war, und daß auch mit der Krone mehr der Schein der Macht als die Macht selbst in seine Hand gelegt wurde. Das Herz seines Volkes schlug ihm heißer entgegen als je, und tief empfand er diese Treue, die ihm nicht mehr den lauten Jubel bot, der den Sieger von Chlum und Sedan umhallt hat, sondern die Tränen des überwallenden Mitleids, die er in tausend Augen glänzen sah. Aber zugleich mußte er es erleben, daß der Hader der Parteien sich an sein Krankenlager selbst herandrängte und wüster Zank seine Leiden begleitete — ein Schauspiel, an dessen niederziehende Eindrücke man heute nur mit einem Gemisch von Scham und Gram zurückzudenken vermag. Wenn er in den Anfängen der Krankheit noch gehofft hatte, daß ihm eine Zukunft beschieden sein könnte, so ging er, als ihn die Nachricht von dem Tode des Vaters in die Heimat zurückrief, klaren Auges dem Unabwendbaren entgegen. Der immer genährte und nie gestillte Wunsch, mit eigener Kraft und Verantwortung das Regiment zu führen, die hohen Pläne, mit denen er sich auf allen Gebieten des Staates, der Wissenschaften und der Künste trug, — das alles war nun, er wußte es, für ihn aus und vorbei. Nichts war ihm geblieben als die stumme Heldengröße des Duldens und der Ergebung.



Das russische Problem.

(April 1906.)

Mehr als ein Menschenalter ist bereits vergangen, seitdem das romanisch-germanische Europa aus der Epoche der Revolutionen und der Kriege, die ihnen folgten und ein Stück ihrer selbst waren, heraustrat. Gewiß fehlt es seither unsern Nationen nicht an Elementen der Zerrüttung und der Anarchie; vulkanische Gluten ruhen in ihrem Schoß. Aber zur Herrschaft sind diese nirgends mehr gekommen. Die nationalen und konstitutionellen Formen, die sich in jenen Erschütterungen herausgebildet haben, sind spannkräftig genug gewesen, um die zerstörenden Kräfte zu bannen; gerade die Freiheiten, die dadurch geschaffen wurden, der Presse, des Vereinsrechts, der Arbeit und der parlamentarischen Vertretung, haben sich als die Ventile erwiesen, durch die die heißen Dämpfe des Innern gefahrlos entweichen. Wenn einmal, im Frühling 1871, an der Seine, ebendort, wo 1789 der erste Ausbruch erfolgt war, die Lava durch die Oberfläche hindurchbrach, so geschah das unter ganz ungewöhnlichen Verhältnissen, in einem Staat, der in der Gewalt der Feinde war, unter einer Regierung, die, kaum gebildet und von ihrer eigenen Hauptstadt ausgeschlossen, nicht vermochte, dem Proletariat die Waffen zu nehmen, die ihm im Kampf gegen die Deutschen von der Regierung der nationalen Verteidigung selbst geliefert worden waren. Ja, der Aufstand der Pariser Kommune zeigt gerade, wie ohnmächtig die europäische Revolution in unserer Epoche geworden ist. Denn wie fanatisch der Widerstand der Empörten sein mochte, dennoch gelang es,

ihn in wenigen Wochen niederzuschlagen; und nirgends fand der Aufruhr Nachahmung, er blieb völlig lokalisiert. Wie fest seitdem der Boden unserer Staatenwelt geworden ist, läßt sich an dem Eindruck ermessen, den die russische Revolution auf die europäische Welt ausübt. In der Epoche unserer Revolutionen pflanzte sich jede Erschütterung mit Blitzesschnelle durch den ganzen Umkreis unserer Staaten fort; die Luft war damals wie mit Elektrizität geladen. Heute dagegen vermögen unsere Sozialdemokraten und Anarchisten, wie wild sie sich anstellen, nichts. Ihre revolutionären Demonstrationen verpuffen wie Theaterdonner und wirken lächerlich durch den Kontrast zwischen dem Aufwand an Worten und der Ohnmacht im Handeln.

Es ist aber, als ob der Strom der europäischen Geschichte seinen Lauf völlig verändert und rückwärts gewandt habe. Denn während wir andern in Ruhe und sorglos dahinleben, nur darauf bedacht, die Güter des Friedens zu wahren und zu mehren, wird der Staat, der einst den Reaktionären, wie den Liberalen, als der Hort der absoluten Monarchie galt, bis in seine Grundfesten erschüttert und erscheint allen Gewalten der Zerstörung ausgesetzt. An inneren Feinden hat es ja auch in den alten Zeiten den russischen Herrschern nicht gefehlt; kein Thron Europas ist so oft durch blutige Gewalttat erledigt worden. Aber damals sammelten und entluden sich die Gewitter immer in den höchsten Regionen; der Sohn, der Bruder, die Gemahlin, die Flügeladjutanten und die Hofschranzen stießen die Träger der Krone von ihrem Sitz herunter: die Tiefen des Volkes blieben unbeweglich; nur dann, wenn der Landesfeind innerhalb der Grenzen stand oder dem nationalen Ehrgeiz große Ziele gewiesen wurden, gerieten sie in Erregung.

Und immer war es der Thron, um denn sich dann das Volk scharte. Kein festeres Band gab es zwischen dem Zaren und seinem Volk als die Verteidigung der russischen Erde oder die Ausbreitung der russischen Macht. Der Traum, das Kreuz auf die Hagia Sofia zu pflanzen, ließ jedes Russenherz höher schlagen, seitdem Peter der Große den Weg dorthin gezeigt hatte. Tausendstimmiger Jubel umbrauste noch Alexander II., als er in Moskau

den heiligen Krieg proklamierte. Niemals war er sicherer vor Attentaten als im Feldlager vor Plewna; erst als der Friede hergestellt, erreichten ihn in der Heimat die Mordgeschosse der Nihilisten. Auch der Krieg gegen Japan ist keineswegs, wie die Revolutionäre glauben machen wollen, allein der Ehrsucht und der Habgier der Regierenden zuzuschreiben. Man erinnere sich an die Einmütigkeit, mit der die russische Presse vor dem Beginn des Krieges die Politik ihrer Regierung unterstützte, an den brutalen Hochmut, mit dem sie, jedes Kompromiß ablehnend, Japan vor den Verzicht auf allen Festlandbesitz oder den Krieg mit Rußland stellte. »Ein Krieg Japans gegen uns«, so schrieb im Juli 1903 die »Nowoje Wremja«, die Stimmführerin der öffentlichen Meinung, in einem fast grotesken Gemisch von heuchlerischen Friedensphrasen und nackter Gewaltgier, »bedeutet seinen Selbstmord, den Schiffbruch aller seiner Hoffnungen, und deshalb sind wir der festen Überzeugung, daß die friedliche Strömung in Japan schließlich doch triumphieren wird. An der Macht des russischen Riesen sind die Heeresmassen Napoleons zugrunde gegangen, und nach dieser Prüfung sind Rußland keine andern mehr schrecklich. Rußland strebt nach der Wahrung des Friedens, aber nicht aus Furcht vor einem Kriege, sondern aus Menschenliebe, die auf dem Bewußtsein seiner Kraft beruht. Alle fordern wir auf, gemeinsam mit uns für die Ideale der Wahrheit und der Zivilisation friedlich zu arbeiten; wenn aber jemand nicht denselben Weg wandeln oder ihn uns versperren will, so werden wir deshalb nicht auf einen Augenblick von der Erfüllung unserer historischen Aufgaben ablassen«.

Weil die Dardanellen versperrt und die Straße nach Indien, deren erste Etappen vom Kaspissee ab so rasch und glücklich zurückgelegt waren, im afghanischen Grenzgebirge gleichfalls ungangbar wurde, lenkte die russische Politik in den Weg nach der Mandschurei und Korea ein. Es war die Richtung, in der sich die russische Kolonisation seit zwei Jahrhunderten am mühelosesten entfaltet hatte; und so schien es auch jetzt noch, als ob hier die Küsten des Weltmeers, denen die russische Macht mit Naturgewalt zustrebt, auf die leichteste Weise gewonnen werden könnten.

Hätte diese Politik Erfolg gehabt, so würde sie in der Tat zu einer Verstärkung nicht nur der nationalen Macht, sondern auch des politischen Systems geführt haben, das Rußland zusammengehalten und geschaffen hat. Da erlebte nun die Welt ein unerhörtes Schauspiel: ein Volk, das vor kurzem noch abseits von den Bahnen der welthistorischen Entwicklung gestanden und eben erst in den Kreis der Kulturmächte, nur empfangend, eingetreten war, ein Zwerg dem Riesen Rußland gegenüber, entwickelte Riesenkräfte. Was niemand erwartet hatte, am wenigsten unsere Diplomaten, geschah: zu Lande und zu Wasser besiegt, mußten die Russen um Frieden bitten. Hatten aber in den alten Zeiten die Niederlage, der Einbruch der Feinde in die russischen Grenzen Volk und Herrscher nur um so fester aneinander gebunden, so war jetzt zum erstenmal in der russischen Geschichte die Wirkung eine entgegengesetzte: zersprengend wie das Dynamit der Bomben, welche die Revolutionäre ihren Feinden unter die Füße werfen. Je stärker der Gegner drückte, um so allgemeiner wurde die Erschlaffung, um so größer im Volk und Staate Rußlands die Zersetzung. Als Bundesgenossen, als Helfer fast der Revolution erschienen die Feinde des Landes, vor deren Ansturm die Kraft des Volkes niedersank. Aus der Schmach des Vaterlandes suchen die Empörten die Herstellung ihrer politischen Ideale, aus dem Abgrunde die Schätze der Freiheit zu gewinnen.

Unsere Tagesschriftsteller haben sich, seitdem die Revolution in Rußland einsetzte, oft bemüht, darin Analogien und Parallelen zu der französischen Revolution aufzusuchen. Die weichen Züge Zar Nikolais erinnern sie an die Unentschlossenheit und Trägheit Ludwigs XVI.; in dem Grafen Witte wollen sie den russischen Necker sehen, der, wie sein französischer Vorgänger, durch seine Verbindungen mit der Börse und den liberalen Ideen die Finanzen und die Krone über Wasser halten möchte; die wirtschaftlichen Nöte der Bauern, die zahllosen Emeuten rufen ihnen analoge Vorgänge in dem alten Frankreich zurück; die Agitation der Semstwos läßt sie an die französischen Notabeln, die bevorstehende Reichsduma an die Generalstände denken, und was dergleichen Äußerlichkeiten mehr sind. In Wahrheit ist die

jüngste Epoche der russischen Geschichte viel eher das Widerspiel als die Wiederholung der französischen Revolution und so weit von ihr entfernt, wie die Entwicklung Rußlands von der des romanisch-germanischen Europas überhaupt. Und man braucht kein Prophet sein, um vorauszusagen, daß die gleiche Differenz sich in dem ganzen weiteren Verlauf der Bewegung widerspiegeln wird; den Bedingungen müssen die Folgeerscheinungen entsprechen.

Schon unter dem von uns angedeuteten Gesichtspunkte wird es völlig deutlich, wie wenig im Grunde beide Ereignisse übereinstimmen. Freilich war auch in Frankreich der alte Staat schwach geworden und unfähig, seine Aufgaben zu erfüllen. Das Alte muß vermorschen, um dem Neuen Platz zu machen; gegen eine feste Regierung kann das Volk nicht ankommen; nur dem Starken gehört der Sieg, nur dem Mächtigen die Herrschaft. So war es in aller Geschichte, und so ging also auch dem Sturze des alten Frankreichs eine Reihe von Niederlagen gegen seine inneren und äußeren Feinde voraus. Aber die Nation war in Frankreich wahrlich nicht gleichgültig gegen das Unglück ihrer Regierung oder sympathisierte gar mit den Feinden des eigenen Staates. Vielmehr wurde den Bourbonen von ihren Untertanen nichts mehr verdacht, als daß sie ihr Land nicht besser schützten, seiner Macht und seinen Reichtümern die Sicherheit nicht gewährten, die es verlangen durfte: die Trennung der dynastischen von der nationalen Politik war die Summe aller Vorwürfe, welche die Revolutionäre gegen Ludwig XVI. und seine österreichische Gemahlin erhoben. Diese Anklage war zunächst gewiß ungerecht; auch die Bourbonen des 18. Jahrhunderts hatten, wie ihre Vorgänger, den Wunsch und Willen, die Macht Frankreichs zu behaupten. Der Gegner ihrer Krone, England, war auch der der Nation, und der Preis, um den sie mit ihm rangen, wertvoll genug, um alle Kräfte Frankreichs dafür anzuspannen: es handelte sich um den Besitz der Kolonien in beiden Hemisphären, um die Beherrschung der Ozeane und der fremden Kontinente. Die Allianzen, die sie zu diesem Zwecke schlossen, lassen sich nicht tadeln; sie entsprangen der allgemeinen Konstellation und ließen sich gar nicht vermeiden.

Auch führten sie Teilerfolge herbei und waren, als sie geschlossen wurden, aussichtsreich genug. Gerade das Bündnis mit Österreich von 1756, dem dann auch Rußland beitrat, schien den Sieg, auf dem Festlande wenigstens, zu verbürgen. Aber Preußen hielt sich in sieben schweren Kriegsjahren aufrecht, und Englands Flagge war nach wie vor siegreich auf allen Meeren. Und dabei blieb es auch nach dem allgemeinen Frieden: das Bündnis mit Österreich, trotzdem es durch die Heirat Maria Antoinettes mit dem französischen Thronerben befestigt wurde, unfruchtbarer als je; nutzlos und nur eine neue Quelle finanzieller Nöte die Unterstützung der Amerikaner in ihrem Freiheitskampf gegen England; nicht einmal vor den eigenen Toren, an der Schelde und im Haag, konnte die Regierung ihre Ansprüche durchsetzen.

Während so die Krone Frankreichs an allen Punkten völlig versagte, wuchs dennoch die wirtschaftliche Kraft der Nation gewaltig an; und sie behauptete sich mehr als je in der geistigen Führung Europas. Die Träger dieser breit andringenden Kraft aber, die bürgerlichen Klassen, blieben ausgeschlossen von dem Anteil am Staat. Und dabei war letzterer dennoch von ihnen abhängig, zugleich ihr Herr und ihr Schuldner; seine Anleihen waren in ihren Händen. Ein Punkt, an dem abermals die Gegensätzlichkeit beider Revolutionen sichtbar wird. In Rußland geht, während alles schwankt, die Zinszahlung ununterbrochen fort; und sicherlich wird die Petersburger Regierung alles daran setzen, um ihre Gläubiger zu befriedigen. Denn darauf beruht ihre Hoffnung, der Revolution Herr zu werden; die Insolvenzerklärung würde nicht bloß ihr Ansehen im Ausland ganz untergraben, sondern, wenn nicht alles täuscht, auch die Zerrüttung im Reich vollenden. Um so weniger würden die Revolutionäre im Siege geneigt sein, den Verpflichtungen, die die gestürzte Regierung gegen das Ausland eingegangen, nachzukommen; ja, es möchte dann vielleicht einer ihrer ersten Schritte werden, die Zinszahlungen an die fremden Gläubiger einzustellen: so bliebe das Geld, das Rußlands Herrscher von der Armut seiner Bauern hatte nehmen müssen, im Lande; die Revolution könnte sich keine festeren Grundlagen ihrer Macht in der Nation wünschen, als

wenn sie sich auf diese Weise mit den Interessen der Bauern verbände. Umgekehrt war es in Frankreich. Dort hielt die Bewegung Schritt mit der wachsenden Finanznot der Regierung. Denn der französische Geldmarkt hatte die Anleihen hergegeben, für die schon die Zinsen auszubleiben drohten; die Furcht, sie zu verlieren, fesselte die Besitzer der Schuldscheine an die Revolution, und die Sanierung der Finanzen, die Befriedigung der Gläubiger war zunächst der alle Reformen beherrschende Gedanke. Aber nur eine Umwälzung des Staates von Grund aus, eine Neuorganisierung der politischen und sozialen Verfassung konnte die Hoffnung gewähren, das Dilemma zu überwinden, das aus dem Mißverhältnis zwischen einer ohnmächtigen Regierung und dem Kraftbewußtsein der von ihr ausgeschlossenen und ungeschützten Nation entsprang. Die alten Formen mußten zerbrochen werden und die neuen sich mit dem vollströmenden nationalen Leben erfüllen, wenn Frankreich die Aufgaben durchführen sollte, die ihm von der Weltlage gestellt wurden und seinen großen Traditionen entsprachen. Hierbei aber versagte die Krone. Ludwig XVI. vermochte nicht, sich aus der Umstrickung durch die feudalen Organisationen zu lösen, durch deren Überwindung seine Vorfahren doch ihre Herrschaft aufgerichtet und deren Zwang er selbst auf das drückendste empfunden hatte. So trennten sich seine Wege von denen der Nation, und nun erweiterte jeder Fortschritt der Revolution den Riß. Um seine Stellung zu behaupten, rief der König die Fremden in das Land und verriet die Verfassung, die er beschworen hatte. Und gleich ihm wurde jeder, der sich der Bewegung in den Weg warf, die Freunde des Königs wie seine Rivalen, ja die Anhänger der Revolution selbst und schließlich wer immer der Mäßigung das Wort redete, den Feinden des Landes in die Arme getrieben: die großen Gedanken nationaler Macht und Einheit verbündeten sich mit dem Schreckensregiment eines wüsten Radikalismus.

Der zarischen Regierung wird man ein solches Prognostikon nicht stellen dürfen. Wie sie den Krieg begonnen, so hat sie in ihm ausgeharrt, solange noch irgendeine Aussicht auf Erfolg bestand; und sie hat den Widerstand gegen die Revolution früher

aufgegeben als die Hoffnung auf den Sieg über Japan. Immer war es die Eintracht des Volkes mit seinem Herrscher, die der Zar als die belebende Grundidee des russischen Staats, als die geschichtliche, gottgegebene Bestimmung Rußlands anrief; noch in seinen Manifesten, die dem Volk die Reformen verkünden, nennt er sie als deren Ziel, wie sie das Ziel seiner Vorfahren gewesen sei: »Das Unterpfand der Einigkeit, der Integrität, des materiellen Wohlstandes und der geistigen Entwicklung für Gegenwart und Zukunft«.

In der Tat lassen die Revolutionäre die Person des Zaren aus dem Spiel. Während seine Offiziere und Beamten bis zu den Polizeisergeanten herab unablässig von Attentaten bedroht und getroffen werden, ist er, soviel wir wissen, davon frei geblieben. Sie lassen ihn als Vertreter Rußlands gelten und suchen ihn eher auf ihre Seite zu ziehen; der Satz von der Souveränität der Nation, der in der französischen Revolution alles trug, und vor dem die Gewalt der Krone verschwinden mußte, fehlt in ihren Programmen. Nur seine Diener, die Tschinowniks, greifen sie an. Und wer kann leugnen, daß hier der größte Schade, die wundeste Stelle des herrschenden Systems liegt? Es ist eine Verrottung ohne Beispiel in der romanisch-germanischen Staatenwelt; auch in Spanien finden wir nicht diese Verbindung von Brutalität und Hochmut, von Willkür und vaterlandsverräterischer Selbstsucht. Jedoch bekämpfen die Revolutionäre nicht bloß die Träger des Systems, sondern dieses selbst. Und damit schneiden sie auch dem Zartum in die Wurzel. Denn der Absolutismus fordert Diener von absoluter Gewalt nach unten; als Delegierte seines Willens müssen sie die autokratische Macht, die von ihm ausfließt, in ihrem Kreis besitzen. Der Absolutismus aber ist die Urform des Zartums, der Grund, auf dem es emporwuchs, die Bedingung seiner Größe, das Band, das der Herrscher mit seinem Volk berknüpft, das die Hingebung, die blinde Unterwerfung unter die von ihm hochgehaltenen Ziele schafft und fordert, und mit einem Wort bis in die Gegenwart hin der belebende Odem in Staat und Kirche, Gesellschaft und Geschichte Rußlands. Niemals lag, wie in unserer Staatenwelt, dort eine Schicht feudaler Organisationen zwischen

dem Herrscher und seinem Volk. Die Kirche selbst gipfelt mit ihrer Organisation in der Person des Zaren und dem heiligen Synod, den sein persönlicher Wille durchdringt. Mochten die Bojaren und ihre Erben, die Spitzen des Tschins und der Armee, den Thron nach Willkür und mit blutiger Hand erledigen und besetzen, in der Idee waren sie dem Zaren gegenüber doch nur Knechte, wie die Masse des Volks; das Amt blieb, wie es war, und gerade die Empörer, ein Boris Godunow und eine Katharina, stellten es um so stärker auf die alten Grundlagen, faßten es um so kräftiger zusammen, je mehr ihnen daran liegen mußte, den Ursprung ihrer Herrschaft vergessen zu machen.

Als Peter der Große Rußland in den Kreis der europäischen Großmächte einführte, waren deren Monarchen selbst im Begriff, ihre Gewalt im Krieg und Frieden fester zu begründen, auf einer nur ihnen verpflichteten Armee und Beamtenschaft neu aufzubauen. So konnte es fast scheinen, als ob ihre Kronen eben jetzt in ihrer Entwicklung dorthin gelangen sollten, wo Rußland seiner Natur nach und von Anbeginn seiner Geschichte stand; nichts konnte die Eingewöhnung Rußlands in Europa, seine Assimilierung an die großen Häuser besser fördern; im Hof- und Staatsleben bildeten sich analoge Formen aus, und das Rußland Katharinas und Alexanders I. erschien fast als wesensverwandt mit den Höfen Europas. In Wahrheit war das nichts als eine Umgestaltung der Oberfläche, und im Innern blieb alles so gut wie unverwandelt.

Denn bei den westlichen Nationen blieb zunächst allerorten das korporative Leben bestehen, das in den alten Jahrhunderten ausgebildet war; der Absolutismus des 17. und 18. Jahrhunderts erreichte nichts als die Unterordnung der feudalen Gesellschaft unter seine Kronen, nicht ihre Vernichtung. Indem er aber auf diesem Wege weiterzugehen suchte, verband er sich mit den modernen Ideen, die in den mittleren Schichten unserer Nationen entfaltet waren und auf die Zerbrechung der privilegierten Organisationen hinausgingen. Aus ihnen stammten die geistigen Führer, deren Ideen die Monarchen benutzten, aus ihnen zum Teil ihre Räte. So entwickelten sie Tendenzen, die erst in der Revolution

zum vollen Siege kamen. Wenn in Frankreich die Krone unterging, so geschah es, weil sie auf dem Wege, den sie bereits beschritten hatte, einhielt, weil sie nicht den Mut, vielleicht auch nicht die Kraft besaß, ihn bis zu Ende zu gehen: die Reformen, die sie selbst begonnen, schlugen in Revolution um; das Volk, das von ihr gegen die Privilegierten zu Hilfe gerufen war, wandte sich gegen beide und schritt über sie hinweg.

Das Zartum hingegen blieb bis an die Schwelle der Gegenwart immer mit den dumpfen und dunklen Instinkten des nationalen Genius verbündet. Wird also Zar Nikolaus jetzt den Forderungen, welche die Revolutionäre an ihn stellen, nachgeben, so wird er sich von der ganzen Vergangenheit Rußlands losreißen, er wird das Bekenntnis und die Grundsätze aller seiner Vorfahren abschwören müssen.

Wären es nur die Fremdkörper im Leibe des russischen Staats, die ihn mit Zersetzung bedrohen, so wäre dies weiter kein Wunder: es wäre die Rache für die Unterdrückung, die gerade in den letzten Jahrzehnten, seitdem unter Alexander III. das Zartum sich stärker als je mit dem moskowitischen Geist verbündet und seine nationale Grundfarbe herausgekehrt hat, zu immer krasseren Formen entwickelt ward; sie würden sich der Tendenz nach nationaler Gestaltung des politischen Lebens anschließen, die unsere Epoche beherrscht. Das Besondere und für den Gesamtstaat Gefahrdrohende liegt aber darin, daß mit den Polen, Finnen und Tataren gleichzeitig, ja ihnen voraneilend, das Russenvolk selbst den Ruf nach Umgestaltung der Selbstherrschaft erhoben hat.

Gerade die alte Zarenstadt Moskau, das Zentrum des moskowitischen Geistes, wo alle Heiligtümer des russischen Genius ihre Stätten haben, von wo aus seit dem Zarensohn Alexei so oft die Reaktion des Moskowitertums eingesetzt hat, die Stadt, deren Flammenmeer im Jahre 1812 als der gewaltigste Opferbrand dieser Hingebung an das heilige Rußland himmelan schlug, ist der Mittelpunkt der Bewegung geworden. Und nicht eine Klasse, wie das Bürgertum in den Revolutionen des westlichen Europas, ist der Träger der Bewegung, sondern die ganze russische Gesellschaft von oben her bis unten hin. Gerade die Tiefen sind in die

Erschütterung hineingerissen: die gleichen Menschen, die noch heute vor den Heiligtümern ihrer Altäre inbrünstig auf die Knie sinken, die bei der Krönungsfeier Alexanders III. im blinden Taumel der Devotion sich zu Tausenden erdrücken ließen, die Bauern und die Arbeiter, Soldaten und Matrosen. Die Schürer und Treiber sind allemal die paar Prozent akademisch Gebildeter, die Schicht, aus der sich einst die Nihilisten rekrutierten, vor allen die Studenten. Aber mit ihnen vereinigt sehen wir die Professoren, die Magistrate und die Semstwos; an der Spitze der langen Namensreihen unter den Eingaben und Manifesten für die neuen Freiheiten stehen Namen aus den ersten Familien des Landes: die Trubetzkoi, Tolstoi, Dolgoruckow, Korff, Heyden, Familien, welche zum Teil seit Jahrhunderten in Rußlands Geschichte genannt werden. Soziale und politische Gegensätze tiefster Art durchspalten sie: aber gegen den Tschin, gegen das alte Zartum und seine Traditionen sind sie alle vereinigt.

Selbstverwaltung war der Schlachtruf, mit dem auch Frankreichs Revolutionäre ihren Sturmlauf gegen die alte Monarchie begannen; und ebenso rüttelte unsere Revolution an der Armee und der Bureaukratie unserer Monarchie, als an den stärksten Säulen ihrer Macht. Aber mehr als alle die Schlagworte von Volksfreiheit und Bürgerwehr galt in allen Revolutionen außerhalb Rußlands der Gedanke an die Einheit der Nation und die Zusammenfassung ihrer Macht. Darum eben knüpften sie an Tendenzen an, denen die alten Monarchien von jeher mehr oder weniger gefolgt waren, und bewahrten die Tradition.

So kam es, daß in der großen Revolution Frankreichs die nationale Einheit und die Zentralisation der Macht als das Endziel der Revolution gewonnen und ausgestaltet wurde; daß Preußen in Deutschland, Savoyen in Italien die nationale Krone erwarben; daß Bismarck die friderizianischen Überlieferungen zum Siege führen konnte. Die Bewegung war hier allerorten zentripetal; auch die Fremdkörper wurden, in Frankreich wenigstens, durch die revolutionäre Glut an den nationalen Körper angeschmiedet. In Rußland aber droht der revolutionäre Wirbel die Teile, die das Zartum zusammengebracht und unter seiner Gewalt bei-

einander gehalten hat, wieder auseinanderzureißen. Nichts kann den Gegensatz gegen die Revolutionen des romanisch-germanischen Europas stärker zum Ausdruck bringen: was deren größte Kraft gewesen ist und wohl als Rechtfertigung aller ihrer Gewalttaten gilt, die Durchsetzung der nationalen Idee als des Lebensnervs im modernen Staat — in Moskau wird sie verleugnet.

Wird also, das ist die Frage, von der alles Weitere, Rußlands ganze Zukunft abhängt, diese auflösende Tendenz sich fortsetzen, oder werden die Kräfte des Beharrens im Reich des Zaren stark genug sein, um die Bewegung einzudämmen und die allgemeine Zersetzung zu hemmen?

Die Ereignisse des verflossenen Winters haben hierauf bereits eine Antwort gegeben, welche die im Herbst so hochflutenden Hoffnungen der Reformer und Revolutionäre arg enttäuschen mußte. Als der Zar am 30. Oktober unter dem Druck des alles lähmenden Generalausstandes das Manifest erließ, das seinem Volk die bürgerlichen Freiheiten verkündigte und es in die Reihe der parlamentarischen Nationen einzuführen verhieß, schien es wirklich einen Moment, als ob dies Blatt ein Damm werden könnte gegen die alle Deiche zerreißende Flut und eine Brücke aus dem Reich der Knechtschaft in das gelobte Land der Freiheit. Wie mit einem Schlage legten sich die Wogen. Jubel und Dank erschollen von allen Seiten, und Dithyramben wurden angestimmt auf den Mann, der, wie er soeben dem Krieg, der nichts als Niederlagen gebracht, zu einem wider Verhoffen günstigen Abschluß verholfen, so jetzt den Frieden des Herrschers mit seinem Volk hergestellt hatte. So die öffentliche Meinung, nicht bloß in St. Petersburg und Moskau, sondern, man kann sagen, überall, wohin der Telegraph die frohe Mär trug; man wird die Stimmen zählen können, die gleich damals sie mit Mißtrauen und Zweifelsucht aufnahmen. Jedoch keine acht Tage gingen ins Land, als alle Welt erkennen mußte, daß man sich von einem gaukelnden Traumbild hatte narren lassen. Es war nur eine Pause, ein Atemholen

der Revolution gewesen, und mit verdoppelter Kraft fuhr alsbald die Windsbraut durch alle Gouvernements des Riesenreichs, von Kronstadt bis Sewastopol, von Lodz bis Kasan und an der sibirischen Bahn entlang bis Charbin und Wladiwostok. Als die Mannschaften in den Kasernen und auf den Kriegsschiffen meuterten und der Regierung förmliche Schlachten lieferten, die Garde und selbst die Kosaken schwierig zu werden drohten, als die Bauern im Süden die Edelhöfe ausplünderten und niederbrannten und in den baltischen Provinzen Letten und Esthen ihrem Haß gegen die deutschen Herren alle Zügel schießen ließen, als der Ausstand von neuem mit aller Wucht einsetzte und das soziale Leben zum Stillstand zu bringen drohte, da schien es wieder aller Welt, als ob die Auflösung des Reiches nur noch eine Frage von Wochen sein könnte.

Nun aber ermannte sich endlich die Regierung. Sie setzte nicht mehr die Idee der Idee entgegen, sondern die Gewalt der Gewalt. Und siehe da, was alle liberalen Verheißungen nicht vermocht hatten, gelang der Ultima ratio regum. Vor ihren Argumenten verstummten die Empörten. Es bedurfte nur der Willenskraft und des Befehls von ein paar entschlossenen Männern, um die schon wankenden Regimenter wieder in die Hand ihrer Führer und gegen die Rebellen vorwärtszubringen. Der Kampf selbst tat das übrige; sobald er einmal begonnen, hatten die Truppen nur noch den einen Gedanken, die Gegner gut zu treffen und niederzuschlagen.

Mit der Rückgewinnung der Macht aber ging — wie hätte es anders sein können — Hand in Hand die wachsende Neigung der Regierung, die Konzessionen vom 30. Oktober rückwärts zu revidieren. Wie weit Graf Witte sich von der reaktionären Strömung, die er niemals völlig überwunden, hat treiben lassen, und wie weit er ihr überhaupt hat widerstreben wollen, ist ganz dunkel, und es wird noch lange währen, bis wir über die innere Geschichte der Petersburger Regierung in dieser großen Krisis Aufschluß erhalten werden. So viel steht fest, daß die Einheitlichkeit der obersten Aktion, die das Manifest des Zaren als erste Pflicht und Erfordernis bezeichnet hatte, kaum in dem Moment bestand, in

dem sie verkündet wurde, daß alle miteinander, Zar und Ministerpräsident, Regierung und Parteien, von den vulkanischen Stößen hin und her geworfen worden sind und die Anarchie im Ministerium zuzeiten so groß gewesen ist, wie in den Massen. Ein erster größerer Erfolg der Reaktion war bereits Mitte November die Ernennung Durnowos zum Verweser des Ministeriums des Innern, das ihm dann im Januar unter ausdrücklicher Hervorhebung seiner ausgezeichneten Verdienste um die Beruhigung der Gemüter direkt übertragen wurde. Auf ihn dürften daher die Beschlüsse über die Ausführung des Manifestes zurückzuführen sein, welche die Regierung faßte, als in den Weihnachtstagen der Aufstand in Moskau niedergeschlagen, in Petersburg durch die Verhaftung der Führer im Keim erstickt war und die Ausstandsbewegung in sich zusammensank.

Vor allem die eigentümliche Art der Einfügung des Reichsrats in die neue Verfassung. In dem Manifest vom 30. Oktober hatte davon nichts gestanden; aber in dem vom 19. August, das zuerst die Duma verhieß, und zu dem das Oktoberedikt die Ergänzung bildete, war allerdings des Reichsrats als einer kontrolierenden Instanz für die Volksvertretung gedacht worden; und daß man den Gedanken daran nicht aufgegeben hatte, verriet eine Stelle in dem Bericht, mit dem Graf Witte dem Zaren das zweite Manifest einreichte, und der gleichzeitig damit veröffentlicht wurde: »Vor allem sei es wichtig, eine Reform des Reichsrats auf dem Wahlprinzip durchzuführen«. Dieser Satz erhielt nun aber durch die »besondere Kommission«, die, aus Mitgliedern des Reichsrats selbst gebildet und unter dem Vorsitz seines Präsidenten, des Grafen Solskij, den Plan auszuarbeiten hatte, eine Interpretation, wie sie nach dem Manifest vom 30. Oktober nicht erwartet werden konnte. Nach Analogie und vielleicht im Hinblick auf unser Herrenhaus wird danach das russische Oberhaus zu zwei gleichen Hälften aus ernannten und präsentierten Mitgliedern bestehen. Im ganzen nahezu zweihundert. Also im Verhältnis zu anderen Parlamenten eine sehr kleine, leicht zu beherrschende Versammlung. Der Zar wird die Pairs, die er kreiert, aus dem alten Reichsrat herübernehmen, d. h. aus den abgedankten, aus-

gedienten Würdenträgern des Reichs, den alten Spitzen des Tschin, die im Besitz ihrer gut bezahlten Sinekuren immer nur wie die Pagoden ihr Ja zu den Vorlagen der Regierung genickt haben.

Da der Reichsrat zurzeit nicht viel über 100 Mitglieder zählt, so werden also die meisten dieser alten Perücken in der neuen Kammer Aufnahme finden. Man kann nicht anders annehmen, als daß sie, wie bisher, zumal da ihnen ihre Gehälter bleiben, in der Hand der Regierung stehen und jedes Oppositionsgelüst in der anderen Hälfte, die schwerlich ganz geschlossen sein wird, überstimmen werden. Doch sind auch die präsentierten Mitglieder so zusammengesetzt, daß die konservativen Elemente in ihnen überwiegen müssen. Es sind die Vertreter des Kapitals und der Bildung, nach Handel und Industrie, Wissenschaft und Kirche, Grundbesitz und Adel in kleine Gruppen geteilt, deren jede von ihren Interessenkreisen und Korporationen zu küren ist. Auf neun Jahre gewählt, muß ein Drittel von ihnen von drei zu drei Jahren ausscheiden und neuen Mitgliedern Platz machen, während die Ernannten ihre Sitze dauernd behalten. Da auch das Präsidium vom Zaren ernannt wird und die Majorität das Recht hat, die Wahlen zu revidieren, so ist es ihr leicht genug gemacht, die ungewünschten Mitglieder fernzuhalten. Das Ganze wird den ausgesprochenen Zweck, als Regulator für einen überstürzten Gang der Reichsduma zu dienen, vortrefflich erfüllen. Mögen auch die gesetzgeberischen Rechte, der Initiative bei der Einbringung von Gesetzen und der Prüfung und Sanktion der Regierungsvorlagen, für beide Häuser gleichmäßig geordnet sein, so wird doch der Reichsrat, dessen Präsident die Beschlüsse beider Körperschaften dem Zaren vorzulegen hat, immer den Vorrang behaupten.

Zugleich aber hat die Regierung dafür Sorge getragen, auch die Zusammensetzung der Duma in einer Weise vorzubereiten, die jede Besorgnis vor einem Konflikt mit den Volksrepräsentanten auszuschließen geeignet erscheint. Nach dem Manifest vom 30. Oktober mußte man, so elastisch die Ausdrücke gewählt waren, dennoch nicht nur annehmen, daß schon die Wahlen zur

Duma unter umfassender Beteiligung aller Klassen der Bevölkerung angeordnet, sondern daß unter Mitwirkung der Duma die Durchführung des allgemeinen Wahlrechts angestrebt werden würde; optimistische Gemüter mochten schon so etwas wie die Einsetzung eines konstituierenden Reichstags herauslesen. Die Wahlreglements, die seither publiziert, und die Ausführung, die ihnen gegeben wurde, widersprechen jedoch jedem Interpretationsversuch des freiheitlichen Manifestes; sie kommen seiner Verleugnung gleich. Die Arbeiter und die Bauern, die kleinen Besitzer und Steuerzahler werden durch dreifache Abstufung ihres Wahlrechts in Urwähler, Vertrauensleute und Wahlmänner völlig eingeengt und von ihren Brotherren und Vorgesetzten abhängig, die Liberalen aber, und wer irgend den Machthabern verdächtig und gefährlich erscheint, werden chikaniert, verhaftet, verfolgt und auf jede Weise mundtot gemacht. Schon hat, wie die Zeitungen melden, der Ministerrat die Herstellung der reaktionären Institution des alten Ministerkomitees beschlossen und Verfügungen gegen die Presse erlassen, die sie der Zensur und administrativen Willkür aufs neue unterwerfen. Alles unter dem Vorwand, die Feinde jeder Ordnung und der Grundgesetze des Reichs niederzuhalten und die Ausführung der im Manifest vom 30. Oktober gewährten Freiheiten zu sichern.

So die Lage von heute. Berechtigt sie uns bereits, die Antwort auf die Frage zu geben, die wir an die Spitze stellten? Ich dächte, die Schwankungen, die wir in diesem Jahr erlebt haben, dies Auf und Ab von Flut und Ebbe der Revolution, von Starrsinn und Nachgiebigkeit der Regierung und dementsprechend das Hin- und Herwogen der öffentlichen Meinung sollten uns zur Vorsicht mahnen, auf daß wir nicht unter die falschen Propheten geraten, deren Zahl Legion ist. So gewiß es in dem Leben eines Volkes und der Völkerfamilien durchgehende Strömungen gibt, leitende Gedanken, Notwendigkeiten, unter denen, wie unter beherrschenden Gestirnen, ihre Geschichte steht, und die in neuen Gestaltungen doch immer wieder verwandte Formen hervorbringen, so spielen doch zu jeder Zeit und an jedem Ort Faktoren, persönliche und allgemeine, mit, die sich nicht in festen Ansatz bringen lassen;

das Unberechenbare, der Zufall selbst wird — wie oft! — zur Ursache, der eine lange und abermals viel verschlungene Kette weitreichender Wirkungen entspricht.

So sei es denn nur noch gestattet, an ein paar Beispielen auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, die sich den Parteien der Linken entgegenstellen werden, auf die Konsequenzen, die ihre Programme haben müssen, die Möglichkeiten, die im Schoß der Zukunft ruhen.

Von den Sozialisten und den Fanatikern der Anarchie, die sich selbst von dem Frieden ausschließen und den Krieg mit Bomben, Dolch und Revolver und mit den neuerdings zur Spezialität ausgebildeten Einbrüchen in die öffentlichen Kassen fortführen, wollen wir absehen; ihre Utopien haben in dem agrarischen Rußland noch weniger Aussicht auf Verwirklichung als in den Industriestaaten des Westens. Gefährlich werden sie in den Momenten allgemeiner Erregung; dann füllen sie mit ihrem Anhang die sonst leer gelassenen Cadres der Revolutionsheere und sind die Vordersten im Ausstand und auf den Barrikaden; aber ihre Waffen nützen am Ende mehr ihren Gegnern als ihnen selbst: den Liberalen, wenn es den Ansturm gegen die verfallenen Wälle des Absolutismus gilt, den Reaktionären, wenn das Entsetzen über den Schrecken und die Verwüstung, die sie um sich verbreiten, alle, die für Besitz und Leben zittern, den Gesellschaftsrettern, den Verteidigern der Ordnung zujagt. Nur mit jenen Richtungen wollen wir uns auseinandersetzen, welche den Kampf auf dem Feld, das die Regierung selbst abgesteckt hat, innerhalb der Duma, ausfechten wollen.

Prüfen wir zunächst das Programm, mit dem die konstitutionellen Demokraten, die »Partei der Volksfreiheit«, wie sie sich nennen, auftraten. Es enthält Forderungen, die in Westeuropa gutenteils verwirklicht oder von den bürgerlichen Klassen selbst angestrebt werden, wie die Einschränkung der Arbeitszeit, Altersversicherung, progressive Einkommensteuer u. a.; die Partei lehnt, wie demokratisch ihre »konstitutionelle Monarchie« gedacht sein mag, ebensowohl die Republik ab wie den Achtstundentag und andere Sätze des sozialistischen Programms.

Nun aber stelle man sich auf dem Grund eines extremen Wahlrechtes eine Volksvertretung vor, in der Russen und Polen, Finländer, Deutschbalten und die lettischen Mordbrenner, Armenier, Grusiner und Tataren, Orthodoxe und Katholiken, Protestanten und Mohammedaner und die Häupter der Sekten, die das Toleranzedikt vom vorigen Jahr befreit hat, vereinigt sind: die Feindseligkeiten, die das Reich seit einem Jahr durchwühlen und mit Mord und Schrecken erfüllen, würden in den Sitzungssaal verpflanzt werden, die Parteien sich danach bilden; wie Brandfackeln würden die Reden wirken, tausend neue Keime der Zerstörung in das Land hinausgetragen werden. Wir haben es an unserm eigenen Leib erfahren, was das allgemeine, direkte und geheime Wahlrecht ohne Unterschied der Religion und der Nationalität vermag. Niemand ahnte, als wir es einführten, seine Wirkung. Bismarck griff zu ihm als dem, wie er wähnte, besten Mittel, um die Kleinstaaten an die neue Ordnung zu schmieden; denn er glaubte, der Wille der Nation zur Einheit käme dadurch am stärksten zum Ausdruck. Aber die Ironie der Geschichte, die »List des Weltgeistes«, wollte es, daß ein Stimmrecht, welches weder Nationalität noch Konfession berücksichtigte und nicht einmal die Todfeinde des neuen Reiches ausschloß, die Kraft werden sollte, um alle Elemente der Zersetzung und alle Residuen der nationalen Zersplitterung an das Licht zu bringen und Parteien zu formen, welche selbst Bismarcks Macht und Staatskunst nicht zerbrechen konnte. Nur die größte Homogenität und der stärkste Trieb zu nationaler Zusammenschließung können so demokratische Institutionen, wie jene Partei sie für Rußland anstrebt, ertragen und sie dem nationalen Genius assimilieren; seit vierzig Jahren arbeiten wir daran, unsere Parteien trotz des allgemeinen Stimmrechts der nationalen Idee zu unterwerfen. Nur wenn die Revolution, wie ihre Anhänger ja in der Tat wollen, dahin gelangt, den Teilen des Reiches, welche die Moskowiter unter Führung ihrer Zaren in Kämpfen von Jahrhunderten unterworfen haben, die Autonomie zu lassen, die sie tatsächlich bereits geschaffen hat und die Unterworfenen zu behaupten entschlossen sind, nur dann läßt sich die Möglichkeit einer nationalen russischen

Demokratie wenigstens denken. Also müßte die Duma, welche zur Reorganisation des Reiches berufen ist, zuallererst seine Zerspaltung dekretieren und den Staat der absolutistischen Einheit in eine Föderation von Demokratien verwandeln.

Eine Frage vor allem wird sie beschäftigen: Wie wird das Verhältnis zwischen Russen und Polen sich gestalten? Und dies könnte vielleicht der Brennpunkt werden in der Entwicklung der Revolution überhaupt. Seit 110 Jahren gehört Polen mit seinen Hauptprovinzen zu Rußland. Jahrhundertelang war es vordem sein Feind gewesen und Generationen hindurch sein Herr und Besieger; selbst Moskaus Heiligtümer waren eine Zeitlang in seine Gewalt geraten. Im Kampf gegen Polen, mehr noch als gegen die Heiden und die Söhne Allahs, hatte die russische Nation Kraft und Selbstbewußtsein gewonnen, im vollen Gegensatz dazu Staat und Kirche entwickelt; gerade die Stärke und Einigkeit beider Institutionen hatten den Sieg Rußlands über das zerfallende Nachbarreich herbeigeführt.

Und jetzt soll das alles wieder zertrennt und aufgelöst werden.

Man sagt wohl, daß die wirtschaftliche Entwicklung Polens ein neues, festes Band zwischen ihm und Rußland bilden werde; die polnische Industrie bedürfe des russischen Agrarstaats, der seinerseits von ihr abhängig sei. Und ein gewisses Moment der Festigung mag darin gefunden werden. Aber stärker als alle wirtschaftlichen Faktoren waren jederzeit die politischen Grundfragen: der Aufbau der Nationen, ihrer Staaten, ihrer Kirche, ihrer Gesellschaft — ihre Traditionen und ihre Ideale. Und wenn die Polen heute so geduldig und einträchtig auf die Losung harren, die bald in Moskau gegeben werden wird, und die russischen Liberalen ihrerseits so konnivent gegen die polnischen Wünsche sind, so sind es die politischen Interessen, die beide bestimmen: gegen den Zarismus sind sie Verbündete.

In Petersburg aber werden sie keine Unterstützung finden. Die Einheit, so sahen wir, die Aufrechterhaltung der Grundgesetze des Reiches hatte die Regierung auch in ihren freiheitlichen Manifesten stets als das Ziel ihrer Politik bezeichnet. Keinen

Moment ist sie darin anderen Sinnes geworden. Auch Witte hat darin, soweit wir sehen, niemals geschwankt. Zum erstenmal trat er der Bewegung offen entgegen, als im November der Semstwokongreß in Moskau ein autonomes Polen gefordert hatte. In schroffster Form beantwortete der Ministerpräsident die Erklärung dahin, daß der Zar niemals in die Absonderung der »Weichselgouvernements« einwilligen werde.

Nicht immer ist die zarische Regierung so unfreundlich gegen die Herren in Warschau gewesen. Unter dem ersten wie unter dem zweiten Alexander gab es Zeiten und Strömungen in der russischen Politik, die alle Hoffnungen in den polnischen Herzen entzündeten; und noch heute leben in der Umgebung des Zaren Personen, welche einst in der Versöhnung der beiden Nationen, in der Pflege der panslawistischen Idee ihre Aufgabe erblickten. Heute sind die russischen Liberalen ihre Erben und Moskau der Mittelpunkt ihres Kultus geworden.

Es liegt in dieser Politik ein Moment der Gefahr für den Frieden Europas: die auflösende Tendenz, die im Innern wühlt, sucht über die Grenzen hinwegzudringen, um dort Bundesgenossen zu werben. Aber Aussicht haben diese Bestrebungen nicht. Zu stark sind die Mächte, auf die sie hier stoßen; und vor allem die Regierung in St. Petersburg wird alle Kraft dransetzen, sie niederzuhalten. Denn sie würde sonst bei den Nachbarmächten allen Kredit verlieren; und den Kredit im Ausland aufrechtzuerhalten, muß ihr erstes Anliegen bleiben. Darin läge also bereits eine Rückwendung zu dem alten Verhältnis der drei Kaisermächte gegenüber der Revolution: ihre Interessen werden sie wieder zueinander führen. Sie sind heute vielleicht bereits der stärkste der Reifen, die noch das mit Zerfall bedrohte Reich des Zaren zusammenhalten; und gelegentliche Schwankungen und Demonstrationen der Petersburger Regierung für ihre französischen Freunde, wie taktlos sie gegen uns sein mögen, werden daran zunächst wenig ändern.

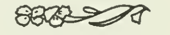
Sollen wir aber annehmen, daß in dem Russentum die heißen Instinkte ganz ausgetilgt sind, die es einst zur Abstoßung des fremden Joches und danach zur Unterjochung der Fremdvölker führten, die es um den Zaren scharten und einem bis zum Krieg

mit Japan nie gezügelten Drang nach Ausbreitung der russischen Macht unterwarfen? Wenn die Bauernschaft ganzer Gouvernements sich in wilder Jacquerie erhoben hat, so erinnern wir uns daran, daß auch in Frankreich im Juli 1789 viele Schlösser des Adels in Flammen aufgingen und ihre Archive von den wütenden Untertanen zerrissen wurden — was aber nicht verhinderte, daß vier Jahre später Bauern und Edelleute für die alten Altäre und den alten Staat gegen die Revolution auf Tod und Leben kämpften. Sollte wirklich die Kirche Rußlands so bar alles eigenen Lebens geworden sein, daß sie das Schicksal, das ihrer von seiten der Liberalen harrt, aus allem Einfluß auf das Leben der Nation verdrängt zu werden, willen- und widerstandslos über sich ergehen lassen wird? Hat sie die Herrschaft über die Massen so völlig verloren, daß diese keinen Finger rühren werden, um ihrem »Mütterchen« beizustehen? Man spricht so oft von der Erstarrung, dem geistigen Tode, dem die orthodoxe Kirche seit Jahrhunderten verfallen sei. Und freilich kann sie sich an Kraft der Propaganda mit ihrer katholischen Schwester nicht messen. Aber ihre Defensivkraft ist wahrlich nicht gering gewesen; sie war die unzerbrechliche Schale, in der sich die christlichen Nationalitäten des Ostens unter dem vernichtenden Ansturm und der Herrschaft der Asiaten durch mehr als ein Jahrtausend erhalten haben. Und diese Kirche, zu der die Millionen schwören, die einzige Form für ihre Ideale, mit den Hunderttausenden ihrer Geweihten, sollte am Ende ihrer Geschichte angelangt sein? Daß die altmoskowitischen Triebe in der Masse noch nicht erstorben sind, zeigen die Judenmassakres, die sich gerade jetzt zu erneuern drohen, und die Proklamationen, die, hier und da ins Volk geworfen, zur Austilgung der Juden, der Polen, der Armenier und des »andern Unrats« aufrufen, im Namen aller Heiligen Rußlands und seiner Kirche. Auch melden alle Berichte von den Wahlen einstimmig eine allgemeine Apathie gegen die Fragen, die über das Schicksal des Reiches entscheiden sollen; die Furcht vor der Reaktion wird dabei gewiß nur von geringem Einfluß sein.

Man könnte sich sehr wohl eine reaktionäre Bewegung selbst in dem Falle denken, daß zunächst alle Wünsche der Liberalen

erfüllt und die konstitutionellen Demokraten selbst die Leitung des Staates in die Hand bekämen: wenn nämlich die Geister, die sie riefen, ihrer selbst mächtig würden und die entfesselten Kräfte Wege einschlügen, die fernab von ihren unrussischen Idealen verliefen. Zunächst aber scheint es noch gar nicht so, als ob die Stunde der Liberalen gekommen sei. Die Wahlen zur Duam könnten, soweit man sie übersieht, schon jetzt zu einer reaktionären oder doch der Regierung folgsamen, ihren »Reformen« geneigten Majorität führen. Das Liebäugeln der Fortschrittler mit den Arbeitern wird ihnen nicht viel helfen; den Bauern gegenüber wird ihnen aber vielleicht die Regierung selbst die besten Trümpfe wegzunehmen versuchen; und noch ist die für diesen Frühling allseitig prophezeite Bauernrevolution nicht zum Ausbruch gekommen.

Jedoch ich halte inne. Denn wir würden bei weiterer Erörterung aller Probleme, die sich dem Beschauer aufdrängen, Gefahr laufen, uns doch wieder in Vermutungen und Prophezeiungen zu verlieren. Und nur unter ein paar Gesichtspunkten wollten wir die große Bewegung betrachten, welche die Welt in Spannung hält. Bald genug wird die Bühne frei sein, auf der sich die Parteien gruppieren und das Spiel beginnen werden; schon will sich der Vorhang heben. Dann wird es vielleicht Zeit sein zu fragen, ob ihre Debatten nur ein Epilog, der Abgesang der wilden Töne sind, die in diesem Jahr aus Rußland herüberschollen, oder ob das alles nur ein Vorspiel war zu dem eigentlichen Schauspiel, ja vielleicht zu einem ganzen Zyklus von Tragödien.



Jahrhunderts-Ende vor hundert Jahren und jetzt.

(1896.)

Wir leben in einem Zeitalter, das man nicht eben als ein behagliches zu betrachten pflegt, noch auch so betrachten kann. Unzufriedenheit mit der Gegenwart, Mißtrauen in die Zukunft ist die Losung: die Orthodoxen so gut wie die Liberalen und die Gleichgültigen, die Verteidiger der Monarchie und der kapitalistischen Ordnung, ebenso wie die Sozialdemokraten und die Anarchisten, wie wirr auch immer ihre Klagen und Anklagen durcheinander tönen mögen, darin stimmen sie doch überein, daß es keine Zeit gab so voll von Verwirrung und Zersetzung wie die von heute. Alltäglich liest und hört man es, daß eine Revolution vor der Tür stehe, eine Umwälzung nicht bloß des Staates, sondern der Gesellschaft und der Nationen, aller Lebensgewohnheiten, eine Umschmelzung aller überlieferten Vorstellungen von Recht und Sitte, der moralischen und der religiösen Begriffe; eine neue Religion prophezeien die einen, den baldigen Sieg der atheistischen und materialistischen Weltanschauung die andern, während die Anhänger des alten Glaubens nur um so starrer auf allen Sätzen und Ansprüchen ihrer Kirche stehen bleiben, je höllengleicher auch sie die Zukunft, Feind und Freund gegenüber, auszumalen lieben.

Um so seltsamer berührt diese Fin-de-siècle-Stimmung, je mehr wir uns kultureller Errungenschaften rühmen können, je größer die Güter, je stärker der Staat, je reger der Anteil der Massen am politischen Leben und je besser ihre soziale Lage ge-

worden ist — und welches Jahrhundert könnte sich in alledem mit dem der Naturwissenschaften und des allgemeinen Stimmrechtes messen! Aber wenn zum Glück vor allem Zufriedenheit und Behagen gehören, so haben alle Reichtümer und Rechte es nicht herbeibringen können; sie haben uns nur den alten Frieden genommen und machen uns täglich nervöser.

Wohl ist oft genug gesagt worden, und nicht mit Unrecht, daß solche Klagen uralt seien; und noch vor kurzem hat ein geistreicher Opponent gegen den landläufigen Pessimismus Zeugnisse aus allen Generationen vereinigt, von den jammernden Leitartikeln der Kreuz-Zeitung bis zurück zu dem seligen Nestor, der mit seinen und seiner Jugendfreunde Heldentaten vor Ajax und Achilles zu renommieren pflegte, zum Beweise, daß die »gute alte Zeit« jeder Gegenwart als das entschwundene Ideal vorgeschwebt habe. Immerhin aber läßt sich doch kaum leugnen, daß es Generationen gab, welche vergnüglicher über sich und ihre Zukunft dachten als wir, und die in dem behaglichen Bewußtsein lebten, daß die Vergangenheit überwunden und das Leben lebens- und liebenswert sei, daß die Gesellschaft wohl geordnet oder doch leicht zu wandeln sei, daß also Gegenwart und Zukunft in ihrer Hand ruhten. Und wir brauchen nicht weit in die Vergangenheit zurückzugehen, um eine solche Zeit zu finden; sie liegt nicht viel über hundert Jahre hinter uns. Wohl gab es auch damals Unzufriedene genug, Stürmer und Dränger, gescheiterte Existenzen und revolutionäre Geister, ein Gären und Brausen in den Gemütern, wie immer in hoch bewegten Zeiten: aber im ganzen und vor allem gegen den heutigen Tag gehalten, ging es doch wie Frühlingsahnen durch die Welt. Ein Geschlecht war es, voll von Selbstgefallen und Optimismus, eine Epoche idealistischen Aufwärtsstrebens, einer Annäherung zwischen den Gebildeten aller Nationen und Bekenntnisse, also daß die allen Religionen gemeinsamen Beziehungen aufgesucht, die Differenzen verwischt, die Eigentümlichkeiten einer jeden verachtet und Ideale gefunden wurden, welche über Zeiten und Nationen hinausreichten. Das Zeitalter war es der »goldenen Humanität«, des Weltbürgertums, einer Philosophie, welche kühnen Mutes die

Tiefen der Erkenntnis für die menschliche Vernunft erreichbar glaubte, und einer Theologie, welche im brüderlichen Vertrauen zu den Philosophen die Geheimnisse Gottes, unbeengt durch die Mysterien des Bekenntnisses, mit der Kraft ihrer Spekulation entschleiern zu können wähnte. Mit einem Gemisch von Wohlwollen und Verachtung sahen die Gebildeten jener Tage, die ihren Gottesbegriff aller dogmatischen Färbung und Bestimmtheit entkleidet und ihn mit ihren Idealen der Milde und Weisheit, Gesetzlichkeit und Vernunft ausgestattet hatten, auf die Reformatoren des 16. Jahrhunderts herab. Daß Luther und Calvin eine »Glaubensverbesserung« bewirkt und der vernünftigen Gottesverehrung den Weg gebahnt hätten, räumten auch wohl Katholiken, Geistliche wie Laien, gern ein; aber ebenso sehr betonten die Protestanten, daß man jetzt über die alten Differenzen, über den Zank der Konfessionen und Sekten hinaus sei, daß nur Priestertrug, Aberglaube und Fanatismus sinnlose und grausame Kriege erweckt und mit dem Glücke der Völker gespielt hätten: und von beiden Seiten gab man sich das Wort, daß die Welt von nun ab davon verschont bleiben, das Zeitalter der Vernunft, des allgemeinen Friedens und der Duldung heraufgeführt werden solle. Alle unsere Klassiker sind die Propheten und Prediger dieser Weltanschauung gewesen, und niemand hat das Lob seiner Zeit begeisterter verkündet als der edelste ihrer Söhne, er, dem Urania die höchste Muse war, Schiller, in der unsterblichen Strophe seines Liedes an die Künstler, da er den Menschen preist, der mit dem Palmenzweige in edler, stolzer Männlichkeit an des Jahrhunderts Neige stehe:

Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in tatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg;
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung stieg.

Schiller schrieb diese Verse 1788; sie erschienen im »Deutschen Merkur« von 1789, dem Jahre der französischen Revolution.

Dies Ereignis bedeutete aber der Zeit nicht den Bruch mit ihren Idealen, sondern vielmehr deren Vollendung. Heute hält es schwer, sich die Stimmung des Entzückens und des Jubels zurückzurufen, mit der das gebildete Europa die Reden und Gesetze begrüßt hat, die, in den Boden des alten Frankreichs gesenkt, Saaten des Blutes und Entsetzens werden sollten. Wer konnte friedfertiger und humaner gesinnt sein als Joachim Heinrich Campe, der ehrsamste aller deutschen Philister? Als er von den Vorgängen in Paris und Versailles vernahm, litt es ihn nicht in seinem braunschweigischen »Vaterlande«. Er eilte hin zur Seine, um den rührenden Sieg der Menschheit »über den Despotismus anzusehen und ihn feiern zu helfen«. Schon in Aachen hörte er, daß ganz Paris unter den Waffen und die Bastille erobert sei. Er hätte keiner Fliege ein Leids antun mögen: aber die Nachricht von den Bluttaten, welche der feige und mordgierige Pöbel von Paris an Foulon und Flesselles und an den Invaliden de Launays begangen hatte, machte auf den empfindsamen Deutschen so wenig Eindruck wie auf Barnave und Robespierre. »Die Köpfe der aristokratischen Tyrannen,« schreibt er an seine Tochter, die »liebe Lotte«, »sollen wie Mohnköpfe fliegen und die königlichen Truppen das Hasenpanier ergriffen haben. Freue dich, liebe Lotte; vierundzwanzig Millionen Sklaven werden das Joch der Unterdrückung mutig abschütteln und aus gemißhandelten Lasttieren Menschen werden. Wohl uns, daß wir diese große Weltbegebenheit erlebt haben!« Diese Stimmung verläßt ihn nicht, nachdem er am Schauplatz der Revolution angekommen und Zeuge der Debatten über die Menschenrechte, der Beschlüsse in der Nacht des 4. August geworden ist. Er bemerkt gar nicht, wie die Zerstörung täglich neue Trümmer schafft und die Nation schon von den Schauern der Anarchie geschüttelt wird: blind wie alle andern taumelt er in dem allgemeinen Entzücken über die neue Weltära dahin.

Er selbst und sein Reisegefährte — kein Geringerer als Wilhelm von Humboldt — haben an ihrer Überzeugung von dem

Segen der Revolution auch dann noch festgehalten, als ihr zerstörender Lauf längst die deutschen Grenzen überschritten hatte. Aber im allgemeinen veränderte sich das Urteil der Zeitgenossen in dem letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts vor den sich häufenden Greueln von Grund aus. Männer wie Mallet du Pan und Burke, Gentz und Joseph de Maistre, die zum Teil selbst den Anfängen mit Sympathie gegenübergestanden hatten, wurden jetzt die Wortführer der Reaktion; und je weiter die Erschütterung um sich griff, je mehr die humanitären Ideen sich ins Gegenteil verkehrten, um so grimmiger ward der Haß, um so schroffer das Urteil über die Männer wie über die Prinzipien der Revolution. Nichts hat den Geist der Romantik, die Verehrung für die hierarchischen Jahrhunderte mächtiger gefördert als der Schiffbruch, den die Ideen der Aufklärung in Frankreich erlitten, und der Sieg, den die mit allen Schrecken der Verfolgung heimgesuchte katholische Kirche davontrug: man darf es aussprechen, daß erst aus diesem politischen Rückschlag jene Umprägung der Weltanschauung, der tiefste Einschnitt in der modernen Geistesentwicklung, sichtbar bis heute auf allen Gebieten der Kultur, zu erklären ist. Doch waren damals ihre Anhänger, in unserm Vaterland wenigstens, weder imstande noch auch gewillt, die erhabenen Ideale der älteren Periode, deren Heroen noch in voller Kraft standen, ganz zu verleugnen; vielmehr das Sichberühren, ja Sichdurchdringen beider Geistesrichtungen gibt den nächsten Jahrzehnten ihre Signatur. Es war die Zeit, da Europa unter dem Gestirn Napoleons stand, der die Revolution zugleich bändigte und vollendete, sie über Europa dahintrug, der sich mit der Kirche aussöhnte, ohne sich ihr zu unterwerfen, und den Bund mit den legitimen Mächten erstrebte, ohne den Boden, auf dem er emporgekommen war, zu verlassen. Seitdem gewannen die Stimmen für die Revolution in und außerhalb Frankreichs, überall wohin die Macht des Welteroberers gereicht hatte, und darüber hinaus auf den andern Kontinenten wieder Raum, und haben sich bis heute behauptet; in ihrem Charakter und in ihren Wirkungen ist die große Revolution das Gespräch des Jahrhunderts geblieben; der Einfluß ist nicht auszudenken, den die Forschung und das

wechselnde Urteil über sie auf die Meinungen und das politische Leben dieser drei Generationen gehabt haben.

So offenkundig es nun sein mag, daß die staatlichen Formen, die wir seit 1848, wenn nicht seit Montgelas und Stein-Hardenberg, uns gegeben haben, unter dem Einfluß der Ideen von 1789 stehen, ist das Urteil unserer Historiker über die Revolution dennoch mit der Zeit immer ungünstiger geworden. Es hat nichts genützt, daß sich die liberalen Ideen tief und tiefer in unser Staatsleben eingruben, und daß wir nach dem Vorgange Frankreichs unsern nationalen Staat ausgebaut haben: nur um so herber hat sich das Urteil über unsere Nachbarn gestaltet. Denn ihre Erhebung hatte die Zertrümmerung unseres alten Reiches und die Knechtung unseres Volkes herbeigeführt, und wir mußten erst unsere Fesseln abschütteln, um den Boden zu gewinnen, auf dem sich die Nation nach den in ihr lebenden Trieben konsolidieren konnte. Ganz einsam stand Ranke, der ohne Haß und ohne Liebe das größte Ereignis der neueren Geschichte in seiner Wesenheit zu begreifen suchte und ihm seine Stellung in dem Weltzusammenhange anwies. Sonst haben seit Niebuhr gerade die großen deutschen Historiker, die Schöpfer der monumentalen Werke über das Zeitalter der Revolution, ein Häusser, Sybel, Treitschke, gewetteifert, die Torheiten und Barbareien, die Eroberungsgier und tausendfachen Rechtsverletzungen der Revolutionäre und des Imperators, des »Korsen«, zu geißeln; diese Kritik und das Nationalgefühl, das sich in ihr genug tat, ist der belebende Odem ihrer Schilderungen geworden — ein Stück des Kampfes um die Einheit der Nation, in dem sie zu den Wortführern gehörten. Noch heute steht das historische Urteil in Deutschland unter ihrem Einfluß. In allen Schulen, und so auch noch an den Universitäten, wird man ihre Auffassung vernehmen, sowie sie uns aus tausend Zeitungsartikeln, auch der liberalen Richtung, entgegenzutönen pflegt. Und wenn einmal von oben her das Studium der Revolution empfohlen wird, so geschieht es nur in der Meinung, daß wir die Mächte des Unheils und der Zerstörung daraus kennen lernen und uns um so fester um Monarchie und Autorität scharen sollen.

Sehr viel wechselnder als bei uns ist von jeher die Auffassung der Franzosen selbst gewesen: jede Phase ihrer Entwicklung seit 1789 spiegelt sich in ihrer historischen Literatur ab. Heute ist es jenseits der Vogesen politisch korrekt, sich zur Revolution zu bekennen, als deren echte Erfüllung die dritte Republik gelten will. Da wird wohl in offiziellen Reden das große Ereignis als der »Durchbruch höchster moralischer Prinzipien durch die träge Masse verrotteter Institutionen« gefeiert. Und dem Bedürfnis, die Verwandtschaft des neuen Staates mit dem von 1793 nachzuweisen und die Gegenwart in der Vergangenheit zu rechtfertigen, verdanken wir die rastlose Arbeit, welche unsere Nachbarn an die Erforschung der ersten Revolution, ihre äußere und innere Geschichte, die Parteien und Persönlichkeiten, ihre französischen und europäischen, geistigen und materiellen Bedingungen und Formen gewandt haben, und deren reiche Früchte nicht bloß ihrer, sondern auch der allgemeinen Geschichte zugut gekommen sind. Aber die öffentliche Meinung ist dadurch mitnichten in Frankreich gewonnen worden; und wir brauchen nur den geistreichsten und gelesensten Historiker in den letzten Jahrzehnten zu nennen, Hippolyte Taine, der die Theorien und Exzesse der Revolutionäre mit den Delirien eines Branntweinsäufers zu vergleichen wagte, um uns zu erinnern, was für Variationen in der Revolutionshistorie auch in Frankreich noch heute möglich sind.

Ein Wirrwarr der Meinungen, vor dem man fast daran zweifeln möchte, ob es überhaupt je möglich sein wird, ein objektives Urteil über die Revolution, ihre Stellung in der allgemeinen Geschichte und ihre Bedeutung für die Zukunft zu gewinnen oder doch zum Gemeingut der Gebildeten zu machen.

Erinnern wir uns indessen einmal, welche Zustände im 18. Jahrhundert noch möglich waren und durch den Geist beseitigt wurden, der erst mit der Revolution zur Herrschaft kam. In Deutschland sind in dieser Zeit noch Hexen verbrannt worden, die letzte zu Glarus in der Schweiz, also auf protestantischem Boden, wenige Jahre vor der Revolution; und bis ans Ende der Epoche betrachtete in Portugal und Spanien das gläubige Volk ein Autodafé als eins seiner Feste. Ein Deutscher war jener Erzbischof von Salzburg,

der 15 000 arbeitsame, friedfertige Untertanen zum Lande hinaustrieb, um die Glaubenseinheit herzustellen, und bis zur Mitte des Jahrhunderts der Toleranz breiteten die katholischen Regierungen im Reich ihre Religion mit den gewaltsamen Mitteln der Gegenreformation aus; seitdem erst haben sich die Grenzen der feindlichen Bekenntnisse bei uns nicht weiter verschoben. Um Voltaires Haß und Bosheiten gegen die »Infame« zu verstehen, müssen wir bedenken, wie tief gewurzelt die Macht der römischen Kirche in seinem Vaterlande war, wo noch die Edikte Ludwigs XIV. in Kraft standen und der Ketzerhaß und dumpfe Fanatismus der Masse sich in Bluttaten wie die zu Toulouse und Abbéville entlud. Voltaire selbst, so sehr ihn seine fürstlichen Freunde vergöttern mochten: die Rückkehr in die Heimat konnten sie ihm doch nicht verschaffen. Und weshalb hatte er als junger Mann nach England flüchten müssen? Weil sich ein Edelmann durch ein spitzes Wort von ihm beleidigt fühlte, wofür er schon an dem jungen Literaten durch die Stockschläge seiner Bedienten schmähliche Rache genommen hatte. Als »anstößig der Religion, den guten Sitten und der Achtung gegen die Obrigkeit zuwider« wurden danach Voltaires »Englische Briefe« vom Henker zerrissen und verbrannt: eine Satire, so sanft und vorsichtig, daß sie auch in Rußland heute geduldet werden möchte. Nicht einmal die religiösen und philosophischen Meinungen genossen volle Freiheit. Um ihretwillen mußte Diderot nach Vincennes, wurde Rousseaus »Emile« verbrannt, ward er selbst von da und dort vertrieben. Helvetius mußte die seinen widerrufen, und gegen Priestley, den Dissenter-Prediger, den Gegner des französischen Materialismus, hetzten die Orthodoxen seines Landes den Pöbel; er hat nach Pennsylvanien entweichen müssen. Denn die protestantischen Pfaffen wetteiferten oft mit den katholischen um den Preis der Intoleranz, und die Masse der Bevölkerung lebte, den Aufklärern zum Trotz, noch in der Zeit, da Lessing seine Fehden führte, unter dem Bann der alten Traditionen. Nur politischer Zwang, die Unmöglichkeit, die religiöse Einheit zu behaupten, hatte die Regierungen hier und da zur Indifferenz gebracht. Doch waren das immer nur Ausnahmen; und die meisten

Staaten, protestantische wie katholische (von Rußland gar nicht zu reden), blieben an ein bestimmtes Bekenntnis gefesselt, als an ihre eigene, garantierte Religion; und nur eben geduldet wurden die abweichenden Kirchen, und ihre Bekenner, wenn nicht ganz ausgesperrt von den Rechten des Staates und dem Anteil an seiner Macht, doch nur ungern zugelassen.

Wie gering war überhaupt noch der Kreis derjenigen, die in dem Organismus des Staates Aufnahme fanden! Den Bürgerlichen standen gemeinhin doch nur die unteren Ränge offen; es war immer eine Seltenheit, wenn sich jemand bis in das Zentrum der politischen Gewalt emporarbeitete, und alsbald pflegte er durch Adel und Privilegien von seinesgleichen geschieden zu werden. So war es in der katholischen Kirche überall, so auch in der Hochkirche von England, so durchweg in der Justiz und der Administration und in der Armee. Die hohen und höchsten Stellen, diejenigen, welche Einfluß brachten und Geld, waren in den Händen des Adels. Bei ihm war auch der große Grundbesitz, die Herrschaft auf dem platten Lande; die Bauern aber und die Knechte überwiegend an ihre Scholle gefesselt.

Man spricht noch immer von jenem Zeitalter als dem der absoluten Monarchie. Aber dieser Begriff ist doch nur im Gegensatz zu dem modernen Repräsentativsystem gültig; darin, daß sich in den Monarchien des 18. Jahrhunderts der Wille des Staates noch nicht mit dem der Nation deckte, die Bedürfnisse und Leidenschaften, die Intelligenz und der Wille der Masse von den Regierenden noch nicht zu Rate gezogen wurden. Will man aber darunter den im Zentrum des Staates zusammengefaßten und von hier aus ihn durchdringenden Willen verstehen, dasjenige, was jene Regierungen selbst jedenfalls anstrebten, so müssen wir sagen, daß heute, und eben seit der Revolution, dieser Wille unermeßlich viel konzentrierter und gewaltiger geworden ist. Unter diesem Gesichtspunkt kann das Machtstreben der Kabinettspolitik des 18. Jahrhunderts nur als die Vorstufe des heutigen Staates betrachtet werden. Denn tatsächlich sahen sich diese »absoluten« Kronen eingeengt und verstrickt in dem wirren und zähen Gestrüpp feudaler Ordnungen, und aus ihm sich zu befreien,

dahin ging das Streben aller der reformierenden Staatsmänner, die man als die Vollender und Hauptvertreter des fürstlichen Absolutismus zu bezeichnen pflegt. In Wirklichkeit sind sie alle darin gescheitert, — und erst die Revolution vollendete, was sie gewollt hatten. Die Größe Mirabeaus, der doch gewiß ihres Geistes war, liegt darin, daß er den Machtzuwachs der Krone durch die Zerstörung der Privilegien wie kein anderer erkannte, und darin die Kleinheit der reaktionären Politik, daß sie gegen diese Einsicht blind blieb. Denn die Macht der französischen Krone wollte ja auch Gustav III. von Schweden, als er mit den Tuilerien gegen die Revolution konspirierte: weil er das Bündnis mit Frankreich sich erhalten wollte und nur die alte Krone für bündnisfähig ansah, begann er jene Intrigen. Darauf hoffte auch, neben Landbesitz und anderm, Friedrich Wilhelm von Preußen, als er den Krieg gegen die Revolution betrieb; und weil Kaunitz umgekehrt auf die dauernde Schwächung der französischen Macht spekulierte, unternahm der alte Schlaukopf jenes verschmitzte Spiel, die Feuillants zu hätscheln und die Jakobiner zu bedrohen, das ihn wider Willen in den Krieg hineinführte. Blinder als blind war Marie-Antoinette, als sie Mirabeau zurückstieß und alle Parteien betrog, um die Macht ihrer Krone zu behaupten, die sie nur in der Verbindung mit der Kirche und, so sehr sie diese beschränken wollte, auch mit den Privilegierten gesichert wähnte. Und seine Unfehlbarkeit schützte Pius den Sechsten nicht davor, mit aller Welt an die baldige Besiegung der französischen Anarchie zu glauben und seine Kirche in den Kampf mit ihr hineinzusteuern. Die ganze europäische Diplomatie richtete ihr Tun und Lassen nach diesem Trugschluß ein. Wie die Revolutionäre ahnungslos über die Folgen ihres Tuns die Riegel vor den Schleusentoren hinwegstießen, durch welche die Fluten der Zerstörung über den alten Staat hinstürzten, so gingen auch ihre Feinde mit verbundenen Augen in den Weltkrieg hinein, der alle Berechnungen ihrer Diplomatie zuschanden machen, alle Systeme ihrer Politik und ihre Staaten selbst über den Haufen werfen sollte. Jahre des Kampfes und immer neuer Niederlagen und fruchtloser Anstrengungen waren nötig, um es

ihnen überhaupt nur klarzumachen, daß der Untergang der alten Monarchie nicht die Vernichtung der französischen Macht bedeutet habe, daß in den gelösten Kräften, in den Gewalten der Zerstörung positive Elemente walteten, daß die französische Nationalität, statt sich in das Grenzenlose der weltbürgerlichen Ideale zu verlieren, vielmehr sich auf sich selbst besonnen, breitere und tiefere Bedingungen ihres Daseins aufgesucht hatte, und daß aus den vulkanischen Gluten, die dieses Reich in Asche zu legen gedroht, am Ende eine Gewalt entstanden war, so eisern im Kern, so national im Wesen, so einheitlich geordnet und so hingebend geliebt und verteidigt, wie weder die Franzosen noch irgendein Volk der Erde sie jemals besessen hatten.

Und die gleiche Probe mußte nun machen, wer immer in der Welt bestehen wollte. Hineingerissen in die fürchterlichen Umarmungen mit dem neuen Staate, mußte jeder andere sich selbst im Innersten erneuern, die feudalen Ordnungen, in denen er gefesselt gelegen, abstreifen und sich auf das Interesse und den Anteil der breiteren Schichten stützen — oder er mußte untergehen. Das war der Inhalt des Riesenkampfes, den die Revolution und Napoleon mit dem alten Europa führten. So verstanden ihn philosophische Köpfe wie Altenstein, der spätere Minister Preußens, als er in Tilsit den Gewaltigen und die besiegten Monarchen mit ihrem Gefolge sah. »Diesen«, so war sein Gedanke, »werdet Ihr nicht zermalmen. Er ist von Gott gesandt, die Schwäche zu zermalmen und Kraft zu erregen.«

Es geschah dies auf sehr verschiedene Weise, hier durch Reformen, dort durch Revolution und anderwärts gar auf dem Wege der Reaktion, die sich wohl selbst revolutionär entlud. Sieg und Niederlage haben darauf eingewirkt, je nach den Traditionen, der Größe und der politischen Gruppierung der Mächte. Graf Montgelas z. B., der Reformator Bayerns, und wer, wie er, unter den kleinstaatlichen Politikern im alten Reich das Heil im Anschluß an Frankreich sah, führten die Arbeit von oben her durch, wenig geniert durch klerikale und feudale Widersetzlichkeiten; der Sieg des Imperators gewährte ihnen Sicherheit: während in Spanien die Zertrümmerung der alten Monarchie durch Napoleon

und eine elementare Erhebung der Nation dazu gehörten, um dem neuen Staat den Weg ins Leben zu bahnen. Nationale Tendenzen verbanden sich mit dem Werke des Kaisers in Italien und Polen, und liberale überall, wo seine Adler flogen: seine Partei war es, die in Spanien an die modernen Ideen, und zwar auf breitem Grunde, appellierte; und die liberalen Reformen Montgelas' würden auch in Tirol Platz gegriffen haben, wenn nur Hofer und Speckbacher mit ihren Hirten und Bauern seinen bayerischen Beamten Zeit gelassen hätten, sich in ihren Tälern einzunisten. Dort wie in Spanien vermählten sich die klerikalen Tendenzen mit dem neu erwachenden Selbstbewußtsein; und auch in Bayern gewannen jene mit dem Abfall von Napoleon neue Kraft: während Preußen wiederum das wundervolle Los hatte, daß die protestantischen Ideen, auf denen es ruhte, in seiner Staats- und Heeresordnung, in der Königstreue und Gottesfurcht des Volkes und in dem jugendfrischen Heldentum des Krieges für das Vaterland von neuem ihre machtschaffende Gewalt und den nationalen Beruf dieses Staates bewährten.

Und keineswegs hatte dieser Prozeß mit dem Siege Europas über den großen Kaiser sein Ende erreicht. Tiefer nur wühlten die Ideen von 1789 in dem Schoße unserer Nationen, und Reform wie Revolution, Krieg und Friedensarbeit, naturwissenschaftliche Entdeckungen mit ihrem Gefolge von mechanischen Erfindungen und die Vertiefung der historischen Erkenntnis, klerikale Reaktion und die Demokratisierung der sozialen und politischen Ordnungen — alles hat nur das eine Ergebnis gehabt (es ist der Inhalt des Jahrhunderts), daß die Eigenart der abendländischen Nationen und ihre Macht von Jahrzehnt zu Jahrzehnt unermeßlich gesteigert worden sind.

Mögen nun auch die hohen Ideale, welche die Revolution unter dem Jubel Europas in ihrem Beginn anrief, nicht alle erfüllt oder gar in ihr Gegenteil verkehrt sein, das werden wir ihr immerhin zu danken haben, daß sie zuerst die Kräfte befreit hat, welche unsere Nationen auf eine noch niemals in der Geschichte erreichte Höhe der Macht geführt haben. Vor hundert Jahren reichte der Orient noch bis an Drau und Donau: ein dünner Firnis

europäischer Kultur deckte den barbarischen Urboden der moskowitischen Völker: in Nordamerika war menschenleere Wildnis, vom Mississippi und den Seen her bis an den Stillen Ozean; und im Todesschlaf, kaum an den Küsten und in ein paar Flußtälern von Europäern besiedelt, lag unter dem faulen Kolonialregiment der Spanier und Portugiesen die Südhälfte dieses Kontinentes; erst ein Stück Ostindiens war im englischen Besitz, und noch führten die Brüder Wellesley mit den einheimischen Fürsten heiße Kämpfe; unberührt, von legendarischem Glanze umgeben, lag China da, als eine antipodische Kulturwelt mit Achtung und fast mit Bewunderung betrachtet. Heute steht Rußland, ausgerüstet mit allen Machtmitteln des modernen Staates, auf dem Pamir und vor dem Hindukusch, vom Amur her bedrängt es China, und in Korea bedroht es Japan. Damals verbanden sich mit Sibiriens Namen Vorstellungen des Entsetzens und eisiger Wüstenei: heute werden bald die Schienen den Stillen Ozean mit der Ostsee und dem Schwarzen Meere verbinden und unerschöpfliche Schätze aus jenen weiten Regionen heranbringen. Rund um den Erdball, den sie völlig unterjocht hält, dehnt sich die Kultur der abendländischen Nationen. Der Geist des Orients ist, wie Ranke sagte, vor ihr verblichen. Nur durch die Eifersucht der großen Mächte erhält sich, was von den Türken in Europa noch da ist, die zu Beginn der Revolution der vereinigten Macht Rußlands und Österreichs standhielten und ein Jahrhundert zuvor noch Wien bedroht hatten. Und nur im Annehmen und Nachahmen der Güter, die wir geschaffen, können andere Rassen noch hoffen, sich zu erretten. Selbst die Heere, welche die Revolution dem vereinigten Europa entgegenstellte, waren doch erst wenige Hunderttausende stark, und nicht viel über eine halbe Million führte Napoleon über den Niemen. Heute würden von den Völkern, deren Streitkräfte er gegen Rußland nach jahreslanger Rüstung vereinigte, in wenigen Wochen wohl 12 Millionen Krieger an einer Grenze gegeneinander geführt werden können.

Wer aber mag leugnen, daß mit unserer Kultur auch sittliche Ideen mächtig geworden sind? Toleranz und Freiheit sind in einer Weise verwirklicht, wie sie das 18. Jahrhundert nur in seinen

Träumen schaute. Formell wenigstens sind doch die Staaten von ihrem Bekenntnis getrennt und der Grundsatz anerkannt, daß der Wille der Obrigkeit über dem der Kirchen stehe; nirgends fast hindert die Religion an sich, die Stufenleiter weltlicher Ehren bis zur höchsten Sprosse zu erklimmen. Formell ist auch die soziale und politische Gleichheit in der Mehrzahl der Kulturstaaten durchgeführt, gibt Intelligenz und Bildung die Macht, kann jeder Arbeiter hinziehen, wohin ihm der Sinn steht, und jeder Besitzende erwerben, was er will, hat jedermann die Möglichkeit, seine sozialen Interessen und seine Auffassung des staatlichen Lebens nach dem Maße seiner Stimme zur Geltung zu bringen. Ungescheut dürfen wir die Höhen und Tiefen der Welt mit der Fackel der Vernunft beleuchten und die verwegensten Theorien über Politik und Religion aussprechen; und mit Lächeln sehen wir auf die Selbstgefälligkeit eines Geschlechtes herunter, das im Zeitalter der Postkutsche sich mit seiner Herrschaft über die Natur brüsten konnte.

Eins vor allem verdanken wir der großen Revolution, das, was heute in aller Welt als das köstlichste Kapital, als das schöpferische Element nationaler Größe verehrt wird: unsere Hingabe an die nationale Idee schlechthin. Ein zur Zeit unserer Klassiker in Deutschland, wie man weiß, noch sehr ungewohntes Gefühl. Damals konnte Schiller es als ein armseliges, kleines Ideal des Historikers bezeichnen, für eine Nation zu schreiben: einem philosophischen Geiste sei diese Grenze durchaus unerträglich; nur für unreife Nationen sei das vaterländische Interesse wichtig, für die Jugend der Welt. Und noch nicht hundert Jahre sind es her, als Frau Aja ihrem Sohne aus Frankfurt schrieb: »Nur Weimar ist der einzige Ort, woher mir meine Ruhe gestört werden könnte. Geht es meinen Lieben dort gut, so mag meinetwegen das rechte und linke Rheinufer zugehören, wem es will, — das stört mich weder im Schlaf noch im Essen.«

Ich will nun nicht darüber diskutieren, ob der Wille, die eigene Nation groß und gewaltig zu machen, dem sittlichen Ideal genug tut, oder ob es nicht Gedanken gibt, vor denen auch dieser Stolz hinsinkt, Gedanken, um derentwillen wir auch unserm

Vaterlande entsagen müßten, ja in denen allein wir unser Vertrauen auf die Größe und Ewigkeit unseres Volkes gesichert halten können. Dennoch bleibt es wahr, daß in unserm nationalen Selbstbewußtsein sittliche Kräfte zur Geltung kommen, wie sie dem Zeitalter des Weltbürgertums fremd waren. Was bedeuteten denn die Begriffe von nationaler Ehre und Königstreue den geworbenen und gepreßten Heerhaufen, die Friedrichs Siege erfochten? Diese Armee war wert, daß sie zugrunde ging, wie der Staat, für den sie kämpfte. Heute genügt ein Wort des Kriegsherrn, und in allen Gauen des Vaterlandes stehen die Massen auf, sammeln sich die Millionen an den vorgeschriebenen Orten und wogen gegen die Grenze hin: nicht bloß weil sie müssen: sondern sie alle sind durchdrungen von der Idee des Vaterlandes: Einheit, Macht und Freiheit der Nation sind jedem Arbeiter und jedem Gutsknecht Lebensmächte geworden.

Und so beweist vor allem unser Heer, als der unmittelbarste Ausdruck unserer Kraft, daß es erst sittliche Ideen sind, welche die Macht schaffen; daß dieses Wort, für sich genommen, ein leerer Schall, ein Begriff ist ohne Inhalt; und daß es niemals eine Macht gab, in der nicht sittliche Ideen gewaltet hätten, die nicht von Idealen getragen wäre.

Daß wir nur diese Ideen im lebendigen Wachstum erhalten, in rastloser Arbeit das Ewige, das in ihnen lebt, fortbilden möchten!

Es gehört nicht zum Amte des Historikers, die Zukunft auszudeuten; und die Beispiele, welche uns die Zeitgenossen der Revolution gaben, können nicht dazu verlocken: Politiker und Weltbürger erlebten das Gegenteil von dem, was sie wünschten oder fürchteten. Indessen ist es richtig, daß wir heute besser sehen gelernt haben als unsere Vorfahren, wenigstens das, was war, und ein wenig auch das, was um uns ist; und eine gewisse Garantie mag immerhin darin liegen, um auch über das, was kommen wird, urteilen zu können.

Sollen wir denn ein Moment bezeichnen, das zur Ausdeutung der Zukunft dienlich sein könnte, so ist es die Tatsache, daß aus allen Revolutionen seit 1789 die Nationalitäten nur immer selbständiger hervorgegangen, und daß die Summe der europäischen

Kräfte darum so groß geworden ist, weil sie national zusammengefaßt und der nationale Ehrgeiz und Egoismus zu unerhörter Schroffheit ausgebildet wurden. Internationalere Ideen hat es nicht gegeben als die Sätze der Menschenrechte, mit denen die große Revolution begann; also daß der biedere Campe schon das ganze weiße, rote, gelbe und schwarze Menschengeschlecht aufrufen wollte, in das Te Deum laudamus einzustimmen, mit dem die August-Beschlüsse zu Versailles gefeiert wurden. In den Bestimmungen über Maß und Gewicht, Zeitrechnung und Monatsnamen suchte der Glaube an die neue Weltepoche einen Ausdruck; Robespierre appellierte noch mit seiner Verehrung des höchsten Wesens an die Ideen des Jahrhunderts, und auch die sozialistische Verfassung St.-Justs war ohne nationale Färbung. Aber alles schlug den Revolutionären ins Gegenteil um, und statt der Ära der Humanität kam die der nationalen Demokratien.

Auch heute gibt es eine Partei, die sich ihrer Internationalität rühmt und von einem Zeitalter ohne Kampf und Nationalitätenhader träumt, und die damit in dem Leben unseres Volkes jedenfalls gewaltig rumort. Wenn es aber wahr wäre, daß die Sozialdemokraten in ihrem Gesellschaftsideal, wie ihre Führer doch noch behaupten, keine anderen als wirtschaftliche Probleme lösen wollen und in ihrem Staate nur die Ausprägung der materialistischen Weltanschauung anstreben, so spotten sie mit jener Prätension ihrer selbst und wissen nicht wie. Denn was würde ein stärkerer Anreiz für den Abschluß der Staaten gegeneinander sein, als wenn ihr ganzes Dasein nur von dem Wirtschaftsinteresse, der materiellen Selbstsucht regiert würde? Es würde ein Wesen werden, ähnlich dem unserer mittelalterlichen Städte, deren Existenz und Absichten auch nur auf die Befriedigung wirtschaftlicher Bedürfnisse gegründet und gerichtet waren. Aber einen engherzigeren und grausameren Egoismus hat es nie gegeben, als ihn diese Städte in sich ausbildeten, mochten sie nun oligarchisch oder von den sozialistisch geordneten Zünften geleitet werden: sie kannten in aller Welt nichts als ihre »Nahrung«.

Zum Glück jedoch kennen wir keine Nation, ja nicht einmal ein eigentliches Staatswesen, das jemals auf einem so banausischen

Grunde geruht hätte. Denn die Städte des deutschen Mittelalters waren nicht souverän, und der Bund der Hansa selbst, wie gewaltig zu Zeiten seine Stärke sein mochte, hat es doch niemals zu einer gemeinsamen Ordnung staatlichen Charakters, zu einer Politik mit festen Traditionen und sicheren Zielen gebracht: eine jede Stadt war zum Verrat der Bundesgenossen bereit, sobald ihr Sonderinteresse Schaden zu leiten drohte. Recht im Gegensatz zur Hansa steht in ganz der gleichen Zeit der Deutsche Orden, obschon ihre geographischen und wirtschaftlichen Bedingungen nahe verwandt waren, eine Schöpfung deutscher Ritter, Untertanen ihres Kaisers und des Papstes, wie die Hansa ein Werk deutscher Bürger war. Aber wie festgefugt war dieser Staat, aus einer Wurzel erwachsen, ein weit verzweigtes und harmonisch, man möchte fast sagen, künstlerisch ausgebildetes Gemeinwesen, mit einer Geschichte, reich an großen Persönlichkeiten, politischen Konflikten, tragischen Katastrophen: in einer reichgegliederten Geschichtsschreibung spiegelt es sich ab, und herrliche Baudenkmäler, von seiner mönchisch-ritterlichen Romantik beseelt, verkündigen bis heute seinen Ruhm.[1])

Heute mag vielleicht der Anblick unserer Parteien, in denen sich die banausischen Interessen allzusehr an die Oberfläche drängen, jener Auffassung einen Schein des Rechtes geben. Dennoch behalten die in der Tiefe ruhenden, zusammenhaltenden Elemente ihre Kraft und werden sie schon wieder offenbaren. Hat man ja auch in der französischen Revolution an nichts weniger gedacht, als daß der Ultramontanismus eine Zukunft haben könnte; das Papsttum, das noch zuletzt, und zwar von den katholischen Staaten selbst, aufs tiefste gedemütigt war, schien abgetan zu sein und mit dem Mittelalter begraben. Und doch ist die römische Kirche die einzige Macht gewesen, welche dem Versuch, sie zu natio-

[1]) Höchst charakteristisch ist es, daß die Hansa vor ihrem Untergang bei einer Geschichte von Jahrhunderten keine gemeinsame Darstellung gehabt hat: es gibt auch im Norden Deutschlands bis ins 17. Jahrhundert nur Chroniken einzelner Städte; also daß wir heute ihre Geschichte aus den Urkunden und Rezessen, denen das persönliche Leben fehlt, schreiben müssen.

nalisieren, widerstand, bei der die international geprägten Prinzipien der Revolution wirklich ein ihnen analoges, wenngleich unverhofftes Ergebnis hatten. Und so ist es geblieben bis heute: der Klerikalismus ist die stärkste Macht unseres Jahrhunderts geworden. Nachdem er sich in Frankreich der Regierung bemächtigt, schien er 1830 besiegt zu sein — um seit 1848 desto gewaltiger aufzuleben. Napoleon III. hat seine Herrschaft auf ein Bündnis mit ihm gegründet; zu den Altären flüchtete nach 1870 sein besiegtes Volk; und ein Noli me tangere bildet die Kirche heute in Frankreich wie im neuen Deutschland; auf Granit beißt, wer sich an ihr versuchen will. Ihre Kraft beruht auf denselben Elementen, die durch die Revolution lebendig geworden sind: weil sie demokratisiert ward, wurde sie stark. Also haben wir ihr gegenüber dieselbe Stellung einzunehmen wie zu den andern Problemen, welche die Demokratisierung der Gesellschaft mit sich bringt, der sozialen Frage z. B. und dem allgemeinen Stimmrecht. Wir müssen uns mit den unteren Schichten, die gegen uns und unsere Habe andringen und uns ihren Willen aufnötigen wollen, auseinandersetzen. Wir alle sind an den breiten Boden des Volkes gefesselt. Es ist nicht mehr erlaubt, ein Wilhelm-Meister-Dasein zu führen, sowie unsere Romane und Dramen nicht mehr gern die lichten und idealen Höhen, sondern die harten und grausamen Konflikte des bürgerlichen Lebens aufsuchen. Die Zeit der Privilegien ist vorüber, und es ist Torheit, über die Errungenschaften der großen Zeit zu jubeln und sie zugleich um das Edle oder Behagliche, was sie zerstörte, auszuschelten. Eins hängt am andern. Heute wäre ein Königtum wie das Friedrichs des Großen, der, von dem Boden deutscher Kultur losgelöst, das Leben eines französischen Dichters und Denkers führen und zugleich seinen Staat nach der patriarchalischen Weise seines Vaters regieren konnte, unmöglich. Wir würden mit Recht jedes Kokettieren unserer Monarchen mit einer fremden Nationalität als eine blutige Beleidigung empfinden. Je selbstherrlicher der Fürst ist, um so mehr gerade muß er dem Genius seiner Nation sich ergeben, mit ihren Leidenschaften und Idealen verbündet sein. Nur in der unmittelbaren Berührung mit den Interessen, Wünschen und

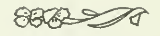
Bedürfnissen der Nation kann sich, wer auf den Höhen der Gesellschaft wandelt, erhalten.

Davor, daß die Ideen der Vergangenheit ihre Kraft verlieren werden, brauchen wir uns nicht so sehr zu ängstigen. Wie stark sie noch sein können, zeigte uns soeben die katholische Kirche: sie schien erstorben, solange das Leben der Tiefen schlummerte; indem es ans Licht brach, kam sie mit hervor. Sollen wir nun glauben, daß nur die hierarchische Weltanschauung, deren historischen Ungrund wir erwiesen, die wir sittlich und religiös überwunden zu haben glauben, mächtig bleiben wird, und daß gerade unsere Väter umsonst gelebt haben? Oder sahen wir nicht vielmehr, daß auch solche Gedanken, an die wir glauben, ihre Macht bewiesen haben, daß gerade sie es waren, welche die Kultur unserer Nationen rund um den Erdball trugen? Sie werden fortfahren, ihre Macht auch dem Kleinglauben gegenüber zu bewähren. Daß wir aber kämpfen müssen, um sie zu behaupten, kann doch kein Grund sein zum Verzagen. Denn nur im Kampf schreitet das Leben vorwärts. Hier gilt das Wort von dem Erwerbenmüssen der Güter, die wir von den Vätern ererbt haben, und von jenem Glauben, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt.

Nichts aber dürfen wir weniger besorgen, als daß unsere Nationen, die in diesem Jahrhundert der Revolutionen ihre größte Stärke erreicht haben, auseinanderfallen werden. Denn so weit wir in der Geschichte zurückblicken mögen, bis auf ihren Ursprung hin, haben sie aus der Berührung mit den auflösenden, den universalen Ideen nur immer neue Kraft und ein Wachstum ihrer Eigenart, ihrer »moralischen Energie« davongetragen. Empfangend und gebend, kämpfend, unterliegend vielleicht und zu neuen Siegen sich wieder aufraffend und sich verjüngend, sind sie zuletzt immer noch fortgeschritten in der Festigung ihrer Kraft und der Ausbildung ihres Wesens. Ja, das Beste, was sie besitzen, das Prinzip ihres Daseins, empfingen sie erst aus der Fremde, im Zusammenhang mit der weltgeschichtlichen Bewegung, aus dem Schatze der allgemeinen Kultur. Beruhen sie doch, wie Rankes Tiefsinn es ausdrückt, nicht sowohl auf den

Bedingungen der Rasse und des Landes als auf den Abwandlungen der großen Begebenheiten. Niemals waren sie allein in der Welt. In Stürmen sind sie gebildet und werden so sich behaupten.

Wenn wir derartig von oben her auf das »ewig unbefriedigte gärungsvolle Wesen unserer Tage« herabschauen, so mögen wir es wohl mit größerem Gleichmut, als es die Regel ist, betrachten dürfen; und als kleine Wellenbewegung vielleicht wird sich uns darstellen, was demjenigen, der mit den Fluten ringt, wie Wogenberge und ein Aufwallen der Tiefe, ja wie das Drohen der Vernichtung erscheinen will.



Ein Blick in das zwanzigste Jahrhundert.

(1900.)

Prophezeien ist ein mißlich Ding. Nicht bloß, daß die Propheten im eigenen Land wenig zu gelten pflegen: auch die Historie lehrt, daß ihre Weissagungen niemals so erfüllt worden sind, wie sie gemeint waren. Sie gingen alle in die Irre; und wenn einmal die Zukunft an einen oder den andern von ihnen geglaubt hat, so hat die mitleidslose Kritik noch immer nachweisen können, daß die geträumte Identität zwischen Verheißung und Erfüllung in Wahrheit nicht vorhanden ist, und daß der Glaube, um sie anzunehmen, weniger im Auslegen als im Unterlegen frisch und munter sein muß. Gerade der Historiker also sollte sich vielleicht hüten, den Schleier der Zukunft lüften zu wollen und als Saul unter die Propheten zu geraten. Indessen ist der Weg, den ich einschlage, doch ein anderer als der hergebrachte und ein solcher, der aus dem mir gewohnten Kreis kaum herausführt. Die Propheten von Beruf haben zu allen Zeiten aus der Gegenwart heraus geweissagt. Das gilt von Bebel und Liebknecht, die noch kürzlich die soziale Revolution vor Ablauf des alten Jahrhunderts kommen sahen, ebensowohl wie von allen Propheten des Alten und des Neuen Bundes. Sie alle waren Kämpfer, Parteihäupter, und zwar stets Führer von Minoritäten. Weil die Zeitgenossen nicht auf sie hörten, wandten sie sich zürnend und hoffend an die Nachwelt und warfen ein phantastisches Spiegelbild der Gegenwart und ihrer Kämpfe auf die Nebelwand der Zukunft. Wenn es dagegen der Historiker unternimmt, die Zeichen der Zukunft zu deuten, so wird er dabei von den Leidenschaften und Parteiungen des

Tages völlig absehen, ja er wird den Blick kaum auf den Moment, in dem wir stehen, wenden wollen, sondern nur auf das vergangene Leben, wobei allerdings zu bemerken ist, daß schon der gestrige Tag zur Vergangenheit gehört: durch die Jahrhunderte hindurch, ein rückwärts gewandter Prophet, wird er den Gesetzen nachforschen, welche die Mächte der Geschichte in ihren Bahnen halten — so mag er hoffen können, ungefähr wenigstens die Konstellationen zu berechnen, in denen sie in Zukunft zueinander stehen werden.

Das oberste Gesetz aber, das alle Staaten aller Jahrhunderte bewegt und regiert, ist der Trieb zur Selbsterhaltung. Er ist gleichbedeutend mit dem Willen nach Wachstum und Ausbreitung, nach Entfaltung aller Kräfte. Die Form des Staates ist dafür gleichgültig: ob Monarchie oder Republik, Stadt- oder Nationalstaat, Theokratie oder Despotismus, jener Grundzug ist allen, kleinen wie großen, gemeinsam: ins Leben selbst treten sie kraft dieses Triebes. Wäre dieser Wille nur an einem Punkt der Erde entwickelt und fände er nirgends Widerstand, so würde er (falls seine Lebenskraft es zuließe und ewig wäre) fortwachsen, bis am Ende das Erdenrund von einem Willen, einem Staatswesen umschlossen wäre. Aber so weit der Blick in die Jahrhunderte zurückreicht, sehen wir eine Fülle gleichstrebender Potenzen. Und da jede von ihnen so weit vordringt, bis ihr die Grenze von außen gesetzt wird, so ist die allgemeine Signatur ein unablässiges Ringen um Dasein und Macht. Von diesem Standpunkt aus braucht die Frage, die so oft von der Historie bei dem Ausbruch eines Konfliktes zweier Staaten gestellt wird, nach dem Urheber, dem Angreifer, gar nicht gestellt zu werden; sie sind im Grunde alle offensiv, und wer angreift, spielt oft nur das Prävenire, um den Gegner zu verhindern, die Kraft zu sammeln, die ihm später selbst gefährlich werden würde. Wir brauchen hierfür nicht lange nach einem Beispiel zu suchen: wenn die Engländer heute die Burenstaaten niederzutreten versuchen, so haben sie dies doch wohl nicht bloß um der Goldfelder Transvaals willen unternommen, sondern sie wollen das holländische Element in ihren südafrikanischen Gebieten, deren Beherrschung eine Lebensfrage für ihre Weltherrschaft ist, unterdrücken, bevor es ihnen selbst über-

mächtig geworden ist. Je geringer aber der Widerstand, um so rapider das Wachstum. Das vor allem ist der Grund für die unhemmbare Ausdehnung solcher Reiche wie die Vereinigten Staaten, China, Rußland und England. Nur dort, wo ihnen ein überlegener Wille entgegengetreten ist, haben sie haltgemacht, um sich nach den offenen Grenzen hin desto ungehemmter zu entwickeln. Wenn unsere eigene Politik den Charakter der Friedfertigkeit und der Defensive behauptet, so kommt es daher, weil wir von starken Nachbarn rings umgeben sind: in den Jahrhunderten, da nur schwache Gegner an unsern Grenzen hausten, haben auch wir uns ungescheut auf ihre Kosten ausgebreitet; und wir würden aufs neue um uns greifen, sobald es für uns wieder eine Macht zum Teilen gäbe, wie vor hundert Jahren Polen. Jedoch steht die politische Energie bei jenen Weltreichen nicht gerade im Verhältnis zu ihrem Umfang. Wie gering war doch die Stoßkraft Englands, dem der Wille gewiß nicht fehlte, in dem Krieg mit den Buren; es hat seine militärische Kraft fast erschöpfen müssen, um nur die ersten Siege über die paar Tausend armer Hirten und Bauern zu erringen. Im Krimkriege wurde die russische Riesenmacht durch einen festen Griff, von einem Punkt der Peripherie aus erdrosselt. Und wie ohnmächtig war das Reich der Mitte, als das kleine Japan es angriff und mit ein paar geschickten Fechterstößen auf die Knie zwang! Je stärker vielmehr der Druck von außen ist, um so fester pflegt sich die Kraft zu konzentrieren, die ihm entgegenwirkt. Kein glorioseres Beispiel gibt es hierfür als Preußen, das durch die Gegner ringsum und die Aufgaben, die ihm dadurch gesetzt waren, sich gezwungen sah, alle seine Kraft zusammenzunehmen. Die Kraft der jüdischen Nationalität (der stärksten, welche die Geschichte kennt) entspricht dem Druck, dem das Volk Juda von den Anfängen ihrer Geschichte her bis heute hin ausgesetzt gewesen ist. Und wenn in Europa, auf dem kleinsten Raum, die größte Summe von Kraft sich ausgebildet hat (also daß sie den Erdball sich unterwarf), so kommt dies eben daher, weil hier eine Reihe von Mächten entstanden, die in unablässiger Bedrängung durch einander ihre Kräfte zu entwickeln gezwungen waren.

Im Kampf aber entscheidet die Stärke. Darum ist es unabwendbar, daß die Weltentwicklung sich in dem Wetteifer der großen Mächte vollzieht, daß ihre Konflikte die welthistorischen Krisen hervorrufen, und daß das Schicksal der Kleinen nur im Anschluß an sie sich wandelt und entfaltet: sowie im Reiche der Sterne die Bahnen der Kleinen sich nach dem Lauf der Großen richten müssen. In dem Anziehen und Abstoßen der historischen Körperwelt können auch wir, gleich den Astronomen, säkulare Abwandlungen beobachten. Ein naheliegendes Beispiel gibt Holland, das seit dem 16. Jahrhundert zwischen den drei Großmächten des Westens, Spanien, Frankreich und England, hin und her gezogen wurde. Dies hat bis in unser Jahrhundert hinein gewährt. Noch vor hundert Jahren wurde die kleine Nation auf das gewaltsamste in dem Streit der Großen hin und her gerissen. Seit 1866 aber hat sich im Osten von ihr ein neuer Stern erster Größe gebildet, das Deutsche Reich — und schon sehen wir, wie dieser Splitter unserer Nation aus jenen fremden Bahnen wieder in die Richtung zurückgelenkt wird, aus der er nur durch das Schwergewicht der Weltmächte und die Lockerung unserer eigenen Kraft weggedrängt worden war. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird die Attraktion Hollands an das neue Deutschland sich im 20. Jahrhundert nur verstärken, und Gott möge geben, daß unsere Staatsmänner die Gelegenheiten, die sich daraus ergeben werden, immer richtig zu benutzen verstehen!

Merkwürdig aber ist die Beharrlichkeit, mit der die großen Mächte ihre Bahnen festhalten. Eben die Krisen der Weltgeschichte machen dies immer aufs neue deutlich; sie bringen die eingebornen Triebe mit ursprünglicher Gewalt an den Tag. So bewegt sich die Politik Rußlands noch heute in den Bahnen, auf die Peter der Große sie hingewiesen hat und die schon in dem alten Moskowiterreich vorgebildet waren: die slawische Welt und das Reich Alexanders des Großen unter dem Scepter des Zaren zu versammeln, ist der Antrieb, der ihr den stärksten Nerv gibt, das bindende Gesetz, das in allen ihren Epochen sichtbar wird. Noch deutlicher wird der einheitliche Charakter in der Geschichte Frankreichs: seitdem Chlodwig mit Hilfe der römischen Kirche den

Boden Galliens unter der fränkischen Krone vereinigte, ist die Verbindung römischen Glaubens und nationaler Einheit ihr bestimmender Grundzug geblieben. Keine ihrer Revolutionen hat ihn austilgen können; noch in der Stellung der Parteien bei der Dreyfusaffaire kehrte er, ins Possenhafte verzerrt, wieder; und was der Welt an der französischen Politik anfänglich wohl als eine Ablenkung von ihrem Prinzip erschienen ist, hat bisher immer noch am Ende auf die Verstärkung der ursprünglichen Tendenz hinausgeführt.

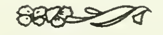
Die wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen unseres Jahrhunderts, so unermeßlich sie gewesen sind, haben diese Konstanz nicht verändern können, sondern sie nur noch viel stärker entwickelt. Gerade Rußlands Geschichte gibt wieder das beste Beispiel: die Zurückdrängung aller nichtorthodoxen Elemente ist dort niemals ärger gewesen als heute, und ganz unvermindert ist die Lust, in den weiten Gebieten der altgriechischen Welt die Macht des Zaren auszubreiten, wie weltbürgerlich er selbst vielleicht empfinden mag. Oder wer möchte daran zweifeln, daß sich das ganze Volk entflammen und fortreißen lassen würde, sobald es, wie zur Zeit der polnischen Revolutionen oder noch im letzten Kriege gegen die Türkei, von oben das Signal empfinge? Auch uns selbst dürfen wir von dem allgemeinen Gesetz nicht ausschließen. Es ist oft gesagt worden (und nichts kann wahrer sein), daß Bismarck die Traditionen Friedrichs des Großen in Preußens Politik wieder aufgenommen habe: so hat er Österreich zu Boden geschlagen und so Deutschland erobert; sie hat er auch in dem neuen Reich zu behaupten gesucht, und sie wirken in allen unsern Kämpfen nach; auf ihren Wegen liegt, so ist der Glaube der Patrioten, das Heil unseres Volkes. Die wirtschaftliche Expansion, die Ausbildung unserer Industrie und alle Umwälzungen, die dadurch bedingt waren, haben die Grundkräfte, die konstituierenden Elemente unserer Politik nicht verwandelt, sondern sie in den Kämpfen der Parteien nur schärfer herausgebracht. Noch merkwürdiger ist, daß auch Nationen, die ihren Staat längst verloren haben, wie die Polen, unter demselben Zeichen stehen. Aufgeteilt unter die übermächtigen Nachbarn, in den

Grundformen ihrer Wirtschaft und ihrer Gesellschaft ganz verwandelt, hat dies Volk dennoch alle Überlieferungen seiner Politik, alle Ziele seines Ehrgeizes bewahrt, und gerade sie verleihen ihm die Kraft, die es fähig macht, das schwere Schicksal der Unterdrückung ungebeugt zu ertragen.

Wenn dies alles richtig ist (und die Beispiele ließen sich ungezählt vermehren), wird es wohl auch so bleiben. Und damit sind die Phantasien derer, die aus wirtschaftlichen Motiven, mit denen sie alles erklären wollen, den Zusammenschluß der Mächte unseres Kontinents (ich weiß nicht, ob gegen Amerika oder England oder gegen beide zugleich) prophezeien, ebenso gerichtet wie die Träume vom ewigen Frieden: Seifenblasen, welche ab und an aufsteigen und den Diplomaten zum Spiel dienen mögen, die aber durch jeden Stoß und schon durch ein Zittern in der politischen Atmosphäre zum Platzen gebracht werden. Und gerade so schattenhaft sind aus demselben Grunde die Utopien unserer sozialistischen Propheten. Sie alle knüpfen an die Voraussetzung an, daß der Kampf der Mächte aufhören könne, der Weltfriede möglich sei, daß die Interessen der Arbeiterwelt international, ja, daß die wirtschaftlichen und darum auch die politischen Konflikte unmöglich gemacht wären, sobald erst die Welt nach ihren Interessen eingerichtet wäre: als ob nicht vielmehr, wenn jedes Volk alle seine sozialen Ordnungen lediglich nach wirtschaftlichen Interessen einrichten wollte, der nationale Egoismus am allerbrutalsten sich entwickeln müßte. Zum Glück straft sie die Geschichte ihrer eigenen Partei, ja die Antriebe, die in ihr leben, selbst an jedem Tage Lügen. Wider Willen wandeln sich ihnen ihre Schlagwörter und Programme. Auch sie sind eben dem obersten Gesetz, das den Staat beherrscht, unterworfen; indem sie auf ihren Parteitagen schon über die Fragen unserer Bewaffnung und unserer Stellung zu den fremden Mächten fast in nationalem Sinn debattieren, erkennen sie damit, ihren internationalen Prinzipien zum Trotze, an, daß deutsche Macht und Ehre auch für sie Bedeutung haben. Schon heute dürfen wir mit voller Sicherheit sagen, daß der Umwandlungsprozeß in dieser Partei, er müßte denn gewaltsam verhindert werden, sich fortsetzen wird. Um

eine Ära der Revolution zu erwarten, wie die erste Hälfte des alten Jahrhunderts sie gebracht hat, würde vor allem gehören, daß die Eifersucht unter den Mächten und Nationen geringer würde, als es heute der Fall ist. Aber niemals ist ihre Rivalität stärker entwickelt gewesen. Gerade die Demokratisierung unserer Nationen hat das Selbstbewußtsein einer jeden und das Streben, es den andern zuvorzutun, gestachelt und unermeßlich gesteigert; bei jedem kolonialen Erwerb, bei jeder Ausbreitung des Handels und der Industrie, in jedem Zweige der nationalen Arbeit tritt dieses Moment hervor. Der Kampf der großen Staaten um die Herrschaft des Erdballs bändigt die Parteien in ihrem Schoß; wer sich dem tiefsten Instinkt der Nationen, Macht zu gewinnen, widersetzt, über den wird ihr Wille hinwegschreiten.

Eins freilich ist nötig: daß das oberste Gesetz, das Gemeingefühl, das in dem Staate lebt, der Wille zum Dasein und zur Macht in ihm lebendig bleibe. Denn unsterblich ist er nicht.



Die Stellung der historischen Wissenschaften in der Gegenwart.

(1897.)

Das »naturwissenschaftliche Zeitalter«, so hat einmal Werner Siemens in einem berühmt gewordenen Vortrage unsere Zeit genannt, und unzählig oft ist ihm das Wort nachgesprochen worden; man pflegt es wie eine selbstverständliche Wahrheit zu wiederholen. Die gesamte Kultur unserer Epoche sieht er beherrscht, ja heraufgeführt durch die Macht der mit der Naturwissenschaft verbündeten Technik. Unzerstörbar nennt er ihre Triumphe, unversiegliche Quellen nicht nur des Wohlstandes, sondern des inneren Glückes und der idealen Güter; er möchte dem »neuen Zeitalter der Menschheit« ewige Dauer verheißen. Und gewiß war niemand berechtigter als er, sich zum Lobredner der Allianz zwischen Naturerkenntnis und Technik zu machen, von der er die Berechtigung seines Ausspruches herleitete. Jeder Knabe kann die wunderreichen Wandlungen nennen, welche die über die Natur gewonnene Herrschaft seit siebzig Jahren herbeigeführt hat: das soziale wie das politische Leben sind dadurch auf das tiefste beeinflußt worden; und der Name des genialen Technikers, der seine Erfindungen auf einem tief dringenden Studium der Naturkräfte aufgebaut hat, wird jederzeit mit der Geschichte unserer Epoche verbunden bleiben. Aber so formuliert und begründet, muß jene Bezeichnung dennoch als einseitig und übertrieben bezeichnet werden. Ich will nicht wiederholen, was dagegen von berufenster Seite, von Wilhelm Waldeyer, eingewandt

worden ist, daß auch das Jahrhundert der Newton und Linné, der Lavoisier und Laplace Bahnbrecher in der Naturwissenschaft gehabt hat, ja, daß gerade die Disziplinen, welche heute die höchsten Triumphe in der Umwälzung der Technik feiern, damals zum Range einer Wissenschaft erhoben wurden. Ich will von meiner Seite aus jenen Anspruch auf Alleinherrschaft bestreiten und behaupte vielmehr, daß die historischen Wissenschaften an Umfang wie an Wirkung den Wettstreit mit denen von der Natur in keiner Weise zu scheuen haben.

Denn niemals war die Lust, in den weiten Räumen der Vergangenheit umherzuwandeln und sie uns gegenwärtig zu machen, größer als heute. Es gibt keine Geisteswissenschaft, welche nicht bemüht wäre, sich ihrer Entwicklung bewußt zu werden und alle ihre Ziele in Zusammenhang zu bringen mit dem Gange der Jahrhunderte, die sie durchmaß. Jurisprudenz, Nationalökonomie und alles Wissen vom Staate wie alle Zweige der Theologie sind mit historischer Forschung unterbaut. Die Ästhetik und die Künste selbst wollen sie nicht mehr entbehren. Und unsere Philosophen, soweit sie nicht bei den Naturforschern in die Lehre gehen und auf ihrem Wege der Empirie in die Geheimnisse des Seelenlebens einzudringen versuchen, sind heute mehr darauf aus, ältere Systeme zu studieren, als eigene aufzustellen. Die Systematik ist, ich will nicht sagen verdrängt, aber ganz durchsetzt mit Historie, also mit einer Betrachtungsweise, die an sich dem systematischen Denken abhold ist und zunächst jedenfalls zersetzend darauf einwirken muß.

An Umfang unserer Studien könnten wir uns daher mit unseren Rivalen sicherlich messen. Es fragt sich nur, ob wir gleichviel gewonnen und gewirkt haben wie sie, und ob wir ein Anrecht haben, uns auf unserem Boden ebenso sicher zu fühlen.

Nicht alle Zeiten haben an die Möglichkeit des historischen Erkennens geglaubt. Das Wort von der »fable convenue« ist erst im 18. Jahrhundert geprägt worden. Die römische Weltanschauung, die mächtigste vielleicht der Gegenwart, erkennt es überhaupt nur so weit an, als es ihrem Willen und Horizonte nicht widerstreitet; tausend Federn setzt sie täglich in Bewegung,

um Dogma und Historie miteinander in Einklang zu bringen und, wo sie auseinander gehen, den Vorrang ihres Glaubens zu erweisen. Aber auch in unserem Lager gab und gibt es bis in die Reihen der Fachgenossen hinein Skeptiker genug, welche der Historie den Anspruch auf vollwertige Gewißheit absprechen. Vor allem die politische Geschichte hat von jeher unter dieser Ungunst zu leiden gehabt. Denn, so sagen die Zweifler, und die Römlinge helfen wacker mit, wir seien allzu fest mit dem Parteigetriebe unserer Tage verwachsen, um uns darüber zu erheben; das Augenblicksleben mit seinen Leidenschaften, und Interessen trübe unseren Blick und erst eine ferne Zukunft könne Unklarheiten und Fehler unserer Beobachtung ergänzen.

Wäre dem so, so würde jeder Anspruch, der Systematik die Wege zu weisen, in sich zerfallen. Denn es ist gar nicht abzusehen, weshalb, was der politischen Historie verwehrt wird, anderen Zweigen historischer Kritik zuerkannt werden soll, zumal da die politische Geschichte sich an keinem Punkte von anderen Gebieten der Kultur loslösen läßt. Oder wie könnte etwa die moderne Kritik der Bibel Alten und Neuen Testamentes, ja des ganzen Dogmengerüstes der christlichen Kirche imstande sein, die Kontrole über die Behauptungen der Dogmatik auszuüben, wenn sie ihrer selbst nicht gewiß wäre. Denn es läßt sich doch wirklich nicht sagen, daß die Konsequenzen der kritischen Theologie an praktischer Bedeutung hinter der Betrachtung etwa der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert zurückstehen; gerade sie greift vielmehr am allertiefsten in die Weltanschauung jedes einzelnen und in die gesamte Struktur unserer Gesellschaft ein.

Hätten jene Skeptiker recht, so würde das Wort von dem »Geist der Zeiten« Wahrheit haben:

> Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
> In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Es ist der zweifelnde und fast verzweifelnde Faust, dem es der Dichter in den Mund legt: seinem Famulus wirft er es entgegen.

Wie aber? Sollen wir die Sache des Pedanten vertreten, das flache Selbstbewußtsein, dem das Pergament der heilige

Bronnen ist? Nun ja, es läßt sich eben doch nicht leugnen, daß es unserer Zeit ein großes Ergötzen macht, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen; und also können wir nur, wenn wir uns auf die Urkunden verlassen dürfen, dem höhnenden Urteil des großen Grüblers, in dem schon Mephisto zu Worte kommt, mit Fug begegnen.

Und dennoch würde Goethe auch mit jenem Worte vielleicht recht behalten haben, und wir brauchen nicht lange nach den Herren zu suchen, auf die es wie gemünzt erscheinen könnte. Oder was war es anders als eine Abspiegelung der Vergangenheit in der Herren eignem Geist, wenn die Romantiker den Nebelglanz des Mittelalters in Leben und Dichtung neu heraufführen wollten, als eine phantastische Fata Morgana, ein Gegenbild ihrer eigenen Stimmungen, das ihnen krankhafte Sehnsucht in den rauhen und finsteren Jahrhunderten der triumphierenden Kirche vorzauberte.

Doch auch aus anderen Zeiten würde es Faust an Beispielen nicht gefehlt haben, um einen Wagner zu widerlegen. Jahrhunderte hindurch war Herstellung der Antike das Schlagwort der gebildeten Welt. Niemals mehr als im Zeitalter Petrarcas und seiner Jünger, welche das Leben Griechenlands und Roms nicht bloß studieren, sondern nachbilden, ihr Jahrhundert und ihre Nation mit dem Leben der Alten beseelen wollten. Tausend neue Keime haben sie in ihre Zeit gesenkt, aber niemals erreichten sie, was sie wollten; sie konnten aus der Vermählung der Antike mit ihrem eigenen Geist nur ein Neues schaffen, und ihre Lust an dem Sinn und Leben der Alten entsprang nur wieder der Sehnsucht nach Befreiung aus der Stickluft ihrer Tage, verkündete das Erwachen der modernen Nationen. Mit Fausts Argument bekämpften sie die Scholastik, die dem Geist des Altertums das eigene hippokratische Gesicht unterstelle. Aber wenn sie dem Aristoteles der Hierarchie ihren Plato entgegensetzten, so verschwand auch ihnen wieder die Lichtgestalt des hellenischen Denkers in dem mystischen Nebel neuplatonischer Ideen, die sie selbst in dem Dunstkreise mittelalterlicher Weltanschauung festhielten. Und so mögen wir durch die Jahrhunderte vorwärts schreiten und rückwärts — immer begegnet uns dies Gleichsetzen und Ver-

wechseln von Gegenwart und Vergangenheit und diese Ohnmacht, das Abgestorbene in seiner Wesenheit zu begreifen. Nirgends waren die Elemente christlicher und heidnischer Überlieferung krauser gemischt und ihrer Eigenart mehr beraubt, als in der mittelalterlichen Kirche. Und doch macht gerade sie den Anspruch, den Willen der Gottheit, das Evangelium in seiner Ursprünglichkeit zu besitzen; in jedem Moment will sie es noch heute sichtbar machen, ja in der Hostie dem Gläubigen greifbar und schmeckbar geben. Sie will den Geist Christi verkörpern und gleicht doch nur dem Geist, den sie begreift.

Jedoch auch die Gegner des römischen Stuhls können sich aus diesen Stricken nicht lösen. Ein historisches Faktum, die Erscheinung und die Lehre Christi, ist die Basis ihres Glaubens. Darin suchen sie ihre Rechtfertigung, und alle ihre Angriffe gegen Rom gipfeln darin, daß sie den Herrn und sein Wort richtiger zu begreifen meinen. Alle Sekten, die in der Kirche aufgetreten sind, lassen sich in diesem Zirkel beschreiben. Sie alle verwendeten Faustens Argument: als Zutaten späterer Jahrhunderte bezeichnen sie die römischen Abweichungen, mag es Dogma oder Verfassung betreffen; der Herren eigener Geist soll ihren Widersachern ausgetrieben, das Ursprüngliche hergestellt werden. Luther und alle Reformatoren geben sich nicht anders: das lautere Evangelium, so wie es, aus Christi Mund und Gottes Geist in den heiligen Schriften offenbart, jedermann in dem Volke vor Augen steht, wollen sie aufs neue verkündigen. Und doch, wer will es leugnen, daß sie alle die Überlieferung mit Eigenem, ihrem Geist und ihrer Zeit Angehörigem versetzten? Ja, unser Herr Christus selbst, wenn er lehrte, daß er gekommen sei, um das Gesetz zu erfüllen und die Verheißungen der Propheten, und daß kein Tüttelchen vom Gesetze aufgelöst werden solle — oder die Juden nach der Heimkehr aus dem Exil, wenn sie von der alten Herrlichkeit Israels dichteten und träumten und nach Moses' Namen ein neues Gesetzbuch nannten: was taten sie anders, als daß sie das Bild der Gegenwart mit all ihren Zweifeln und Hoffnungen auf den Nebel der Vergangenheit projizierten! Alle Propheten aller Jahrhunderte haben so gehandelt: immer waren es die Väter, die Verstorbenen,

die sie als Zeugen und Helfer anriefen. So tat Jean Jacques Rousseau, da er den Jungbrunnen für das neue Leben jenseits aller Geschichte in einem reinen Zustand der Natur zu entdecken wähnte: niemals hat es ein traumhafteres Gegenbild aller Wirklichkeit gegeben; alles will er vernichten, was zwischen dort und hier liegt; aus dem Schlamm der Zivilisation will er die Marmorstatue des Kindes der Natur herausholen.

Die Ideen der Religion, der Kirche, des Staates, der Gesellschaft knüpfen sie an die Vergangenheit, ja an den Ursprung der Menschheit; aber ihre Zwecke gehören immer der Gegenwart an: die kranke Zeit soll geheilt und die alte Welt wieder jung werden; des Rätsels Lösung wollen sie finden, den Gleichklang für alle Lebensdissonanz, das Gesetz, das die Gewähr gibt auch für die fernste Zukunft.

Solche Fülle von Tiefsinn steckt in jenem Faustischen Worte. Das Größte, was die Menschheit geschaffen, stammt aus einem Glauben, der die Zeiten verwechselt; dem tiefsten Bedürfnis des Menschenherzens ist er entsprungen.

Und so ist es eine der Hauptaufgaben für alle Historie, das Gespinst dieser Gedanken auseinanderzureißen, welche die Jahrhunderte miteinander vertauschen.

Wir setzen damit aber nur fort, was längst begonnen war. Denn immer noch hat die Nachwelt das historische Bild, das die vergangenen Generationen geschaffen, umgestoßen oder doch völlig korrigiert. Das Interesse trieb die Kritik hervor; in dem Kampf gegen das Überlebte ergriff man auch diese Waffe. So tilgte das Christentum den Pharisäerglauben aus, indem es den Gott der Juden in dem Vater der Menschheit wiederfand. So zerbrach Luther den historischen Untergrund, auf dem die römische Kirche ihre Lehren und Ansprüche in allen Jahrhunderten errichtet hatte: niemand hat je ihr trugvolles System fester angepackt und gewaltiger mit ihrer Fabelfülle aufgeräumt. Weit zurück tritt alles, was die Humanisten vor ihm getan haben. Sie hatten an den Ecksteinen nur gerüttelt: aus den Fundamenten hoben den Bau erst Luthers Bauernhände. Nicht die Intelligenz war es, welche den Fortschritt der historischen Erkenntnis be-

dingte: sondern die sittliche Kraft und die Energie eines neuen Lebensprinzipes. Ihm folgte erst die Kritik und blieb doch zugleich in den Schranken, die jenes ihr setzte.

Und nicht anders in späteren Epochen. Das Zeitalter konfessioneller Politik mußte absterben, bevor ein Pufendorf und Bolingbroke die Grundlinien der politischen Geschichte des modernen Europas entdecken konnten. Die Weltanschauung des 18. Jahrhunderts mit ihrer Voraussetzungslosigkeit gegenüber Natur und Geschichte gehörte dazu, um eine objektive Auffassung auch der Kirchengeschichte zu ermöglichen. Und wieder war es erst die Reaktion der Romantik gegen die Überhebung der Aufklärung, welche die historische Größe der Kirche des Mittelalters verstehen lehrte und dem Verständnis für die Eigenart der wechselnden Epochen die Bahn brach.

Wie stehen wir nun zu dem Problem? Können auch wir nichts anderes, als die eben Verstorbenen kritisieren und vielleicht die Erkenntnis der Geschichte um die paar Linien unseres Horizontes weiterführen? Wird uns vielleicht schon die nächste Generation von den Richterstühlen herunterstoßen, in denen wir uns heute breit machen, und unsere Schilderungen auch nur wieder zu Spiegelbildern unseres eigenen Geistes herabdrücken?

Räumen wir zunächst ohne weiteres ein, daß uns noch vieles fehlt, und daß zukünftige Geschlechter Methode und Urteil verschärfen und vertiefen werden. Das ist eine Konzession, welche auch die Naturforscher ohne Bedenken ihren Nachfolgern machen werden. Danach aber halte ich jener Besorgnis entgegen, daß wir heute keine Nebenzwecke, keine besonderen Ideale verfolgen. Wir wollen nur berichten, wie wir zu dem geworden sind, was wir sind, und behaupten gar nicht, daß wir es besonders weit gebracht haben. Wir stehen der Vergangenheit gegenüber wie der Naturforscher der Pflanze oder den Perioden unserer Erdgeschichte, in denen er unsere Ursprünge bis zum Affen und unsertwegen noch weiter hinauf verfolgen mag. Wir wollen, solange wir studieren, aus den alten Zeiten nichts heraufholen, was unmittelbar lebengestaltend wirke; wir wollen keine Geister beschwören. Wir würden nicht zurückscheuen, den Schleier zu

heben, und ginge es uns wie dem Jüngling zu Sais. So wenig wollen wir ein System und dogmatische Werte, daß wir im Gegenteil alle Systematik auflösen und die Bedingtheit alles irdischen Wesens und Begehrens nachweisen. Wir wollen nichts als untersuchen und entdecken, Land gewinnen, wie es Faust als das befreiende Ende ziellosen Strebens begrüßte.

Und immerhin dürfen wir sagen, daß wir ein Stück Weges zurückgelegt und dort tiefgründigen Kulturboden aufgedeckt haben, wo frühere Generationen nichts als den wogenden Nebel der Sage und das Gestrüpp verwirrter Überlieferung erblickten. Wie flach gemalt erschien das Bild der römisch-griechischen Kultur noch im Jahrhundert der Aufklärung und wie eng der Rahmen der es hielt, bevor Winckelmanns schönheitsdurstige Seele das Land seiner Sehnsucht, die Welt hellenischer Formen entdeckte! Damals hatten sich Römertum und Griechentum in der allgemeinen Auffassung noch kaum voneinander gelöst, ja die Griechen traten hinter Cicero oder seinesgleichen weit zurück; und über allem lag der matte Glanz der gleichen klassischen Erhabenheit. Heute ist die Perspektive auf das Altertum durch Jahrtausende hindurchgeführt: jede Epoche hat ihre Stellung erhalten; tiefe Schatten zeigen sich, wo eine frühere Zeit nichts als Licht sah, und eine Fülle von Leben tritt hervor, wo sonst alles im Dunkel lag. Troja und Mykene, Argos und Orchomenos sind uns nicht mehr bloße Stätten sagenvollen Glanzes, sondern wir sehen die Staaten und die Menschen vor uns, um deren Kämpfe die Sage der Hellenen ihre goldenen Fäden spann. Aus den Scherbenhügeln der syrischen Landschaften, aus den Urwäldern von Mexiko und Texas erheben sich vor uns wie aus Grabesdunkel verschollene Kulturen. Und bis ins 4. Jahrtausend und weiter zurück können wir in den Mutterreichen unserer Bildung am Nil und Euphrat, in Ägypten und in Assyrien, die vergangenen Geschlechter bei ihrem täglichen Leben und Treiben bis in das kleinste Detail, man kann sagen bis in Küche und Keller, beobachten.

In allem aber dringen wir in das Wesen, die Eigenart der Zeiten ein. Wir machen kaum den Anspruch, wie die Naturforscher, die »dauernden Gedanken«, die Gesetze in der Erschei-

nungen Flucht nachzuweisen; nur das bunte Bild des Lebens in allen Jahrhunderten wollen wir abschildern. Aber gerade darum beginnt der Geist der Zeiten sich vor uns zu entschleiern.

An dieser Stelle merken wir recht, daß wir Historiker auch in der Wirkung unserer Gedanken sehr wohl den Rivalen an die Seite treten dürfen. Auch wir wollen so wenig wie sie »über den Erdkreis hinweg die Augen blinzend richten«, und nur »was sich erkennen läßt, ergreifen«. Wir zittern vor keinen Konsequenzen, welche dies allseitige Antasten und Nachprüfen unserer Weltvorstellungen nach sich ziehen könnte. Es ist ein Anblick, an dem Mephisto beinah seine Freude haben könnte; vielleicht würde ihm sein Giftwort einfallen vom Bangewerden um unsere Gottähnlichkeit oder auch der ältere Spruch von seiner Muhme, der Schlange. Wir nagen an jeder Wurzel, wir rütteln an jedem Steinchen, das den kunstvoll verschlungenen Bau unserer Gesellschaft trägt. Keine Überlieferung, kein Glaube, kein Gesetz, keine Urkunde, und trüge sie göttliche Siegel, ist vor unseren Spürnasen sicher. Wir graben und graben, wie die Lemuren gruben, als sie auf Faustens Geheiß die Kanäle zogen, um ihm von neuem Land zu gewinnen; — aber Mephisto war ihr Werkführer, und sie gruben dem Meister das Grab.

Wohl hören wir tausend Stimmen, einen lärmenden Chorus, »halt ein!« rufen. Ihre Weisheit besteht im Festhalten dessen, was steht, weil es einmal dasteht — sie nennen das konservativ. Aber soweit dabei nichts als Angst vor der Zerstörung das Wort führt, wird ihnen alles Geschrei wenig helfen. Denn unaufhaltsam schwillt die Flut des Wissens empor. Und schon wächst sie mehr fast in die Breite als in die Höhe. Von den Massen wird sie als Machtelement begrüßt und erstrebt. Alle technischen Errungenschaften wirken nur dienend und verstärkend mit; indem sie die Menge zusammenführen und die neuen Gedanken mit der Schnelligkeit des Blitzes über die Erde verbreiten, wirken sie gleichsam wie Windstöße, welche mit immer stärkerer Gewalt die wogende Macht vorwärts treiben.

Vor der Wucht dieser Aufklärung tritt die des 18. Jahrhunderts tief in den Schatten. Damals gab es nur einen kleinen Kreis von Wissenden, und die große Menge lebte in den gewohnten Bahnen des staatlichen und kirchlichen Lebens dahin; konfessionell waren immer noch die Streitigkeiten, die sie etwa interessierten. Es waren, zumal in Frankreich, dem Mutterlande der Aufklärung, die Reichen und Vornehmen, »la bonne compagnie«, welche die neue Bildung besaßen, als ein neues Vorrecht zu ihren alten: das Privileg des Witzes; und selbst die Wortführer, wie Voltaire, dachten lange Zeit nicht daran, der Menge, dem »Pack der Knechte und Mägde«, den »Aberglauben« zu nehmen. Heute ist es eher umgekehrt: die harten Fäuste ergreifen und entzünden an den hin und her fahrenden Blitzen ihre Fackeln, und angstvoll sehen wir die Besitzenden und Gebietenden herbeieilen und zur Abwehr der feurigen Lohe ihre hölzernen Mauern besteigen.

Kein Zweifel, daß die nervöse Unruhe unserer Zeit, ihre Angst vor der Zukunft, ja das Gefühl seelischer Verarmung, welches weite Kreise zu ergreifen droht, zum guten Teil auf diese fortschreitende Kritik und Unterhöhlung aller unserer Überlifeerungen zurückzuführen ist. Mit den Erfolgen der Naturerkenntnis finden wir uns viel leichter ab, denn sie berühren nicht so unmittelbar das Nervengeflecht der Gesellschaft und lassen sich viel leichter ausmünzen, in politische und soziale Macht umsetzen, als das historische Wissen. Auch sie fordern ungezählte Opfer, wie alles menschliche Schaffen zugleich Zerstörung ist; aber man sieht doch bei ihnen das »wo und wie«, und die ungemessenen Vorteile, die sie gewähren, lassen uns am Ende vergessen, was sie vernichteten. An der historischen Aufklärung aber nehmen wir zunächst nur die zersetzende Kraft wahr, und nicht die unwägbaren Güter, denen sie nun doch vielleicht Raum verschaffen möchte. Kalt und scharf, gleichsam elektrisch, ist das Licht, das sie ringsumher ausgießt. Die Romantik, welche das sagenwebende Dämmerlicht der Geschichte liebt, gedeiht nicht mehr in dem Plein air unserer Tage. Wo sie noch erscheint, ironisiert sie sich wohl selbst, wie bei Joseph Viktor Scheffel, oder sie drapiert sich mit dem erborgten Flitter religiöser Mystik und moderner philosophischer Ideen, wie bei

Richard Wagner; oder sie verbündet sich direkt klerikalen Tendenzen, wie bei dem Dichter von Dreizehnlinden. Unnatürlich und abstoßend wirkt sie, sobald sie sich in das grelle Tageslicht hinauswagt, wie bei den spiritistischen Frauengestalten Ibsens in der trockenen Stubenluft seiner bürgerlichen Trauerspiele. Und so drohen, es ist schmerzlich zu sagen, vor diesem Hin- und Herleuchten in alle Winkel des Erdenlebens, die guten Geister aus Phantasus' Reich zu entweichen.

Glücklich die naiven Zeiten, denen ein paar Motive aus der alten Kunst, Rundbogen oder Säule, genügten, um sie mit der eigenen quellenden Phantasie zu verschmelzen und so eine Kunst zu schaffen, welche, in sich abgeschlossen, das Können und Streben der Epoche zu einem vollen und klaren Ausdruck brachte. Heute sind unsere Architekten mit allen Epochen der Stilgeschichte vertraut, und unsere jungen Mädchen wissen schon über die Malerschulen Hollands und Italiens zu sprechen. Wir sammeln in unsern Museen die Kunstprodukte aller Länder und Zeiten, von den Ägyptern und Assyrern herunter bis zu den Südseeinsulanern und Kaffern. Auch sind wir bewunderungswert im Restaurieren. Die Kirchen, welche unsere Väter unausgebaut ließen, stellen wir wieder her, so prachtvoll und harmonisch, wie sie nur je gedacht wurden. Wir sind unvergleichlich im Imitieren. Alle Stilgattungen wissen unsere Baumeister zu handhaben. Sie bauen gotisch und romanisch, im Stil griechischer Tempel und arabischer Moscheen, in deutscher und italienischer Renaissance, Barock und Rokoko, wie es kommt, mit tiefer Kenntnis und oft vollendetem Geschmack und Formsinn; und ihnen nacheifernd füllen die Kunsthandwerker unsere Zimmer nach analogen Musterzeichnungen, wie es die wechselnde Mode mit sich bringt. Gewiß haben auch frühere Epochen, wie das 18. Jahrhundert, überlieferte Formen in Fülle verwandt; aber an der koketten Grazie des Rokoko und an dem schwerfälligen Prunk der Barockkunst wird jedermann leicht die Einheit und den Zusammenhang dieser Formen mit der Gesamtkultur ihrer Zeit herausfinden. Wo aber ist in der reich und glänzend entwickelten Architektur von heute der Typus, der dem Zeitcharakter entspräche? Ich wüßte es nicht zu sagen,

man müßte ihn denn in der Stilvielheit, in der Eklektik selbst, welche das historische Studium hervorrief, entdecken wollen.

Kein dramatischer Dichter würde es heute wagen dürfen, die Zeiten und Menschen so durcheinander zu würfeln, wie es noch unsere Klassiker oder gar Shakespeare ohne Sorge taten. Es wäre für sie undenkbar, etwa den wackeren alten Haudegen, den Prinzen von Homburg mit seinem silbernen Stelzbein, in einen traumwandelnden Heldenjüngling, oder den kinderreichen flämischen Familienvater Graf Egmont in einen jugendlich schönen Liebhaber, oder gar den buckligen und halb verrückten Sohn Philipps II. in die Idealgestalt eines für Freiheit und Humanität schwärmenden Jünglings umzuwandeln — jeder Schuljunge würde sie auslachen. Nicht ohne Grund hat man die Geschichte die führende Muse Schillers genannt. Aber genau besehen, sind alle seine historischen Gestalten, selbst diejenigen seiner Prosawerke, nur wieder Abspiegelungen der Vergangenheit in seiner eigenen Seele, die mit allen Fasern dem 18. Jahrhundert verknüpft war. Heute sind wir historisch so geschult, daß wir uns sogar die losen Szenen Shakespearescher Dramen nur unter ängstlichster Beobachtung der Kostüme jener Zeiten gefallen lassen, in die der Dichter sie zufällig verlegte; und wir bemerken gar nicht, daß wir dadurch im Grunde den Riß zwischen dem Geist, der sie beseelt, und dem historischen Aufputz, in dem sie erscheinen, lediglich erweitern. In ihren eigenen historischen Dramen aber müssen unsere Dichter sich ebensosehr dem Geiste der abgeschilderten Epoche anschmiegen, wie ihren äußerlichen Umrissen.

Und so sehen wir, wie sie die modernen Geschichtsbücher zur Hand nehmen oder gar die Quellen selbst studieren und die Sprache der Vorfahren, falls die Geschichte in Deutschland spielt, nachahmen. Der eine treibt die Annäherung an die Vergangenheit so weit, daß er ihr jeden Schleier abreißen und sie in naturalistischer Nacktheit hinstellen möchte; andere wieder suchen patriotische Klänge wachzurufen und die politischen Konflikte der Gegenwart den heroischen Gestalten der Vorwelt anzudichten; aber vor den Historikern vom Fach findet keiner rechte Gnade,

und selbst die Rezensenten können das Nörgeln nicht lassen und flicken ihnen ewig am Zeuge.

Wohin die Zeit mit ihrer Kritik geraten wird, und ob noch einmal wieder Phantasie die mächtigen Flügel regen, Ruhe und Friede, ein Glück und ein Glaube in die zerspaltene Welt einkehren wird — wer will das sagen? Das hieße Probleme berühren, die jenseits unserer Aufgabe liegen. Wir wollen nur ergreifen, was sich erkennen läßt, und uns unserer Schranken bewußt bleiben. Doch bleibt in uns der Sehnsucht unnennbar schmerzliches Gefühl, und so bleibe uns denn auch die Hoffnung auf des Himmels schönste Tochter, die Erfüllung.

Nichts aber wäre törichter, als wenn wir uns aus Angst und Sorge vor der Mühsal wegkehren und mit archaisierendem Gelüste trachten wollten, das Abgestorbene zu neuem Leben zu erwecken. Nur um so heftiger und lauter würde die Kritik hinter uns her geifern und die Sorge wahrlich nicht von uns weichen. Wir würden uns selbst mit Unfruchtbarkeit schlagen. Denn die naive Zuversicht, mit der die Alten dichteten und schufen, würde dahin sein. Der Glaube an ihr Werk war es, was sie beseelte, und er allein half ihnen im Schaffen. Machen wir es wie Faust, der Greis Gewordene, und rufen wir der Sorge zu, daß wir am rechten Orte sind. Wir wollen die Hand am Pfluge halten und das Haupt nimmermehr wenden. So wird es einst nicht fehlen an Frucht und Schatten. Wir wollen unserer Straße ziehen, und sollten wir das Land unserer Sehnsucht auch ewig nur von ferne schauen.



Rankes biographische Kunst
und die Aufgaben des Biographen.

Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität
König Friedrich Wilhelms III.

(3. August 1912.)

Der Geburtstag ihres Königlichen Stifters ist der älteste und war lange Zeit der einzige Festtag unserer Universität. Neunundzwanzigmal hat sie sich an ihm versammelt, um mit der Nation vereint nach guter Preußensitte dem Lebenden ihre Glückwünsche darzubringen und das Gelübde der Treue zu erneuern. Als er zum dreißigsten Male wiederkehrte, war die sorgenschwere Stirn des geliebten Herrschers erkaltet; der Tag der Freude war ein Tag der Trauer geworden, und andere Tage gewannen seitdem im Reigen der Jahre die Stellung des nationalen Festtages. Die Universität aber bewahrte dem 3. August seinen festlichen Charakter, in dankbarem Gedächtnis an den Monarchen, der in Preußens schwerster Zeit sie ins Leben gerufen, und unter dem sie zur ersten Hochschule Deutschlands erwachsen war; nur im Sterbejahr des Königs selbst, unter dem Druck der Trauer, ist sein Tag ungefeiert geblieben. So spiegelt sich in unserer Feier die Geschichte des Jahrhunderts wieder und zugleich das besondere Verhältnis, in dem unsere Universität in hellen und in dunklen Tagen, unter dem Druck der Knechtschaft und inneren Zwiespalts wie in den Zeiten leuchtender Siege, zu ihren Königen gestanden hat: als »das geistige Leibregiment des Hauses Hohenzollern«, um das stolze Wort zu wiederholen, das einer unserer Rektoren, du Bois Reymond, an einem 3. August geprägt hat, in der Stunde, da des vereinigten Vaterlandes Kraft

an unserer Westmark versammelt war, bereit, einer verheerenden Wetterwolke gleich über den Erbfeind des deutschen Namens herzustürzen.

Unter allen diesen Stunden die dunkelste war doch die vor hundert Jahren: als August Böckh zum ersten Male seines Amtes als Redner der Universität waltete, vor einer Korona, in der neben den Räten des Königs französische Offiziere saßen; als der König, dem Namen nach Freund und Bundesgenosse, in Wahrheit Knecht des Welteroberers geworden war und seine Waffen ihm nur geliehen hatte, um die eigenen Fesseln fester zu schmieden. Wie wenige wußten damals von den Kräften, die so bald flammengleich aus Preußens Erde emporlodern sollten, von den Helden, die unser Volk in seinem Schoße barg! Müde und matt, ergeben in das Unabwendbare, die meisten nicht einmal sonderlich ergriffen von der Not der Zeit, gingen König und Untertan den Geschäften des Tages nach. Wunderbare Zeiten, deren Gedächtnis zu feiern die Nation sich bereits anschickt: als das Schicksal, das der Überstarke in seiner Faust zu halten schien, sich von ihm wandte und die zurückflutenden Wogen in immer erneuertem Ansturm den Titanen von Klippe zu Klippe bis hin zum Felsen St. Helenas warfen! Niemals ist die Bedeutung der Persönlichkeit in der historischen Welt sichtbarer geworden, niemals deutlicher, daß nur die im Manneswillen gesammelte sittliche Energie die träge Masse fortreißen und mit Leben von ihrem Leben erfüllen kann.

Was könnte uns da näher liegen, als dieser Großtaten unserer Vorväter zu gedenken! Jedoch ich widerstehe der Versuchung. Denn erst das kommende Jahr wird der Universität, die im Vordergrunde des Kampfes stand, deren beste Männer Freunde jener Helden, ja mit ihnen die Vorkämpfer der Nation waren, das Recht und die Pflicht dazu geben. Heute möchte ich nur das soeben berührte Problem erörtern. Ich hoffe auf Ihre Nachsicht, wenn ich dabei nicht sowohl originale Gedanken vorbringe als mich einem Größeren anvertraue — dem Meister, als dessen Gefolgsmann ich mich stets bekennen werde: an Rankes biographischer Kunst wollen wir versuchen uns über die Aufgaben des Biographen zu orientieren.

Auch Rankes vielgestaltige historische Muse hat sich einem jener Führer des Volkes zugewandt, und gerade dem, dessen Wort nächst dem des Königs am meisten galt, dessen feine Hand auf den Hebel der Schleuse drückte, unter der die Fluten der preußischen Erhebung brausend hervorbrachen. Aber niemals hat ein Werk der historischen Literatur den Namen einer Biographie weniger verdient als Rankes »Hardenberg«. Die Jugendzeit, die Entwicklung des Ministers bis zum Eintritt in den preußischen Dienst wird noch dargestellt, umsichtig und lehrreich in jeder Zeile, aber mit vorsichtiger Zurückhaltung und fast nüchtern im Urteil und Ausdruck. Je breiter aber der Strom der Ereignisse wird, um so mehr tritt das persönliche Element zurück. Über die große Politik erhalten wir wertvollste Kunde; niemand, der sich mit der Zeit beschäftigt, wird ungestraft daran vorübergehen dürfen. Aber eine Biographie ist das Buch schon nicht mehr. Und in dem Moment, wo der welthistorische Schauplatz, auf den die Napoleonischen Kriege den preußischen Staat hinausgeführt hatten, sich wieder verengt, bricht es ganz ab, gerade da, wo das für den Biographen interessanteste Problem im Leben Hardenbergs beginnt: der Kampf der in dem befreiten und hergestellten Staat sich erhebenden Reaktion mit den liberalen Ideen, in deren Sphäre Hardenberg selbst erzogen war, und die er in seiner Weise auf Preußen zu übertragen versuchte. So gering dachte Ranke selbst von seiner Aufgabe als Biograph des Ministers, der Preußen wieder in den Kreis der großen Mächte eingeführt hat, daß er ihre Notwendigkeit nahezu leugnete. »Was läge«, schreibt er, »an sich so großes an Hardenberg? Er ist nur dadurch einer historischen Darstellung würdig, daß er um die Befestigung und Wiederherstellung der preußischen Selbstständigkeit das größte Verdienst hat.« Und freilich darf man zweifeln, ob der Mann, den nach dem Worte einer klugen Freundin die allmächtigen Stunden beherrschten, einer Biographie wert sei. Denn wenn es die Aufgabe einer solchen ist, das Verhältnis der Persönlichkeit zu der Umwelt zu beschreiben und das Maß, in dem sie auf diese einwirkte, zu bestimmen, so ist dies bei niemand schwerer als bei Hardenberg, der dem Lauf der Ereignisse immer mehr folgte, als daß er ihn geleitet hätte, recht im Gegensatz zu den starken

Naturen, die ihn auf ihrer Bahn vorwärts stießen, mochte diese nun zur Befreiung und Erhebung des Vaterlandes führen oder zur Reaktion. Aber auch da, wo Ranke Gestalten in den biographischen Rahmen spannte, bei denen die Macht der Persönlichkeit sich mit der Macht der Stellung verband, hat er versagt. Friedrich den Großen hat er in seiner preußischen Geschichte und in späteren Werken in jedem Alter seines Lebens geschildert; und niemals sind die Linien, in denen er seine Gestalt festgehalten hat, schärfer nachgezogen worden: aber in der kleinen Biographie, die er ihm gewidmet, hat er das Bild des großen Königs mit halb verblaßten Farben und in fast schattenhaftem Umriß ausgeführt. Und noch seltsamer mutet uns die Biographie Friedrich Wilhelms IV. an, die Ranke mit jener vereinigt herausgab. Denn mit diesem war er in herzlicher, auf Sympathie und langjährigen Umgang gegründeter Freundschaft verbunden: aber gerade dieses Moment läßt er darin weit zurücktreten; er schreibt über den romantischen König so nüchtern wie über den Schüler und Freund Voltaires; nichts gibt er uns als ein paar an sich wertvolle, jedoch nur lose zusammenhängende Bruchstücke aus dem privaten und öffentlichen Leben seines königlichen Freundes. Freilich hat Ranke selbst beide Studien gar nicht des Titels, den er ihnen gab, für würdig geachtet, er folgte darin nur einem Wunsche seines Verlegers. »Biographische Digressionen« — der Ausdruck selbst ist bezeichnend — widmete er einem Don Juan d'Austria, einer Königin Christine: Persönlichkeiten, deren tragisches Geschick oder seelische Kompliziertheit, im Kontrast mit den Aufgaben, zu denen ihre Stellung in der Welt sie bestimmte, ihn anreizen mochten; Biographien sind auch sie nicht, noch sind sie als solche von ihm gedacht worden. Das gleiche gilt von den Forschungen über Don Carlos wie von den Arbeiten über Consalvi, Savonarola, Filippo Strozzi und Cosimo Medici, die als »biographisch-historische Studien« einen Band der Gesammelten Werke füllen. Als »eigentliche Biographien« hat Ranke auch diese Aufsätze nicht betrachten wollen; »ich würde«, schreibt er wiederum seinem Verleger, »damit die Rücksicht verletzen, die ich dem gelehrten Publikum schuldig bin.« Nur einmal, in seinem Wallenstein, hat Ranke das Problem der Biographie voll erfaßt

und bis ans Ende einheitlich durchgeführt. Aber selbst diesem Werke will nicht jedermann den Charakter einer wahrhaften Biographie zubilligen: hat er doch selbst sie im Vorwort als eine zur Geschichte sich erweiternde Biographie bezeichnet und danach den Titel, »Geschichte Wallensteins«, gewählt.

Hiernach können wir in der Tat zweifelnd fragen, ob wir ein Recht dazu haben, die Aufgaben des Biographen nach den Vorbildern zu formulieren, die Ranke uns gegeben hat. Woran aber liegt es, daß der Großmeister der Historiographie sich von der Form der Geschichtsschreibung, die heute im Vordergrunde des Interesses und vielleicht des Könnens steht, so fern gehalten hat? War es Scheu, an das Geheimnis der Persönlichkeit zu rühren? Oder persönliche Abneigung? Das Gefühl der Unmöglichkeit? Oder des eigenen Unvermögens? Sollen wir etwa zugeben, daß das echte biographische Talent wirklich nicht in ihm war? Daß dies in einem Carlyle tiefer und ursprünglicher lebte? Daß der Historiker, der den allgemeinen Zusammenhängen mit souveräner Kraft nachzuspüren verstand, das persönliche Leben nicht zu erfassen vermochte? Sind beides überhaupt getrennte Ämter und Vermögen? Ist ein anderer Weg dazu nötig, um die Tiefen des seelischen Daseins zu ergründen, und ein anderer, um das allgemeine Leben zu begreifen?

Daß die Sehnsucht nach dem Erfassen der Persönlichkeit ganz ursprünglich in Rankes Seele brannte, daß er den Quell in sich rauschen fühlte, die Schöpferkraft der Phantasie, die das Leben der vergangenen Geschlechter liebend zu umfassen vermag, zeigen die Briefe seiner Jugend. Im Reichtum der Jahrhunderte möchte er schwelgen, alle die Helden sehen von Aug' zu Aug', mitleben noch einmal und gedrängter, lebendiger fast alle Taten und Leiden dieses unendlich vielseitigen Geschöpfes, das wir selber sind. Das erste Buch, an das er denkt (schon als Student), ist ein Leben Luthers; und noch als Greis bekennt er seinem Sohn, daß er sich mit dem Gedanken getragen habe — in dem ersten Anfang seiner Ehe, als er eine Reise an die heiligen Stätten mit der Gattin geplant —, ein Leben Jesu zu schreiben. Er besitzt ein Mitgefühl der Zeiten, aller Lebenssphären und aller Jahrhunderte, vor dem

jede Schranke fällt. Mit überwältigender Kraft offenbart sich sein biographisches Talent gleich in den »Romanisch-Germanischen Geschichten«. Ganze Geschlechter und zahllose Einzelne ziehen darin, einander drängend und stoßend, ein rastloser Strom, an dem Leser vorüber, jeder in der Farbe seiner Quelle, in dem Kostüm seiner Zeit, seines Stammes, der Welt, in der er lebte, mit ihren Gedanken, ihren Empfindungen, ihren Leidenschaften. Die »Fürsten und Völker«, die »Serbische Revolution« wetteifern damit an Glanz der Farbe, während die Zeichnung noch schärfer, der Hintergrund reicher und der welthistorische Rahmen fester geworden ist. Dieselbe Kraft, schon sparsamer geübt, erscheint noch in den der italienischen Reise folgenden Werken. Erst von der »Englischen Geschichte« ab verblassen mehr und mehr die Farben. Aber die Schärfe der Charakteristik bleibt. Wo gibt es in der historischen Literatur Porträts wie das des sterbenden Cromwell, oder ein Doppelbildnis wie das Gustav Adolfs und Wallensteins vor ihrem Zweikampf bei Lützen, oder das des Eremiten von Sanssouci mit seinem jugendlichen Rivalen, Maria Theresias ehrgeizigem Sohn! Bis in die »Weltgeschichte« hinein reicht diese Kunst der Linienführung; selbst aus den Jahrhunderten, in denen das Licht der Quellen fast verloschen ist, aus dem Schoße von Nationen, die ohne alle Überlieferung dahinlebten, treten uns unter der Hand des Meisters Gestalten entgegen, die den Eindruck persönlichen Lebens erwecken und zugleich das Gefühl der Sicherheit geben, daß dies wirklich ihr eigenes, erlebtes Leben, ihre historische Persönlichkeit gewesen ist.

Bei alledem ist es richtig, daß Ranke noch etwas Höheres kannte als das Eindringen in das Leben des Individuums. Denn nur in Beziehung auf die höchsten Ideen ist ihm der Mensch, das »Geschöpf, das wir selber sind«, der Betrachtung wert. Gott zu suchen war Ursprung und Anfang seines Forschens. In dem Zusammenhang der großen Geschichte meinte er ihn zu erkennen. Hier sieht er ihn »wie eine heilige Hieroglyphe, an seinem Äußersten aufgefaßt und bewahrt, vielleicht, damit er nicht verloren gehe künftigen Geschlechtern und sehenderen Jahrhunderten.« »Wer enthüllt Kern, Natur, lebend Leben des Individuums?«, so klagt,

verzweifelnd fast, der Vierundzwanzigjährige. Aber schon ist er getröstet: »Täglich«, so lesen wir unmittelbar vorher, »erweitert sich Kenntnis und Aussicht über die Weltgeschichte.« Hier hat er seine Lebensaufgabe gefunden. Immer aufs neue kommt er darauf zurück, und niemals hat er sie anders aufgefaßt; seine biographischen Versuche selbst führen ihn wieder dahin. In das »geheimnisvolle Wesen der Dinge und der menschlichen Seele«, in ihre letzten Gründe einzudringen, vermeidet bereits sein Blick. »Denn«, so schreibt er präludierend zu Wallensteins Katastrophe, »etwas Hypothetisches bleibt in dem Dunkel menschlicher Antriebe und Ziele immer übrig.«

Nicht als ob Ranke das persönliche Leben aus dem allgemeinen habe ausschalten wollen. Er sieht vielmehr, wie es die Welt erfüllt; jedes Wort, jeder Wille wirkt mit zum Ganzen: »Menschheit wie sie ist: erklärlich oder unerklärlich: das Leben des Einzelnen, der Geschlechter, der Völker, zuweilen die Hand Gottes über ihnen«. Aber alles Tun und Treiben der Individuen, all ihr Hoffen und Wünschen, ihre Sünden, ihre Bedürfnisse, ihre Ideen, ihr Wissen, ihr Glaube, alles was sich aus Hirn und Herzen löst, geht über in das allgemeine Leben, das von Epoche zu Epoche ewig sich wandelnd und sich erneuernd durch die Jahrhunderte flutet. Nur in diesem Rahmen werden die Individualitäten sichtbar; in diesen Grenzen vollziehen sich ihre Geschicke; Glück und Unglück, Macht und Ohnmacht werden dadurch bedingt und besiegelt: »Die Entschlüsse der Menschen gehen von den Möglichkeiten aus, welche die allgemeinen Zustände darbieten; bedeutende Erfolge werden nur unter Mitwirkung der homogenen Weltelemente erzielt; ein jeder erscheint beinahe nur als eine Geburt seiner Zeit, als der Ausdruck einer noch außer ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz.« Keine bessere Bestätigung dieses Gesetzes kann es geben, als daß die Mächtigen auf Erden und die Gewaltigen im Geist immer so empfunden haben. So meinte es Napoleon, wenn er sich den größten Sklaven unter den Menschen nannte, Knecht eines Herren, der kein Herz habe, der Berechnung der Umstände und der Natur der Dinge: darin sah er das Schicksal beschlossen, dem er gehorchen, dessen Gebote er vollstrecken müsse; so Bis-

marck mit dem wundervollen Wort, daß der Staatsmann nichts weiter vermöge, als auf den Tritt Gottes im Walde zu lauschen und, wenn er vorüberschreite, einen Zipfel seines Mantels zu erfassen; so alle die Reformatoren und die Stifter der Religionen selbst, wenn sie sich Gottes Werkzeuge, ja Gottes Söhne nannten; und so ein jeder, wer immer in die Tiefen der Welt und dem Ewigen ins Angesicht geschaut hat.

Sind dies aber in der Tat die Bedingungen, unter denen die Individualitäten sich bilden, so gibt es auch keinen anderen Weg, um ihr Werden zu verstehen; so steht die Biographie unter demselben Zeichen wie die allgemeine Historie; so ist auch sie nur unter universalen Gesichtspunkten anzugreifen, und alle Forderungen und Methoden, die für die Erkenntnis des Zusammenhanges der Begebenheiten gelten, gelten auch für die biographische Kunst; so muß jeder andere Versuch, in das Innere der historischen Persönlichkeiten einzudringen, scheitern, mag er nun von der Phantasie des Dichters her oder aus irgendeiner Ecke der Psychologie oder gar der Psychiatrie unternommen werden. Im Kampfe bilden sich die Charaktere. Darum stehen die starken Männer in den Zeiten großer Erschütterungen auf. So erhob sich aus dem Chaos der Französischen Revolution, die schon so viele ihrer Geschöpfe gestürzt hatte, der mächtigste Sohn der Zeit, ihr Bändiger und Vollender, das größte Genie, das die neueren Jahrhunderte gesehen haben. So erwuchs aus der Drachensaat des Hasses, die der Weltbezwinger gesät hatte, der Chor der Helden, die unser Volk zum Kampf der Rache führten. So wurde durch die Deutsche Revolution Bismarck in den Strudel des öffentlichen Lebens hineingerissen, aus dem die Hand des starken Tauchers die Kaiserkrone emporbrachte.

Von hier aus lassen sich erst die Kräfte abschätzen, die ineinander greifen müssen, um die Persönlichkeit zu bilden: ihre angeborene Energie und der Widerstand ihrer Umwelt, ihr Wollen und ihr Vollbringen. Von hier aus begreifen wir die Tragik, die auf den großen Gestalten der Geschichte ruht, die finsteren Schatten der Schwermut und tyrannischer Ungeduld, zorniger Leidenschaft und bitterer Menschenverachtung, welche ihre sturmumbrauste

Lebensbahn begleiten. Glücklich, wem die Gestirne günstig waren, glücklicher vielleicht noch, wer hinweggenommen ward, bevor sein Stern ihn verließ. Denn wie oft wurden von der Mitwelt diejenigen verfolgt und verachtet, in deren Lehre und Leben die Nachwelt der Zeiten Erfüllung sah! Nur eine kurze Spanne mißt das Leben des Einzelnen, und zu zäh ist der Widerstand der stumpfen Welt, zu groß ihre Furcht vor dem Neuen, dem das Alte weichen muß, zu sehr hängt ihr Herz an der Vergangenheit, die ihr bequem und vertraut geworden ist, als daß auch der Größte und Reinste sie völlig sich und seinen Gedanken unterwerfen könnte: sie sieht nur Trümmer und die unausbleibliche Zerstörung, wo bereits die Fundamente einer neuen Weltordnung gelegt sind. Selbst wer siegreich war und die errungene Macht behauptete, blieb am Ende enttäuscht, weil das neue Geschlecht seine Gedanken verkümmerte und der Bau, den er errichtete, bereits wieder ins Wanken geriet.

Und doch gebürt diesen Kämpfern allen die erste Stelle im Gedächtnis der Menschen, sowie sie in der Nachwelt die wahrhaft Lebenden, die Mächtigen bleiben. Denn nicht in der bloßen Erinnerung an den Namen und den Lebenslauf, mag man auch von jedem seiner Tage Rechenschaft ablegen können, sondern in dem Fortleben der Gedanken, in dem was der Mann war und wirkte, liegt die Unsterblichkeit.

Auch für die Auswahl und für die Gestaltung der Stoffe erhält man von hier her Regel und Maßstab. Mag Ranke immerhin durch den Wunsch, den Zusammenhang der Zeiten zu entschleiern, die »Mär« der Weltgeschichte zu entdecken, von der Biographie ferngehalten oder wieder hinweggeführt worden sein, so dürfen doch auch wir ihr die Grenzen nicht allzu weit und lose stecken. Nicht jedermann, der sich in seinem Volk einmal hervorgetan hat, verdient darum sogleich, daß man sein Leben von der Wiege bis zur Bahre beschreibe, und hunderte von Biographien hätten deshalb ungeschrieben bleiben oder auf den Raum einer Skizze zusammengedrängt werden können. Nur demjenigen gebührt in Wahrheit ein solches Denkmal, der mit seiner Persönlichkeit voll in die Weltentwicklung eingegriffen hat. Jedermann liegt vor Augen, was die Entwicklung der Wissenschaften für den Aufbau der sozialen und

politischen Welt bedeutet. Die Grundlagen unserer Existenz ruhen auf ihnen und wandeln sich mit ihnen unablässig. Aber bedarf darum der Lebenslauf eines Gelehrten einer besonderen Darstellung? Er müßte denn etwa wie Treitschke handelnd und kämpfend hervorgetreten sein und seiner Forschung selbst ein politisches Ziel gegeben haben, oder wie Luther und Schiller alle Unruhe der Zeit, alles Streben, das in ihr lebte, in seine Seele aufgenommen und aus seiner Persönlichkeit heraus neu geoffenbart haben. Der Gelehrte lebt in seinen Büchern; dort findest Du die Summe seiner Gedanken. Das Unpersönliche ist gerade für ihn das Charakteristische, das Bedeutende. Je ausschließlicher er sich der Gedankenwelt, in der er lebt, hingibt, um so weniger wird sein persönliches Leben das allgemeine Interesse beschäftigen; und nur der Weg, den er gegangen, um in das Leben seiner Wissenschaft einzumünden, die Zeiten seiner Entwicklung könnten den Biographen reizen. Ranke, der dies Verhältnis genau so bezeichnet und wie kein anderer danach gelebt hat, überträgt es sogar auf die Staatsmänner, deren Lebensgeschichte sich ebenfalls (wir denken wieder an Hardenberg) mit der politischen Ideenwelt ihrer Zeit so nahe berühre, daß es oft schwer falle, ihre besondere Stellung dazu wahrzunehmen: so daß auch bei ihnen (er meint in noch höherem Grade als bei den Gelehrten) hauptsächlich die Zeit ihrer Bildung Teilnahme für ihre Person erwecke und ihr Sein und Wesen später nur in der Wirksamkeit, die sie in ihrem Fache entwickeln, hervortrete. Und das gleiche könnte man vielleicht von dem Feldherrn sagen, der in der Schlachtenleitung die in seinem Fach erworbenen Kenntnisse zur Anwendung bringt, die psychischen Eigenschaften jedoch, die ihn erst zum Helden und Sieger machten, schon in der Zeit seiner Jugend erworben hat. Wer die zwanzig Bände von Thiers' »Histoire du Consulat et de l'Empire« vor Augen hat, weiß, wie leicht eine biographische Absicht durch die Überwucherung mit unpersönlichem Stoff erstickt werden kann. Mehr als eine Biographie ist durch dies Verkennen der Maße, nach denen sie anzulegen ist, verdorben worden oder in den Anfängen stecken geblieben. Knappheit ist fast die Haupttugend des Biographen. Denn niemals darf er seinen Helden aus den Augen verlieren und

aus dem Mittelpunkt der Darstellung hinwegrücken. So wenig wie es dem Portraitmaler erlaubt ist, die Umgebung und den Hintergrund außer Beziehung zu der Figur, die er schaffen will, zu setzen. Lebenswahr, naturwahr soll die Umgebung sein, in welcher der Held erscheint. Jedoch nirgends dürfen die Nebenfiguren so weit in den Vordergrund gestellt werden, daß die Hauptgestalt dadurch verkleinert und zurückgedrängt wird.

Aber auch den größten Gestalten gegenüber ist eine Auslese dessen, was man zu sagen hat, geboten. Denn sie sind Menschen wie die andern, und nur Allzumenschliches haftet auch ihnen immer an. Darum ist die Kunst des Auslassens dem Biographen ganz besonders zu empfehlen. So lange Luthers heroische Gestalt der Nation unmittelbar vor Augen stand, bleibt er auch für den Historiker der Mann, an dem ein jeder Zug interessant und eindrucksvoll ist; und mehr noch würden bei ihm die Jahre der Entwicklung, wie bei jedem Großen, die Zeit der inneren Kämpfe, in denen er zum Reformator erwuchs, die Kunst des Biographen heranrufen, wenn nicht auch bei ihm diese Jahre so sehr im Dunkeln lägen. So muß denn sein Bild in der Hauptzeit seiner Kämpfe, von dem Anschlag der Thesen her bis zum Bauernkrieg hin, in den Vordergrund der Betrachtung gerückt werden. Auch danach mag es noch, wie in den Marburger Tagen oder in dem Sommer auf der Koburg, Momente geben, wo seine Gestalt uns mit der Wucht originaler Größe packt. Aber die weiteren 16 Jahre, in denen der Reformator dem Lauf des Evangelium, der von seinen alten Hoffnungen so weit abwich, scheltend und murrend folgte, bedürfen wahrlich nicht mehr einer gleich ausführlichen Darstellung; je mehr das Gleichartige in ihnen zusammengedrängt und das Gleichgültige hinweggetan wird, um so mehr wird der künstlerische Eindruck des Ganzen wachsen.

Für alle diese und wie viel andere Beobachtungen bietet Rankes biographische Kunst Beispiele in Fülle. Wundervoll, wie er es versteht, das welthistorische Licht aus der Idee, in der er die Einheit und den Zusammenhang der Begebenheiten erfaßt, hinweg auf die Häupter der führenden Persönlichkeiten zu leiten und es in dem ganzen Umkreis seiner Darstellung zu verbreiten, also daß

jeder Winkel davon erhellt und auch die Nebenfiguren, die im Vorbeigehen einmal Erwähnten, aufleuchten und Gestalt gewinnen; wundervoll, zu sehen, wie das Ganze dadurch Einheit und Zusammenschluß erhält, persönliches und allgemeines Leben ineinandergreifen; großartig besonders die Momente, wo er den Reflex dieses Glanzes an den Persönlichkeiten zeigt, in denen sich, wie in Alexander oder Cäsar, die Biographie mit der Weltgeschichte durchdringt.

Man kann das Wort Universalität nicht aussprechen, ohne des Wortes Objektivität zu gedenken — Begriffe, die sich verhalten wie Gedanke und Wort: nur die Form ist diese, in der jene sich äußert. Also muß der Biograph (denn es gibt kein Drittes) auf manches Mittel verzichten, um den Leser zu gewinnen. Er wird alle diejenigen verlieren, welche auf den Text des Tages, auf die Stimme der »Wortführer«, wie man sie nennt, der Nation horchen, und die aus der Vergangenheit immer nur das ihren Wünschen und Ansichten Bequeme heraushören. Mag er sich, wenn ihm der Sinn danach steht, damit trösten, daß ihn die Nachwelt verstehen, daß auch er somit zu den »post mortem laureati« zählen werde. Mehr Wert hat das Bewußtsein, daß sein Weg zur Erkenntnis führt, und daß es immer besser ist, der Wirklichkeit auf dem Wege, den die Wissenschaft zeigt, so nahe als möglich zu kommen, als eine erträumte Wahrheit mit Hülfe der Phantasie zu erreichen. Auch davor braucht er sich nicht zu fürchten, daß des Dichters Phantasie leichter erfliegen werde, was er selbst auf dem steinigen Wege der Quellenkritik zu erreichen sucht. Denn nichts ist falscher als zu glauben, daß es dem Poeten gegeben sei, aus seiner Kenntnis der menschlichen Seele heraus historische Wirklichkeiten zu erblicken.

Auch der Historiker vermag nichts ohne Phantasie; aber er wird darum nicht den enggebahnten Weg verlassen, welchen ihm die Quellen, die keine anderen sind als die der allgemeinen Geschichte, darbieten. Er mag wohl Dinge sagen, die er in der vor ihm liegenden Quelle nicht mit ausgedrückten Worten findet, und oft genug aus der Anschauung, die er von dem Ereignis oder der Persönlichkeit gewann, heraus urteilen; aber auch diese wird immer der Gesamtreflex einer aus Quellenstudium geschöpften

Vorstellung sein; und niemals wird er vorsichtiger vorgehen, als wenn er sich über den Text seiner Quelle hinauswagt.

Der Lohn wird nicht ausbleiben. Wer in der Partei steht und von ihr aus die Vergangenheit anschaut, verengt seinen Blick. Denn gerade die Befreiung von dem Druck der Vergangenheit, die mit tausend Armen in die Gegenwart hinübergreift, will die Historie erreichen. Nur so ist es möglich, die Epochen zu unterscheiden, jede in ihrem Wert und jeden an seiner Stelle zu erblicken. Auch der Dichter kann nur Typen zeichnen, wie sie ihm die Schule, zu der er gehört, oder das eigene Innenleben, die Widerspiegelung der Welt in Phantasie und Herz, erzeugen. Lebend Leben schaut nur der Historiker. Nicht im leeren Raum allgemeiner Begriffe weilen die Schatten, die er beschwört, sondern sie gewinnen unter seiner Hand von neuem Blut und Seele auf dem Erdreich, dem sie entwuchsen, inmitten ihres Volkes, ihrer Kirche und der Welt der Gedanken, welche sie umgab, als sie noch im Lichte des Tages wandelten. Auch kennt er keine Grenzen des Geschmackes, weder Sympathie noch Antipathie noch modische Formen der Anschauung, sondern alles ist sein, was gelebt hat, Menschheit wie sie ist. Er braucht nicht davor zurückzuschrecken, Barbaren oder Verbrecher zu schildern, und kann seine Künstlerkraft und Künstlerfreude ebenso an einem Cesare Borgia und einem Napoleon entfalten wie an einem Hutten oder dem Freiherrn vom Stein. Des vollen Lebens wechselnde Gestalten darf er im Bilde bannen.

Ich kenne wohl den oft gehörten Vorwurf, daß solche Abwehr jeder Parteilichkeit zur Entblößung von allem Urteil führe, daß man sich des Rechtes dazu selbst beraube und zur bloßen Registrierung der Tatsachen sich verdamme. Dem können wir, wieder mit Ranke, zunächst entgegenhalten, daß persönliche Beschränktheit den Historiker doch hindern wird, das Ziel, das er sich setzen muß, zu erreichen: »Das Subjektive gibt sich von selbst.« Ertragen müßte man immerhin jenes Schicksal, wenn das oberste Prinzip dadurch gesichert würde. Indessen, das Prinzip selbst wird uns davor retten; denn es bietet einen Maßstab dar, der höher ist, als jeder andere sein kann. Der Wille zur Erkenntnis ist selbst Leidenschaft, die edelste, die reinste, die es gibt. Wer nach nichts

anderem strebt als nach der Wahrheit, wer das wirklich Wirkliche sehen, den Urgrund des Seins erschöpfen will, der sucht Gott, er ist in Gottes Dienst. Er wird der Vergangenheit mit Andacht nahen, mit »Hochachtung vor der Begebenheit«, mit ehrfürchtiger Scheu, an das Unergründliche zu rühren und in ikarischer Ungeduld sich über den Boden der Quellen zu erheben. Er wird das allgemein Menschliche, er wird die objektiven Werte, Staat und Religion, Recht und Gewissen, und wie alle die welterbauenden Elemente heißen mögen, welche das allgemeine und das persönliche Leben tragen, in ihrem Ewigkeitsgehalt wahrnehmen.

Philosophie und Religion, wissenschaftliche Freiheit und die Unterwerfung unter den Geist der Wahrheit, das ist der Horizont, der die objektive Historie umschließt. Auf diesem Boden stand Ranke. Von dort aus wurde er Historiker. Niemals hat er ihn verlassen. Es ist die Atmosphäre, die seine Gestalten umgibt und jede Erzählung durchdringt. Aus ihr stammt jede Betrachtung, mit der er, gleich dem Chorführer in der antiken Tragödie, den Gang der Geschichte begleitet. Er drängt sich nicht auf die Bühne, auf der das Schauspiel, das er schildert, sich abspielt. Er mischt sich nicht in den Dialog, der dort geführt wird. Er erzählt dem Hörer selten, wie die Empfindungen und Äußerungen der Handelnden entstanden, und behauptet niemals, daß ihre Entschlüsse anders hätten motiviert und ausgeführt werden müssen. Gleich einem guten Regisseur hat er alles bereits angeordnet und ausgemacht, bevor der Vorhang hoch ging, und frei und lebensvoll schreiten seine Gestalten über die welthistorische Bühne.

Möge der Geist Rankes über den Gedächtnisfeiern für die Helden der großen Zeit walten, die unsere Nation im kommenden Jahr begehen wird. Der Adel ihrer Seele, die Macht ihres Willens, die fortreißende Kraft ihrer Persönlichkeit werden dann nur in um so hellerem Lichte erstrahlen.



Ansprache an die Berliner Studentenschaft

auf ihrem Kommers zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät des Kaisers.

(18. Juni 1913.)

Kommilitonen!

Aus den Liedern und Reden des heutigen Abends klang e i n Ton uns entgegen, der Grundton gleichsam in dieser Symphonie des Jubels: das ist die Idee, an die uns jeder Tag dieses Jahres erinnert, für die vor hundert Jahren 42 Söhne unserer Alma Mater ihr Blut dahingaben, die Idee, die dies Jahrhundert zum Siege geführt, zu der unser Kaiser selbst gestern sich vor seinen Bundesfürsten bekannt hat — die Idee vom Vaterlande. Denn unauflöslich ist die Erinnerung an den heiligsten der deutschen Kriege mit dem Ehrentage unseres Kaisers verkettet, und wundervoll symbolisiert sich dies in der heutigen Feier, die in der Stunde begann, da vor 98 Jahren auf Waterloos Feldern Napoleons Macht zusammenbrach.

Es war nicht immer so in deutschen Landen Es hat Zeiten gegeben, wo sich das Bekenntnis zum Vaterland im Winkel verkriechen, wo, wer zu ihm hielt, das schlechte Handwerk des Verschwörers treiben mußte. Wir aber wollen nicht mehr darüber klagen. Denn wir geben heute zu, daß der vaterländische Gedanke viel zu gestaltlos war, um zu raschem Ziel zu kommen; daß die partikularen Gewalten, wenn sie sich zur Wehre setzten, das Recht, weniger noch der Legitimität als der Geschichte, für sich hatten; und daß ganze Generationen in Hingebung und pflichttreuer Arbeit an ihrer Macht gebaut haben. Heute haben sie sich der Macht des

nationalen Gedankens unterworfen und dennoch, so viele unter ihnen die Stürme überdauerten, ihre Eigenmacht behauptet. Sie sind eingefügt in die Verfassung unseres Reiches; eingemauert in seine Fundamente, tragen sie als die stärksten Pfeiler das Dach unseres Hauses. Und freudig bekennen sich unsere Fürsten mit uns zu Kaiser und Reich.

Niemals aber wollen wir vergessen, daß die deutsche akademische Jugend die Vorkämpferin der Idee vom Vaterland gewesen ist, hingebend und opferwillig, wie es Ehre, Pflicht und Freude der Jugend ist. Auch die Berliner Studentenschaft hat in diesem guten Kampfe nicht gefehlt. Auch sie hat ihre Blutzeugen gestellt, auf den Schlachtfeldern wie im Straßenkampfe; und nicht die schlechtesten waren es, die das harte Brot des Kerkers oder der Verbannung essen mußten, weil sie dem Wahlspruch der alten Burschenschaft »Ehre, Freiheit, Vaterland« die Treue hielten. Und mag es auch Jahre der Ermattung gegeben, mögen sich unter Studenten wie Professoren manche gefunden haben, die den Nacken beugten oder als Männer der Partei, vielleicht auch aus tieferer politischer Einsicht, abseits standen, so haben doch die Zeiten der nationalen Erhebung noch immer Lehrer und Schüler um das nationale Banner geschart gesehen; und jederzeit hat es Professoren gegeben, die mit der Jugend fühlten und glaubten, von Fichte und Schleiermacher an bis hin zu dem, der noch heute an dieser Stelle stehen könnte, hätte ihn nicht ein grausames Geschick auf der Höhe des Schaffens aus unserer Mitte gerissen: der Herold des neuen Reiches, der mit dem Vater brach, um dem Vaterlande treu zu bleiben, der Verächter alles Zagens und abstumpfenden Zweifelns, der Glutenvolle, Feueratmende, der Unvergeßliche — Heinrich von Treitschke.

Man hat in diesen Tagen viel geredet und gerühmt von dem mächtigen Anschwellen unserer wirtschaftlichen Kraft; und wen unter uns wird dies nicht mit Stolz erfüllen und mit der Zuversicht, daß wir allen unsern Rivalen und Gegnern gewachsen bleiben werden! Aber aller Besitz wird wertlos und kraftlos sein, wenn ihm die Idee fehlt, welche lebendig macht; und wir wären Narren, wollten wir unser Leben für nichts anderes opfern als für Schätze, welche die

Motten und der Rost fressen, und die ungleich genug verteilt sind. Nicht unsere Wälder, so wohlig es in ihrem Schatten sich wandern läßt, nicht die Ströme, so schön sie rauschen, nicht die Berge mit ihren Schätzen, nicht das Meer, das unsere Flotten trägt, sind bereits das Vaterland. Das alles ist nur der Boden, auf dem das Vaterland sich erhebt. Aus den Burgen, die zu unsern Strömen herniedergrüßen, schaut es uns an, aus den Domen, welche die fromme und doch so hochgemute Kunst unserer Vorfahren gebaut, aus den Palästen unserer Fürsten wie aus der Hütte des Landmanns, aus den Monumenten, die wir unsern Helden im Reiche der Gedanken und des Staates errichtet haben; leuchtend steigt es vor uns auf in der Sommersonnwendnacht, wenn auf allen Bismarcktürmen die Feuer brennen; in tausend und abertausend Erinnerungen umschwebt es unsere Berge und die altersgrauen Mauern unserer Städte; es spricht zu uns aus den Gedanken und den Taten derer, die an seiner Größe gearbeitet, an seine Zukunft geglaubt haben; es lebt in unsern Herzen. Das ist das Land Hermanns, das Land der Eichen — das Erbe unserer Väter, das wir täglich neu erwerben wollen, für das wir leben und schaffen wollen und, wenn es sein muß, das Leben lassen werden.

Mein Spruch gilt der Berliner Studentenschaft als der Trägerin des deutschen Geistes, des Geistes der Ehre und der Zucht, der Treue und der Wahrhaftigkeit, des Glaubens an die idealen Güter, die wir mit dem Gedanken an das Vaterland verbinden, und der Hoffnung, daß unser Volk in dem Glanze dieses Glückes blühen wird bis an das Ende der Jahrhunderte.

Möge die Berliner Studentenschaft allezeit sein und bleiben eine Hüterin der reinen und freien Gedanken!

